

Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

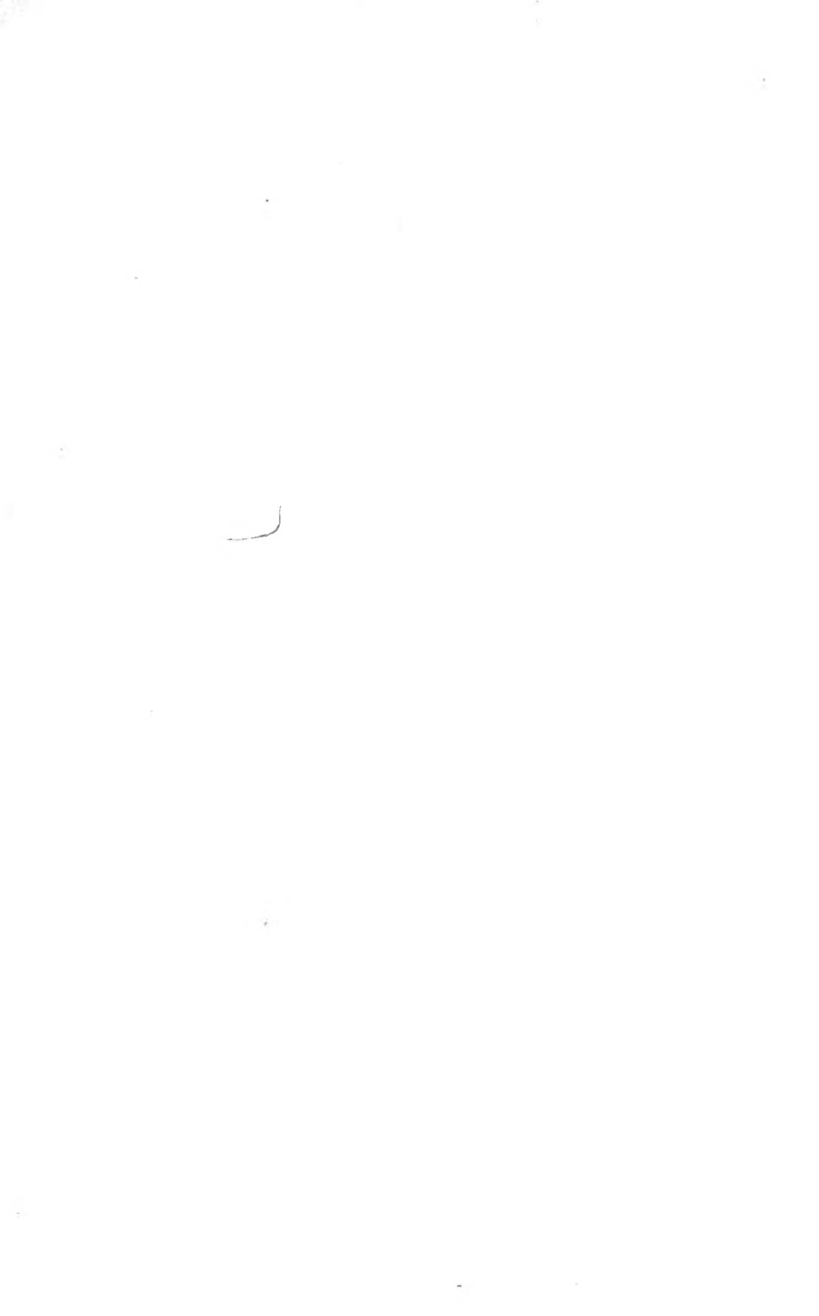
Dreizehnter Band.

Inhalt: Stationen meiner Lebenspilgerschaft.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.



Stationen meiner Lebenspilgerschaft.

Einleitung des Herausgebers.

Im Vorwort zu seiner Selbstbiographie betont Hamerling, daß die ersten Abschnitte derselben als selbständige Skizzen in Roseggers „Heimgarten“ veröffentlicht wurden, noch ohne die Absicht, eine vollständige Lebensbeschreibung zu liefern; so nahm denn auch der Dichter die zweite der Skizzen („Knabenjahre hinter Klostermauern“) in die Sammlung seiner „Prosa“ (unter dem Titel „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft“) auf, was wohl kaum geschehen wäre, wenn damals schon die positive Absicht einer Vervollständigung vorlag.

Da berichtet uns Rosegger:

„Als ich im Sommer 1883 eines Tages auf Besuch im Stiftinghause war und von seinem im ‚Heimgarten‘ veröffentlichten Aufsatz: ‚Eine Station meiner Lebenspilgerschaft‘ gesprochen wurde, sagte Hamerling plötzlich: ‚Sind Sie einverstanden, wenn ich mit den Erinnerungen aus meinem Leben im ‚Heimgarten‘ fortfahre? Ich möchte meine Lebensbeschreibung nicht fremden, sensationssüchtigen, nach Notizenkram und bloßem Hörensagen arbeitenden Leuten überlassen, sondern sie selbst besorgen. Mein Leben ist äußerlich nur ein enger Kreis, aber auch in einem solchen kann man innerlich einen langen und bedeutungsvollen Weg zurücklegen. Ich werde mehr die inneren Keime und die seelische Entfaltung berücksichtigen, als die äußeren Verhältnisse und Erlebnisse. Äußere Verhältnisse wie ich haben Tausende erfahren, sie sind darum noch keine Dichter geworden. Ich möchte fast sagen, daß äußere Verhältnisse weniger harter Natur mir besser zustatten gekommen wären, als der Druck der Armut, der besonders in meiner Jugendzeit auf mir gelastet hat ... Es sind viele Leidensstationen von jener Zeit an bis heute und so möchte ich meine Selbstbiographie ‚Stationen meiner Lebenspilgerschaft‘ nennen. Ich schreibe sie allmählich, Sie drucken sie allmählich ab und den Lesern

wollen wir gestatten, sich weidlich zu ärgern, wenn die Biographie weder pikante Abenteuer, noch niedliche Genrebilder zu erzählen hat. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der den Leuten meine Lebensbeschreibung gerade so recht sein wird, wie ich sie verfaßt haben werde.'"

So Rosegger, der als Redakteur des „Heimgarten" Hamerlings Vorschlag freudig zustimmte.

Und so veröffentlichte Hamerling gemach in den fünf Jahrgängen des „Heimgarten" seine Selbstbiographie*). September 1888 war das letzte Stück vollendet bez. publiziert, und Mai 1889 erschienen die Aufsätze gesammelt (und nur ganz unwesentlich verändert) als Buch „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Das Buch erlebte mehrere Auflagen, doch war die Mai 1889 erschienene erste Ausgabe die einzige, die Hamerling durchgesehen bzw. erlebte. —

Es lag die Versuchung nahe, die vorliegende Ausgabe in etwas zu kommentieren, und zwar durch Anmerkungen. Aber diese Absicht könnte nur zum Teil verwirklicht werden, da viele und gerade interessanteste Partien des Buches eine Kommentierung gegenwärtig noch nicht vertrügen. So wurde also, weil unsere Arbeit nur sehr lückenhaft geschehen könnte, von Anmerkungen abgesehen. Eine interpretierte Ausgabe der „Stationen" ist erst einer späteren Zeit vorbehalten.

Hamerling schließt seine „Stationen" mit den Worten: „Ich habe das Gefühl, als ob diesen biographischen Blättern ich selbst oder ein anderer noch einige weitere anzufügen haben würde." Der Dichter schrieb diese Worte 1888. Ein Jahr später starb er. Bezüglich dieser letzten Phase seines Erdenwallens verweisen wir auf das betreffende Kapitel unserer biographischen Skizze im ersten Bande vorliegender Gesamtausgabe.

---

*) „Heimgarten" 1883: Mai; 188[illegible]: März, April, Oktober, November; 1886: Juni, Juli, Oktober, November; 1887: März, Mai, September, Oktober, Dezember; 1888: April, Mai, September.

Vorwort des Verfassers.

Von den vorliegenden Skizzen aus meinem Leben wurden die ersten in Roseggers „Heimgarten“ noch ohne die Absicht, eine vollständige Lebensbeschreibung zu liefern, veröffentlicht. Aus verschiedenen Gründen aber, welche im Buche selbst an Stellen angedeutet sind, wo sich die passendste Gelegenheit hierzu ergab, entschloß ich mich, mit der Darlegung desjenigen, was ohne Verletzung von Rücksichten, die ich andern Personen schulde, der Öffentlichkeit anvertraut werden konnte, fortzufahren, bis es sich zu einer Überschau meines bisherigen Lebens zusammenschließen würde.

Der hauptsächlichste Antrieb lag für mich in dem Bedürfnis, die Tatsachen meines Lebens in ihrer Einfachheit und Wahrheit sicherzustellen gegen die Oberflächlichkeit, Ungenauigkeit und phantastische Willkür, welcher man nur allzuoft auf biographischem Gebiete begegnet. Niemals wäre mir der Gedanke gekommen, mein Leben zu beschreiben, hätte man nicht die Gepflogenheit, ein Dichterleben gelegentlich zum Stoff von Feuilletons und Essays zu machen, indem man ungesichteten Notizenkram, bloßes Hörensagen und trügerischen äußeren Schein mit schönfärberischen Redensarten aufputzt, so manches Mal auch an mir geübt.

Wollte man einwenden, es lohne sich doch im Grunde kaum, ein Menschenleben mit gewissenhafter Wahrheit aller Einzelheiten zu schildern, so kann ich nur sagen, daß meiner Ansicht nach, wenn man es überhaupt der Mühe wert findet, der Welt über den Lebenslauf eines Menschen Bericht zu erstatten, man es auch der Mühe wert finden muß, die Wahrheit über diesen Gegenstand zu bieten, nicht mehr und nicht weniger als die Wahrheit.

Sie sind nicht eben zahlreich, diese „Stationen“ meiner Lebenspilgerschaft; und vielleicht finden manche es anmaßend, daß ich überhaupt von einer „Lebenspilgerschaft“ spreche. Aber auch in äußerlich engem Kreise läßt sich innerlich eine weite Bahn vollenden, und wir pilgern alle, wenn auch nicht mit Muschelhut und Stab, nach einem Ziel, nach einem Ideal, in eine unendliche Ferne.

Sollte der Titel dir überhaupt nicht gefallen, lieber Leser, sollte das Wort „Stationen“ dir zu prosaisch klingen, so befreundest du dich vielleicht besser damit, wenn du statt an Eisenbahn-, lieber an Leidensstationen denkst, obgleich diese Blätter eher alles andere sind, als eine breite Ausmalung persönlicher Mißgeschicke. Ich werde mit dem, was der Poet als Mensch von frühester Jugend an auf den verschiedenen Stationen seiner Lebenswanderung zu überwinden hatte, die Lesewelt sehr wenig behelligen, und nur zum Schluß mit der Geschichte meiner Krankheit aus bestimmten Gründen eine notgedrungene Ausnahme machen.

Weihnachten 1888.

Inhalt.

1. Aus der Kindheit.

In dem kleinen, niederösterreichischen Marktflecken Kirchberg — nicht „am Wagram“, nicht „am Wechsel“, nicht „an der Wild“, sondern „am Walde“ — alle diese kleinen Orte liegen in demselben niederösterreichischen Kronlande — unfern den Städtchen Zwettl und Weitra, steht einem hohen, stattlichen Schlosse gegenüber, an einer Flanke von den Riesentannen eines romantischen Wildparks beschattet, ein Häuschen, über dessen Tür von poesiefreundlicher Hand eine Tafel angebracht worden ist, mit dem Namen eines noch lebenden Poeten, der am 24. März 1830 in diesem Häuschen das Licht der Welt erblickte.

Wer dem noch lebenden Poeten zürnt, weil er nicht den Mut hatte, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, um jene Tafel entfernen zu lassen, der würde vielleicht milder denken, wenn er Zeuge einer Szene gewesen wäre, welche vor vielen Jahren an eben jener Stelle sich zutrug.

Schmerzgebeugt ging eine noch junge, aber bleiche Mutter mit einem bleichen Kinde auf dem Arm aus diesem Hause gleichsam in die Verbannung und ins Elend hinaus. Drinnen stand der Webstuhl still, an welchem ihr junger Gatte gesessen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben hatte — des Schicksals Hand hatte dareingegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten.

Als jenes Kind unter einem heftigen Regengusse zur Welt gekommen, hatte Frau Fortuna, um diese bekanntlich günstige Vorbedeutung nicht Lügen zu strafen, sich zwar eingefunden, war aber, nachdem sie mit dem Haupte an die allzu niedrige Tür geprallt, mit einer Beule auf der Stirn und einer Verwünschung auf den Lippen wieder umgekehrt.

Jenseits des Gartenzaunes, der das Häuschen von dem

herrschaftlichen Wildpark trennte, stand und steht noch eine Art von griechischem Tempelchen, überschattet von riesigen Tannen. Dort mag eine Muse umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag die Muse über den Gartenzaun herüber dem Kinde aus Mitleid einen flüchtigen Kuß zugeworfen haben, der aber vielleicht die Sache nur schlimmer machte.

Während den Vater des Kindes sein Schicksal vorläufig in die Fremde führte, zog die Mutter mit dem Kinde sich zu einem verheirateten Bruder zurück, auf ein kleines Pfarrdorf, welches seinen Namen Groß-Schönau nur im Gegensatze zu einem noch kleineren führt, und welches, etwa vier Stunden von Kirchberg am Walde entfernt, auf der vom Schlosse Engelstein nach Weitra führenden Straße liegt.

Eine ausführlich treue Geschichte meiner Kindheit zu schreiben, ist vorläufig nicht an der Zeit. Und was ich davon erzählen darf, ist so wenig Interessantes, so wenig Pikantes, so wenig Merkwürdiges! Für manche dürfte jedoch eben dies, daß meine Kindheit gar so einfach, gar so uninteressant verfloß, das Interessante daran sein. Ich gebe ein paar Erinnerungen zum besten, ein paar Streiflichter — kleine, schlichte, nackte Tatsachen ernster und heiterer Art aus den zehn ersten Jahren meines Lebens, ohne irgendwelche Zutat und ohne irgendwelchen poetischen Aufputz.

Das Schicksal scheint anfangs mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu sein, ob es mich wirklich im „Reigen der Lebendigen" auf dieser Welt mitlaufen lassen sollte, oder ob es nicht besser wäre, ein so wunderliches Mischgebilde von Pechvogel und Sonntagskind wieder einzuschmelzen, um ein rechtschaffenes, landläufiges Menschenkind daraus zu prägen.

Schon als Säugling erkrankte ich sehr schwer, und wenn ich der Versicherung meiner Mutter glauben darf, so lag ich bereits für tot in ihren Armen, und verdanke es nur der Heftigkeit, mit welcher der schmerzzerrißne Vater das totgeglaubte Kind an sich riß, daß ich noch einmal zum Leben aufgerüttelt wurde.

Als Knäblein fiel ich einmal in einen tiefen Wassertümpel, einmal in den Bach, einmal in den Wasserkübel der Mutter, einmal von einem Baume herunter, so daß ich

vierzehn Tage lang mit völlig steifem, verrenktem Genick umhergehen mußte, bis zufällig ins benachbarte Schloß Engelstein ein Arzt kam, dem ich vorgestellt wurde, und der, zu meinem freudigen Erstaunen, mit einem einzigen knackenden Ruck das ausgerenkte Genick wieder einrenkte. Einmal wurde ich vom großen Hofhunde im Schlosse Engelstein zu Boden gerissen oder gestoßen, einmal von dem vorauslaufenden Pferde einer wandernden Schauspielertruppe über den Haufen gerannt. Und noch einmal drohte mir Gefahr von Wasserfluten, als ich in Gesellschaft einiger größerer Knaben am Schloßteich zu Engelstein die Wehr entfernte, die nur soviel Wasser durchließ, als der benachbarte Müller für sein Rad brauchte. Welch ein Grausen, als die Wasser drohend gegen mich herschossen, vor welchen ich nur dadurch Rettung fand, daß von der andern Seite der zornige Müller gegen mich herschoß und mich bei den Ohren faßte, weniger im Eifer, mich zu retten, als in der Absicht, mich, und just mich — — die größeren Knaben waren davongelaufen — für den mutwilligen Streich gehörig zu züchtigen.

Mein erster Lebensretter warst du, wackerer, nun verewigter Hans Markhart! — Ich bitte nicht zu lesen Hans Makart. Jener Hans war ein Sohn des Bruders meiner Mutter, und der Familienname meiner Mutter unterscheidet sich von dem des Malers Makart nicht viel anders, als sich der Familienname meines Vaters von einem andern rühmlich bekannten Malernamen — Amerling — unterscheidet.

Hans Markhart war um ein Jahr älter als ich und mißbrauchte diesen Vorteil, sowie eine ihm verliehene kräftigere Körperkonstitution dazu, mich in kleinen Ringkämpfen — wir wohnten, wie gesagt, im Hause seiner Eltern — regelmäßig den kürzeren ziehen zu lassen. Das entfachte einen wilden Groll gegen ihn in meiner Brust, und ich verschwor wiederholt seinen Umgang. Aber der Groll verrauchte doch immer augenblicklich, wenn Hänschen mit einem versöhnlichen „Bertl, komm!“ an die Tür unseres Stübchens klopfte. Einmal verliefen wir uns beide hinaus in die Wiesen und auf die Felder. Wir hatten beide das geschlechtlose lange Kleidchen vor kurzem mit der Hose vertauscht. Da gerieten wir an den oben erwähnten Wassertümpel, in welchen ich

hineinfiel. Hänschen lief, was er konnte, heimwärts und brachte mit dem Ausruf: „Bertl Brunn g'fall'n! Bertl Brunn g'fall'n!“ das Dorf in Aufruhr und meine Mutter in Verzweiflung. Sie stürzte hinaus zum Unglücksort und fischte mich aus dem Tümpel heraus, in welchem ich mich, auf dem Rücken liegend, wie ein toter Frosch im Kreise drehte.

Der gute Hans! Er wurde späterhin Dragoner, segnete aber das Zeitliche im blühenden Mannesalter. „Wie mager und blaß Sie aussehen! Da wäre der Hans ein anderer Kerl, wenn er noch lebte!“ Mit diesen Worten redete mich die alte Mutter des Verewigten an, als ich im Jahre 1867 meine Heimat wieder besuchte. „Wenn er noch lebte!“ Ich brauche kaum zu sagen, daß ich diesen neuen Achill im Schattenlande nicht beneidete, als ich die alte Frau seiner so rühmend gedenken hörte, und daß ich, blaß und mager, aber doch lebendig keine Lust spürte, mein Los zu vertauschen mit dem des blühenden, starken, aber leider toten Hans!

Mit dem Komödiantenpferde, das mich umrannte, hatte es folgende Bewandtnis.

Eines Tages verlautete im Dorfe, daß eine wandernde Schauspielertruppe von den „Panzermauern“ her im Anzuge sei. Man lief derselben entgegen, die kleine Welt natürlich voran, und auch mich spornte die Neugier. Die Schauspieler kamen auf einigen Wagen mit ihren Gerätschaften angefahren. Den Wagen voraus sprang ein munteres Füllen; das setzte sich plötzlich in Galopp und nahm seinen Weg, da ich gaffend mitten in der Straße stand, über meine Wenigkeit hinweg. Glücklicherweise voltigierte das Pferdchen so geschickt, daß seine Hufe mich nicht berührten und ich mit dem Schrecken davonkam.

Dieser Unfall war indessen nur das Vorspiel von andern bedeutungsvollen Ereignissen, welche das Erscheinen der Schauspieler im Dorfe für mich im Gefolge hatte.

Die Truppe gab auch geistliche Pantomimen und verwendete dabei die Kinder und jungen Leute des Dorfes als Volontäre. Als erste dieser Pantomimen wurde die Geschichte des „Ägyptischen Josef“ in Szene gesetzt. Aus den Schulknaben erlas man die fügsamsten zu Teufeln, welche die Madame Putiphar im fünften Akte zu holen hatten. Es

schmerzte mich, daß ich dabei übergangen worden war; aber das Schicksal hatte mir zum Ersatz eine andere Rolle, eine unfreiwillige Soloszene aufbehalten. Der Aufführungsabend kam heran; selbst von Engelstein hatten seine Leute sich eingefunden, das Publikum saß auf Stühlen und Bänken gereiht und sah mit emporgezogenen Augenbrauen dem Emporziehen des Vorhanges entgegen. Ich selbst stand ganz vorn, unfern der Bühne, an dem einen Ende der Sitzreihen. Da rief mich jemand von der entgegengesetzten Seite zu sich, ich folgte dem Rufe, mußte aber den Weg längs der vordersten Zuschauerreihe unmittelbar vor der Bühne nehmen. Ein Dickbauch in dieser vordersten Reihe zwang mich zu einer kleinen Ausbiegung auf meinem schmalen Pfade; in der Eile strauchelte ich und fiel an den Vorhang, und da dieser nachgab, geradewegs in die Szene hinein. Das Gelächter der dichtgedrängten Versammlung scholl sinnverwirrend, betäubend an mein Ohr; ich raffte mich auf und setzte meinen Weg fast weinend fort.

Von diesem Momente datiert mein gespanntes Verhältnis zur deutschen Schaubühne und meine ängstliche Abneigung, für dieselbe zu schreiben. Nicht als ob der frühgewonnene Einblick in die Verhältnisse der Bühne so belangreich und so abschreckend gewesen wäre — ich sah ja weiter nichts, als daß der Direktor der Truppe die Stiefel des ägyptischen Josef mit einer Bürste überfuhr und der kleine Benjamin sich mit einem Teufel um einen Kamm raufte — aber eine gewisse heilsame Scheu vor den weltbedeutenden Brettern ist dennoch von diesem Erlebnis in mir zurückgeblieben. War ich doch im eigentlichen Sinne des Wortes auf der Bühne *durchgefallen* — unter dem Gelächter eines mitleidlosen Publikums! Das wollte ich nicht ein zweites Mal erleben, und wußte, als ich viele Jahre später mich doch in dramatischen Dichtungen versuchte, die Aufführbarkeit derselben so geschickt zu verbergen, daß ein Kritiker nach dem Erscheinen von „Danton und Robespierre" mir das Zeugnis ausstellen zu können vermeinte: „R. H. hat ein Stück schreiben *wollen*, welches sich nicht für die Bühne eignete, und dieses Vorhaben ist ihm gelungen." Derselbe Kritiker war — nebenbei bemerkt — selbst dramatischer Dichter; aber ihm ist sein Vorhaben nicht so gut gelungen wie mir das meinige.

Er wollte nämlich Stücke schreiben, welche für die Bühne sich eigneten.

Auch mit meinem persönlichen Mißgeschick auf der Bühne war die Reihe von unangenehmen Erfahrungen nicht abgeschlossen, deren Vorläufer das übermütige Komödiantenrößlein gewesen war.

Einer der Insassen des Dorfes betrieb — so nebenbei — das Bäckergewerbe. Er buk, glaube ich, nur einmal wöchentlich: an Samstagen — für den Sonntag, denn an Wochentagen aß man damals in Groß-Schönau keine Semmeln. Die Semmeln, Wecken und Brezeln, welche er lieferte, mögen ganz gut gewesen sein, aber so lilienweiß und frisch und appetitlich waren sie nicht, wie das Gesichtchen seines reizenden Töchterleins Thekla, welches jeden Samstag einen Teil der Produkte des väterlichen Gewerbsfleißes in einem großen Korbe an unserem Fenster vorüber nach dem Schlosse Engelstein trug.

Um von Heimatsgenossen und ortskundigen Lesern nicht topographischer Widersprüche geziehen zu werden, bemerke ich, daß zurzeit, als das hier zu Erzählende sich zutrug, meine Mutter mit mir nicht mehr im Hause ihre Bruders Markhart wohnte, sondern in dem letzten Hause des Dorfes rechter Hand, auf der nach dem Schlosse Engelstein führenden Straße.

Diese Thekla war eine jener feinen, blühenden Mädchengestalten, welchen man in unserem niederösterreichischen Waldviertel selbst in den Dörfern nicht selten begegnet. Unter allen von dieser Art war Thekla damals in der Gegend die schönste. Mir klopfte das Herz, wenn sie vorbeiging, und ich empfand eine Art von Andacht vor ihr, denn sie glich gar zu sehr einem der weißen Engel, welche auf dem Altar in der Kirche standen.

Die holde Thekla war bei der Inszenierung des „Ägyptischen Josef“ für die Titelrolle gewonnen worden.

Sie hatte einen ungeheuren Erfolg. Als sie ihr schönes Auge in frommer Unschuld zum Himmel wandte, als alles mit regungsloser Spannung an ihren ausdrucksvollen Mienen und Gebärden hing, da wurde mir so wohl und so weh zumute, mein Herz schwamm in Andacht und Liebe, ein ganzer

Liederfrühling, vorläufig ohne Worte, regte sich in meinem Knabenherzen.

Das Schaugepränge war verrauscht — der Vorhang gefallen — ich saß noch immer sinnend und träumend da, bis ein mütterlicher Arm mich anstieß und den nur halb Ernüchterten durch das Gedränge mit fortzog. Wir besuchten eine befreundete Familie im Dorfe und blieben da bis Mitternacht.

Ich hatte immer durchs Fenster nach den Sternen gesehen und an Theklas Augen dabei gedacht. Der Heimweg führte uns an ihrem Hause vorüber. Schon aus der Ferne sah ich in der sternhellen Nacht die Tür, welche auf die Straße herausführte, halb geöffnet; unter derselben erblickte ich etwas Weißes und etwas Schwarzes.

Das Weiße war Thekla im Nachtgewande, das Schwarze — ach, das Schwarze war ein junger Bursche, der mit Thekla plauderte und schäkerte.

Welch ein Sturz aus idealer Höhe herab in die Tiefen irdisch-menschlicher Wirklichkeit! — Mögen die Leser des „Königs von Sion“ sich dieses Erlebnisses aus meiner Knabenzeit lächelnd erinnern.

Thekla war fortan für mich kein weißer Engel mehr, sondern bloß ein Mädchen im weißen Unterrock. Nie mehr blickte ich zum Fenster hinaus, wenn sie mit dem Semmel- und Brezelkorb vorüberging.

Übrigens war Thekla nicht das erste Geschöpf, durch welches der Zauber des Schönen sich mir offenbarte. Da dieser frühe Eindruck an Reinheit und Naivität nichts zu wünschen übrig ließ, so darf ich wohl davon erzählen, ohne mich dessen zu schämen. Meine Empfindsamkeit in dieser Beziehung hatte ihren Ursprung doch nur in der Lebhaftigkeit, mit welcher in der Kindheit alles auf mich wirkte. So konnte ich, etwa siebenjährig, mich des ästhetischen Wohlgefallens nicht erwehren, das die kleine Anastasia mir einflößte. Ja, ich erinnere mich, daß ich in noch zarterem Alter das hübsche, junge Frauchen, welches unser Schulmeister aus Weitra heimführte, ganz entzückt anstarrte, als ich ihrer das erstemal ansichtig wurde, und um die Ursache dieses unverwandten Anstarrens befragt, meiner Bewunderung ihrer Person einen so naiven Ausdruck gab, daß ein

allgemeines Gelächter entstand und die anmutige Frau Schulmeisterin errötete.

Was den Anblick der kleinen Anastasia so bestrickend für mich machte, war namentlich das zierlich gescheitelte Haar, das aus ihrem Kopftüchlein kokett hervorlugte. Ich sah sie täglich in der Schule, wo wir Knaben in den Bänken rechts, die Mädchen links saßen. Da fand ich denn auch Gelegenheit, ihr einen galanten Ritterdienst zu erweisen, indem ich ihr die zum Schreiben gebrauchten Gänsefedern zu schneiden pflegte. Die Federn Anastasias schrieben, von mir geschnitten, immer göttlich. Nun wollten alle, Knaben und Mädchen, ihre Federn von mir geschnitten haben. Ich verstand mich auch dazu; aber meine Schulgenossen gewöhnten sich, wenn sie mir ihre Gänsekiele vor Beginn des Unterrichts zum Schneiden einhändigten, dies mit vielen Empfehlungen und Ermahnungen zu tun, ich möge es ja recht gut machen, und überboten einander hierin, indem jeder seine Feder am besten unter allen geschnitten sehen wollte. Das wurde mir am Ende lästig, und ich tat kund und zu wissen, daß ich fortan die Feder desjenigen am besten schneiden würde, der es in den kürzesten und derbsten Ausdrücken von mir verlangte. Nun überboten die Bewerber sich wieder in dieser Richtung. „Spitzbube, schneide mir da meinen Federkiel; aber so abscheulich schlecht als möglich — hörst du?“ So und ähnlich lauteten die Anreden, begleitet von einem tüchtigen Puff in die Seite. Anastasia hatte dergleichen bei mir nicht nötig; sie allein durfte mich auch schön bitten, und von ihr hätte ich sogar eine kleine Schmeichelei nicht übel aufgenommen. Aber das Närrchen glaubte mich mitunter etwas hochnasig behandeln zu dürfen, und tat sich ein bißchen zu viel auf die paar Jährchen zugute, die es vor mir voraus hatte.

Ein zärtliches Naturell gehört nicht zu den glückverheißenden Naturanlagen des Menschen, so wenig als die verhängnisvolle Anhänglichkeit, die es manchem Menschen nur schwer und nach langem Bemühen möglich macht, sich eines gewohnten Umganges wieder zu entwöhnen. Diese Art von Anhänglichkeit erwies sich als mein beschiedenes Teil im kindlichen Alter, indem ich keinen Augenblick ohne die Gesellschaft meiner Mutter sein wollte. Mußte ich abends

lange Zeit allein im dämmrigen Stübchen sitzen, so stand ich Höllenqualen aus und kroch auf das Fensterbrett hinauf, um durchs Fenster nach der Ersehnten auszuspähen. Eines Abends kam sie lange, lange nicht; ich ächzte und schluchzte in heller Verzweiflung, ich mußte zu ihr, und da die Türe gesperrt war, so kam ich auf den Gedanken, mir mit Gewalt einen Weg durchs Fenster zu öffnen. Meine Begriffe jedoch über das Maß der hierzu nötigen Gewaltmittel waren noch so kindisch, daß ich eine Hacke hinter dem Ofen hervorholte, die dort zum Spalten des kleinen Holzes lag, und mit dieser die Fensterscheiben zertrümmerte, worauf ich dann, da das Stübchen im Erdgeschoß und das Fenster nur in geringer Höhe über dem Erdboden sich befand, auf die Straße hinunterglitt, um nach dem Orte hinzulaufen, wo ich die Mutter zu finden hoffte. Schon litt ich, wie man sieht, an dem, was der Franzose le malheur de ne pouvoir pas être seul nennt — an einem Geselligkeitstriebe, der nicht nach großer Gesellschaft verlangt, vielmehr die Einsamkeit liebt, aber die — Einsamkeit zu zweien.

So wurde mir denn in kleinen Erlebnissen der Kindeszeit manches Unheil vorbedeutet, und es verwirklichte sich in mancher Beziehung die Verwünschung der Glücksgöttin, welcher die mitleidige Muse mit ihrem halben Segen über den Gartenzaun herüber begegnet war.

Aber es scheint, daß manchmal ein halber Segen doch mehr wirkt als ein ganzer Fluch. Zunächst scheint von jenem halben Segen eine große Erregbarkeit des Gemüts und der Phantasie ihren Ursprung genommen zu haben. Erregbares Gemüt und lebhafte Phantasie sind nun freilich Gaben, die den Menschen im reiferen Alter verhängnisvoll werden können; das Kind aber machen sie im allgemeinen doch glücklich. Mir brachten sie, wie aus dem bisher Erzählten sich ergibt, manch frühes Herzeleid, aber doch noch mehr der Lust und Wonne, wie aus dem folgenden sich ergeben wird.

Wie hätte ein Büblein nicht glücklich sein sollen, das täglich die allerbeste Hühnersuppe aß?

Einmal bekam ich — Gott weiß, durch welchen Zufall — Hühnersuppe zu kosten. Von da an wollte ich keine andere Suppe mehr als Hühnersuppe. Meine Mutter wußte

Rat. Sie versprach mir täglich Hühnersuppe, und mittags stellte sie mir jede beliebige Suppe mit den Worten vor: „Iß! Da ist Hühnersuppe!“ Dies Zauberwort wirkte auf meine kindliche Einbildungskraft so, daß ich jede Art von Suppe in demselben festen Glauben und mit demselben Appetit für Hühnersuppe aß, wie die Hypnotisierten des Herrn Hansen rohe Kartoffeln auf sein Wort für süße Birnen nehmen und verspeisen!

Wie tief wirkten die kirchlichen Festzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Christkind nichts zu bescheren; es erschien mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufsitzend, erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Christkind, was es mit mir gesprochen und wie wunderschön es gewesen.

Es ist Tatsache, daß ich einmal zu weinen anfing vor Freuden, als ich an einem Frühlingsmorgen eine Wiese ganz mit goldgelben Butterblumen bedeckt fand.

Mein fast einziges Kinderspiel war fleißiges Messelesen; den Altar bildete die Ofenbank. Aber an sonnigen Tagen schweifte ich gern im Freien herum, nicht auf der Gasse mit andern Knaben, aber auf strauchbewachsenen Auen, auf den „Panzermauern“, im „Rabenloch“, im hellen, würzig duftenden, felsreichen Kiefergehölz, wo die Schläge der Axt erklangen und der Specht an die Stämme klopfte und in den Wipfeln der Vogel sein Lied sang.

Ich wuchs, wie geschwisterlose Kinder pflegen, ziemlich still und einsam auf; aber ich lernte doch das Innere vieler Häuser des Dorfes so gut kennen, daß ich noch heute in der Erinnerung jeden Tisch und jeden Stuhl an seinem Platze sehe. Abgesehen davon, daß ich jeden Morgen die Milch für das Frühstück aus einem bestimmten Hause zu holen hatte, kam ich auch in viele andere Häuser an der Seite meiner Mutter zu Besuch — daß ich nicht allein bleiben konnte, weiß der Leser bereits — und da suchte ich mich denn zu unterhalten, so gut es ging, indem ich die kleinen Kinder wiegte, oder den Wundern der Scheunen, der Ziegenställe, der Krautgärtchen und Holzbirnengehege nachging — die Nennung edleren Obstes wäre hier Schönfärberei —, oder einen vergilbten Kalender, ein mit Bildern verziertes Gebetbuch, ein altes Kräuterbuch aufstöberte, in welches ich mich

vertiefte, oder den gruseligen Geschichten einer abendlichen Spinngesellschaft beim Flackerlichte des Kienspans lauschte.

Auf den Feldern gesellte ich mich gerne zu den Hirtenknaben, welche die köstlichen Kartoffeln, die sie unter der Asche des auf dem Rain angemachten Feuerchens brieten, mit mir teilten, wenn ich ihnen dafür schöne Geschichten eigener Erfindung erzählte.

Namentlich aber war das weibliche Geschlecht mir für meine Gabe, zu fabulieren, dankbar. Ein kleines Mädchen lief gerne mit mir auf Feldern und in Wäldern herum, weil ich von allerhand erträumten Wunderdingen zu erzählen wußte, und eine arme alte Frau, die seit Jahren krank lag, sah niemand lieber als mich an ihrem Bette sitzen und ließ mich sogar bitten, zu kommen, weil ich das Evangelium „so schön auszulegen" verstand.

Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mitteilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören die oft seltsamen Stimmungen, die teils als lebhafte Eindrücke und Anregungen des Moments, meist vom Naturleben um mich her ausgehend, teils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, daß der höhere Sinn, das mystische Geistesleben auf wunderbare Weise in dem Momente bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhmesche Zinnschüssel irgendwelcher Art gehabt, von welcher seine eigentliche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen — als ich einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüt mit einer unvergeßlich-merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint, und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziel entgegen, und zugleich lag eine Schwermut über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte

sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben.

Das siebente Jahr war bei mir überhaupt der Wendepunkt. In diesem Alter machte ich auch meine ersten Verse.

Wie ich in sittlicher Beziehung von geselligen Einflüssen gänzlich unberührt blieb, so kann ich auch den Einfluß der Lektüre auf meine Entwicklung in der Knabenzeit nicht hoch anschlagen. Meine Unschuld war so groß wie meine Unwissenheit, und während die Phantasie ihre Schwingen regte, schlief die Sinnlichkeit ihren gesunden, tiefen Kinderschlaf; die erwachenden Neigungen entwickelten sich spontan, von innen heraus, und äußerten sich in naiver Weise. Ich las, was mir der Zufall entgegenbrachte; und dessen konnte auf dem Dorfe nicht viel in gutem oder bösem Sinne Maßgebendes sein. Das einzige Buch aus jener Zeit, an dessen Titel ich mich erinnere, war der erste Teil eines alten Romans, den mir jemand des Titels wegen geschenkt hatte: „Robert, oder der Mann wie er sein soll — Seitenstück zu Elisa, oder das Weib wie es sein soll." Den Inhalt dieses Buchs habe ich längst vergessen, weiß daher auch nicht, wieviel dasselbe etwa hätte beitragen können, mich selber zu einem Seitenstück des Titelhelden zu machen.

Aber ich vergesse ja ganz, ein Wort zu sagen, wie es mir in der Schule ergangen. Davon bewahre ich nicht sonderlich viele Erinnerungen. Das erste Zeichen, welches auf höhere Begabung bei mir schließen ließ, bestand darin, daß ich gut lesen, mittelmäßig schreiben und schlecht rechnen lernte. Der liebste unter den Schultagen war mir der Samstag, weil wir Schüler da nach beendigtem Unterricht die Kirche auszukehren bekamen, wo wir uns, mit dem Besen in der Hand, mitten unter Heiligen- und Engelbildern, zwischen Altar und Kanzel, Beichtstühlen und Betschemeln, sowie auf dem hohen Chore munter tummeln konnten. Das weltliche Tun an dem heiligen Orte hatte einen eigentümlichen Reiz. Ferner erinnere ich mich, daß es mir zu besonderem Vergnügen gereichte, wenn ich während der Schulstunden berufen wurde, Holz aus der Holzkammer in die Küche der Frau Schullehrerin zu tragen — es herrschten damals noch patriarchalische Sitten in Dorfschulen —, oder wenn ich ausgesendet wurde, einen Krug Wasser aus dem Hofbrunnen des

Fleischhauers, dessen Naß in besonders gutem Rufe stand, zu holen. Mich traf diese ehrenvolle Mission häufig, vielleicht darum, weil ich dabei doch nicht gar so lange ausblieb, wie mancher andere, der etwa eine halbe Stunde auf seine Rückkehr warten ließ, besonders wenn man ihm einen Zweiten nachsandte, der nach ihm sehen und ihn holen sollte. Zwei Knaben unterhielten sich natürlich im Hofe des Fleischers noch besser als einer und sahen zu, wie der Fleischer ein Kalb oder ein Schwein schlachtete, oder ein Rind vor den Kopf schlug. Ich dagegen vergaß mich zwar auch manches Mal etwas länger am Brunnen, indem ich die Brosamen meiner Tasche mit einer frommen Henne teilte, oder einen Kampf mit einer bösen Gans bestand, welche mich beißen wollte; aber Kälber und Schweine abschlachten zu sehen, war meine Sache nicht, und lieber lief ich mit dem leeren Kruge wieder heim, als daß ich mich in den Bannkreis des Metzgers gewagt hätte, wenn er sein blutiges Messer schwang.

Der geneigte Leser erlaube, daß ich, meiner Dorfschulzeit gedenkend, einen Gruß an den wackeren Weber aus Friedreichs hier aufs Geratewohl in die Welt sende, da ich seinen Aufenthalt nicht kenne. Es war dies derjenige Schulkamerad von mir — jeder Schulknabe hat einen dieser Art — der, während ich, in der Schule neben ihm sitzend, sein mitgebrachtes Brot zu essen pflegte, das meinige verzehrte, in der festen Überzeugung, es sei das bessere, während doch das seinige entschieden besser schmeckte! Manchmal barg er in seinem Ränzlein auch ein paar „Mohnstrudel“ von der im Viertel ober dem Manhartsberge einheimischer Art, und teilte sie mit mir, und zu wiederholten Malen nahm er mich gar, mit Erlaubnis meiner Mutter, über den Sonntag in sein Heimatsdörfchen zu seinen Eltern mit, wo ich einen Tag zubringen und eine Nacht in dem köstlichen Heubodenbette schlafen durfte.

Mit dem Meister der Schule stand ich im allgemeinen auf gutem Fuße. Dennoch konnte derselbe, aus einem sogleich näher zu bezeichnenden Grunde, manches Mal einer sonderbaren Neigung nicht völlig Herr werden: der Neigung, sich — der Leser wird es nicht glauben wollen, und doch ist es so — an meinem „Schopfe“, wie man das Kopfhaar in der Schulsprache nennt, zu vergreifen. Ja, wahrhaftig, an

meinem Schopfe. Ich pflegte ihm jedoch stets, wenn er sich in dieser Absicht mir näherte, so rasch und energisch nach rechts- oder linkshin auszuweichen, daß alle Knaben, die nach dieser Seite hin neben mir saßen, unter meinem Anprall aus der Bank hinausglitten und draußen übereinander purzelten.

Die befremdliche Neigung des Lehrers war nicht in ungenügenden wissenschaftlichen Leistungen oder in moralischer Verkommenheit meinerseits begründet. Auch die kleine Tatsache, daß ich den Lehrer nach dem ersten Schulbesuch bei der Heimkehr naiverweise mit den Worten gekennzeichnet hatte: „Mutter, der Herr Schullehrer hat keine Haare auf dem Hirn!" — — er war nämlich etwas kahlköpfig, — auch dieser Ausspruch, der einige Verbreitung fand, dürfte, wenn er ihm zu Ohren kam, ihn doch nicht so erheblich gegen mich verbittert haben.

Nein, die Ursache seiner unzarten Angriffsversuche lag in einer unseligen Gepflogenheit, die mir damals eigen war, oder vielmehr in einem unglückseligen Hange: dem Hange nämlich, zu lachen — zu lachen gerade dort, wo es nach der Meinung des Lehrers und anderer gesetzten Leute schlechterdings nichts zu lachen gab.

Das Lachen war mein Unglück; ich hätte es eigentlich früher bei Erwähnung der Mißgeschicke meines kindlichen Alters mitaufzählen sollen, nicht jetzt, wo ich von den Freuden desselben rede. Ich war doch sonst mehr ernsten, nachdenklichen Wesens: aber gerade dann, wenn ich ganz besonders ernsthaft hätte sein sollen, war ich ein lachender Demokritos in Miniatur. Ja ich mußte lachen, wo es nichts zu lachen gab, so wie ich manchmal weinte, wo es keinem Menschen einfiel zu weinen. Ich mußte lachen während des Gebets in der Schule — ich mußte lachen, wenn ein aus der Pfarre scheidender Kaplan vor uns Schülern eine feierliche Abschiedsrede hielt — ich mußte lachen, wenn ich examiniert wurde — ich mußte lachen, wenn ich meiner Mutter beim Zwirnabwickeln half und ihre Ungeduld dadurch erregt wurde, daß die Fäden sich verwirrten, während sie dieselben von meinen ausgestreckten Armen herunterhaspelte — ich konnte manches Mal selbst beim Ministrieren in der Kirche das Lachen nicht ganz unterdrücken, besonders wenn mein, auf der andern Seite des Altars kniender Kollege nach mir

herüberschielte. Vergebens rief ich in meiner Lachnot die vergoldeten Heiligen an, die vom Altare wie zürnend auf mich heruntersahen, und das Weinen stand mir zuletzt so nahe als das Lachen. Darob ergrimmte dann mein unmittelbarer Vorgesetzter, der Meßner, wenn er es bemerkte, und drohte es dem Herrn Pfarrer zu sagen, damit ich nie mehr zum Ministrieren zugelassen werde.

Diese Drohung war die wirksamste für mich. Es ist wahr, ich hatte vor wenigen Jahren noch selbst Messe gelesen auf der Ofenbank; aber nun spielte ich doch schon lieber den Ministranten vor dem Hochaltar, als den Hohenpriester vor der Ofenbank. Ich fühlte mich stolz und glücklich in diesem Berufe, und die unverstandenen lateinischen Worte, die ich an den Stufen des Altars sprechen hörte und selber sprach, machten mir einen noch tieferen Eindruck, als später die verstandenen.

Aber das Fest aller Feste war es für mich, wenn ich das Ministrantenamt in dem Kirchlein auf dem Johannisberge verrichten durfte. Das ist ein Berg, etwa eine Stunde von Groß-Schönau entfernt, der anspruchslos, gemütlich, idyllisch ins Land schaut, und der aus der Ferne die Romantik weltentrückter Stille nicht ahnen läßt, mit welcher er denjenigen umgibt, der ihn besteigt. Auf seiner Spitze steht, von dem Walde dahinter sich weiß abhebend, ein uraltes Kirchlein, und in diesem Kirchlein wird alljährlich eine feierliche Messe zur Ehre des bezüglichen Kirchenheiligen gelesen. Dazu strömen aus der Umgegend die Leute herbei. Von Groß-Schönau begibt sich der Priester mit dem Meßner und einem Ministranten dahin. Der Weg auf den Berg hinauf, das festtägliche Treiben auf der sonst so stillen Höhe, das romantische Kirchlein, und schließlich meine Teilnahme an der priesterlichen Verrichtung, das alles wirkte erhebend in mir nach. Mein Herz selber war dann so ein Bergkirchlein, in welchem eine Festmesse gelesen wurde. Den ganzen Tag ging ich wie verklärt umher, schwelgte in schönen Vorsätzen und Hoffnungen, und fühlte mich mit allen guten Geistern im Bunde.

Derselbe Pater Hugo, der später im Stifte Zwettl — wie ich zu berichten haben werde — großen Einfluß auf mich gewann, brachte einige Zeit als Kaplan auf unserem Dorfe

zu. Schon da nahm er sich meiner an, würdigte mich seines Umgangs und machte den Versuch, mich durch Einführung in die tieferen Geheimnisse der deutschen Sprachlehre auf eine höhere Lebenslaufbahn vorzubereiten. Seltsamerweise verhielt ich mich damals, obgleich vom Schicksal zum deutschen Schriftsteller bestimmt, gegen die deutsche Schulsprachlehre so ablehnend, wie später gegen die theoretischen Lehrbücher deutscher Poetik und Metrik. Mir schien das Rechte so selbstverständlich, und ich wußte nicht, warum ich dafür bestimmte Regeln und Namen und Kunstausdrücke einlernen sollte. Pater Hugo merkte die Unlust des Gelbschnabels, nach Noten singen zu lernen, ging in seiner sanften Gemütsart darauf ein, und zog es weiterhin vor, mich in den Elementen des Französischen zu unterrichten. Das ließ ich mir schon eher gefallen, und so trieben wir auf Spaziergängen fleißig französische Vokabelkunde. Ich durfte ihn nämlich häufig auf seinen Spaziergängen begleiten; er nahm mich sogar auf Ausfahrten in die Umgegend und auf kleinen Reisen manchmal mit sich. Ich wußte diese Ehre auch zu schätzen, und wenn ich an Pater Hugos Seite ging, so dünkte ich mich selbst schon so eine Art von geistlicher Person.

Eines Tages — es war ein Sonntag Nachmittag — kamen wir auf einem Spaziergange durch ein kleines Dorf in der Nachbarschaft. Da scholl uns aus einem Hause, an welchem wir vorübergingen, ein ziemlich wüster Lärm, ein wildes Tanzen und Lachen und Kreischen entgegen. Pater Hugo stand eine Weile still, dann trat er in das Haus; ich hinter ihm. Da sahen wir eine Anzahl junger Leute, Burschen und Mädchen, sich tummeln in etwas gar zu ausgelassener Sonntagslust. Pater Hugo hielt den Leutchen eine kleine Ermahnungs- und Erbauungsrede, aber in seiner ruhigen, milden, frommen Art. Ich fand, daß er viel zu wenig gesagt hatte, insbesondere aber war ich darüber empört, daß einige bei seiner Ermahnungsrede heimlich zu lachen sich erdreistet hatten. Ich blieb deshalb, als er fertig war und fortging, einen Augenblick zurück, trat etwas vor und warf einen ernsten, strengen, strafenden Blick in die Runde. „Schau, der Robertl!" riefen die Burschen und Mädchen lachend, während ich gravitätisch zur Türe hinausschritt. Draußen errötete ich und hatte zum ersten Male in meinem Leben das

Gefühl — je nun, ein Gefühl, das ich mir für die Zukunft zunutze machen konnte.

Wollte man aus diesem mißglückten Versuche, für die nicht voll gewürdigte Autorität des Herrn Katecheten mit der meinigen einzustehen, auf einseitig-aszetische, mönchische Gesinnungen und Anlagen des Knaben schließen, so würde man weit in die Irre gehen. Ganz im Gegenteil: ich wußte die Gottesgabe heller heiterer Freude gar wohl zu schätzen. Öffentliche Tanzbelustigungen zogen mich immer lebhaft an. Wenn in unserem, oder in einem anderen Dorfe der Umgebung, etwa in Engelstein oder in Wernharts, eine Kirchmeß mit nachmittägigem und abendlichem Tanzvergnügen gefeiert wurde, so lief ich hin, wie andere Knaben. Ich habe die Tempelräume, welche dem Dienst der Muse des Tanzes an den beiden letztgenannten kleinen Orten gewidmet waren, noch in getreuer Erinnerung. In Engelstein bestand derselbe aus einem im Hofe des Wirtshauses romantisch gelegenen großen Heuboden, der für den geselligen Zweck des Tages instand gesetzt wurde, und zu welchem man auf einer Leiter emporstieg. Da stand ich denn als stillseliger Betrachter und schaute und lauschte, berauschte mich an dem mich umwogenden Gebrause der Tanzlust, an den lächelnden Gesichtern blitzäugiger, purpurwangiger Dorfschönheiten. Und wenn die Fluten des Weins aus dem Faß in der Ecke in die Gläser sprudelten, oder wenn ich die straffen, heißen Würstchen unter den Fingern der Schwelger krachen hörte und den leckeren Fettsaft daraus hervorspritzen sah, da schöpfte ich gleichsam den idealen Schaum von diesen Genüssen ab, und ließ mir manches Mal, wenn meine Mittel so weit reichten, wohl gar selbst eine Semmel oder ein Stück weißes Brot schmecken. Frühzeitig bekam ich so einen Begriff von überschäumender Weltlust und Sinnenfreude, der mir später bei poetischer Schilderung von Bacchanalien u. dgl. zustatten kam. Wer das für einen Scherz hält, der versteht mich nicht.

Übrigens fand ich Gelegenheit genug, auch mit dem Ernste des Lebens, den düsteren Seiten desselben frühzeitig vertraut zu werden. Ich saß in Begleitung meiner Mutter an manchem Krankenlager, an manchem Sterbebette. Meine Mutter erzeigte sich Kranken gerne hilfreich, und ihr nach-

barlicher Beistand wurde so manches Mal in Anspruch genommen. Leider fand sie, wenn sie selbst von einer Erkrankung heimgesucht wurde, nicht immer so rasche und bereitwillige Hilfe, und öfters war ich, wenigstens für den Augenblick, ihr einziger Pfleger. Einmal, als sie in der Nacht erkrankte — ich war noch ein ganz kleiner Knirps — wollte ich in meiner Verzweiflung durchaus einen Tee für sie kochen und zu diesem Behufe ein Feuer im Ofen anmachen. In der Besorgnis, daß ich dabei ein Unglück haben und von den brennenden Scheitern, wenn das Feuer allzunahe an der Ofentür angemacht würde, etwas auf den Boden herausfallen könnte, wollte meine Mutter dies nicht zulassen. Ich wußte mir aber zu helfen; der Ofen war sehr groß — einer jener gewaltigen Kachelöfen, wie man sie auf dem Lande trifft — und ich sehr klein; ich kroch also in aller Stille schnurstracks in den Ofen hinein, machte darin ein Feuerchen an, schob das Töpfchen mit dem Teewasser daran und kroch dann wieder heraus.

Der Bruder meiner Mutter, in dessen Hause wir wohnten, ein ursprünglich sehr kräftiger Mann, verfiel im besten Mannesalter in eine Nervenschwindsucht und siechte langsam hin. Viele Wochen lang vor seinem Tode phantasierte er beständig. Ich brachte halbe Tage in seiner Krankenstube zu. Er machte mich zum Zeugen und Genossen seines krankhaft-visionären Lebens, deutete bald in diesen, bald in jenen Winkel: „Robert — sieh dort — sieh da — die schwarze Katze — jage sie hinaus! — Ei, guten Morgen, Herr Pfarrer! wie geht es Ihnen?“ usf. Ich hörte mit einer Mischung von Grauen und kindlichem Interesse zu, ging auf die Wahnvorstellungen des Kranken ein, jagte die gespenstige Katze und spielte den Herrn Pfarrer, wie er es haben wollte.

An einer ähnlichen, aber noch weit merkwürdiger sich äußernden Nervenkrankheit litt der Wirtschaftspfleger im Schlosse Engelstein, zu welchem ich gleichfalls öfters kam, und von dem ich, um hier nicht zu weit abzuschweifen, Genaueres vielleicht bei anderer Gelegenheit mitteilen werde. Als er noch gar nicht bettlägerig war und seinem Berufe nachging, hatte er schon immer Visionen. Meist waren es weiße Gestalten, die er sah. Einige Minuten vor seinem Tode sagte er ruhig zu denen, welche eben um ihn waren und unter

welchen sich auch meine Mutter befand: „Seht auf die Uhr: wenn der Zeiger dort steht, so sterbe ich.“ Dabei wies er mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle des Zifferblattes. Man achtete nicht viel auf diese seine Rede, weil er sich eben an diesem Tage ungewöhnlich wohl zu befinden schien. Als aber der Zeiger jene von ihm bezeichnete Stelle erreicht hatte, verlöschte der Kranke plötzlich wie ein Licht, so daß eine der anwesenden Frauen vor Schreck über die so grauenhafte Erfüllung der Prophezeiung in Ohnmacht fiel.

Auch unseren Lehrer sah ich sterben. Er erkrankte an der Lungentuberkulose. Meine Mutter stand seiner jungen, wenig erfahrenen Frau mit Rat und Tat zur Seite. Sie brachte manche Nacht im Schulhause zu, und so verweilte auch ich viele Zeit im stillen Krankenzimmer des Lehrers in den Tagen, als es mit ihm zu Ende ging. Noch sehe ich den Armen mit weißer Zipfelmütze im Bette liegen und seinen stündlichen Löffelvoll Arznei schlucken. Ich war zugegen, als eine wilde Sturmnacht, die gewaltig an den Fenstern rüttelte, ihn endlich seinen Leiden entführte. Am Tage seines Begräbnisses wurde seine junge Witwe eines Mädchens entbunden.

Mein Vater war seit seiner Rückkehr aus der Fremde in dem, von Groß-Schönau eine Viertelstunde entlegenen Schlosse Engelstein bei dem Baron von Geusau bedienstet, welcher mit seiner zahlreichen Familie den Winter in der Residenz, den Sommer auf diesem ländlichen Schlosse zubrachte. Mit welcher Freude harrten ich und meine Mutter immer dem Tage der Rückkehr des Vaters entgegen! Und wenn dieser Tag herangekommen — wie beeilten wir uns stundenlang vor der zu erwartenden Ankunft des Ersehnten Aufstellung an einem Orte zu nehmen, von welchem aus man die von Zwettl herführende Landstraße bis zum Rand des Horizontes übersah. Welcher Jubel, wenn in den fernen Staubwolken der Straße die herrschaftlichen Gespanne auftauchten und dann — freilich viel zu langsam für unsere Ungeduld — immer näher und näher kamen!

Das Schloß, an welches einige bäuerliche Anwesen sich reihen, die eine kleine Dorfschaft bilden, ist nicht sehr groß, aber malerisch und interessant. Es besteht aus einer kleinen alten Ritterburg und einem unmittelbar daran sich schließen-

den Neubau. Nach drei Seiten ist das Ganze von Weihern und Gärten umgeben; auf einer Seite tritt der Wald nahe heran. Im äußeren Schloßhof steht eine riesige Linde. Von der Vorderseite führt ein kurzer Weg nur sehr sacht ansteigend ins Schloß; von rückwärts ruht das Gemäuer auf ziemlich hohem, steilem Felsengrund. Der steil gelegene Teil bildet die alte Ritterburg; diese hat ihren romantischen kleinen Burghof mit dem tiefen Ziehbrunnen, ihren Rittersaal; ich glaube, auch ihre „weiße Frau".

In dieser Richtung lag auch das Gemach, welches meinem Vater zum Aufenthalt angewiesen war. Man fand sich da wie in einem Turme.

Hier nun besuchte ich den Vater fast täglich nach der Schule in den Nachmittagsstunden.

Wenn er, wie oft geschah, bei meinem Eintritt nicht anwesend war, so fiel mein erster Blick — ich gestehe es — in den Schrank, in welchem er Fleisch- und andere Speisereste für mich zu hinterlegen pflegte.

Dann aber kam die Romantik des Ortes und des Alleinseins zu ihrem Rechte.

Das ältere, höher gelegene Mauerwerk des Schlosses war zum Teil, der größeren Sicherheit wegen, durch Eisenspangen und Klammern verbunden; eine solche Spange lief auch durch das Gemach meines Vaters, unfern dem Fenstergesimse. Diese war, bei meinem oft stundenlangen Warten auf den Vater, mein Lieblingssitz. Träumend und sinnend blickte ich von da durchs Fenster hinaus in die Ferne. Jenseits der Niederung, über welche der Teil des Schlosses, in welchem ich weilte, emporragte, stand auf dem Gipfel einer ländlich-stillen Anhöhe ein einzelner Baum. Auf diesen pflegte ich bei dem stundenlangen Hinbrüten mein Auge zu richten; der Anblick seines einsam im Winde wehenden Wipfels auf stiller Höhe war mir so vertraut: es war, als teilte sich die rhythmische, stillbewegte Regsamkeit des Wipfels aus der Ferne meiner Seele mit, versetzte sie in sympathische, sanfte Schwingungen und Regungen.

Lange Zeit stand im Winkel des Fensterbrettes ein kleines, versiegeltes Fläschchen, gefüllt mit goldgelber Flüssigkeit. Ich weiß nicht, wie es dahin kam und warum es eine unendliche Zeit da wie vergessen und verschollen stand. Das

sei Tokaierwein, hatte mir der Vater gesagt, und mir erzählt, was für eine köstliche Weinsorte das sei, und wie nur Barone und Grafen und sonstige reiche Leute sie zu trinken bekämen. Die reine, goldgelbe Flut, die, wenn ich sie schüttelte, schimmernde Bläschen, Quecksilberkügelchen ähnlich, bildete, war mir überaus merkwürdig. Und wie jener Baum, so regte dies geheimnisvolle Naß in meinem Gemüte Verwandtes an. Wie meine Seele sich mit dem Baumwipfel träumend im Winde wiegte, so fing sie gelinde an zu gären und Bläschen zu werfen mit dieser goldgelben Tokaierflut.

Vielleicht war auch dies Fläschchen so eine Jakob Böhmesche Zinnschüssel der früher erwähnten Art für mich.

Mein Vater pflegte mir bei den Rechnungsaufgaben zu helfen, die ich aus der Schule mitbekam. Meist löste er dieselben nach selbsterfundener Methode, denn er besaß reichlich was mir fehlte: mathematisches Talent. Nur in seinen eigenen Rechnungen war er nicht glücklich. Ich fand ihn oft über alten, vergilbten, ziffernbedeckten Papieren sitzend, welche aus der Zeit stammten, wo er gemeinsam mit seinem Bruder ein sogenanntes Weberfaktoreigeschäft betrieben hatte, das mit dem Verluste seiner bescheidenen Habe endete. Er war überzeugt, daß er übervorteilt worden und daß Rechnungsfehler begangen worden. Deshalb nahm er in müßigen Stunden die alten Papiere immer wieder vor; aber seine mathematischen Talente wurden daran zuschanden.

Von diesen Talenten abgesehen, war er auch sonst ein Tausendkünstler. Er reparierte Uhren und brachte einmal die Turmuhr des Marktfleckens Gainfahrn bei Wien zurecht, nachdem die „gelernten" Uhrmacher vergebens ihre Künste daran versucht. In späteren Jahren verfiel er auf das Schnitzeln und fügte aus kleinen Holzstiften formschöne Kreuze, Kronleuchter, Bilderrahmen u. dgl. zusammen. Er war sogar ein Stück Poet: einmal wenigstens setzte er zur Feier des Geburtstages einer der Baronessen ein Spiel in Szene, bei welchem auch ich mitwirkte. Ich war als Schäferknabe gekleidet und hatte der Gefeierten ein lebendiges, weißes Lämmlein darzubringen mit den Worten:

„Ich überreiche dir hier dieses Lamm
Und wünsche dir bald einen Bräutigam!"

Für des Vaters Beistand in Rechnungssachen erwies ich mich dadurch dankbar, daß ich, wenn er ein Schläfchen machen wollte, ihn einschläfern half. Das geschah auf eine originelle Art: indem ich ihm nämlich die innere Fläche der Hand kraute. Er hatte als Kind die Blattern gehabt; nach seiner Herstellung wurde er noch lange von einem lästigen Hautjucken geplagt; es tat ihm daher sehr wohl, wenn seine Mutter ihn kraute, namentlich im Rücken oder an den inneren Handflächen, und er pflegte dabei einzuschlafen. An dieses Einschläferungsmittel hatte er sich so gewöhnt, daß er auch später, und selbst auch noch in seinen Mannesjahren, davon Gebrauch machte, wenn er jemanden fand, der ihm den Liebesdienst erwies.

Die liebenswürdigen jungen Baronessen erzeigten mir die Ehre, mich dann und wann ein wenig in ihren Kreis zu ziehen.

Da war Baronesse Lina, die älteste; Baronesse Wilhelmine, die es am besten mit mir meinte; Baronesse Amalie, die jüngste und schönste, welche sich aber am wenigsten um mich kümmerte, was mir einigen heimlichen Kummer verursachte. Dazu die Gouvernante Frl. von M., eine stattliche junge Dame, welche auch sehr gefühlvoll gewesen sein dürfte, denn ich erinnere mich dunkel, daß sie pfeildurchstochene Herzen mit darunter gesetztem Datum in ihr Notizbüchlein zu zeichnen pflegte. Die Damen machten — lange vor Pater Hugo — sich den Scherz, mich Französisch lehren zu wollen. Eine schickte mich zur andern mit irgendeiner französischen Meldung, und ich war so glücklich, durch die drollige Art, in welcher ich meines Auftrags mittelst des papageienmäßig eingelernten Sprüchleins mich entledigte, etwas zur Unterhaltung des kleinen weiblichen Kreises beizutragen. Es war mir manchmal gestattet, beim abendlichen Tee zu bleiben, und obgleich die Erinnerung von Geschmacksempfindung im allgemeinen eine sehr schwache und von kurzer Dauer ist, bewahre ich doch heute noch den Nachgeschmack des Nektars, den ich schlürfte, von anmutreichen Frauengestalten umgeben, in den duftigen, traulich-schönen Gemächern. Ein paarmal wurde ich auch zu einer kleinen Spazierfahrt im Wagen mitgenommen.

An Samstagen begab der Kaplan von Groß-Schönau

sich nach Engelstein, um die Messe in der Schloßkapelle zu lesen. Der Ministrant ging voraus, zugleich die Meßnerdienste verrichtend, indem er die Vorbereitungen zur kirchlichen Funktion in der Kapelle traf. Dieser Ministrant war ich, seitdem ich zur Not so groß geworden, um auf den Altar hinaufzulangen, und so stark, um das schwere Meßbuch von einer Seite des Altars auf die andere zu tragen. In der Küche des Verwalters wurde dem Ministranten nach altem Herkommen eine Frühstücksuppe verabreicht. Das junge Verwalterehepaar wollte in dem Bürschchen, das da in seinem Mäntelchen mit rotem Plüschkragen ins Schloß zu kommen pflegte, etwas nicht Gewöhnliches wittern. Infolgedessen wurde ich freundlich zu Besuchen eingeladen. Aber es gelang nicht, das Ungewöhnliche, das in mir stecken sollte, auf dem Wege gesellschaftlicher Unterredung aus mir herauszubekommen. Denn zu der Zeit, als dies geschah, war ich nicht mehr Kind genug; ich war entsetzlich schüchtern geworden. Meine Rede war ja und nein und mit meiner Kunst zu fabulieren war es zu Ende. Herz und Mund ging mir nur noch auf bei einem sympathischen Altersgenossen, wie es Leopold war, der Gärtnerssohn, in dessen elterlicher Wohnung ich angenehme Stunden verlebte.

Eine Schwester meiner Mutter war an einen Beamten der Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen, namens Katzenberger, verheiratet. Die „Glashütte“ Georgenthal war ein paar Stunden hinter der genannten südlichen Grenzstadt Böhmens inmitten tiefer Wälder errichtet. Dahin kam ich mit meiner Mutter auf längere und kürzere Zeiten zu Besuch. Aus meiner engen, kleinen Welt entrückten mich diese Fahrten in eine neue, welche für mich eine weitere, und in anderer Beziehung doch wieder eine noch engere war als die meiner Heimat. Zunächst erschloß sich mir als ein Neues, Fremdes, die ernste Schönheit des Böhmerlandes. Ich sah die ungeheuren Wälder, die meist auf ebenem Grunde sich hinerstrecken, und durch welche man stundenlang fährt, ohne eine Lichtung zu erblicken; ich sah die riesigen fischreichen Teiche, deren weithin blitzende Spiegel, im Gegensatz zu den düsteren Wäldern, der böhmischen Landschaft ein so eigentümliches Gepräge verleihen. Unvergeßlich bleibt mir, wie ich eines frühen Morgens, halb schlaftrunken an der Seite

meiner Mutter im Wagen sitzend, eine nebelgraue Mauer bemerkte, deren Höhe nicht abzusehen war, und längs welcher wir lange Zeit dahinfuhren. Es ergab sich, daß diese graue Mauer die in frühen Morgenstunden aufsteigende Dunstmasse eines großen Teiches sei, an welchem der Weg dicht vorüberführte.

Der Ort Georgenthal bestand außer der Glasfabrik nur noch aus den Wohnungen der Bediensteten und Arbeiter derselben. Diese Wohnstätten waren aus Holz und trugen den Charakter des Improvisierten an sich, gewährten aber doch zum Teile einen sehr freundlichen Anblick. Auch die Behausung des Vetters war ein Holzbau dieser Art, dessen Front fast mehr Fenster als Wandfläche hatte. Ein allzu luftiges Bauwerk sollte man denken, wenigstens für die Winterszeit, mitten in den böhmischen Wäldern! Aber mit den großen Fenstern standen die großen Öfen und die großen Scheiter, die man in diese schob, im rechten Verhältnis.

Vor den Fenstern lag ein wohlgepflegter Garten. Er bestand fast ganz aus Rosenhecken, aber es fehlte auch nicht an Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern und mancherlei Küchengewächsen. Der persische Sänger hat die Rosen ohne Zweifel schöner besungen als ich; aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Rosengärten von Schiras umhergewandelt sein, als ich im Rosengarten des Vetters Katzenberger. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, daß ich noch heute diese Rosenhecken vor mir sehe und die kindische Lust nachempfinde, mit welcher ich allmorgendlich die funkelnden Tropfen aus den Rosenkelchen schüttelte, um mein eigenes Gesicht damit zu besprengen. Hier saß ich auch am liebsten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantasie ihre Märchenträume knüpfte. Aus den Rosen nickten mir Gesichter von Elfen zu und von verwunschenen Prinzessinnen, zu deren Füßen Gnomen und Kobolde in den grotesken Gestalten riesiger Gurken und Kürbisse am Boden lagen.

Im schroffsten Gegensatz zum eigenen Heim, erschien mir diese, obgleich bescheidene Stätte wie ein Schlaraffenland. O Himmel! Da gab es immer einen gedeckten Tisch — und keine Sorge — und weiche Betten und eine trauliche, an-

mutige Wohnstätte: Es war das Land, wo Milch und Honig floß: und zwar im wörtlichen Sinne — beim Frühstück und beim Abendbrot.

Und ging man ins Freie hinaus, da war alles voller Wunderdinge. Es gab auf allen Wegen keine anderen Steine, als schöne, runde Kiesel, von allen Farben, meist aber rot. Damit ließ sich spielen, und man hatte nicht Taschen genug, um all diese Kleinodien heimzuschleppen. Der Wald war nach allen Seiten in der Runde mit wenigen Schritten zu erreichen. Man stieß darin auch auf Lichtungen mit kleinen Wiesengründen; desgleichen auf moorige Stellen und auf — riesige Ameisenhaufen. Mit meiner kleinen Cousine Tini pflegte ich da umherzuschweifen. Einmal fanden wir einen „Karfunkel". Ich hatte von solchen Steinen gelesen; das war gewiß einer — und wir dünkten uns unermeßlich reich.

Aber — kein Paradies ohne Schlange! Sie fehlte leider auch in meinem Paradiese nicht. Sie war sogar in der Mehrzahl vorhanden. Es gab Nattern in der Gegend; Nattern von allen Farben, wie die Kiesel; auch rote. Man machte Jagd auf dieselben und warf die Erschlagenen auf die großen Ameisenhaufen im Walde, wo ihre Skelette nach wenigen Tagen sich aufs reinlichste abgenagt zeigten.

Die Glasmacherleute trieben in Mußestunden auch den Sport, das Nattergezücht im Walde aufzuspießen, auf den Spießen heimzutragen und in die Glutöfen der Glashütte zu werfen, wo dasselbe, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, mit einem Knall zersprang.

Unangenehm war es, daß manches Mal solch ein Gewürm des Morgens auf den Stufen lag, welche von der Schwelle des Hauses in den Garten hinunterführten. Aber zur Genugtuung lag da von Zeit zu Zeit auch etwas Besseres: ein Hase, oder gar ein Reh, oder ein anderes Wild, das ein freigebiger Jäger oder Wildschütz gespendet hatte — als Angebinde zu Festzeiten oder Namenstagen im Hause des Vetters. Auch Fische bekam der Vetter oft geschenkt. Er hatte in der Gegend unzählige Freunde, als intelligenter und jovialer Mann, der auch die Gitarre zu spielen und Waldhorntöne so täuschend mit vor den Mund gehaltenen Händen nachzuahmen verstand, daß alle Welt sie für wirkliche nahm.

Ja, es gab Schlangen in diesem meinen Paradiese, und

— Wespen auf dem Dachboden! Der Dachboden war natürlich ein Raritätenladen, eine Schatzkammer, ein Bazar — aber versteckt zwischen dem wunderbaren Gerümpel klebten tückische, unausrottbare Wespennester! Das fügte jedoch zu den sonstigen Reizen des Ortes noch den des Unheimlichen, Bedrohlichen und deshalb doppelt Anlockenden hinzu.

Auf diesen Dachboden wurde täglich nach Tische das zwei- bis dreijährige Mariechen schlafen geschickt, weil es da am stillsten war, und sie selbst es durchaus wollte. Es mußte sie aber jemand begleiten, damit sie sich nicht fürchte, und damit während der Siesta keine Wespe sie steche. Niemand übernahm dieses Wächteramt lieber als ich. Da ich aber mehr auf den schlummernden Blondkopf als auf die Wespen sah, so lullten die regelmäßigen süßen Schlummeratemzüge der Kleinen meist mich selber neben ihr in Schlaf und es blieb den himmlischen Schutzengeln überlassen, uns zu behüten. Die fanden das aber gar nicht einmal nötig; denn die Wespen selber schliefen, und die Lüfte draußen schliefen, und der ganze große, tiefe, weite Wald ringsumher stellte sein Rauschen ein und schlief in der Mittagsstunde.

Dieselbe aus Holz gezimmerte Wohnstätte, in welcher das Heim des gastfreundlichen Vetters sich befand, umschloß auch noch ein paar andere Wohnräume. Um die Ecke biegend hatte man die Wohnung des Vergolders vor sich. Bei diesem, dessen Beschäftigung es war, die Ränder geschliffener Prachtgläser zu vergolden, auch sonstigen Farbenschmuck an Gläsern anzubringen, mich aufhalten zu dürfen, gereichte mir immer zu besonderer Freude. Es roch in diesen Räumlichkeiten immer so köstlich von Firnissen und allerlei Tinkturen. Und es stand da immer alles voll von Prunkgefäßen, bemalt und goldberändert, von schöngeformten Pokalen, klein und groß, von merkwürdigen, herrlich geschliffenen Flaschen und Fläschchen, von Kristallgläsern, die auch einen ganz anderen Klang von sich gaben als gewöhnliche Gläser, und die, wenn man mit dem Finger über die Ränder strich, so rein und so wunderfein nachtönten, wie Silberglocken. Ein Alchymist des Mittelalters in seinem Gemache hätte mir nicht größeren Respekt einflößen können, als dieser Vergolder in dem seinigen. Setze ich doch voraus, daß er auch das glitzernde Gold, mit dem ich ihn hantieren sah, so nebenbei selbst mache!

Neben der Behausung des Vergolders befand sich in diesem Holzbau noch die Wohnstube des Hirten, welcher die wenigen Kühe und Ziegen der kleinen Waldansiedlung tagüber auf dem Grasanger am Rande des Waldes zu hüten hatte. Seine bei ihm lebende Mutter war ein über hundert Jahre altes, hohes, stämmiges Tschechenweib, das nicht Deutsch verstand, und das sich, seinen hundert Jahren zum Trotz, noch fleißig damit beschäftigte, Schwämme, Holz, Reisig zu sammeln und heimzutragen. Es war eine Gestalt wie aus Urzeiten. Eines Mittags sahen wir sie mühselig hinkend mit der Last auf dem Rücken aus dem Walde zurückkehren. Sie war von einer Natter in den nackten Fuß gestochen worden. Aber nachmittags ging sie doch schon wieder in den Wald.

Dem Tun und Treiben in der „Hütte" selbst, wo das Glas gemacht wurde, konnte in so frühem Alter mein Auge natürlich noch nicht mit praktischem Verständnis folgen. Aber auf meine Phantasie wirkten diese, wie Höllenrachen im weiten, dämmrigen Raum der Hütte lodernden, funkensprühenden Glutöfen; ich sah das feurig-flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hexenkesseln; ich sah, wie die emsig schaffenden Gesellen Teile der zähen Glutmasse an der Spitze langer, dünner Rohre geballt hin und her trugen und funkelnde Kreise im Halbdunkel damit beschrieben; ich sah, wie sie durch Einblasen des Atems in das Rohr die Masse zur hohlen, länglichen Blase erweiterten, und wie die geschmeidigen Blasen dann mit wenigen Handgriffen zu Gläsern, Bechern, Flaschen usf. gestreckt, gedrückt, gekrümmt und geschnitten wurden. Und mein naives Erstaunen erregte es zumeist, daß die glühenden Glasgemenge und Glasgebilde aus den heißesten Feuerschlünden in angeblich etwas weniger heiße, aber doch nicht weniger infernalisch flammende gebracht wurden — zur Abkühlung!

Ich glaube, daß ich vom Element des Feuers hier, wo ich es so im Großen, so gewaltig vor Augen hatte, maßgebende Eindrücke erhielt, und daß ich es hier lieben und verstehen lernte, wie später am Meer das feuchte Element.

Mit lebhaftem Interesse trieb ich mich auch in den abgesonderten, luftigen und hellen Räumlichkeiten der Glasschleifer umher. Da sah ich bescheidene, ärmliche, fast

ungebildete Menschen den langen Tag über, auf ihre Sitze vor den Schleifgeräten festgebannt, all ihr Bemühen darauf richten, zum Schmuck und zur Freude der Welt etwas Schönes, Mangelloses, Formvollendetes herzustellen, in sprödes Glasgebilde feinen, regelrechten Zierat einzuschleifen. Die höhere Stufe dieses Kunsthandwerks verlangt ein scharfes Auge, eine geübte Hand, Geduld und einen lebendigen, mit Aufmerksamkeit auf sein Ziel gerichteten Formsinn. Mehr instinktmäßig als denkend empfand ich Achtung und Sympathie für die Tätigkeit dieser anspruchslosen Menschen im Dienste des Schönen. Eine Vorliebe für tadellos feingeschliffene Gläser ist mir von daher bis auf den heutigen Tag geblieben.

In der Nähe der Glasschleiferwerkstätte waren zwei andere Räumlichkeiten errichtet: die Schenke und die Schule, in welch letzterer die Kinder der Arbeiter und Bediensteten der Glashütte unterrichtet wurden. Ich besuchte diese Schule ebenfalls, wenn unser Aufenthalt in Georgenthal etwas länger währte. Der Lehrer, ein eigentümlicher und zuzeiten auch lustiger, zu Schelmenstücken aufgelegter Kauz, war alle Sonntage bei Vetter Katzenberger zum Mittagsessen geladen. Er und der Vetter leisteten auch sonst einander oft abends etwas lange in der Schenke Gesellschaft und vertrugen, als muntere Kumpane, sich sehr gut miteinander. Vielleicht war aber eben deshalb die Ehefrau des Vetters dem Lehrer weniger hold: Tatsache ist, daß sie und meine Mutter einerseits — beide Schwestern waren noch junge, daher auch einem gelegentlichen Scherz nicht abgeneigte Frauen — und der Schulmeister andererseits sich gerne neckten und einander kleine Streiche spielten. Eines Sonntags machten der Vetter und die beiden Frauen in seiner Gesellschaft einen großen Ausflug, wobei er als Wegweiser diente. Er führte aber die kleine Karawane auf dem Heimwege die ganze Sommernacht im Walde in der Irre herum, so daß man erst bei Tagesanbruch todmüde nach Hause kam, und dann gestand er mit einem Lachen, in welches der schelmische Vetter mit einstimmte, er habe das nur den beiden Frauen zum Schabernack getan. Darüber waren diese empört und schwuren ihm Rache. Der Racheplan, den sie ersannen, ließ an Grausamkeit nichts zu wünschen übrig. Der Namenstag des

Schulmeisters war gekommen. Die tückischen Schwestern beluden einen Teller mit einem abgenagten Schinkenknochen, Käserinden, schimmeligen Brotkrusten, einem Krauthaupt, etlichen Brennesseln u. dgl. Dann schlugen sie den Teller in ein großes weißes Tuch ein, und die damit abgesandte Magd überreichte ihn dem Lehrer in der Schulstube, wo er eben Schule hielt — es war zugleich seine Wohnstube — mit einer „schönen Gratulation von Frau Katzenberger", und man bitte ihn, das kleine Angebinde für seinen Mittagstisch anzunehmen. Mit vergnügtem Gesichte und höflichstem Danke nahm der angenehm Überraschte den Teller an den vier Tuchzipfeln so, wie er ihm entgegengehalten wurde, und stellte ihn vorläufig auf das Fenstergesimse. Die Schuljugend machte dabei lange Hälse und der Lehrer selbst konnte sich der Neugier nicht ganz erwehren: die vier Zipfel öffneten sich ein wenig, und hervorlugten: der Schinkenknochen, das Krauthaupt, die Käserinden usf. Man stelle sich das Gesicht des Enttäuschten vor, und das unterdrückte Gekicher der Schuljungen mit ihren langen Hälsen und Zähnen! Wütend stürzte der Arme nach beendigtem Unterricht in die Schreibstube seines Freundes Katzenberger und schwur, es sei zu arg. Das gab dieser vollkommen zu, riet ihm aber, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wirklich stellte der Beleidigte nach einiger Zeit sich versöhnt und schien den bösen Streich vergessen zu haben; aber nur um seinerseits wieder gelegentlich einen solchen den beiden Frauen — mit einem angeblich im Walde entdeckten Hummelneste — zu spielen. So gab ein Scherz dem andern die Hand.

Ungeneigte Leser werden die Nase rümpfen über diese kleine Episode — sie beweist aber, daß es auch in diesem abgelegenen romantischen Waldwinkel nicht fehlte an guter Laune, Mutwillen und kecker Lustigkeit.

An Sonntagen wurde in der Schenke oft musiziert und getanzt.

Ich habe an einem Sonntag abend einmal in dieser Schenke — gepredigt. Ich war anwesend mit meiner Mutter und der Familie des Vetters. Da kam die Rede auf das, was man meine „Talente" nannte. Es hieß, daß ich schon recht gut zu predigen verstünde. Davon wollten schließlich sich die Leute an Ort und Stelle überzeugen. Ich wurde

aufgefordert, eine Predigt zu halten, und ich entschloß mich, wiewohl nicht ohne Zögern, dem Verlangen zu willfahren, indem ich zu diesem Behufe einen Stuhl bestieg. Die Predigt fiel etwas kurz aus, aber die Meinung der Zuhörerschaft äußerte sich doch übereinstimmend dahin, daß ich gewiß einmal Bischof werden würde. Vorläufig bekam ich von einem der Anwesenden einen Zwanziger geschenkt.

Verfehlte auch das, was ich im weiteren Bereiche dieser Ansiedlung sah und erlebte, seine Wirkung auf mich nicht, so blieb die Hauptsache für mich doch immer das trauliche Heim des Vetters mit seinen duftigen Rosensträuchern vor den breiten, hohen Fenstern, und die eigentümliche Natur ringsumher, die auf mich wirkte, bei Tag sowohl, als auch wenn der Mond aufging über den weiten dunklen Wäldern, und die Gitarren- oder Waldhorntöne des Vetters von den offenen Fenstern hinausklangen in die stille warme Sommernacht.

Es waren ohne Zweifel die schönsten Tage meiner im ganzen trüben und entbehrungsvollen Kindheit, welche ich da verlebte. Wie klopfte mir das Herz vor Freude, wenn so ein Morgen anbrach, an welchem wir, wie der übliche Ausdruck lautete, „in die Hütte fuhren". Welch ein Zauber umwob für mich das Wort: In die Hütte!

Man glaube nicht, daß ich auf die Glücks- und Genußmomente jener Tage und meiner Kindheit überhaupt zurückblicke wie auf eine überwundene kindische Phantasterei und Schwärmerei. Ich bin heute noch der Meinung, daß, welche Rolle auch die Phantasie dabei im besonderen spielen mochte, im großen und ganzen doch das Wesen der Dinge zu mir sprach. In einer an Drangsal, wie gesagt, nicht armen Kindheit hatte sich immer noch ein Spielraum gefunden für die Betätigung einer angebornen, schönheitseligen und optimistischen Stimmung, einer Stimmung und Weltanschauung, die mir treu geblieben, und die das — sattsam auch selbst erprobte — Leid der Welt seinem vollen Umfange nach nicht verkennt, aber noch weniger das ewig Überwiegende der Schönheitsfreude und der reinen Daseinslust.

Die Natureindrücke, die ich an der geschilderten Stätte erhalten, fanden einen Nachklang in dem Festgedichte, das ich im Jahre 1881 dem achtzigjährigen Egon Ebert zugesungen:

„Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
Sah ich die Forste des Böhmerlands,
Strahlten mir seine silbernen Weiher
Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen, zu lauschen,
Kaum von den einsamen Raben gestört,
Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen,
Tief, wie ich kaum es wieder gehört."

Man denke sich nun das Gefühl, das mich überkommen mußte, als ich vor mehreren Jahren auf meine gelegentliche Erkundigung, wie es um Georgenthal stehe, die Antwort erhielt, dieses Georgenthal — existiere nicht mehr. Man hat die Fabrik aufgelassen — die hölzernen Wohnstätten abgebrochen. Der Wald ist wieder über die Stätte hingewachsen, und ernste Tannenstämme ragen, wo die Rosensträucher standen, an denen das Auge des Knaben sich erquickte. Verschwunden ist die Stätte, verschollen, wie meine Kindheit selbst.

---

2. Knabenjahre in Klostermauern.

Wer im Herzen des niederösterreichischen „Waldviertels" auf der Landstraße, welche von Krems über Gföhl nach Zwettl führt, sich dem letztgenannten Städtchen bis auf eine halbe Stunde genähert hat, der sieht aus einer romantischen Niederung am Saume grüner Wälder die blanken, schlanken Turmzinnen einer hohen Kirche emportauchen. Es ist die Kirche des Zisterzienserstiftes Zwettl, des Monasterium beatae Mariae Virginis in clara valle, einer frommen Stiftung Hadamars, aus dem bekannten, wildkühnen Rittergeschlechte derer von Chuenring. Nicht in der Stadt Zwettl ist dies Stift gelegen, wie unser C. G. v. Leitner in einer seiner Balladen irrtümlich annimmt; es ist ein durchaus selbständiger Ort, wenn auch in nur halbstündiger Entfernung von jenem gleichnamigen, gleichfalls malerisch gelegenen Städtchen.

In diesem Stifte habe ich vier Jahre — von 1840—44,

vom zehnten bis zum vierzehnten Lebensjahre — als Sängerknabe zugebracht.

Noch liegt es vor mir in unverblaßter Erinnerung, das schöne, stille Kloster, mit den hochragenden Mauern am Ufer des nicht großen, aber waldfrisch brausenden Kamp — noch sehe ich es vor mir mit seinem weiten äußeren Hofe und dem schon enger umschränkten, in den welt-abgeschiedenen Bezirk des Konvents überleitenden inneren Hofe. Noch sehe ich in der Mitte des letzteren den großen Springbrunnen und dicht daran die geräumige Hütte des gewaltigen, löwenähnlichen „Sultan", dem wir Knaben das goldgelbe Fell ungestraft zausten und streichelten. Und unter dem Torwege des äußeren Hofes sehe ich noch, als verkörpertes Bild des Entrücktseins über Welt und Zeit, die uralte, halbblinde, aber mit zitternden Händen noch immer drauflosnähende Witwe des Torwarts sitzen — sehe sie unbefangen, wie sie pflegte, die vorübergehenden Geistlichen ersuchen, gleichviel, ob es der jüngste Novize oder der würdige Abt des Stiftes selber war, ihr die Nadel einzufädeln — sehe den Abt so gut wie die jüngsten Novizen lächelnd den Wunsch der Greisin erfüllen!

Glänzende Stimmittel und virtuose Kehlenfertigkeit waren es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verschaffte. Der Schullehrer und Regens chori des Stifts, ein tüchtiger Musiker, namens Rießner, drückte bei meiner Prüfung ein Auge oder vielmehr ein Ohr zu und versicherte, wenn ich nur erst mit der Stimme herauswollte, so würde ich trillern wie eine Nachtigall. Aber ich verschmähte nach meiner Aufnahme es hartnäckig, mit der Kastratentugend einer trillernden Nachtigallstimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einziges Mal in vier Jahren beging er die Taktlosigkeit, durch die an mich gestellte Zumutung, ein Solo auf dem Chore zu singen, das schöne Einvernehmen, das zwischen mir und ihm bestand, aufs Spiel zu setzen. Mein Grundsatz blieb nach wie vor: niemals so laut zu singen, daß jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falsch gesungen.

So war ich denn Sängerknabe, trug ein graues Jäckchen mit blauen Aufschlägen, graue Beinkleider und, wenn ich

nicht irre, eine graue Kappe mit blauen Bordüren. Unser Amt war der Kirchengesang auf dem Chore; dafür genossen wir nicht bloß ganze Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialklassen, an welchen immer auch einige Externe teilnahmen; nur mußten wir uns jedes Jahr vom Kremser Gymnasium durch Ablegung einer Prüfung gültige Zeugnisse holen.

Es wollte dem armen, zehnjährigen Muttersöhnchen anfangs an dem fremden Orte gar nicht gefallen! Kaum vermöchte ich zu sagen, warum ich mich denn gar so unglücklich fühlte; ich weiß nur, daß ich es mir zum Gesetz machte, jeden Tag beim allgemeinen Frühgebet an die Heimat zu denken, und daß mir dabei ein halbes Jahr lang jedesmal vor Wehmut die Augen feucht wurden . . . Es ist eine schwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, sich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt gewesen.

Ach, das traurige, einsame Schlafgemach! — Wir hatten nämlich jeder ein gesondertes Schlafzimmer, während uns bei Tage ein gemeinschaftliches Zimmer, das unmittelbar an die Wohnung unseres „Präfekten" stieß, vereinigte. In mondhellen Nächten war dieses Schlafgemach so schauerlich! Die Fenster gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges Christi hinaus, dessen Gestalten wunderlich im fahlen Lichte zu glänzen und sich zu regen schienen. Einige Todesfälle im Stifte regten meine empfängliche Phantasie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichsten Torturen, welchen das Menschengemüt ausgesetzt ist — der Gespensterfurcht. Ich verlebte schreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfekten und bat ihn geradezu, mir zu sagen, ob es Geister und Gespenster gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achselzucken, er wisse es nicht. Aber wo mich alles im Stiche ließ, fand mein Übel in dem eigenen Übermaß seine Schranke und seine Heilung. Wieder einmal lag ich nämlich, im Angstschweiß des Gespenstergrausens gebadet, mit geschlossenen Augen schlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger sich sacht auf meine Stirne legte. Das wäre nun wohl, sollte man denken, der Moment für mich gewesen, vor Schreck zu vergehen. Seltsamerweise geschah das Gegenteil. Die Angst war wie weg-

geblasen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren, monderhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie sie mir in der Erinnerung vorschwebt, unfähig zu sagen, wie sie etwa psychologisch zu erklären sein möchte.

Das einsame, düstere Schlafzimmer hatte aber doch auch seine schöne, erfreuliche Nacht — einmal im Jahre! Einmal im Jahre wurde es nämlich geheizt — am Weihnachtsabend. Natürlich rauchten die der Heizung ungewohnten Öfen — aber was lag daran? Es war dennoch ein Fest, auf welches wir uns das ganze Jahr hindurch freuten, wenn die goldenen Weihnachtsflammen in den Kaminen lustig flackerten und knisterten — ganz wie zu Hause im mütterlichen Stübchen — und die spielenden Lichter im Gemach ihren Goldschein auch über die duftigen Äpfel und sonstigen Früchte warfen, mit welcher am heiligen Abend unsere Zinnschüssel in der Klosterküche gefüllt wurde.

Ja, die einsame, nur einmal im Jahre schöne Schlafstube! und dann der einförmige Tageslauf in den engen, geschlossenen Räumen! Schulstunden mit Studierstunden abwechselnd und nur Viertelstunden der Erholung dazwischen! Wöchentlich nur ein paarmal Spazierengehen, mit Ballspiel und andern kleinen Ergötzlichkeiten im Freien.

Ich war bei meinem Eintritt ins Stift unter meinen Kollegen der letzte, rückte aber bald zum vorletzten vor. Es bestand nämlich zwischen uns Sängerknaben eine Rangordnung, welche zunächst durch die Zeit des Eintritts ins Stift bestimmt war, aber nach persönlichem Verdienst und Mißverdienst im Belohnungs- und Strafwege verändert wurde. Ich gehörte zu denjenigen, welchen es oblag, mittags und abends mit den Zinnschüsseln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unsere Mittags- und Abendkost nannte: ein Gemisch von guten und schlechten Bissen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüssel Suppe, in der andern ein Ragout von Fleischstücken jeder Herkunft, Sorte und Gestalt, und eine Tunke darüber von gleichfalls unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Art, des Geschmacks und vielleicht auch des Alters. Waren diese beiden Schüsseln auf den gemeinsamen Tisch gestellt, so eigneten wir uns den Inhalt derselben in der durch die Rangordnung bestimmten

Reihenfolge an. Vom Festen stocherte sich der „Erste“ natürlich das Beste heraus, nach ihm der Zweite das Nächstbeste usf. Dem Letzten blieb oft nur eitel Gebein und Flechsen; aber das fand er so natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, sich höchstens dadurch angespornt fühlte, nach einer höheren, besser dotierten Stufe in der Rangliste emporzustreben.

Lange bekleidete ich den Rang des Vorletzten im halben Dutzend. Da ereignete sich aber eines Tages etwas höchst Merkwürdiges, bis zu dieser Stunde für mich noch Unaufgeklärtes. Meine fünf Kollegen wurden nämlich in das Zimmer des Präfekten gerufen, bestanden dort ein Verhör, von welchem kein Laut mein lauschendes Ohr erreichte, und bekamen schließlich jeder, der Aufseher mit eingeschlossen, einen solennen „Schilling“ aufgemessen. Überdies wurde der Aufseher seines Amtes entsetzt und dasselbe zu meiner unbeschreiblichen Überraschung *mir*, als dem zur Zeit einzig Gerechten, übertragen. Es wurmt mich noch heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuschreiben, daß sie mich gerade in diesem Falle nicht von der Partie sein ließen. So blieb ich um einen „Schilling“, aber auch um Gott weiß was für eine schöne Erfahrung ärmer!

Ich war demnach, als glücklicher Emporkömmling vom Vorletzten zum Ersten, zum Aufseher vorgerückt, hatte trotz Kleinheit und Jugend die ziemlich weitgehende Macht in Händen, und den früheren Aufseher, den zornigen langen Schlingel, der mich jeden Morgen gezwungen hatte, meine Hände zweimal zu waschen, indem er nach dem erstenmal behauptete, sie seien nicht rein genug — bloß weil sie nicht so schön krebsrot waren wie die seinigen — den konnte ich jetzt „herausknien“ lassen, so oft ich wollte. Ich mißbrauchte aber meine Stellung nicht und regierte ein paar Jahre lang mäßig, gerecht und weise. Meiner Regierungsperiode wurde in ihrem späteren Verlaufe sogar ein besonderer Glanz durch eine eigentümliche Großtat verliehen. Ich gab meinen Untertanen nichts Geringeres als eine Art von Konstitution. Es war nämlich unter uns, wie das unter Knaben nicht selten der Fall ist, die Gepflogenheit der *Angeberei* etwas zu stark eingerissen. Jeder einzelne lief, wenn es ihm eben

beliebte, zum Präfekten und denunzierte, über den Kopf des Aufsehers hinweg, den einen oder den andern seiner Kollegen. Diesem Übelstande trat ich mit einer kühnen Neuerung entgegen, indem ich ein Angebergesetz erließ, welchem zufolge keiner mehr sich direkt an den Präfekten mit einer Anzeige wenden durfte, sondern die Anklage erst in einer der hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzungen vorbringen mußte, worauf die Mehrheit entschied, ob die Sache vor den Präfekten gebracht werden solle oder nicht. Der Präfekt selbst konnte, obwohl ein wenig verdutzt, der Neuerung seinen Respekt nicht versagen und erteilte ihr Rechtskraft durch seine Genehmigung.

Er war doch sonst nicht allzu nachgiebig, nicht allzu mild, der Herr Präfekt Pater Ferdinand Schojer! Es war ein charakterfester, tüchtiger, verständiger, in seiner Art sehr schätzenswerter Mann, ein Freund der Ordnung und der strengen Regel, der vielleicht nur in der Ängstlichkeit ein wenig zu weit ging, mit welcher er die vorzeitige Entfaltung jugendlicher Phantasieflügel niederzuhalten suchte. Die Grenzen des Schulunterrichts wollte er nicht überschritten sehen, ließ kein Buch poetischen, unterhaltenden oder belehrenden Inhalts in unsere Hände gelangen, und nur in den Ferien gönnte er uns einen Blick in das „Pfennigmagazin“ oder in Jurendes „Vaterländischen Pilger“. Energievoll als Erzieher, verstand er es doch auch, beglückende Gnadenstrahlen auszusenden und sich ein Knabenherz durch gewinnende Güte zu verpflichten. Vom wohlbestellten Tische des Konvents brachte er oft Backwerk, Obst und andere Kleinigkeiten mit auf sein Zimmer, belohnte damit die Guten, oder teilte den Vorrat in sechs Häufchen und rief uns in der Freistunde zu sich hinein. Es wählte dann einer nach dem andern der ordnungsmäßigen Reihe nach sein Häufchen, prüfte alles und behielt das Beste oder was übrig blieb.

Frühmorgens fünf Uhr ging der Präfekt von einem Schlafgemache zum andern, um uns aufzuwecken. Dieses Wecken ging in einer Anzahl von sinnreichen, ein für allemal feststehenden Normen vor sich. Vom neckischen Zupfen am Ohrläppchen und scherzender Ermunterung bis zum bloßen frostigen Öffnen der Tür und Ausstoßung eines artikulierten, oder — eine Stufe tiefer — eines unartikulierten Lautes,

und bis ganz hinunter zum schweigenden, aber zornigen Aufreißen der Tür und lautem Wiederzuschlagen derselben lief eine Skala von Schattierungen, welche für jeden die Thermometergrade der Gunst oder Ungunst des Vorgesetzten mit fast mathematischer Schärfe markierten.

Des pädagogischen Rechtsmittels der persönlichen Züchtigung bediente sich Pater Ferdinand ohne alle Prüderie, wobei er nur, im Interesse des Stiftseigentums, die Hosen schonte. Grundsätzlich vollzog er keine Exekution dieser Art, ohne den Delinquenten zu veranlassen, jene äußere Hülse abzustreifen und die Heilkraft des spanischen Rohres unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Ich weiß nicht, ob diese Schläge jedem von uns genützt haben; aber — die Gerechtigkeit verlangt dies zu sagen — mir ist auch kein Fall erinnerlich, daß sie einem geschadet hätten. Keiner von uns ist, soviel ich weiß, deshalb ein „feiger Sklave" geworden, und ich bin überzeugt, daß einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartanermut zu ertragen gelernt hat, auch später den Schicksalsschlägen nicht so gefestet wie der früh Geprüfte gegenübersteht.

Das schwerste aller Zorngewitter des Präfekten, deren ich mich entsinne, entlud sich gleich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Person. Aber mein Verbrechen war auch in der Tat kein geringes; es war, wie der Präfekt es nannte, ein „Diebstahl" — genauer besehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub also! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beschriebene Blätter zahlreich an einem Orte aufgestapelt lagen, welcher dem Präfekten vorbehalten war und welchen keine Menschenseele außer ihm betrat. Bücher und Manuskripte reizten mich damals um so mehr, je strenger aller Lesestoff aus unserer Nähe verbannt war. Die verwünschte Neugier nun, die ungestillte Sucht nach Gedrucktem und Geschriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwischenwand zu überklettern, den Leib durch eine schmale, nicht fest genug verwahrte Öffnung zu zwängen, dreist bis ins Innerste jenes Raumes vorzudringen und eine Musterung der Papiere vorzunehmen. Ich hatte im „Pfennigmagazin" etwas von den Klöstern des Athos gelesen und von den wertvollen Manuskripten, welche die Gelehrten dort aufge-

funden. Leider fand ich unter dem Papierwust, den ich durchstöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch sonst irgendwelche wertvolle Koderreste, aber doch ein vergilbtes Manuskript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida" — abgeschrieben von der Hand des Präfekten — offenbar schon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in seinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida", abgeschrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfekten Pater Ferdinand Schojer! Mir und allen, welchen ich das Blatt zeigte, stand der Verstand still! Die Sache machte ungeheures Aufsehen unter uns — sie machte Lärm — einen Lärm, dessen letzte Wellenschläge am Ohr des Präfekten selbst verzitterten. Ich wurde verraten. Nie habe ich den geistlichen Herrn so zornig, so unerbittlich, so unversöhnlich gesehen! Das erste Wort sprach mit mir natürlich die Binsennymphe des spanischen Rohres — aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Asche büßen, mit Abstinenzen von Speise und Spiel, mit Knien und Prangerstehen! — „Das war Diebstahl, und du bist ein Dieb!" Mit diesen Worten donnerte mich der gestrenge Richter und Rächer immer von neuem nieder. Er hätte, wie gesagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beschämte Priester, der uns das Lesen von Gedichten wie eine Todsünde verbot, während er selbst in seiner Jugend nach Herzenslust Gedichte „An Ida" abgeschrieben — er gönnte mir nicht den Glorienschein, den das Heroische meiner Tat über meine Person verbreiten konnte — er qualifizierte sie vor der Welt als gemeinen Diebstahl! — Kein Tempelraub ist je härter geahndet worden! Und doch hatte Pater Ferdinand nur sich selbst und seine Strenge anzuklagen, durch welche er uns zwang, solche Wege einzuschlagen, um zu den versagten Schätzen der Literatur zu gelangen!

Aber freilich — der Streich war keck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen. — Was hätte ich nicht unglücklicherweise noch alles finden können! —

Ich hatte einen Gönner und Verwandten im Stifte; einen Oheim meiner Mutter, den Pater Ambros Haßlinger,

eine ebenso würdige als sympathische, damals fast in ganz Niederösterreich bekannte und beliebte Persönlichkeit. Pater Ambros galt als die erste geistige Kapazität des Stifts — als der „Gelehrte“ desselben, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und eines Novizenmeisters, und hatte auch einige, freilich ungedruckt gebliebene historische Werke geschrieben. Aber unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde stehen, welche das erlesenste Naß des Kronlandes bargen — meist Geschenke seiner unzähligen nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die schalkhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neste seitab von der Straße hatte der joviale, alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten Schatz“. Jeder schätzte, jeder liebte ihn, jeder bot dem würdigen Greise gerne den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarschaft besucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienst versagten.

Nur wir beide wußten nichts Rechtes miteinander anzufangen. Wenn ich ihm begegnete und schüchtern, wie ich war, nach seiner Hand tappte, um sie zu küssen, und er sich dann auf eine gemütliche Plauderei mit mir einlassen wollte, so stand ich da mit hängenden Armen und wußte nichts zu erwidern. Auf das Gemüt eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus, und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit.

Einem anderen Insassen des Stiftes war es deshalb vorbehalten, dem Schüchternen die Zunge zu lösen, mir sympathisches Vertrauen einzuflößen und nach manchen Seiten hin mich gar wundersam anzuregen, ohne doch auf die ursprünglich vorbestimmte Richtung meines Wesens einen verwirrenden Einfluß zu gewinnen. Pater Hugo Traumihler war ein noch junger, aber etwas kränklicher Mann, der dann auch früh starb. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klösterliche, das Mönchische; er war Asket, trug mitunter

auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finsteres, Zelotisches, vielmehr etwas Naives, fast Kindliches an sich und der Schmelz seiner Stimme drang mit sanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal so recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur Betrachtung und zum sonstigen Kult heiliger Gottes- und Menschenliebe. Wenn eine so vieljährige Erinnerung mir sein Bild nicht fälscht, so schritt er in seiner schwarzweißen Zisterzienserkutte lang und schlank, mit einem langen, schlanken Zylinderhut auf dem Kopfe und einem langen, schlanken Spazierstocke unter dem Arme, gottselig fürbaß. Ich erinnere mich von einigen Spaziergängen her, auf welchen ich ihn begleiten durfte, wie er vor den Landleuten auf der Straße oder im Felde immer zuerst den Hut abzog und mit seiner sanften Stimme ein herzliches „Gelobt sei Jesus Christus!“ oder „Gelobt sei die heiligste Jungfrau Maria!“ sagte. Ich durfte ihn manchmal an Sonntagvormittagen besuchen. Seine Zelle war immer voll von den schönsten alten lateinischen Büchern über die seligste Jungfrau Maria, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und von sonstigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalbslederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigsten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu lesen waren.

Wenn aber das Stift und die Welt glaubte, daß ich bei Pater Hugo mich ausschließlich in religiösen Gesinnungen bestärke, ausschließlich Legenden der Heiligen lese, so irrte man sich sehr. O, wir betrieben noch ganz andere Dinge. Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden, und so fromm er war, machte er sich nicht das mindeste Gewissen daraus, dem Pater Ferdinand zum Trotz mir nicht bloß den Thomas a Kempis und die „Philothea“ des heiligen Franz von Sales, sondern auch Erzählungen von Chimani und Schmid und geistliche Gedichte von Silbert zu leihen.

Dem heiteren, lebensfrohen Pater Ambros war ich zu knabenhaft-weltscheu, dem kühl-verständigen Pater Ferdinand zu träumerisch, zu poetisch verschwommen; aber mit dem Aszeten verstand sich das Dichterlein in herba vortrefflich!

Gleich im Anfange unseres Verkehrs, als ich das zehnte Jahr noch kaum überschritten, hatte ich ihm einmal vertraut, daß ich Verse machen könne. Er wollte es nicht glauben, und forderte mich auf, den nächsten Sonntag ihm welche mitzubringen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen; aber da ich den nächsten Sonntag, bevor ich zu ihm ging, ein Weib mit frischen Kirschen vor der Kirchtür sitzen sah — es war eben die Kirschenzeit — so händigte ich meinem Freunde und Gönner vorläufig nur einen Zettel ein, auf welchem nicht mehr als vier Zeilen zu lesen standen. Sie lauteten:

Jeder kommt da heut gelaufen,
Jeder will sich Kirschen kaufen,
Kirschen ißt ja jeder gern,
Doch vom Geld ist mancher fern.

Diese von jedem „Schwulst" freien Verse waren vielleicht keinen Groschen wert, aber Pater Hugo gab mir doch einen und lachte. Er überzeugte sich auch bald, daß ich schon mehr und Höheres leisten könne. Von da an trieben wir eine Zeitlang Aszese und Poesie in bunter Abwechslung.

Von den Geheimnissen der ersteren verstand Pater Hugo jedenfalls mehr als von denen der kurzen und langen Silben. Er unterrichtete mich in der Kunst des „Meditierens" und in den gebräuchlichen geistlichen Übungen des mönchischen Lebens. Einmal zur österlichen Zeit erbat er es von Pater Ferdinand, der es vielleicht nicht gerne sah, aber als Priester es dem Priester nicht verweigern mochte, daß ich ein regelrechtes nächtliches Exercitium magnum unter seiner Anleitung durchmachen durfte. Ich brachte eine Nacht mit ihm teils in der Kirche, teils in seiner Zelle zu, unter Gebet, geistlicher Lektüre und Meditation. Eine Generalbeichte hatte abends die Übung eingeleitet und der Empfang des heiligen Abendmahls beschloß dieselbe. Mein Gemüt war recht wohl fähig, sich in die wonnigen Abgründe der Betrachtung zu versenken, die heiligen Schauer der Mystik zu empfinden. Oft stahl ich mich heimlich in den „Kreuzgang" und von diesem durch die zufällig offene Seitentür in die leere, stille Kirche, wo der Sonnenglanz auf den goldenen Altären lag und wo ich durchempfand, was ich später irgendwo zugleich mit der Entartung des Mönchtums geschildert habe. Mein jugendliches Gemüt nahm diese Aszese in sich auf; aber

es ging nicht umgekehrt in derselben auf. Das keimende Gedankenleben erstarb nicht im Gefühl; ich ließ mich in manche kleine Kontroverse mit Pater Hugo ein und machte kein Hehl daraus, daß ich einmal zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philosoph zugleich werden möchte, um die Gläubigen und Ungläubigen miteinander zu versöhnen. Er meinte, so leicht würde das nicht gehen, aber mit Hilfe Gottes und der allerseligsten Jungfrau Maria könnte es mir vielleicht gelingen.

Ich hatte in Pater Hugo, Pater Ambros und Pater Ferdinand Vertreter der Hauptrichtungen alles Menschentums vor mir, und mit einer Allegorie, die vielleicht nicht so gekünstelt ist, als sie aussieht, könnte ich sagen, daß sie in diesem meinem Umkreise das Gute, Schöne und Wahre „bedeuten". Das ruhige Tun und Walten der meisten übrigen Gestalten in diesem Kreise machte mir keinen bleibenden Eindruck. Ich sah den „Pater Küchenmeister" in der Küche, den „Pater Kastner" auf dem Felde, den „Pater Waldschaffner" mit der Flinte seinem Berufe nachgehen usf. Aber manches eigentümliche Bild hebt sich doch in meiner Erinnerung noch lebhaft ab, so das des Pater Franz, eines jüngeren Stiftsgeistlichen auf einer Pfarre der Umgebung, der von Geist und Leben sprühte, eine prachtvolle Baßstimme besaß und die Klänge einer Spieluhr mit so anmutigen mimischen Tanzbewegungen zu begleiten verstand, wie ich sie später kaum bei einem der ersten Tänzer auf dem Theater Wiens oder Venedigs wieder gesehen.

Ziemlich wunderliche Heilige und mit uns Sängerknaben in einigem Verkehr waren die beiden Laienbrüder des Stiftes: Frater Peter und Frater Paul. Der eine war Konventsbuchbinder, der andere Konventsschuhmacher. Da aber die Geistlichen, ich weiß nicht warum, ihre Stiefel lieber anderswo anfertigen ließen, als bei Frater Paul, und es auch nicht allzuviel Bücher im Stifte einzubinden gab, so suchte und fand Frater Peter den Schwerpunkt seiner Stellung darin, daß er den Geistlichen, uns Sängerknaben, überhaupt dem ganzen Stifte die Haare schnitt, und Frater Paul verlegte sich auf die Anfertigung von „Transparenten" für die Feier der Geburts- und Namenstage hervorragender Persönlichkeiten im Stifte. Durch das Haarschneiden entwickelte

sich bei Frater Peter ein zelotischer Groll gegen lange Haare und eine große moralisch-religiöse Unduldsamkeit überhaupt; bei Frater Paul dagegen brachte der Beruf, Transparente für festliche Gelegenheiten zu schneiden und von den Trinkgeldern hernach auf das Wohl der Gefeierten zu trinken, eine still in sich gekehrte Heiterkeit, originell ausgeprägte Ergebenheit und mildfromme Duldsamkeit gegen sich selbst und alle Welt mit sich.

Wenn ein Knabe durch Entwicklung irgendeines Talents den Anschein einer gewissen verhältnismäßigen Frühreife des Geistes gewinnt, so darf man in den meisten Fällen versichert sein, daß mit der anscheinenden größeren oder geringeren Frühreife des Geistes eine Frühreife des Herzens wenigstens gleichen Schritt hält. Dies war nun auch bei mir der Fall. Ich weiß nicht, ob ich in irgendeiner Epoche meines Lebens eines so innigen, so zärtlichen Empfindens, insbesondere einer so leidenschaftlichen Liebe fähig gewesen, wie eben in jener. Es fehlte im klösterlichen Bereiche auch nicht an Gelegenheit, den Reiz der Schönheit und Weiblichkeit auf sich wirken zu lassen. Manche sehr hübsche Schwester oder Nichte eines Stiftsherrn bezog die hohe Schule der Kochkunst in der Stiftsküche, und der „Hofrichter“, d. h. der Justizbeamte der damals noch bestehenden Stiftsherrschaft, hatte eine Zeitlang eine reizende jugendliche Verwandte im Hause. Wie imponierte er selbst mir, der Herr Hofrichter! Wie blickte ich zu ihm auf, wenn ich ihn mit Pater Ferdinand politisieren und wiederholt mit Nachdruck versichern hörte, Rußland sei „ein Koloß auf tönernen Füßen!“ Und dann die kleine, hübsche, seelengute Frau Hofrichterin! Und zuletzt gar die holdselige jugendliche Verwandte, eine anmutvolle Tochter des Mährerlandes! — Ich sah ihr Engelsköpfchen zuweilen am Fenster. Wenn wir Knaben im äußeren Hofe, auf welchen dieses Fenster hinausging, „Ballschlagen“ durften, wie bemühte ich mich da, unter ihren Augen, den Ball mit dem „Palester“, wie wir's nannten, schwindelnd hoch in die Lüfte emporzuschnellen! Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenster, gleichsam zu ihren Füßen niederzufallen. Und wenn sie noch nicht sichtbar war, mit welcher flammenden Ungeduld wartete ich dann.

Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Tal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Nie habe ich später in meinem Leben diese Verse gehört oder gelesen, ohne an jenes Mädchen zu denken. Ebenso fromm als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott stets inbrünstig mit einigen Vaterunsern, so oft ich sie nur von ferne sah, und einmal, als es mir gelungen, sie in der Kirche recht nahe zu sehen, schenkte ich in überströmender Freude dem nächsten Bettler ein Zweiguldenstück, das ich selbst erst zum Geschenke bekommen hatte.

Aber in nicht minder hellen Flammen loderte bei mir die Freundschaft auf. Meine überquellende Herzenswärme erstreckte sich auch auf einen Knaben, der ebenfalls im Hause des Hofrichters lebte. Zwar liebte ich auch einen meiner Kollegen zärtlich: aber diesen zu lieben verstand sich bei uns allen von selbst, zumal im Winter. Er besaß nämlich einen Vetter in Gobatsburg, einen Weinbauer; der kam jeden Herbst nach der Weinlese ins Stift mit einer großen „Butte“ voll Trauben auf dem Rücken. Diese Trauben brachte er seinem Neffen, und es wurden dieselben an einer Schnur in einem vom Präfekten dazu überlassenen Zimmer aufgehangen. Da konnte nun der glückliche Besitzer den halben Winter über jeden Nachmittag hineingehen und sich eine Traube herausholen, auch eine zweite für einen, dem er eben wohlwollte. Meine eifersüchtige Zärtlichkeit für diesen Freund will ich also hier nicht in Anschlag bringen; sie brannte in nicht ganz reiner Flamme. Anders verhielt es sich mit jenem Knaben im Hause des Hofrichters. War er doch ebenfalls ein jugendlicher Verwandter des letzteren — also auch ein Verwandter der liebreizenden Anna! Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig ist. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und sonst sich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, so schlang er wie zufällig den Zipfel seines Mäntelchens über mein Knie herüber, und da faßten wir uns unter dieser Hülle bei den Händen,

ließen sie ineinander ruhen, stillbeglückt, in reinster Zärtlichkeit.

Inzwischen hatte ich im Versemachen beträchtliche Fortschritte gemacht, war nie wieder in die schnöde Prosa jener Kirschenreime zurückgesunken, hatte vielmehr in schwunghaften Fest-„Wünschen" so oft Sonne auf Wonne, Herz auf Schmerz gereimt, daß man anfing, die Köpfe über mich zusammenzustecken. Anfangs zweifelte man, daß ich dergleichen in meinem Alter selbst machte; nachdem aber der Herr Stiftsdechant mich in sein Zimmer eingesperrt und mir eine poetische Aufgabe gestellt hatte, deren augenblickliche Lösung besonderen Beifall fand, begann ich zum Inventar der Kuriositäten des Stifts zu gehören. Selbst von Fremden, die zu großen Festzeiten ins Stift kamen, wurde mir ermunternd auf die Achsel geklopft. Pater Franz gab sich Hoffnungen für meine Zukunft hin. Von einigen Novizen und jüngeren Geistlichen, von Pater Wilhelm z. B. und einem andern, dessen Name mir entfallen ist, wurde mir eine freundliche, liebevolle Behandlung zuteil. Nun zeigte auch Pater Ferdinand sich in poetischen Dingen duldsam gegen mich, und es kam so weit, daß auf seinen Befehl ein von mir verfaßtes Gebet in Versen unserm täglichen gemeinsamen Morgengebet angefügt wurde. Zuletzt wurde ich aufgefordert, die Gedichte, die ich seit meinem Eintritt in das Stift, d. h. seit meinem zehnten Jahre, geschrieben, in einem Hefte vereinigt dem Herrn Abte (Julius) persönlich vorzulegen, der sie und mich wohlwollend aufnahm.

Bei einem Besuch, den ich in meinem nahegelegenen Geburtsort Kirchberg am Walde einem Oheim machte, erlebte ich gleichfalls eine Aufmunterung. Das Schloß von Kirchberg am Walde war damals Eigentum der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich. Im Hause meines Oheims war eine junge Dame einquartiert, welche die Stelle einer Harfenmeisterin bei der Prinzessin Luise, nachmaligen Herzogin von Parma, bekleidete. Als nun diese Dame eines Morgens von ihrem Fenster aus im Hausgarten ein nachdenkliches Bürschchen umherwandeln sah, das ihr auffiel, und hernach von meinem Oheim hörte, daß ich Verse mache, ließ sie sich welche von mir vorlegen. Sie zeigte dieselben dann auch der Prinzessin Luise, welcher sie gefielen, und welche, nachdem sie sich nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte,

mich in meiner weiteren Studienlaufbahn unterstützen zu wollen erklärte. Sie ließ mir in der Tat auf ihre Kosten einen vollständigen neuen Anzug anfertigen, der mir bei meinem bald darauf erfolgten Austritte aus dem Stifte zustatten kam. Da sie aber zu jener Zeit nach Frohsdorf übersiedelte und später sich mit dem Herzoge von Parma vermählte, so verlor sie mich aus den Augen.

Ich hatte nun das vierzehnte Lebensjahr erreicht, die festgesetzten vier Jahre meines Sängerdienstes im Stifte waren um und es kam für mich der Tag, das Kloster mit der geräuschvollen Residenz zu vertauschen, wohin meine Eltern inzwischen übergesiedelt waren. In Sinn und Seele des Knaben hatte es sich während dieser vier Jahre zu regen angefangen, und eine gewisse charakteristische Empfänglichkeit, die Eindrücke jeder Art tief und lebhaft, und doch mit einer gewissen Freiheit in sich aufzunehmen, hatte sich angekündigt. Halb mit Bangen, halb mit Verlangen sah ich dem großen Lebenswirbel entgegen, den ich mir im Menschengewoge der großen Donaustadt versprach.

---

3. Aus dem Kloster in die Welt.

Meines Erachtens dienen Biographien — der gewöhnlichen Meinung zuwider — weniger dazu, die äußeren Umstände, durch welche einer „geworden" ist, was er ist, nachzuweisen, als das, was er nun einmal ist, in seiner Wesenheit, seinen ursprünglichen Keimen, Anlagen und Anfängen anschaulicher, verständlicher zu machen. Du lieber Himmel! Man „wird", wozu man geboren ist, wozu man von Natur Beruf und Neigung hat; die Verhältnisse haben noch keinen zum Dichter oder Künstler gemacht. Wer könnte die Macht der Einflüsse leugnen? Aber Hunderttausende haben diese Einflüsse erfahren, haben in denselben Verhältnissen gelebt, ohne das zu werden, was der Eine geworden. Selbst die besonderen Eigentümlichkeiten eines Poeten oder Künstlers haben ihre Wurzel weit mehr in dem auf die Welt Mitgebrachten, als in den Verhältnissen. So halte ich das, was

ein Dichter oder Künstler aus seiner Kindheit und Jugend erzählt, nicht insofern für lehrreich, als man dadurch über die Ursachen, die bestimmenden Gründe seines Werdens, seines Talents und Wesens aufgeklärt würde, denn diese bleiben doch immer ein Naturgeheimnis. Ich finde es in ganz anderer Weise charakteristisch. Hunderte, ja Tausende von Einzelheiten entschwinden dem Gedächtnis; aber das, wodurch das keimende Wesen eines Menschen sich früh sympathisch angesprochen fühlte, was ihn geheimnisvoll anregte, leidenschaftlich aufregte, während anderes ihn kalt ließ und darum auch in seinem Gedächtnis nicht haftete — das ist, so unbedeutend es scheinen mag, das eigentlich Bedeutende, Bezeichnende für ein Talent, einen Charakter.

Diesmal ist es ein Stück Entwicklungsgeschichte, was ich dem Leser biete, die flüchtige Skizze einer Epoche, welche ja die entwicklungsreichste in jedem Menschenleben zu sein pflegt: der vom 14. bis 18. Lebensjahre. Auch hier wird der Leser ein „Werden" finden, das weit mehr aus inneren Keimen als aus äußeren Ursachen erklärbar ist. Meine äußeren Verhältnisse werde ich dabei überhaupt nur wenig berühren. Der Leser erwarte also nicht, daß ich es hier auf seine Unterhaltung mit ausführlichen Erzählungen, Zeit- und Genrebildern, Charakterschilderungen aus meiner Umgebung und interessanten Erlebnissen abgesehen habe.

Ich stütze mich bei dieser kurzgefaßten Übersicht auf Tagebücher, welche ich gerade in jener Epoche vom 14. bis 18. Lebensjahre (1844—1848) ziemlich fleißig geführt habe. Diese Tagebücher zeigen in ihren Anfängen den frommen Knaben, der eben aus dem Kloster herkam, der vom „Herrn Vater", der „Frau Mutter", dem „Herrn Professor" mit Ehrfurcht spricht, treulich anmerkt, wann und worin er in der Schule examiniert worden ist und Jahres-Schulprüfungen mit epischem Pathos schildert. Interessant ist der Stil, insofern er in diesen vier Jahren von knabenhafter Einfalt und Stümperei sich allmählich fortbildet bis zum Feuilleton- und Kathederstil eines strebsamen poetischen Jünglings. Für die intimen Angelegenheiten bedient sich das Tagebuch eines Lateins, das mit einer gewissen Keckheit gehandhabt ist, und greift überdies zu Zeichen und Abkürzungen, die ich meist selbst nicht mehr verstehe. In Beziehungen auf Tatsachen

und Vorgänge sind diese Hefte knapp gehalten, auch lückenhaft; aber sie bieten mir doch für meine Erinnerungen gute, namentlich chronologische Anhaltspunkte.

„Heute, den 15. August 1844, morgens 4 Uhr, fuhren wir auf dem Stellwagen des Herrn Zuckerhut in Zwettl ab, frühstückten in Gföhl und kamen um 11 Uhr in Krems an, wo wir uns sogleich an Bord des Dampfschiffes Johann begaben."

Mit diesen Zeilen stellt das Tagebuch das für mich denkwürdige Datum des Tages fest, an welchem ich das Stift Zwettl, wo ich das 10. bis 14. Lebensjahr (von 1840 bis 1844) zugebracht, verließ und die Reise nach Wien zu meiner nun auch dort lebenden, aber mit meinem Vater nicht zusammenwohnenden Mutter antrat.

Auf dem Dampfschiff, welches mich von Krems nach Wien beförderte, traf ich drei Ordensmänner, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und in welchen ich zuletzt Jesuiten erkannte. Die Geschichte dieses Ordens, wie ich sie aus Büchern der Klosterbibliothek und aus den begeisterten Erzählungen meines klösterlichen Freundes Pater Hugo geschöpft, hatte meine Phantasie lebhaft angesprochen. Und da es nun einmal feststand, daß ich Priester werden sollte, so wollte ich doch wenigstens in keinen geringeren Orden treten, als in den, welchen ich als den berühmtesten kannte — einen Orden, dessen Verdienste nicht bloß um die Kirche, sondern auch um die Wissenschaft ich hatte preisen gehört, und in dessen Mitgliedern ich mir nur eine Gesellschaft von Heiligen, Helden und Weisen vorstellen konnte. „Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu", diese Würde schien mir die erhabenste, die verlockenste auf Erden, und der, wie mich dünkte, kurze Schritt von da zur päpstlichen Tiara war vorläufig Nebensache . . .

Ich musterte die mir so merkwürdigen, in die Lesung ihrer Breviere versunkenen Ordensbrüder mit ehrfurchtsvoll-neugierigen Blicken, die sie mit mißtrauischen erwiderten. In ihrer überbescheidenen Haltung schien eine argwöhnische, vorsichtige Scheu zu liegen, während es in ihren dunklen Augen mir manchmal aufzuleuchten schien, wie bei solchen, die sich in der Stille mit großen Dingen befassen. Die Begegnung war für mich ein Ereignis.

Nun war ich in Wien, und ein Wohngemach vereinigte mich wieder mit meiner Mutter. Von der Schlösselgasse, jetzt Lamprechtsgasse auf der Wieden, ging ich täglich morgens in die Stadt ins Gymnasium zu den Schotten, wo ich als Schüler der fünften Klasse die im Stifte Zwettl privatim begonnenen Studien fortsetzte, dann zum Vater in der Bäckerstraße, wo er bedienstet war, mittags in die Leopoldstadt, wo ich einen der Freitische hatte, welche die Barmherzigen Brüder an Studenten vergaben, hernach wieder zu den Schotten, und kehrte abends in die mütterliche Behausung zurück, nachdem ich noch eine Privatlektion bei einem kleinen Mädchen auf dem Kohlenmarkt gegeben. An Bewegung fehlte es mir also nicht. Trotzdem versäumte ich nicht viel in meiner Berufstätigkeit als Student und Poet dazu. Als letzterer entwickelte ich sogar einen ungewöhnlichen Eifer.

Im Stifte war ich bescheidener Lyriker gewesen; jetzt wagte ich mich auf das dramatische Gebiet. Noch im Laufe des Jahres 1844 brachte ich ein zweiaktiges Drama „Kolumbus“ fertig. Im Januar des folgenden Jahres begann ich ein fünfaktiges Drama „Die Märtyrer“, das im Sommer vollendet wurde. Vor Ablauf desselben Jahres 1845 war auch eine Kanzone „Eutychia, oder die Wege zur Glückseligkeit“ in drei Gesängen vollendet. Ich überreichte später die „Märtyrer“ meinem Professor Pater Berthold Sengschmitt, und die „Eutychia“ dem Religionsprofessor Pater Leander Knöpfer. Diese umfangreichen Versuche liegen mir noch vor; sie zeigen einen Grad poetischer Fertigkeit, welche die durchschnittliche Fertigkeit vierzehn- bis sechzehnjähriger Knaben im Versemachen doch wohl überragt. Namentlich gilt dies von den Kanzonenstrophen der „Eutychia“. Aber der gutmütige, mir wohlwollende Pater Berthold Sengschmitt legte zwar die „Märtyrer“ bei der öffentlichen Jahresprüfung auf den „Tisch des Hauses“, äußerte sich jedoch darüber nicht, und der Religionsprofessor Pater Leander Knöpfer ließ mir selbst gegenüber nur den lakonischen Ausspruch vernehmen: „Ich bewundere Ihren Fleiß.“ Diese Schweigsamkeit kränkte mich damals. Jetzt, wo ich sie zu begreifen glaube, kann ich sie nur billigen. Ohne Zweifel fand man es bedenklich, einen Schüler durch frühzeitigen Beifall zur Beschäftigung mit Nebendingen aufzumuntern. Übrigens

war für die Betätigung poetischen Talents innerhalb der Schule selbst eine Art von legitimem Spielraum abgesteckt. Von Zeit zu Zeit wurde als deutsches Schulpensum ein Thema gegeben, das nach Belieben auch in Versen ausgeführt werden durfte. Die beste Leistung dieser Art wurde dann in der Schule vom Katheder herab diktiert. Mir widerfuhr diese Ehre einige Male, aber während ich mit meiner „Elegie auf dem Schlachtfelde von Aspern“ und anderen Lösungen poetischer Schulprobleme Besseres als alle geleistet zu haben wünschte, mußte ich mich mit dem Lobe begnügen, daß ich in schriftlichen Aufsätzen „zu den Besten der Klasse gehöre“. „Gräßlich!“ schrieb ich bei solcher Gelegenheit einmal in mein Tagebuch.

Aber das Tagebuch jener Zeit ergeht sich mehr und mehr auch in Schmerzen und in Klagen anderer Art. Seitenlang ziehen melancholische Bekenntnisse in verschämtem, geheimnisvollem Latein sich hin, auf deren Grund ich eingehen muß, bevor ich weiteres von meinen Bestrebungen melde.

Mein geselliger Verkehr war sehr beschränkt. Mit einer äußerst achtbaren Familie verknüpfte mich das Band einer ziemlich entfernten Verwandtschaft. Ich war in derselben freundlich aufgenommen; bei der außerordentlichen Schüchternheit indessen, die mir vom Kloster her eigen war, fielen meine Besuche in dem Hause sehr bescheiden aus; ich beschränkte mich darauf, an freien Nachmittagen von der Erlaubnis, zu meiner dilettantischen Übung das Klavier zu benützen, Gebrauch zu machen und nach stilleingenommener „Jause“ mich wieder zu entfernen. Diese „Jause“ wurde mir von der einen oder andern Tochter des Hauses — es gab deren *acht*, wenn ich nicht irre — in das abgesonderte Klavierzimmer, wo ich mich allein befand, gebracht. Warum soll ich es nicht gestehen? Es war nun einmal so: eine dieser guten Feen, die mir den duftigen Mokka kredenzten, machte bald auf mich durch ihr sanftes, madonnenhaftes Antlitz einen tiefen, sehr tiefen Eindruck. Die jugendliche Lebhaftigkeit meines Empfindens ließ aus diesem Eindrucke einen Roman erwachsen, der zwar durch einige Jahre sich hinspann, dessen *äußeres* Detail aber, wie ich nun fürchte, ganz und gar nur in meiner erregten Phantasie sich abspielte. Ich will den edelschönen deutschen Namen meiner „Madonna“ ver-

schweigen und sie Regiswinda nennen, wie ich damals in Versen sie zu nennen pflegte. Ich zweifle, daß Regiswinda etwas wußte von dem, was ich mit ihr erlebte. Jeder Blick, jedes harmlose Wort war ein Kapital in meinem Roman. Die Art, wie mein Gruß erwidert wurde, bedeutete Schicksalswendungen und Katastrophen. Aber auch die Hausgenossen, vor allem die Schwestern Regiswindas, waren in die Handlung verflochten. Ein Zusammenstecken der Köpfe im Hause — ein Geflüster im Nebenzimmer — es konnte nur mir gelten! Wurde nicht selbst hinter mir mein Bild, mein errötendes, verwirrtes Gesicht im Spiegel aus irgendeinem Winkel her ins Auge gefaßt und belächelt? Regiswinda, mit gesenktem Blick unter den lächelnden Schwestern stehend, war für mich die Titelvignette einer Familientragödie in fünf Akten. Kein Zweifel — man spottete meiner — man spottete ihrer. Ich stand Höllenqualen aus — die ein milder Blick freilich in himmlisches Entzücken verwandelte. Manchmal rührte ein solcher Blick mich fast zu Tränen. Oft wurde der Spuk, der mich umgab, zu toll, und es ereignete sich, daß ich, plötzlich mich erhebend, fortstürzte, wie von höhnischen Furien verfolgt, während eben diese „Furien" mich ein wenig verwundert, aber ruhig fragten, ob ich „schon gehe." Beim Eintritte in das Haus überkam mich jedesmal ein gelinder Fieberschauer. Einmal hatte ich des Nachts einen angstvollen Traum, Regiswinda sei gestorben. Den folgenden Nachmittag machte ich eilig und unruhevoll meinen Klavierbesuch. Regiswinda brachte mir die Notenhefte, gab sie mir aber nicht *in die Hand*, wie sonst, sondern legte sie auf das Klavier hin und entfernte sich, meinen Gruß nur flüchtig erwidernd . . . *Das war des bösen Traumes Erfüllung!* — „*Sie ist mir in Wahrheit gestorben!*" wehklagt in verzweifeltem Schmerze das Tagebuch.

Ich glaube, daß die Lebhaftigkeit meiner Phantasie in einem Falle, den ich erzählen will, sich zur Vision steigerte.

Das Haupt der Familie war, wie ich schon andeutete, ein „entfernter" Onkel zu mir, überdies mein Firmpate. Bei Namensfesten im Hause pflegte ich zur Gratulation mich einzufinden, und meine damalige „soziale Stellung" als Studentlein brachte es mit sich, daß ich bei solcher Gelegenheit ein Geschenk nicht gab, sondern empfing. Ich empfing

ein solches auch im Namen der erwachsenen Töchter aus den Händen der Mutter. Ich empfing eines auch — o weh! — im Namen Regiswindas. Man versetze sich in mein Empfinden! Ich wußte, Regiswinda konnte das nicht hindern, aber es schmerzte mich tief. Wie vernichtet saß ich unmittelbar nachher am Klavier, in trübes Sinnen verloren. Plötzlich tritt Regiswinda still herein — sie sieht mich an — sie liest in meinem Gesicht, was in mir vorgeht — sie schwebt auf mich zu — lispelt, im Vorübergehen einen tiefen, unendlich milden, seelenvollen Blick auf mich richtend: „Verzeihen Sie, Robert!“ und entschwindet durch die andere Tür des Gemachs. — Hat sich das wirklich zugetragen? Ich gäbe viel darum, wenn ich es wüßte . . .

Die Liebe kommt leicht zu früh im Menschenleben, die Freundschaft nie. Für das Ungesunde einer frühen Liebe, einer schwärmerisch phantastischen Liebe auf Distanz kann eine reelle Freundschaft, die ihren Gegenstand nahe hat, als Heil- oder wenigstens Palliativmittel gelten. Ich fand zu rechter Zeit in Anton Bruckner einen Freund, einen treuen Kameraden und täglichen Genossen.

Bruckner war, wie ich, ein Sohn des Waldviertels, Kind armer Bauersleute zu Grafenschlag in der Gegend von Zwettl. Im Stifte, wo er in den Schulferien sich einzufinden pflegte — er besuchte das Gymnasium in Krems — hatte ich früh seine Bekanntschaft gemacht. Zwei poetisch gestimmte, poetisch veranlagte Knabenseelen mußten sich rasch zusammenfinden. Entscheidend aber kam dabei ohne Zweifel jene scheinbar grundlose Sympathie ins Spiel, welche oft auch Menschen, die nichts Gemeinsames haben, sich vielmehr so unähnlich als möglich sind, besonders in der Jugend für eine Reihe von Jahren aneinanderkettet. Als ich vom Stifte nach Wien zu meinen Eltern übergesiedelt war, traten wir in einen lebhaften Briefwechsel und richtete einer an den andern auch Gedichte. In den Ferien 1845 trafen wir in der Heimat wieder zusammen, machten gemeinsame Ausflüge und befestigten die Bande einer herzlichen Freundschaft. Zum Beginn des nächsten Schuljahres entschloß sich Bruckner hauptsächlich um dieser Freundschaft willen seinen Wohnort nach Wien zu verlegen und seine Studien da fortzusetzen. So blieben wir von da an ungetrennt. Einige Jahre lang war

einer des andern fast einzige Gesellschaft. Bruckner war ein paar Jahre älter als ich, also reifer. Ich hatte eine große Meinung von seinem Talent, das sich in Liedern verriet, welche an Hölty, an Salis erinnerten. Beide nach dem poetischen Lorbeer ringend, gingen wir Hand in Hand den Dornenpfad einer freudlosen Jugend und ruhten in Zukunftsträumen aus. Wir schlossen einen förmlichen Bruderbund, nannten uns nach dem Heiligen des Tages, an dem dies geschah, die „Herakliusbrüder" und wollten alljährlich an diesem Tage ein „Herakliusfest" feiern, bei welchem unser Bund erneuert und ein schriftlicher Vertrag von neuem unterzeichnet werden sollte. Durch diesen Vertrag verpflichtete sich für den Fall, daß einer von uns jung stürbe, der Überlebende, den poetischen Nachlaß des Freundes der Nachwelt zu überliefern. In Anbetracht des Umstandes, daß die deutschen Poeten, die wir kannten, meist zwei Taufnamen führten, wollten wir es zunächst hieran auch nicht fehlen lassen; wir fügten eine Zeitlang zu unseren Taufnamen die unserer Firmpaten: Bruckner hieß Anton Adalbert, ich Johann Robert. Überdies schrieb Bruckner sich geraume Zeit Pruggner, um seinem Namen wenigstens für das Auge etwas mehr Originalität zu geben.

Unsere Spaziergänge waren immer gemeinsam. Am häufigsten waren sie gerichtet auf das damalige „Wasserglacis", in den Schwarzenberg- und Belvederegarten, auch wohl auf den öden Matzleinsdorfer Linienwall oder gegen die Spinnerin am Kreuz. Über die häßliche nächste Umgebung der Residenz flüchteten wir zuweilen in die entferntere, großartige und reizende hinaus: auf den mir teuren Hermannskogel, nach Mauerbach usw. In den Sommerferien unternahmen wir ausgedehnte Fußwanderungen, die uns auf weiten Umwegen zuletzt ins heimische Waldland führten. Ich brachte Tage bei Bruckner und seinen Eltern in Grafenschlag, er Wochen bei mir und meinen Verwandten in Schweiggers zu. Wir durchschweiften die Gegend, spazierten wohl auch in schöner Sommermondnacht mit der Gitarre in ein nahes Wäldchen hinaus und ließen die nachtstillen Gründe von Sang und Klang widerhallen. In Schweiggers gab Bruckner auch einmal einen naiven Beweis guten Willens, an den ich mich heiter erinnere. Er weilte eben wieder, als Gast des Gastes, auf

eine Woche bei mir im Hause meiner Cousine und ihres Gatten. Da kam meiner Cousine Geburtstag. Bruckner neigte von Natur zur Großmut, und wollte sich nicht gerne spotten lassen, war aber leider der ärmste Teufel, den es geben konnte, und ich habe nie begriffen, wovon er eigentlich lebte. Er hielt es für seine Pflicht, der gastlichen Hausfrau zu ihrem Geburtstage etwas zu verehren. Er verlor sich vormittags und kam gegen Mittag mit einem Schnupftuch voll Schnecken heim, die er im Walde zusammengefangen hatte, und die er der Hausfrau als „Geburtstagsgeschenk" überreichte, wobei er dieselben uns allen als ein besonders leckeres Essen anempfahl. Ebenda gab er auch einmal einen Beweis der im stillen gärenden Leidenschaftlichkeit seines Wesens. Er pflegte von dem, was ihn bewegte, nicht viel merken zu lassen und war kein Mann von vielen Worten, weshalb er auch meinen leidenschaftlichen Mitteilungen und Ergüssen gegenüber mir zuweilen nicht teilnehmend genug erschien. Er pflegte nur immer, wenn er erregt oder Zeuge von Erregtheit war, das Köpflein würgend zu drehen wie ein kranker Kanarienvogel, oder wie einer, dem seine Krawatte zu eng ist. Einmal war er in Schweiggers bei mir zu Besuch, als eben das Kirchweihfest gefeiert wurde. Wir begaben uns in Gesellschaft meiner Verwandten abends in das Gasthaus, um die Nacht da bei Musik und Tanz fröhlich hinzubringen. Ich tanzte viel und verlor meinen Freund fast aus den Augen. Nach Mitternacht verschwand er ganz. Ich glaubte, er sei müde geworden und habe sein Lager aufgesucht. Als ich aber gegen Morgen heimkehrte, fand ich ihn nach einigem Suchen in dem kleinen Gärtchen, welches hinter dem Hause lag. Da saß er in kühler Morgenluft auf einer Rasenbank, den Oberleib nur mit dem Hemde bekleidet, das Hemd am Halse aufgeknöpft und die offene, nackte Brust dem kalten Winde ausgesetzt. Erschrocken fragte ich ihn, warum er so entblößt der Morgenkälte trotze, nachdem er vor einigen Monaten eine schwere Lungenentzündung zu überstehen gehabt. Er versetzte, er sei, durch irgend etwas erhitzt und aufgeregt, nach Hause geeilt und habe sich, so entblößt, in den Garten gesetzt, um sich „abzukühlen".

So war denn Bruckner, wenn auch nicht gerade zum Tröster geschaffen, doch gewiß fähig, auf fremdes Herzeleid

mit Verständnis einzugehen, und ich nahm ihn in der Tat seit unserem Beisammensein als Vertrauten meines stillen Romans vollauf in Anspruch. Seine Wortkargheit verstimmte mich zwar bisweilen mitten im Flusse der Mitteilung: aber ein schwärmerischer Unglücklicher muß sich ja schon glücklich schätzen, wenn er einen findet, der ihn nur überhaupt anhört. Und im Anhören leistete Bruckner Großes. Einmal sollte er auch mein Helfer werden bei der Ausführung eines tollen Unternehmens. In der verzweifelten Stimmung, welcher ich mich durch meine Liebestorheit und das Drückende häuslicher Verhältnisse anheimgefallen sah, kam ich auf die barocke Idee, zur Herstellung meiner Seelenruhe mich auf acht Tage — über die Osterferien — als Klausner in eine tiefe Wald- und Bergeseinsamkeit zurückzuziehen. Auf dem Kahlen- oder Leopoldsberge hoffte ich einen tauglichen Platz für ein solches Asyl zu finden. Über den bis ins Kleinste ausgedachten Plan gibt das Tagebuch Aufschluß. Ich wollte nichts mitnehmen „als geistliche Bücher, meinen Mantel, um darin zu schlafen, einen Bleistift und ein Buch Papier — dazu Brot, Käse und allenfalls Würste für einige Tage.“ Bruckner sollte nach ein paar Tagen neuen Proviant zuführen, und überhaupt „öfters nachsehen“, mich auch davon benachrichtigen, wenn meine Eltern allzusehr sich über mein Entweichen ängstigten.

Ich eröffnete diesen Plan Bruckner, der anfangs abmahnte, endlich aber doch beistimmte, als ich erklärte, es komme ja noch darauf an, ob es uns wirklich gelänge, einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Wir begaben uns also am 2. April 1846 nachmittags auf den Weg, wanderten durchs Schottentor hinaus und gelangten auf die Höhen um Wien, wo die Stadt, die Donau und die ganze weite Ebene vor unseren Blicken lag. Nun waren wir dem Kahlenberg ganz nahe, fanden aber sofort, daß er zu kahl sei, um eine verborgene Siedelei da zu errichten. Wir beschlossen also auf den Leopoldsberg überzugehen. Uns rechts wendend — ich folge dem Berichte des Tagebuches — erblickten wir, nachdem wir noch manchen unwegsamen Hang überschritten, in der tiefen Niederung hart an der Donau das freundliche Nußdorf mit seinem silberblinkenden Türmchen. Unmittelbar daran erhebt sich steil der Leopoldsberg, den wir nun ersteigen mußten. Munter klommen wir aufwärts. Kühle, scharfe Winde bliesen über die

unter uns strömende Donau her. Das Steigen fiel uns immer beschwerlicher, unsere Herzenshämmer pochten, unsere Augen waren, wie einer am anderen bemerkte, mit Blut unterlaufen. Wir rasteten öfter, aber nach so langer, beschwerlicher Wanderung vermochten wir der Müdigkeit nicht mehr Herr zu werden. Für eine Möglichkeit, uns zu laben und zu stärken, hatten wir bei unserem Auszuge nicht vorgesorgt. Bruckner mahnte unter diesen Umständen ernstlich zur Heimkehr. Ich wollte anfangs von solcher Feigherzigkeit nichts wissen, mußte mich aber schließlich doch der Notwendigkeit fügen, und es ging wieder abwärts. Meinem Freunde, der zwar ein rotbackiger, gesunder Junge, aber ein wenig bequem war, konnte ich es am Ende nicht verargen, wenn er, trotz seiner Opferwilligkeit, doch bei dem Gedanken an meine ihm obliegende Verproviantierung in so unwegsamer Höhe und das „öftere Nachsehen" das Köpflein stumm aber bedenklich drehte. Ich entschloß mich also, das, wie das Tagebuch sich ausdrückt, „an und für sich sehr vernünftige Projekt des Kahlenberger Selbstexils" als unausführbar fallen zu lassen.

Wir hatten am Gymnasium einen Kollegen namens Josef Wiesner, der an Literatur überhaupt, und deshalb auch an meinen und Bruckners poetischen Versuchen sympathischen Anteil nahm. Er besaß Kuffners „Bibliothek der Humanitäts-Wissenschaften" und andere Bücher, die er mir zu leihen immer freundlichst bereit war. Plötzlich tauchte unter uns dreien der Gedanke auf, ein handschriftlich zu verbreitendes, belletristisches Wochenblatt, „Aurora" betitelt, am Gymnasium zu begründen. Bruckner und ich sollten die Beiträge sowie die nötige Anzahl von Abschriften der einzelnen Nummern liefern, überhaupt das Blatt herstellen, und dafür den ganzen Ertrag des Blattes genießen. Wiesner, der in besseren Verhältnissen lebte, gab mit seltener Uneigennützigkeit als „verantwortlicher Redakteur" für die bloße Ehre seinen Namen her. Zweck der Unternehmung war für mich und Bruckner ein doppelter: Stillung des literarischen Tatendurstes und — nebenbei — eine kleine Vermehrung unserer Einkünfte. Der Pränumerationspreis betrug 20 Kreuzer Konv.-Münze monatlich. Mit einem vorläufigen Status von vier Abonnenten lief die Aurora vom Stapel. Diese vier Abonnenten waren: 1. der Redakteur selbst; 2.

sein Herr Papa; 3. seine Frau Mama; 4. einer unserer Schulkollegen. Am 11. Mai 1846 wurde das erste Blatt ausgegeben; aber schon nach ein paar Wochen überraschte uns vom Katheder herab der Herr Professor mit der offiziellen Erklärung, daß die Zeitschrift „Aurora" aufhören müsse zu erscheinen, da handschriftlich in Umlauf gesetzte Blätter verboten seien. Ich weiß nicht mehr, welches juristische Genie uns mit sachkundigem Rat aus der Verlegenheit half. Die „Aurora" erschien nach wie vor, aber — ohne Titel. So hielt sich das Unternehmen, und ich finde im Tagebuch den Inhalt der einzelnen Nummern noch eine gute Weile allwöchentlich mit Behagen verzeichnet. Übrigens wuchsen dem Blatte durch das aufsehenerregende Verbot ein paar neue Abonnenten zu. Aber gerade diese Vermehrung der Abonnenten brachte es mit sich, daß wir müde wurden, die einzelnen Nummern so oft abzuschreiben, und so ging das Blatt schließlich an der zu großen Zahl von Abonnenten zugrunde.

Von poetischen Plänen, die mich eben in jener Zeit beschäftigten, erwähne ich den einer epischen Dichtung, „Die Bethuliade" betitelt, und den eines Prosawerks „Die beste Welt". Mit Bruckner im Verein wollte ich eine Erörterung in Briefen: „Über die Glückseligkeit" schreiben, ein Unternehmen, welches daran scheiterte, daß Bruckner gleich auf meinen ersten Brief mir die Antwort schuldig blieb. Es war dies am Ende auch ein Thema, über welches wir beide aus Erfahrung wenig zu sagen wußten.

Über den früher erwähnten inneren Aufregungen, die zwar knabenhaft-phantastisch, aber deshalb doch nicht minder tief und lebhaft empfunden waren, und die sich zuweilen mäßigten, um bald wieder zu voller Stärke anzuwachsen, fühlte ich mich in peinliche Stimmungen anderer Art versetzt. Ich hatte jenen Widerstreit in mir auszukämpfen, den junge Leute ihre religiösen Zweifel nennen, und womit ja selbst ein Goethe noch in seinem vierundzwanzigsten Jahre sich quälte: einen Widerstreit übrigens, der bei mir weniger ein solcher zwischen Glauben und Wissen, zwischen Dogmen und Anschauungen war, als ein Kampf entgegengesetzter Strömungen und Stimmungen, die das Gemüt der Menschheit im allgemeinen und des einzelnen immer beherrschen werden: der Kampf zwischen tätigem und beschaulichem Leben, zwischen

irdischem Bestreben und mystisch-aszetischem Kult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuß und Weltentsagung, zwischen „Sansara“ und „Nirwana“. Ich glaubte Einsicht gewonnen zu haben in die Eitelkeit der Welt, und gerade die Lesung von Büchern, die in entgegengesetztem Sinne hätten wirken können, brachten mich dieser Einsicht näher. Ich hielt an den religiösen Übungen fest, weil sie mich in Stimmungen versetzten, wie ich ihrer bedurfte. Aber die nächste Frage war nun doch: Soll es bei meiner Bestimmung, Priester zu werden, sein Bewenden haben? — Unmöglich! Ich fühlte zu stark den Zug des Weltlichen in mir. Aber was sonst? Dichter natürlich! Nun ja, Dichter: aber die Poesie galt damals mehr denn jetzt als eine brotlose Kunst — wenn nicht etwa einer das Theater für sich eroberte und mit „Stücken“ Erfolg hatte. Also „Theaterdichter!“ „Hof-Theaterdichter“ à la Deinhardstein! Nach diesem Ziele sollte demnach mein Bestreben gerichtet sein. — Aber indessen?

Ich sehnte mich schmerzlich nach Mitgefühl. Ich fand es zum Teil bei meinem Freunde. Aber verstand er mich wirklich immer? Auch meint ein Jüngling unter einer „wahrhaft mitfühlenden Seele“ doch immer — eine weibliche. Mit einem Gemüt voll Lebensahnung und Lebensdrang sah ich mich in die engsten Schranken, in den armseligsten Bereich gebannt. Ein Wissensdurst trieb mich nach allen Richtungen hin, den ich nicht befriedigen konnte. Um all das nicht lächerlich oder in der Darstellung übertrieben zu finden, wird der Leser sich ein für allemal darein finden müssen, daß er es hier mit einem Fall von früher Reife des Empfindens zu tun hat. Vielleicht waren solche Fälle von Frühreife damals häufiger als jetzt, sowie ich mich überhaupt des Gedankens nicht erwehren kann, daß heutzutage die Kinder und jungen Leute geistig langsamer reifen als ehedem. Ich berichte übrigens — gestützt auf die Dokumente des Tagebuchs — die Dinge, wie sie waren, auch auf die Gefahr hin, lächerlich zu werden.

Nicht unerwähnt lasse ich deshalb unter dem, was mich quälte, auch den Wechsel zwischen hochfliegenden Erwartungen, überschwenglichen Aussichten auf eine literarische Zukunft und niederdrückenden Zweifeln an mir und meinem Talent. Dazwischen drängte aber auch die Überzeugung von

der Eitelkeit alles Nachruhms sich mir manchmal auf. Es geschah auch wohl, daß jene Überschwenglichkeit der Bestrebungen und Hoffnungen und die Überzeugung von dieser Nichtigkeit des Jagens nach Erfolg ineinander verschmolzen und der knabenhafte Ehrgeiz persiflierte sich selbst einmal ganz köstlich in folgender Stelle des Tagebuchs vom 13. Juni 1846: „Gesetzt, du erreichst in Wahrheit das Ideal, welchem du nachstrebst — wer weiß, ob man nicht schon nach einigen tausend Jahren von dir sagt: Er war das Haupt der nun glücklich verdrängten Literaturepoche, welche man die hellenisch-germanische nennt, und welche, ausgegangen von den Griechen, lange Zeit herrschend war, bis durch unsern gefeierten X. der Welt ein neues Licht aufging!"

Als ich in den Sommerferien 1846 die ländliche Heimat wieder aufsuchte, wollte auch dort der gehoffte Seelenfrieden sich nicht auf die Dauer einstellen. Ja, gerade in jenen Tagen steigerte sich die innere Unruhe, insbesondere der tiefere Seelenkonflikt, den ich angedeutet habe, zu einem Grade von Heftigkeit, der nach einer Entscheidung hindrängte. Die Tagebuchblätter aus jener Zeit bezeugen in chrakteristischen Ausbrüchen eine Melancholie, die nicht unbegründet war, und durch manches, was der Tag brachte, verstärkt werden mußte.

„Viel habe ich heute gelitten," heißt es am 2. September. „Ich kann meine Qualen herzählen. Ich bin nicht derjenige, der sein Leben unter eingebildeten Kümmernissen sauertöpfisch hinzubringen gedenkt. Ich liebe die Freude, ich liebe die Natur, ich liebe die Menschheit! Aber die Freude kennt mich nicht, die Natur zeigt sich an meinem eigenen Leibe als Tyrannin, und die Menschheit ist so kalt, so kalt!"

In dieser Gemütsverfassung traf mich Bruckner in Schweiggers. Er brachte mir aus dem Stifte Zwettl einen Gruß von Pater Hugo, der mir sagen ließ, ich solle doch kommen, er sehne sich schon nach mir. Das freute, rührte mich; es ließ mir keine Ruhe mehr; ich machte mich auf und begab mich ins Stift.

Da brachte ich nun einige Tage in ununterbrochenem Verkehr mit Pater Hugo zu. Diese ganze Zeit wurde ausgefüllt mit Gesprächen über Religion und mit religiösen Übungen. In den religiösen Gesprächen drang ich auf Gründe,

auf Beweise. Aber Pater Hugo sagte mir, der Glaube müsse erbeten werden und erzählte mir die Geschichte seiner eigenen Bekehrung zum grund- und beweislosen Glauben. Was er immer sagen mochte, es ließ sich anhören, weil es aus dem Munde eines Mannes kam, der so gar nichts von einem Zeloten, sondern die Sanftheit und Naivität eines Kindes an sich hatte. Als frommer Sonderling stand er unter seinen Genossen vereinsamt. Ich ging auf die religiösen Übungen ein; es sollte sich zeigen, ob Mystik und Aszese noch einmal ihre Wunderkraft auf mein krankes Gemüt erproben könnten.

Das Tagebuch verzeichnet den Gang dieser geistlichen Übungen. Aber dazwischen finden sich Stoßseufzer wie folgende: „Vormittags war ich furchtbar ermüdet. Dann in eine tiefe Melancholie versunken. Ich war so ängstlich, abgespannt und ergriffen.“ — „Der Beginn des aszetischen Lebens ist sehr abspannend, besonders der Kampf mit der Trockenheit des Herzens. Ich bin recht müde.“ — „Nachmittags bis 4 Uhr hatte ich mannigfaltige trübe Gedanken und Pläne.“ — Zuletzt glaubte ich doch zur Klarheit durchgedrungen zu sein, Beruhigung gefunden zu haben.

Aber worin bestand diese Beruhigung? Worin das Endergebnis des Ganzen? Das Tagebuch faßt es in folgende, flüchtig hingeworfene, einfache, aber bedeutsame Worte zusammen: „Ich war vollkommen beruhigt und bedachte, daß es überall einen weisen Mittelweg gebe — daß Gott seine Gaben verschieden austeile — daß das Urteil der Menschen höchst einseitig sei — daß jeder Mensch sich strecken soll nach s e i n e r Decke — daß die Philosophen nicht wissen, was Philosophie, und die Mystiker nicht, was Mystik ist — daß Philosophie und Mystik die größten Weisheiten, Philosophen und Mystiker aber die größten Toren sind — daß ein Mann noch nicht dagewesen, der es verstand, überall sein Wahrheitskorn für sich herauszuklauben“ usf.

Das war kein schroffer Abfall, keine brüske Lossagung des sechzehnjährigen Knaben von der Religion und ihrem Trost. Ich setzte sogar die religiöse Lektüre noch eine Zeitlang fort. Aber das innere Kämpfen und Ringen war von da an für mich entschieden. Noch mehr, als ich im Augenblick mir bewußt war oder mir eingestehen mochte, stand es von

da an fest, daß nicht auf diesem Wege und nicht in dieser Form mir das Göttliche sich offenbaren, das Heil sich verwirklichen, der Beruf sich erfüllen solle. Wären es in der Tat immer die Verhältnisse und die äußeren Einflüsse, die den Menschen bestimmen, das Ergebnis dieser mit Pater Hugo verlebten Woche würde anders ausgefallen sein.

In einem klerikalen Blatte wurde vor Jahren einmal die Frage, warum ich nicht immer der fromme Knabe geblieben, der ich im Stifte Zwettl gewesen, aufgeworfen und damit beantwortet, daß die Wiener Universität schon damals aufgehört habe, der christlichen Wissenschaft zu dienen. Allmählich sei der Same des Unglaubens in die Herzen der angehenden Juristen, Ärzte und Gelehrten zu streuen begonnen worden. Gegen diesen Vorwurf muß ich die Wiener Universität von 1847 verteidigen, an welche ich in diesem Jahre zu dem akademischen Studium überging, nachdem ich das damals sechs Jahrgänge umfassende Gymnasialstudium vollendet hatte. Die Professoren wenigstens der philosophischen Fakultät, welcher ich zunächst angehörte, waren unschuldig daran, wenn junge Leute, die ihre Hörsäle besuchten, während dieser Zeit einiges von ihrer religiösen Gläubigkeit einbüßten.

Der Professor der Philosophie, Ritter Johann Lichtenfels, war allerdings im Besitz eines Gesichtes, das mir den Eindruck tiefer Einsicht machte, und obgleich er in seinen Lehrbüchern wie auf dem Katheder nur k. k. priv. Philosophie vortrug, bildete ich mir doch immer ein, daß dieser Mann eine unendliche Fülle von Weisheit — verschweige. Aber Schweigen und ein geistreiches Gesicht konnten doch unmöglich hinreichen, die religiösen Überzeugungen der Schüler des Professor Lichtenfels wankend zu machen. Was die von ihm in den Vorträgen erwähnten Philosophen und philosophischen Systeme betrifft, so pflegte er allerdings, wenn er Geschichte der Philosophie dozierte, jeden Abschnitt mit den Worten einzuleiten: „Meine Herren! Wir kommen jetzt auf einen der genialsten, scharfsinnigsten Denker aller Zeiten zu sprechen, auf X. X., dessen System ich Ihnen sofort darlegen werde!" Aber er schloß die Darlegung und kritische Erörterung des Systems ebenso regelmäßig mit den Worten: „Meine Herren, Sie sehen, daß das System dieses Philo-

sophen eine der größten, unsinnigsten Verirrungen ist, zu welchen die Spekulation sich jemals hat hinreißen lassen!"

O Ritter Johann Lichtenfels! Wie oft bin ich seither, wenn ich Bücher der heutigen Lobredner und Verbesserer Kants, oder sonstiger philosophischer Kritiker in den Händen hatte, an dich und die besagte Ein- und Ausgangsformel deiner Vorträge über Geschichte der Philosophie erinnert worden!

Dem Professor der Mathematik, Jenko, fiel es ebenfalls nicht ein, seine Wissenschaft irgendwie zum Umsturze des Bestehenden zu mißbrauchen. Möglich, daß er, wie Professor Lichtenfels seine Weisheit in Schweigen, so seines Wesens erheblicheren Teil in der vierten Dimension verbarg; denn was in den drei bekannten Dimensionen davon zu sehen war, bestand aus einem höchst unscheinbaren Männchen, dessen Beinchen in hohen Stiefeln steckten, und das in einem spitz zulaufenden Fracke mit tief ins Gesicht gedrücktem Hute und untergeschlagenen Armen auf der Straße einherwandelte. Familie hatte Jenko nicht, sein Geld verschenkte er an arme Studenten, und über seine Lippen kam niemals etwas als Zahlen und algebraische Formeln. Professor Ficker, der Philolog, hatte in seiner Jugend als Freiwilliger gegen die Franzosen gedient und mitgefochten in der Schlacht bei Ulm. Auf diese Schlacht bei Ulm kam er bei Übersetzung und Erklärung römischer Autoren jedesmal zurück, so oft in denselben von irgendeiner Schlacht die Rede war, indem er uns weitläufig auseinandersetzte, daß es bei Ulm „genau so" oder „ganz anders" zugegangen, bis ihn die Stundenglocke aus seinen wachen Erinnerungsträumen riß. Das war harmlos und lief nicht einmal in eine politisch-nationale, geschweige in eine anti-religiöse Spitze aus. Der einzige Universitätsdozent, der uns in religiöser Beziehung hätte gefährlich werden können, war der Religionsprofessor R., ein recht liebenswürdiger geistlicher Herr, der aber in seine Religionsvorträge gern Erwähnungen Kants, sowie der Tatsache einflocht, daß er die Werke dieses Philosophen besitze. Er sagte z. B.: „Kants System, meine Herren, heißt Kritizismus, weil die Titel der Hauptwerke dieses Philosophen mit dem Worte ‚Kritik' beginnen, wie Sie sich leicht überzeugen können, wenn Sie dieselben zur Hand nehmen. Sie liegen vor; ich

besitze sie selbst.“ Hatte er dem Weisen von Königsberg etwas am Zeuge zu flicken, so pflegte er sich des scharfbetonten Ausdrucks zu bedienen: „In diesem Punkte, meine Herren, hat Kant die menschliche Natur verkannt!“ — Eigentümlich war diesem geistlichen Herrn eine gewisse heidnische Vorliebe für Gymnastik, die er uns gelegentlich auch anempfahl. „Wollen Sie sehen,“ pflegte er zu sagen, „was andauernde Leibesübung zu leisten vermag? Ich selbst kann Ihnen ein kleines Beispiel davon geben. Ich habe es durch fleißige Übung in meiner Jugend dahin gebracht, mit knapp geschlossenen Beinen die beiden Füße soweit seitwärts zu drehen, daß sie mitsammen eine geschlossene gerade Linie bilden!“ Damit trat er hinter dem Katheder hervor, schloß die beiden hochgestiefelten Beine, und ließ die seitwärts gedrehten Füße eine gerade Linie beschreiben.

Aber ich vergesse mich und betrete ein verbotenes Gebiet. Dergleichen Dinge, sagt man mir, kann jeder andere beschreiben und weit besser. Ich werde mich deshalb in dieser Lebensschilderung soviel als möglich auf einen einzigen Gegenstand beschränken, über den ich doch wohl besser als jeder andere Auskunft geben kann: auf meine eigene Person. Das früher — im „Heimgarten“ — Mitgeteilte hat auf manche den Eindruck gemacht, als ob darin eine Schilderung des jugendlichen Treibens der Gymnasiasten überhaupt gegeben sein sollte. Aber der Zweck meiner Geständnisse würde ganz verfehlt sein, wenn man über dem allgemeinen, und, wie man zu sagen pflegt, „Typischen“, das am Ende freilich auch in meinem Lebenslauf wie in dem eines jeden Menschen liegt, das Individuelle übersehen wollte. Beschreibungen des eigenen Lebens können sich den Zweck setzen, im Individuellen hauptsächlich das Typische hervortreten zu lassen; aber auch den, nur eben das Individuelle, Charakteristische, in seiner Einfachheit, Reinheit und ungeschminkten Wahrheit hervorzuheben. Erstere Methode, die jedenfalls höher zu stellen ist, dürfte als die poetische, belletristische, letztere als die protokollarische, und im eigentlichen Sinne biographische zu bezeichnen sein. Und sie habe ich in diesen kurzen, flüchtigen Skizzen notgedrungen zur meinigen gemacht. Gewiß, alle Gymnasiasten von 14 bis 16 Jahren machen Verse; aber in der Ausführung so umfangreicher Arbeiten wie meine

„Märtyrer“ und meine „Eutychia“ waren, schien mir doch ein erwähnenswerter individueller Zug zu liegen. Alle Knaben — wenigstens die denkenden — werfen sich die religiöse Frage auf. Aber es kommt doch darauf an, wie sie dieselbe schließlich lösen, und die Art, wie einer sich in dieser Beziehung zurechtfindet, dürfte für sein ursprüngliches Wesen bezeichnend sein. Alle jungen Leute haben Liebesneigungen; aber eine so dauernde und tiefe Leidenschaft, wie die meinige, in so früher Zeit, möchte doch zu den persönlichen Charakterzügen zu rechnen sein. Wie ich nun höre, ist heutzutage der Versuch, ein handschriftliches Blatt unter dem Titel „Aurora“ oder einem ähnlichen in Umlauf zu setzen, an den Mittelschulen etwas ganz Gewöhnliches. Davon hatte ich keine Kenntnis. Ich und Bruckner hielten uns seinerzeit für die glücklichen Finder dieser Idee und taten uns darauf etwas zugute.

Und so hoffe ich denn doch, obgleich ich bisher nichts Merkwürdiges zu erzählen hatte, den Vorwurf nicht zu verdienen, daß ich unnötige Weitläufigkeiten gebraucht habe, statt einfach zu sagen: Ich bin aufgewachsen wie alle anderen jungen Leute.

Mit der Entscheidung dessen, was ich die religiöse Frage für mich nannte, und mit dem Übergange zu den höheren Studien entwickelte sich das philosophische Interesse in mir sofort reiner und freier, und ich gab mich an dasselbe mit einem Eifer hin, der im langen Laufe der Jahre seither niemals erlahmt ist. Es gibt Menschen, welche sich unter Philosophie einen Krimskrams von logischen Regeln und Formeln vorstellen, oder die schulmeisterliche Aufzählung und Klassifizierung von „Seelenvermögen“, oder die Beschäftigung mit „luftigen“ Spekulationen, die ihnen ganz zwecklos erscheinen, weil ihnen das Verständnis dessen, um was es sich dabei handelt, versagt ist. Ich verstehe unter Philosophie die Beschäftigung mit den großen Rätseln und Problemen des Daseins, welche bei allen Schranken der menschlichen Erkenntnis sich doch ein unermeßliches Verdienst erwerben kann, bestünde es auch nur in der Aufdeckung und Widerlegung der Irrtümer und Wahngebilde. Ich glaube, daß das Interesse für Erkenntnis ein natürliches ist, ja, nach dem Selbsterhaltungstrieb vielleicht das natürlichste von allen. Da nun

das Wort: „Nihil humani a me alienum puto“ für meine Neigungen und all mein Bestreben von Hause aus der rechte Ausdruck war, konnte ich mich unmöglich diesem nahezu wesentlichsten aller menschlichen Interessen verschließen.

Ich bezweifle nicht, daß jedes Talent auf der Ausbildung einer einseitigen Richtung beruht, und wenn ich durch das Geständnis, daß mein Bestreben niemals nach einer einzigen, sondern nach allen, dem menschlichen Geiste natürlichen Richtungen mit gleichem Eifer und Interesse ging, die Anwartschaft auf den Ruhm eines dichterischen Talents einbüße, so muß ich mir das gefallen lassen. Mein einziges Bemühen in diesen Geständnissen ist, die Wahrheit zu sagen; mag nun jeder sich dieselbe deuten und zurechtlegen, wie er eben will und kann. Ich beanspruche keinen andern Ruhm als den, in meinem Fühlen und Denken, in meiner Wißbegier, in meiner Weltanschauung, in meinem philosophischen, ästhetischen und moralischen Urteil, in meinen Neigungen und Sympathien, in meinem Wollen und Streben niemals borniert und einseitig gewesen zu sein.

Ich hatte früh gehört, daß die philosophische Spekulation dem poetischen Talent Eintrag tue, und daß ich besser dichten würde, wenn ich nicht philosophierte. Ich habe auch gehört, daß Blinde besser hören als Sehende. Aber ich habe dies nie für einen genügenden Grund gehalten, mir die Augen auszustechen.

Es gibt Menschen, welche eine Vereinigung von angeblichen Gegensätzen in einem Individuum nur als einen Mangel an Folgerichtigkeit, als ein unsicheres und in sich unbefriedigtes Schwanken, als einen inneren Kampf und Zwiespalt sich denken können. Ich kann nur sagen, daß ich bei den in mir liegenden Gegensätzen mich innerlich immer ganz wohl befunden.

Überhaupt muß ich gestehen, daß innerer Zwiespalt, ideelle Kämpfe, „Zerrissenheit“, Lebensüberdruß, Blasiertheit u. dgl. nie meine Sache gewesen sind, schon deshalb, weil dort, wo es der äußeren Kämpfe mit Leben und Schicksal viele gibt, für ideelle nicht viel Zeit und Raum zu bleiben pflegt. Was von inneren Konflikten in meiner Entwicklung sich ergab, wie der erzählte, mehr seelische als ideelle Konflikt, der im Stifte Zwettl zum Austrag kam,

das war in sehr jugendlichem Alter überwunden und abgetan.

Meine Natur war von Hause aus auf das Harmonische angelegt. Man hat oft vorausgesetzt, weil ich als Lyriker einmal dem Lebensdrange, einmal der Todessehnsucht überschwenglichen Ausdruck gab — bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, je nach der Stimmung des Augenblicks, wie jeder andere Lyriker und Mensch —, und weil ich ideellen Zwiespalt in meinen Dichtungen oft schilderte, so müsse ich Pessimist, persönlich innerlich zerrissen sein. Man brachte damit die Verschiedenheit meiner Richtungen um so lieber in Zusammenhang, je geringer die Zahl jener Bestrebungen war, die ich in meinem bisherigen Leben wirklich irgendwie habe betätigen können. Hätte ich mehr, hätte ich alle betätigen können, so würden sie sich zum abgerundeten, verständlichen Bilde eines Menschenwesens zusammengeschlossen haben. Aber warum sollten nicht verschiedene Richtungen, wenn sie auch äußerlich als scheinbare Gegensätze hervortreten, nicht wenigstens innerlich, im Individuum selbst, ihre gemeinsame Einheit haben? In mir selbst empfand ich immer die Gegensätze als versöhnt: nicht infolge langen Kämpfens und Ringens, sondern infolge der höheren Einheit, welche alles rein Menschliche, wenn es nur wirklich ursprünglich und natürlich ist, verknüpft.

Durch Bruckner, der nun anfing, etwas mehr Verbindungen mit anderen Kollegen zu haben als ich, wurde ich im Frühjahr 1847 eingeladen, dem Bunde einer Anzahl von jungen Leuten beizutreten, welche soeben einen kleinen literarischen Verein unter dem Namen der „Dichtergilde Teutonia“ gegründet hatten. Ich folgte dem an mich ergangenen Rufe. Die Gesellschaft bestand, soviel ich mich erinnere, aus Moriz Smetazko (jetzt unter dem Pseudonym Moriz Smets als historischer Schriftsteller und Übersetzer tätig), Wilhelm Warhanek, Alois Czedik, Nitsch, Oberrauch, Julius Mitterbacher (jetzt Oberlandesgerichtsrat), Alfred Schleicher (jetzt Arzt und Inhaber einer Kaltwasserheilanstalt), Bruckner und mir. Bei den wöchentlichen Zusammenkünften las jeder einen poetischen Beitrag vor und legte zugleich eine Abschrift davon auf den Tisch des Hauses. Diese Manuskripte verteilten die Mitglieder der Gesellschaft schließlich unter sich zu schrift-

licher Beurteilung; bei Beginn der nächsten Sitzung wurden die Kritiken vorgelesen und einer mündlichen Diskussion unterzogen.

Die Zusammenkünfte fanden bei Smetazko statt, der überhaupt die Seele des Unternehmens war. Er befand sich im vielbeneideten Besitze von neuen, zum Teil in Österreich verbotenen Büchern, von Hebbel, Gutzkow, Laube, Grün, Lenau u. dgl. Wir andern schwelgten mit ihm in diesen, sonst fast unzugänglichen Schätzen, und mir erschloß sich die neue Welt des zeitgenössischen politischen Lebens. Smetazko hatte die Bücher nach und nach von einem Buchhändler entnommen, der ihm Kredit gab, und gedachte seine Schuld mit den Erträgnissen eines Schauspiels abzutragen, an welchem er, entschieden begabt, eifrig arbeitete, und für welches wir uns alle interessierten, da der Autor seinen Plan wiederholt unserer gemeinsamen Erörterung unterwarf, uns auch wohl eilig zu einer Beratung zusammenberief, wenn er an irgendwelcher Stelle sich in Schwierigkeit verwickelt sah. Solch ein dramatisches Werk durch die Theateragentschaft „Sturm & Koppe“ in Leipzig auf die deutschen Bühnen zu bringen, schilderte Freund Smetazko als die leichteste Sache von der Welt. Das Drama wurde auch vollendet; aber Sturm & Koppe täuschten die in ihre Tätigkeit gesetzten Erwartungen. Der junge Poet mußte die hochaufgelaufene Bücherrechnung schließlich den Händen seines Stiefvaters ausgeliefert sehen, welcher zu unser aller größtem Bedauern der weiteren Bereicherung des jungdeutschen Lesekabinetts vorläufig ein Ziel setzte.

Ich war in dieser Dichtergenossenschaft der Jüngste, fand aber sofort vielfach aufmunternden Beifall. Insbesondere gab Smetazko in seinen gut geschriebenen Kritiken meiner Beiträge — auch hierin Sanguiniker — sich ungewöhnlichen Erwartungen hin. Mein Genosse Czedik — man wird mit Interesse lesen, daß der jetzige Generaldirektor der österreichischen Eisenbahnen Freiherr v. Czedik auch einmal Mitglied der Dichtergilde „Teutonia“ gewesen — sandte eines meiner Gedichte „Die Sterne“ („Tausend goldne Sterne blinken“ in „Sinnen und Minnen“ S. 61) an den ihm befreundeten Redakteur der „Moravia“ in Brünn, und dieser veröffentlichte dasselbe in seinem Blatte. Ich war „ge-

druckt!" Ich wußte nicht, wie mir geschah, und vor den Augen meiner Dichtergenossen in der „Teutonia" verbreitete sich um mein Haupt eine Art von Glorienschein. Herr v. Czedik hat also neben den andern unzähligen Verdiensten, die er sich erworben, auch dies, wenn es eines ist, mich zuerst in die literarische Öffentlichkeit eingeführt zu haben. Ihn selbst führte der Drang der Zeit aus dem stillen Bereich der Muse auf das Feld des Tuns und Wirkens hinaus, wo hervorragende und tüchtige Männer nötiger sind, als auf dem überfüllten Parnaß. Aber gelegentlich hat mein verehrter Jugendfreund es mir einmal brieflich gestanden, daß ihn mitten im Wirbel seiner praktischen Tätigkeit manchmal auf Augenblicke eine stille Sehnsucht nach literarischer Muße überkomme. Ich verstand sie, diese stille Sehnsucht, die jeden Menschen dann und wann nach dem Entgegengesetzten, für den Moment Unerreichlichen hinzieht! Überkam doch auch mich so manches Mal im Genuß meiner literarischen Muße auf Augenblicke eine stille Sehnsucht nach einer guten Verwaltungsrats-, Sektionschefs- oder Generaldirektorsstelle!

Seit dem Winter 1846 hatte ich mich angelegentlich mit dem Plane eines Dramas „Hermann" beschäftigt. Ich fühlte mich früh von nationaler Begeisterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffassung des Deutschtums. So drängte das Thema sich mir auf. In einer trüben Stunde hatte ich eben darüber nachgedacht, wie ich einem Drama noch so gar nicht gewachsen sei. Aber noch im Verlaufe derselben Stunde war wie durch Eingebung der Plan des „Hermann" in meinem Kopfe fertig, und ich hatte einen jener seligen Momente, in welchen einem der eigene Wert nicht zweifelhaft ist.

Bald stellten sich jedoch ernstliche Bedenken ein. Sehr richtig fühlte ich trotz meiner Jugend das Schwierige heraus, das dieser Stoff für die moderne epische und dramatische Behandlung bietet, wenn man nicht auf historische Treue und Naturwahrheit verzichten will. „Meinem Steckenpferde, der Romantik und Sentimentalität" — sagte ich mir im Tagebuche vom 12. März 1847 — „muß ich gänzlich den Abschied geben; ich muß ein kräftiges, schroffes Bild hinstellen, wenn ich nicht lächerlich werden will. Das Stück muß in derber Prosa geschrieben sein. Aber trotz aller Schwierigkeiten, trotzdem daß ich einsehe, das Stück fordere eine Meister-

hand — kann ich mich nun und nimmer davon trennen. Die Darstellung des römischen Lebens gewährt ja doch einigen Ersatz für all die Resignation, welche die Schilderung des rauhen Germanenlebens nötig macht. Ich werde eine beginnende, urkräftige, kindliche Nation und eine sinkende, weichliche, welche soeben auf dem verhängnisvollen Kulminationspunkte der Zivilisation und Macht steht, sich schroff gegenübertreten und aneinander reiben lassen. Ob ich aber durch Wahrheit der Zeichnung mir Anerkennung und Beifall erwerben werde? Das Herz tut mir weh, wenn ich oft in der Glut der Begeisterung die herrlichsten, romantischen Situationen und Episoden für mein Stück erfinde — und muß sie doch wieder verwerfen als zu modern. Gerade Romantik, Sentimentalität und Blüte der Diktion wären die Vorzüge, die ich in einer dramatischen Arbeit in hohem Maße zu entwickeln verstünde. Ich tue Verzicht darauf; denn in meiner Brust lebt und webt nun einmal das Ideal vom Freiheitskampfe der Germanen.

Ich hatte wirklich außerordentliche Furcht, daß mir das Publikum des Hofburgtheaters — natürlich des Hofburgtheaters! — meine in Bärenfelle und linnene Hosen gekleideten Urgermanen auf der Bühne auslachen werde. Es tröstete mich ein wenig, als ich las, daß die alten Germanen mit Flügeln verzierte Streithelme trugen. Nun, das konnte sich schon auf der Bühne sehen lassen! Ich beschloß, mich in die eingehendsten historischen Studien zu vertiefen. Anfangs April hatte ich den Plan schon „zum drittenmal von Grund aus geändert".

„Heute ist Idee in mein Drama gekommen," meldet das Tagebuch vom 11. April. „Es wird eine rechte Haupt- und Staatsaktion. Die Idee war's, der ich solange nachgestrebt." — Ein Beweis also, daß ich nicht davon ausging.

Ein paar Monate später wird geklagt: „Was ich durch Befürchtungen und Bedenken in betreff meines Dramas leide, ist nicht zu sagen. Ich fühle mich dem Plane noch nicht ganz gewachsen und würde recht gerne noch einige Jahre lang bloße Studien betreiben, ohne nach Öffentlichkeit zu streben, wenn ich ein Mittel wüßte, mich aus meiner prosaischen, armseligen und freudelosen Lage zu retten. Mein

Entschluß ist gefaßt. Gelingt der Plan, wird das Drama angenommen und löse ich dafür eine erkleckliche Summe, so ziehe ich mich augenblicklich in eine freundliche Gegend, z. B. nach Tirol, zurück und lebe dort ein bis zwei Jahre ausschließlich meiner geistigen und leiblichen Restauration. Dann erst werde ich würdig sein, als ein ganz neuer Mensch hervorzutreten und mir meine Stellung in der Welt zu sichern."

Unablässig war ich bemüht, mir den historischen und lokalen Hintergrund meines Stoffes deutlich zu machen, und mit demselben das, was in mir gärte, was ich zum Ausdruck bringen wollte, ohne künstlerischen Mißklang und ohne Verletzung der Naturwahrheit zu vereinigen. Ich lernte viel bei diesen Bemühungen und Erwägungen, sah mich dadurch in der Auffassung von Kunstgesetzen gefördert; aber zu einem gedeihlichen Abschlusse der Arbeit verhalfen sie mir nicht.

Und so drängte sich an die Stelle des Hermannplanes im Laufe des folgenden Jahres allmählich ein anderer, den ich bald mit noch größerem Enthusiasmus weiterspann. Ich hatte vollkommen recht, den Stoff fallen zu lassen, dessen historische Eigentümlichkeit mir überall Fesseln anlegte, und einen andern von freier Erfindung zu ergreifen, bei welchem ich mich dem Fluge der Phantasie ohne jede Rücksicht überlassen konnte. Ich werde auf das neugewählte dramatische Thema in der Fortsetzung meiner Erinnerungen zurückzukommen haben. Aus dem mir vorliegenden merkwürdigen Entwurf dieses Dramas, welches sich „Aurora" betitelte, ersehe ich, daß auch die Gestalt des Ahasver darein verflochten war, ein Beweis, daß diese Sagengestalt schon damals meine Phantasie beschäftigte.

Außer dem oben erwähnten Gedichte „Die Sterne" stammen von dem später im „Sangesgruß von der Adria" und zum Teil auch in „Sinnen und Minnen" veröffentlichten Gedichten noch folgende aus jener frühen Zeit: „Die Lerchen", „Liebesgespielen" („Falter fliegt von Strauch zu Strauch"), „Nacht und Morgen", „Mein Herz ist in der Ferne".

Die Zahl der Hefte, in welche ich meine lyrischen Versuche vereinigte, stieg von 1844 bis 1848 auf ein Dutzend.

Es kamen in dieser meiner frühesten Lyrik auch sehr

trübe Stimmungen zum Ausdruck. Denn es fehlte an solchen trüben Stimmungen in dieser ganzen Periode nicht, so wenig als an Gründen dazu in meinen äußeren Verhältnissen. Zuweilen gebärdete die Melancholie, die ihre schwarzen Schwingen über mich breitete, sich ein bißchen aberwitzig im Tagebuch; so, wenn ich einmal mein Krankheitsbulletin in den Ausspruch zusammenfaßte: „Es schmerzt mich bloß derjenige Teil an mir, den man ἄνθρωπος, Mensch, zu nennen pflegt.“ Einmal wird der Entschluß, die Heilkräfte des Gerstensaftes gegen Mißmut und Sorge zu erproben, in Betracht gezogen, und gegen die Ersprießlichkeit einer solchen Kur werden die finanziellen Bedenken in die Wagschale gelegt. Zuletzt fand ich es rätlich, statt kleinerer, aber fortlaufender Spenden lieber einen etwas größeren Betrag, aber ein für allemal, an die Sache zu wenden, indem ich mich für die Anschaffung des im Katalog eines Wiener Antiquars angekündigten Lorryschen Buches „Über die Melancholie“ entschied. Aber meine Melancholie steigerte sich noch, als der Antiquar, nachdem ich den erforderlichen Betrag mühsam zusammengebracht, zwei dicke Bände im Lexikonformat aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor mich hinlegte! — Sei es nun infolge der Lektüre dieses Buches oder aus sonst einem Grunde — genug die Melancholie gelangte bei mir zum vollen Ausbruche in einem Gedichte vom 9. November 1846, das ich „Selbstmördermonolog“ betitelte, und das wörtlich folgendermaßen lautete:

„Grausame Natur, nimm dein Kind zurück!
Mich Lebensmüden verlangt nach Ruh.
Ich fliehe den Jammer, das Mißgeschick
Und eile der süßen Vernichtung zu.

Ob ich in die Welt, dieses Jammertal,
Ob ich in den eigenen Busen seh,
Ich finde die Hölle allüberall,
Ich muß vergehen vor tiefem Weh.

Ich sehe, wie hier sich der Reiche bläht,
Hintänzelnd in Lüsten, sich selbst sein Gott,
Wie dort unter hungernden Kindern vergeht
Der hungernde Arme in grauser Not;

Wie hirnlose Schädel die Krone schmückt,
In keiner Brust mehr die Liebe glüht,
Der Mensch das Schwert auf den Menschen zückt,
Der Bruder den Bruder zum Richtplatz zieht.

Ich sehe, wie mir in der eignen Brust
Die Tugend im Kampf mit dem Laster ringt,
Wie mich die Begierde nach Gold, Ruhm, Lust
Mit Gewalt in die Fessel der Sünde zwingt;

Wie, ewig im Schwanken, mein wirrer Geist
Hinan zur Quelle der Wahrheit strebt,
Wie dann sie sich ihm so gigantisch weist,
Daß vor ihrer Größe zurück er bebt. —

Nein, nein, diese Menschheit, dies Erdental,
Dies irdische Leben gefällt mir nicht!
Mir lächelt die Freude zum erstenmal,
Sobald mir die Fessel des Lebens bricht.

Gedanken! Gedanken! — Dämmerte nie
Im menschlichen Geist euer feindlich Licht,
Dann dünkte die Welt mir voll Harmonie,
Dann klopfte das Herz mir so bange nicht!

So brich denn, engende Fessel, brich! —
Ich stürze mich nieder vom Felsgestein;
Ich sinke hinunter — ich freue mich —
Da unten wird's anders — wird's ruhig sein."

„Sehr dramatisch!" sagte Bruckner lakonisch und drehte in gewohnter Art würgend den Hals, als ich in sein Dachstübchen zu ihm eilte mit dem noch nassen Manuskript, und es ihm vorlas.

Man wird nach dieser lyrischen Probe nichts für gewisser halten, als daß ich ganz dem verfallen gewesen, was man damals Weltschmerz nannte und jetzt Pessimismus nennt. Und doch verhält es sich nicht so. Ich kannte den tiefen Schmerz der Sehnsucht, welcher schwer erreichbare, vielleicht unerreichbare Güter anstrebt, aber nicht die blasierte, in sich selbst unselige Geistes- und Herzensleere, für welche es anstrebenswerte Güter überhaupt nicht gibt. Ich glaubte an solche Güter, ich glaubte an eine Lust des Da-

seins neben dem Leid, ich glaubte sogar an das, was ich etliche Jahre später in einem Epigramm als die „Wonne des Leids“ bezeichnete. Ich konnte mich hinreißen lassen, wie im „Selbstmördermonolog“, das Elend des Welt, insbesondere das moralische, hervorzuheben; aber eine dauernd-trübe Weltansicht vertrug sich nicht mit der Lebens- und Liebessehnsucht und mit der schönheitsseligen Grundstimmung meines Wesens. Und als ich nun sah, daß weltschmerzelnde Stimmungen, die ich mir selbst nur in vereinzelten Augenblicken verzieh, im Bunde mit der mir von Anfang an verhaßten Blasiertheit, in der Poesie immer mehr überhand nahmen, da empfand ich einen lebhaften Widerwillen gegen diese Richtung. Ja, ich beschloß, dieselben zu bekämpfen, im Verein mit meinem Freunde, an den ich in diesem Sinne im Februar 1847 das folgende Sonett richtete:

„Dir, Öst'reichs Hölty, dem des wahren Schönen
Lebendig Ideal im Busen glüht,
Dir soll mein wahres, tiefempfundnes Lied
Als meiner Freundschaft redend Denkmal tönen.

Fern bist du denen, die die Vorzeit höhnen,
Worin der Künste schönster Flor geblüht!
Dem Wahnbild, das in seine Kreise zieht
Der Jetztzeit Geister, wirst du niemals frönen.

Gib Wort und Handschlag! Wir sind ewig Brüder!
Wir stellen her die Zeit der keuschen Lieder!
Vom deutschen Pindus scheuchen wir die Nattern.

Verstummen soll weltschmerzelndes Geächze,
Und tolles melancholisches Gekrächze;
Die Eulenbrut mag fort zur Hölle flattern!“ —

Ich hatte seit meiner Übersiedlung nach Wien mich mit Heißhunger auf die Lektüre geworfen. Las ich zunächst alles, was mir vorkam, so war es natürlich, daß, als ich einige Literaturkenntnis erworben hatte, die Neugier mich bald zu den Großen und Größten trieb: zu Homer, Virgil, Shakespeare, Goethe, Schiller usf. Shakespeare las ich in diesen und den späteren Jugendjahren unzählige Male durch. Zu Goethes Faust, Iphigenie, Pandora und den lyrischen Ge-

dichten kehrte ich immer und immer wieder zurück. Daß Schiller den Jüngling begeisterte, bedarf kaum der Erwähnung; aber einen besonderen Einfluß hatten auf mich seine kleinen philosophischen Schriften, obgleich ich, einer Stelle des Tagebuchs zufolge, nur meine eigenen Ideen darin zu finden glaubte.

Jean Paul lernte ich ebenfalls früh kennen und lieben. Einen außerordentlichen Eindruck machte mir Grabbe. Seine Werke verschlang ich. Den „Hannibal" las ich auf einem Sitze zweimal durch.

Zu den tiefsten Wirkungen, welche auf mich geschahen, rechne ich auch die Werke E. T. A. Hoffmanns. Wie man von tollem, unsinnig-phantastischem Spuk in Hoffmanns Märchen reden konnte, von „Aberwitz", habe ich nie begriffen. Mir war und ist bei ihm alles klar, durchsichtig und sinnvoll. Seine Verquickung des Phantastischen mit philisterhafter Wirklichkeit verblüffte anfangs den Knaben; bald aber erschloß sich mir der tiefere Sinn eben dieser Verquickung. Überhaupt hat das Phantastische und Romantische, wenigstens in den späteren Jugendjahren, immer am lebhaftesten auf mich gewirkt, wenn es mit dem Realistischen verschwistert war, ohne Zweifel, weil ein realistischer Zug neben dem phantastischen auch in mir vorhanden war. Grundsätzlich kann man diese Vereinigung nicht verwerfen, da sie sich bei Aristophanes und Shakespeare zu Meisterwerken gestaltet hat.

Und doch hat ein anderer deutscher Romantiker dieser Verquickung nicht bedurft, um mich mit dem wunderbarsten Zaubernetz zu umspinnen: Novalis! Die Wirkung der „Hymnen an die Nacht", des „Heinrich von Ofterdingen", der „Aphorismen" auf mein Gemüt zu schildern, wäre unmöglich. Novalis' Werke bildeten lange Zeit mein romantisches Brevier. Wie aber überall mich etwas unbewußt, instinktmäßig, nach dem ergänzenden Gegensatz hinzog, so gesellte meinem romantischen Brevier sich bald ein klassisches in Hölderlin. Ich bedauere es nicht, durch diese Schule gegangen zu sein.

Darüber wird die Jugend unseres Jahrzehnts überlegen lächeln. Was ist uns Novalis? Was Hölderlin? Man weiß gar nicht mehr, oder glaubt es aus ledernen Literaturgeschichten zu wissen, was diese Namen bedeuten. Wir haben

Scheffel und Baumbach. Aber Scheffel und Baumbach, so köstliche Poeten sie sind, erschöpfen nicht alles, was die Menschenbrust bewegt. Es wird immer auch wieder andere Poeten geben müssen.

Leopold Schefer bestärkte als Prediger edlen Menschentums und der schönsten Lebensfreudigkeit mich in Überzeugungen, die halb unbewußt in mir lebendig waren, seit ich überhaupt dachte und fühlte.

Warme Sympathie und Verehrung fühlte ich für Feuchtersleben, der in seinen Prosaschriften, namentlich in den „Beiträgen zur Kunst- und Lebenstheorie" feinsinnige Anregungen gab, die für Geist und Herz ungemein bildend zu wirken vermochten. Durch ihn wurde ich aufmerksam gemacht auf den österreichischen Lyriker Johann Mayrhofer, den Freund Schuberts, von welchem zwei lyrische Sammlungen (Wien, bei Volke 1824 und Wien, Klang, 1843) erschienen und leider fast verschollen sind. Diese Lieder Mayrhofers waren, wie Feuchtersleben selbst, dem Geiste und Sinne nach aus der Goetheschen Schule hervorgegangen. Mir gehörten sie bald zu dem Liebsten, Vertrautesten, was in deutscher Sprache gesungen worden.

Von anderen deutschen Lyrikern der Neuzeit kam durch Zufall Freiligrath mir am frühesten zu Gesicht. Ich konnte nicht müde werden, ihn zu lesen. Da war nichts Mattes, nichts Unbedeutendes im ganzen Buche; jede Strophe entzückte mich.

Ich habe aus der großen, bunten Masse dessen, was ich in jener Epoche las, nur das erwähnt, was mir zur dauernden Lieblingslektüre geworden war, weil es meinem ursprünglichen Denken und Fühlen am meisten verwandt und sympathisch war. Wie kommt man dazu, unter tausend Büchern gerade das eine oder das andere besonders tief auf sich wirken zu lassen? Gewiß nur infolge einer geistigen Sympathie, die vom Anfang an bestand.

Unter den Philosophen las ich zuerst Spinoza. Von ihm wandte ich mich zu Fichte und schöpfte namentlich aus seinen populärer gehaltenen Schriften die erste Aufklärung über die Punkte der Erkenntnistheorie, auf die es zunächst ankommt, und ohne deren Verständnis auch Kant und die gesamte

deutsche Philosophie, ja die Philosophie überhaupt, ein Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Es ist Zeit, von den literarischen Dingen wieder auf anderes zurückzukommen und Rechenschaft zu geben, was, indes in meinem Kopfe so mancherlei sich entwickelte, mittlerweile aus meinem Herzen geworden. Ich habe von einer frühen Neigung erzählt, die einen leidenschaftlichen Charakter angenommen hatte. Es ist ein eigen Ding um frühe Liebesneigungen. Wie die ersten Blumen des Frühlings schön, aber vergänglich sind, so sind auch die ersten Liebesblüten des Herzens zu zart, zu schön, zu ideal, um sich bis in spätere, nüchterne und praktische Lebensepochen frisch zu erhalten. Das Schönste, wonach wir in der Jugend streben, ist ja doch unerreichbar, schon deshalb, weil es im Grunde nur Symbol ist für das überhaupt nicht Erreichliche. Man kann in diesem Alter glühend lieben, und doch dabei das Gefühl haben, daß diese Liebe nicht einmal durch den Besitz ihres Gegenstandes völlig befriedigt werden würde. Dazu kommt, daß Wendepunkte der geistigen Entwicklung meist auch solche für das Triebleben des Herzens sind. Selbst äußerer Wechsel der Zustände und Verhältnisse zieht gern auch bestehende Neigungen und Gewöhnungen in seine Strömung mit hinein. Goethe schiebt in der Schilderung seines jugendlich-idyllischen Verhältnisses zu Friederike von Sesenheim so geschickt eine breite Erzählung der Vorbereitungen zu seinem Doktorexamen dazwischen, daß der Leser über dem Examen Friederiken vergißt und sich hernach nicht sonderlich wundert, daß es auch Goethe getan hat. Wenn nun die Wandlungen innerer und äußerer Zustände oft auch das Herz nicht unberührt lassen, wie natürlich ist eine Beeinflussung des Empfindungslebens erst in dem reißenden Wirbel der Entwicklung zwischen dem 15. und 18. Lebensjahre!

Ich vermag nach so langer Zeit nicht mehr zu entscheiden, ob und in welchem Maße all das eben Erwähnte auch auf die Geschichte meiner verschwiegenen Liebe und auf die allmähliche Dämpfung ihres leidenschaftlichen Charakters Einfluß genommen hat. Ich glaube, daß es nicht der Fall gewesen ist. Ich weiß nur, das Regiswindas blasses, stilles Madonnengesicht immer stiller und blasser wurde, und daß ihre Augen, ihre Züge mir immer weniger zu sagen schienen.

Oder hatte sich meine Fähigkeit verringert, aus diesen Augen, diesen Zügen herauszulesen, was ich selbst in sie hineingelegt?

Regiswinda schien mir etwas kränklich und nicht heiteren Mutes zu sein. Und so sah ich sie mit herzlichen, stummen Segenswünschen für ihr Glück zuletzt einem wackeren jungen Manne die Hand reichen.

Ich suchte mich mit Idealen zu trösten. Was war mir Regiswinda mehr gewesen als ein Ideal, ein Bild? Ich ließ mich also keine Zeit- und Raumferne mehr kümmern. Etwas mußte das Dichterherz doch haben. Ich entbrannte in schwärmerischer Leidenschaft zuerst für die Königin Christine von Schweden, deren Bildnis mich bezauberte; späterhin in das Bild einer württembergischen Hofschauspielerin, namens Luise Rabenalt, welches ich in einer Kunsthandlung auf dem Kohlmarkte ausgestellt fand, und welches ich Tag für Tag betrachtete.

Neben dem Drama „Aurora“, für welches ich nach dem „Hermann“ mich immer mehr begeisterte, beschäftigte ich mich im Laufe des Jahres 1847 angelegentlich mit einem didaktischen Märchen „Atlantis“, in welchem ich, halb in Versen, halb in Prosa, meine philosophischen Anschauungen niederlegen wollte. Vor allem sollten darin die Ideen der Schönheit und der Liebe als die höchsten verkündet und gefeiert werden.

„Es wäre,“ sagt das Tagebuch vom 22. Juli 1847, „eine eigentümliche, schöne Idee, sich selber von außen und von innen zum Kunstwerke zu machen! — Es ist Hauptgrundsatz meiner philosophisch-ästhetischen Ansicht, daß vollkommene, allseitige Entfaltung seiner Wesenheit die Pflicht und der Zweck jedes Naturindividuums sei, und ebendieselbe macht die Schönheit. Man sehe den Belvedereschen Apollo; warum ist er schön? Weil er das Bild eines vollkommen und allseitig, geistig und körperlich entwickelten Menschen ist. So fällt Ethik und Ästhetik zusammen.“ — „Die Idee des Schönheitsprinzipes — in meinem Sinne“ — heißt es am 21. November desselben Jahres, „gibt allen meinen ästhetischen, spekulativen und lebens-philosophischen Bestrebungen, die bisher, ein Zentrum suchend, ins Endlose schweiften, einen gemeinschaftlichen, sicheren Mittel- und Anhaltspunkt.“

Es hat sich unter meinen Papieren ein Heft von philosophischen Aphorismen und Aufsätzen aus den Jahren 1847 bis 1848 erhalten, welche, im Verein mit den Bruchstücken des Märchens „Atlantis", einen Einblick gewährten in diese Art meines frühesten philosophischen Gedankenlebens.

Mitten unter solchen Studien und Arbeiten erging ich mich in schwärmerisch-hoffnungsvollen Ausblicken und Zukunftsplänen, von welchen ich oben schon eine kleine Probe gab, deren volle jugendliche Naivität aber nur durch ein paar weitere wörtliche Entlehnungen aus dem Tagebuche sich kennzeichnen läßt.

Am 21. Juli 1847, zu welcher Zeit ich mich noch mit dem Plane des „Hermann" trug, nimmt die jugendliche Dichterphantasie ihren Flug wie folgt: „Ich habe mich schon so sehr vertieft in die Gedanken an die Wonne des ganz den Natur-, Selbst-, Lebens- und Bücherstudien geweihten Aufenthaltes im Neckartale, daß ich sie ganze halbe Tage nicht los werde. Bis Dezember gedenke ich den „Hermann" Jove favente zur Aufführung zu bringen, bis zu Ende des Jahres 1848, des letzten meiner Studienjahre, kann ich durch die Tantieme ein Sümmchen zusammenbringen; im September 1848 mache ich mich auf den Weg nach Deutschland.

Ich möchte gern mein Vaterland sehen!

Im Winter will ich in Stuttgart, welche Stadt ich mir zum Asyl erlesen, eintreffen, eine Wohnung beziehen, eine kleine Bibliothek anschaffen, das Theater fleißig besuchen und mich im stillen vorbereiten auf meine — Zukunft.

Vor ein paar Tagen sah ich das Bild der Hofschauspielerin Luise Rabenalt in Stuttgart — eine wundersame, holde, süße Erscheinung, ein Antlitz, widerstrahlend von Himmelsschöne, von Anmut und Unschuld. Mir flammte das Herz, mich drängte es fort, und in ein Sonett, diese geliebte Form, wollte ich den Glutstrom meiner Gefühle gießen — doch nicht in eine Form ließ das Gigantische sich zwingen. Aber zum erstenmal durchbebte mich mit der Allgewalt der Sehnsucht ein Gedanke, flammend, alle Glut der Seele in sich vereinigend:

„In die Ferne!!!"

Ja, in die Ferne! — Nicht in der Heimat grünt und

blüht und duftet der Frühling, der die Himmelsblumen meiner Ideale sich entfalten läßt. — — Nach Süden zieht die Lerche, mich zieht nordwärts mein Sehnen! Auf nach Norden — in die Ferne!"

Man sieht, ich war mit der Idee vertraut gemacht, daß das Paradies nur in der Gegend von Stuttgart gelegen sein könne! — Das hattest du getan mit deinem Himmelsangesicht, Lorelei des Neckars, in der Kunsthandlung auf dem Kohlmarkt ausgestellt gewesene Luise Rabenalt!

„Selige Neckartage!" wird am 18. des folgenden Monats weitergeschwärmt. „Ich schwebe sehr oft im Vorgefühle der Seligkeiten, die mich erwarten, sobald ich mit dem „Hermann" durchgedrungen, zwei Jahre bloß mir und einem tieferen Eindringen in die Wissenschaften lebe, mich von außen und innen von Himmelsblumen umduften lasse und die Keime alles Guten, Wahren und Schönen in meiner Brust versammle, zuletzt das Ganze, etwa in meinem 24. Lebensjahre, mit einer Reise nach dem Götterlande der Antiken (Winkelmann in der Tasche) würdig beschließe, und dann erst, reif, im Vaterlande hervortrete."

Diesen Dichterträumen entrissen mich die Ereignisse der Wiener Märzrevolution von 1848 und versetzten mich plötzlich auf ein ganz anderes Gebiet.

---

4. Mein Kriegsjahr im Dienste der Freiheit.

Vor Jahren hat der Verfasser einer mich betreffenden biographischen Skizze sich des Ausdrucks bedient, ich sei in den Oktobertagen des Jahres 1848, während der Belagerung Wiens durch die — Österreicher unter Windischgrätz, „mitten unter den Kämpfenden" gewesen. Viele andere haben seither dies nacherzählt. Es ist aber, aufrichtig gesagt, nicht ganz genau. Ich will mir von den Freiheitslorbeeren des großen Jahres nicht mehr anmaßen, als mir gebührt. Es fehlte mir, dem kaum achtzehnjährigen Jungen, dem grünen Dichterjüngling, nicht an Mut und idealer Begeisterung,

aber meiner praktischen Tätigkeit als Freiheitskämpfer geschah einiger Abbruch dadurch, daß betreffs der Waffen, die ich als Mitglied der „akademischen Legion" zur Verteidigung der Freiheit trug, im Laufe der Zeit mir allerlei seltsames Mißgeschick widerfahren war.

Zunächst war mir, im Laufe des Sommers, meine Legionärsflinte auf der Universitätswache gestohlen worden. Ich hatte das Gewehr, nachdem ich nachts eine Stunde am Eingange der Universität Wache gestanden, in eine Ecke gelehnt, hatte mich auf die Pritsche hingestreckt und war eingeschlummert. Als ich erwachte, war das Gewehr verschwunden und fand sich niemals wieder. Ein Streiter, dem sein Schießgewehr auf der Wache gestohlen wird! Ich schämte mich, und der Hauptmann meiner Kompagnie, der in jener Nacht die Universitätswache befehligte, schämte sich ebenfalls, daß dergleichen unter seiner Herrschaft vorgefallen war. Wir vertuschten also nach stillschweigender Übereinkunft die Sache, und ich behalf mich weiterhin ohne eigenes Gewehr, indem ich, wenn die Reihe, Wache zu stehen, an mich kam, ein solches in aller Stille von irgendeinem Waffengefährten entlehnte. Was meinen Säbel anlangt, so war auch dieser, aber etwas später, in den ersten Oktobertagen, auf rätselhafte Art abhanden gekommen. Es tut mir leid, aber ich muß es sagen: auf meiner politisch sonst unbescholtenen Mutter ruht der schwere Verdacht, nach der Ermordung des Grafen Latour durch den Wiener Pöbel meinen Legionssäbel heimlich übers Knie abgebrochen und die Stücke desselben über den Zaun in den dicht bebüschten Garten des Nachbarhauses geworfen zu haben. So stand ich für meine Person der Belagerungsarmee des Fürsten Windischgrätz wehrlos gegenüber und befand mich während der Belagerung zwar in der Residenz, aber nicht gerade „mitten unter den Kämpfenden". Vorher jedoch, vom März bis Oktober, hatte ich so gut als einer meine Schuldigkeit getan und war, wenn auch nicht in allen, doch in einigen großen Momenten „dabei" gewesen mit Wehr und Waffen, Kalabreser und Legionsrock und einem schwarzrotgoldnen Bande um die Brust.

Ich schreibe keine Geschichte der Wiener Revolution von 1848; ich erzähle nur einiges, was ich als Augen- und Ohrenzeuge miterlebte, und *wie* ich es erlebte, in treuer

Wiedergabe der unmittelbaren persönlichen Eindrücke, unbekümmert um das, was andere erlebt, und unbekümmert, wie es zusammenstimme mit den Erinnerungen, welche andere aus jener Zeit bewahrt, mit den Vorstellungen, welche andere aus Büchern im Laufe der Zeit sich über Ereignisse gebildet haben, die nun schon ein halbes Menschenalter hinter uns liegen.

Ich fehlte nicht unter den Studenten, welche auf der „Aula" der Wiener Universität die Geschichte der berühmten Märztage machen halfen. Einzusetzen hatte ich dabei in meinem Alter freilich nichts als naiven Jugendmut — und das war immerhin etwas in einer Zeit, wo die Entfernung zwischen tapferen Worten einerseits, gefällten Bajonetten und schwirrenden Flintenkugeln andererseits nicht so groß war wie in unseren Tagen des gefestigten, seiner Haut vollkommen sicheren Liberalismus. Ich unterlasse es, Ereignisse zu erzählen, welche aus der Geschichte bekannt sind; nur eine kurze Schilderung derjenigen Szene, die mir unter dem, was am 13. März nachmittags in der Aula vorging, den tiefsten und bleibendsten Eindruck gemacht hat, setze ich hierher. Bleich und verstört war gegen vier Uhr Professor Hye unter die versammelten Studenten gestürzt, mit der Nachricht, daß man die Universität räumen und von Militär besetzen lassen wolle. Neuankommende brachten von der Straße die Nachricht, daß man noch immer fortfahre, auf das Volk zu schießen. Die Aufregung wuchs dadurch ins Unbeschreibliche. „Auf, zum Zeughause!" scholl es; „wir wollen es stürmen und uns Waffen holen!" — Professor Hye rief, Amt und Weib und Kind wolle er aufs Spiel setzen und jedes Schicksal mit uns teilen, nur beschwöre er uns, auf gesetzlichem Wege zu bleiben. Auf seinen Rat wurde eine neue Deputation unmittelbar an den Kaiser gesendet. Schon den Tag zuvor, am 12., war dem Kaiser ein Gesuch um Preßfreiheit, Nationalgarde usw. überreicht worden. Die neue Deputation bestand aus Hye selbst, dem Rector magnificus Jenull und Professor Endlicher. Sie nahm uns vor ihrem Weggange das Ehrenwort ab, ruhig zu bleiben, bis sie zurückgekehrt sein würde. Wir erwählten inzwischen aus unserer Mitte einige Anführer und teilten uns in Rotten, entschlossen, die Universität zu verteidigen. Stunden vergingen — die Deputation war noch immer nicht zurück. Es

wurde die ganze Zeit über viel durcheinander geschrien und gelärmt. — Gegen 7½ Uhr erscholl plötzlich draußen vor dem Universitätsgebäude ein Getöse von unbeschreiblicher Art, dergleichen ich weder vorher noch nachher in meinem Leben je gehört. Wir eilten zu den Fenstern und sahen die ganze Gasse von einer dichtgedrängten Meutererschar aus der Hefe des Volkes gefüllt. Alle diese Leute schrien aus vollem Halse; es klang wie das Schlachtgeheul von Indianerhaufen. Überdies schlugen sie Stangen, die sie in den Händen trugen, wild aneinander, daß es krachte und knirschte und donnerte, wie wenn der Orkan im Gebirg Stämme und Äste bricht. Dazwischen zerklirrten links und rechts die Fenster in tausend kleine Scherben, ich weiß nicht, ob von der fürchterlichen Erschütterung der Luft, oder von den Stangen zertrümmert. Die geängstigten Bewohner der Häuser beeilten sich, in die noch heil gebliebenen Fenster Lichter zu stellen, als Zeichen ihrer „guten Gesinnung". Die Bande schrie zu uns hinauf, daß wir uns ihr anschließen sollten. Wir erwiderten, daß wir unser Ehrenwort gegeben, die Rückkehr der an den Kaiser gesandten Deputation zu erwarten. Noch eine Stunde gedächten wir auszuharren: dann erst wollten wir einen weiteren Entschluß fassen.

Niemals werde ich diese Szene vergessen: zum erstenmal sah ich vor meinen Augen die grause Elementargewalt des „Volkes" entfesselt.

Spät, sehr spät, als von den Harrenden so mancher sich still hinweggeschlichen, oder mit einem pathetischen Fluche von dannen gegangen, ja die Universität schon beträchtlich geleert war, kam die Deputation zurück. Ihre Nachrichten und Bescheide klangen günstig für die Sache der Freiheit, und die meisten der Geduldigen, die noch auf der Aula ausgeharrt hatten, fanden sich bereit, während der Nacht Patrouillendienste zu leisten im Interesse — der öffentlichen Sicherheit. Ich war nicht unter den letzteren.

Den nächsten Tag herrschte Jubel. Eine Verfassung war ja versprochen, eine „Nationalgarde" bewilligt worden, und als Ergänzung derselben sogar eine „akademische Legion"! Die Nationalgarde beschränkte sich auf „Repräsentation" und den Schutz der öffentlichen Sicherheit; aber das blaue Legionsröckchen und der Kalabreser ließen sich mit Feuer-

eifer den Schutz der Freiheit angelegen sein und bewachten bis auf weiteres Tag und Nacht als feste Burg derselben die Universität.

Die Schneider der Residenz überboten die nächsten Wochen sich durch Inserate in Anträgen zu „fabelhaft“ billiger Herstellung von Röcken für Nationalgarde und akademische Legion. Sie waren in jenen aufgeregten Tagen sonst wenig beschäftigt! So sahen auch die unbemittelten Musensöhne sich in der Lage, in den Reihen der akademischen Legion bald „vorschriftsmäßig equipiert“ einherzugehen. Die Flinten erhielten wir aus dem Zeughause. Diese rostigen, durch ihr Alter ehrwürdigen Schußwaffen sollen, nach der Aussage Kundiger, die Eigenschaft gehabt haben, daß sie nicht losgegangen wären, wenn wir ernstlichen Gebrauch davon hätten machen wollen. Daß diese Gewehre nicht losgingen, war indessen bei bewaffneten Kämpfern meines Alters vielleicht als ein Glück zu bezeichnen, denn sonst würden die geladenen Feuerwaffen jedenfalls eine Gefahr, weniger für den Feind als für den jugendlichen Träger selbst, gebildet haben. Was war übrigens an den alten Flinten gelegen! Waren dafür doch die Herzen jugendlich und frisch und nicht eingerostet und gaben „Feuer“, wo es nötig war! Und dieses Herzensfeuer trug weiter als das Gewehrfeuer, das wir niemals ernstlich auf die Probe zu stellen brauchten, da man — wenigstens in der guten Zeit vor dem Oktober — militärischerseits auch unsere rostigen, nicht losgehenden Flinten respektierte. Ich weiß, offen gestanden, noch zur Stunde nicht ganz genau, wie man ein Gewehr ladet, und erinnere mich, bei Gott, nicht mehr, ob ich es nur seither wieder vergessen, oder ob ich es auch damals nicht gewußt. In gleichem Falle waren gewiß auch andere meiner jüngsten Kameraden; aber es ist nicht die Ausrüstung oder die Erfahrung, es ist der Mut, der den echten Helden macht.

Über die vollzogene Erwerbung eines Säbels gibt folgende wörtliche Notiz meines Tagebuchs bedeutsamen Aufschluß:

Heute habe ich mir einen Säbel gekauft um 3 fl. 30 kr. Konv.-Münze. Als Devise will ich mir folgenden Spruch darauf eingravieren lassen, den ich sehr frei nach Hippokrates bearbeitet habe:

„Quod verbum non sanat, ferrum sanat:
Quod ferrum non sanat, amor sanat.“

Ach, ich besaß auch Mut, aber nur dem Feinde gegenüber; im Kreise meiner Kameraden war ich ein recht schüchternes Kerlchen! Ich hatte ein Recht auf Schüchternheit: ich hatte sie aus dem Kloster mitgebracht, in welchem ich als Sängerknabe meine Knabenzeit verlebt, und ich hatte in meinen bisherigen Verhältnissen, selbst inmitten der großen Hauptstadt, noch keine Gelegenheit gefunden, mich ihrer zu entledigen. Wenn ich, als neugebackener, frischuniformierter Legionär umhergehend, einem älteren, bärtigen Kameraden mit größerem Schleppsäbel und gewaltigerem Kalabreser, als der meinige war, begegnete, und dieser mir kollegial zunickte oder einen vertraulichen Gruß zuwarf, so errötete ich wie ein Mädchen und dankte mit verschämtem Gegengruß. So blieb ich in der Menge eigentlich ein Fremder und beschränkte den täglichen vertrauten Umgang, wie bisher, auf meinen Freund Bruckner.

Mit der Schüchternheit nach außen verband sich übrigens eine um so größere Selbständigkeit nach innen, und die Fähigkeit, trotz der eigenen Jugendlichkeit und Unreife die Dinge um mich her zu beobachten und sie mir nach freiem Urteil zurechtzulegen.

Auf dem Glacis wurde in Zügen, Kompagnien und Korps fleißig exerziert, auf der Universität fleißig Wache gestanden. Die Verfassung war versprochen; aber jedermann empfand das Ungewisse der Zustände, und so blieb man einer ratlos schwankenden Regierung gegenüber unter den Waffen.

„Die Universität,“ schrieb ich am 12. und 24. April ins Tagebuch, wird bis zum Himmel erhoben. Selbst Bauern, Gewerbsleute u. dgl. fragen sich bei den Studenten um Rat an. Die Aula ist der Schauplatz lebhafter Debatten, und daran sind nicht bloß die Studenten, sondern auch die Gutgesinnten der Nationalgarde, der Bürger, ja sogar des Militärs beteiligt. Die getreuesten Anhänger der Universität aber sind die Arbeiter, welche in ihr die Vorkämpferin für die lang unterdrückten Rechte der Armen verehren. Sie würden auf den ersten Wink bereit sein, für die akademische Legion

ihr Blut zu vergießen; und es sind tatsächlich nur die Studenten, welche durch ihre Autorität das Volk von Exzessen gegen die Reichen zurückhalten. Die Kollegien sind fast leer; man hat im Universitätsgebäude eine Legionswachtstube eingerichtet und mit „Pritschen" versehen. Tag und Nacht hat ein „Zug" (24 Mann, geführt von einem Leutnant) die Wache, und jeden Eingang bewachen zwei Mann, die niemanden einlassen, der nicht die Einreihungskarte in die akademische Legion vorzuweisen imstande ist. Ferner ist von jedem Fakultätskorps ein Zug als Reserve da, um im Notfall zu schneller Ausrüstung und Dienstleistung bereit zu sein."

Noch so manches Mal wiege ich mich im Nachgefühl dieser vor so vielen Jahren auf der Wachtstube der Universität „dienstlich" zugebrachten Nächte! Wenn man sehr jung und dabei eben sehr müde, sehr schläfrig ist, so gewährt es auch schon ein Wonnegefühl, sich auf der harten, hölzernen, mit Stroh belegten „Pritsche" einer Wachtstube zu kurzer Ruhe hinzustrecken. Für einen jugendlichen Poeten nun gar lag darin ein seltsames Stück „Romantik": halb wach, mit halb geschlossenen Augen in stiller Träumerei so dazuliegen — ringsum Geklirr von aufgenommenen oder zur Seite gestellten Waffen — das crescendo und decrescendo eines in rauhen Lauten geführten mehrstimmigen Wortwechsels, der aus einer Zigarrendampfwolke bärbeißig herausklang, während der sich verziehende Dampf jugendliche, flaumbärtige Gesichter entschleierte — dann, als Gegensatz zu der rauhen, martialischen Szenerie, bei g a n z geschlossenen Augen irgendein holdes Bild — ein Mädchenbild — in die rauhe Wirklichkeit die zarteste Träumerei sich mischend — manchmal auch ein Sinnen und Brüten über irgendwelchen poetischen Plan — das stille Sichausgestalten eines lyrischen Gedichts — — war es gar so sehr zu verwundern, daß mir während einer dieser Träumereien auf der Pritsche das abseits, wie ein vergessener Regenschirm im Winkel stehende Gewehr gestohlen werden konnte?

Gewiß, es lag Romantik in alledem; und sie g e w a n n nur dabei, wenn die Legionswache in der Nacht plötzlich alarmiert wurde — wenn man unter das Gewehr treten und ins unheimliche Dunkel hinausmarschieren mußte, patrouillierend, einer drohenden Gefahr entgegensehend; sei es, daß man —

in der Regel war's natürlich blinder Lärm — eine nächtliche Überrumpelung von seiten der „Reaktion“ befürchtete, oder daß man von ängstlichen Pfahlbürgern gegen mögliche Arbeiterexzesse in der Vorstadt zu Hilfe gerufen wurde.

Schön war es dann auch, wenn am frühen Morgen der wachhabende Zug abgelöst wurde, und wir truppweise, noch plaudernd, einen Spaziergang über die Bastei machten, bevor wir uns einzeln nach Hause begaben. Einen eigenen Reiz gewährte es, im Grauen des Tages, vom frischen Hauch des Morgens angeweht, so hinzuschlendern, und von der hohen Bastei über das noch ruhig schlummernde Häusermeer die Blicke hinschweifen zu lassen. Mit dem ganzen Idealismus und der ganzen Sorglosigkeit der Jugend gab man sich dieser Romantik eines akademischen Landsknechtlebens hin. Für die Freiheit Wache zu stehen, war jetzt wichtiger, als bei den Büchern zu sitzen, und selten wohl ist eine kleinere Pflicht der größeren bereitwilliger geopfert worden, als in diesem Falle.

So warm ich der ganzen Bewegung mit anhing, so lebendig in mir selbst das ganze Pathos des uns alle beseelenden Gedankens war, konnte ich mich doch auch dem Humor nicht verschließen, der in so manchem kleinen Vorkommnis auf der Aula lag. Eine Szene z. B. aus der ersten Zeit der Bildung unserer Legion ist mir in diesem Sinne noch erinnerlich.

Wie jede Fakultät als „Korps“ der Legion sich ihren Kommandanten wählte, so hatten wir Philosophen unsere Stimme auf einen gewissen Goldschmidt, oder Gutschmid, oder dergleichen — ich erinnere mich des Namens nicht mehr genau — vereinigt. Der neugewählte Korpskommandant machte uns einen gewaltigen Eindruck dadurch, daß er den ersten Tag nach seiner Wahl auf einem stattlichen Schimmel vor die Universität geritten kam. Wir waren nicht wenig stolz auf einen Kommandanten, der auf einem glänzenden Schimmel vor unserer Front einherreiten konnte. Nun ereignete sich aber das Befremdliche und Unangenehme, daß ebendieser Schimmel des Korpskommandanten mitsamt dem Korpskommandanten selbst nur dies eine und einzige Mal vor der Universität erschien.

Eine Zeitlang harrte man seiner in Geduld; endlich

aber sah das Philosophenkorps sich bemüßigt, eine Versammlung seiner Mitglieder einzuberufen, in welcher die Absetzung des Korpskommandanten Gutschmid oder Goldschmidt — sagen wir Gutschmid — und die Wahl eines neuen beantragt wurde. Mit scharfen Worten erging sich ein Redner gegen Gutschmid, der die in ihn — und seinen Schimmel! — gesetzten Erwartungen so schmählich zuschanden gemacht hatte. Da erhob sich ein Leutnant oder Hauptmann des Korps — Herzfeld, glaube ich, hieß er — und hielt, die Hand aufs Herz gelegt, eine warme Verteidigungsrede für den Angegriffenen. „Meine Herren!" sagte er, „ich bin Gutschmids Freund; ich kenne Gutschmid, wie ihn kein anderer kennt! Und ich sage Ihnen, Gutschmid hat ein edles Gemüt!" Weiter wußte er zur Verteidigung Gutschmids und seiner Handlungsweise nichts vorzubringen. Neue Redner traten hervor, welche geltend machten, daß man die löblichen Eigenschaften Gutschmids nicht in Zweifel ziehe, daß man aber von ihm verlangen müsse, er möge entweder an der Universität erscheinen und seine Pflicht als Korpskommandant tun, oder wenigstens sein Versäumnis genügend entschuldigen. Aber immer wieder trat Herzfeld hervor, und immer wieder schlug er mit den warmen, nachdrucksvollen Worten: „Gutschmid hat ein edles Gemüt, meine Herren! Gutschmid wird wiederkommen! Denn ich kenne ihn und sein edles Gemüt, meine Herren!" alle Vorwürfe nieder. Ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Ergebnis die bewegte Versammlung für diesmal schließlich auseinanderging. Ich weiß nur, daß Gutschmid, sein edles Gemüt und sein Schimmel für uns verloren waren und blieben. „Roß und Reiter sah man niemals wieder."

Die akademische Legion hatte bekanntlich auch ihren „Feldkaplan", den Religionsprofessor an der Universität, P. Anton Füster: den „dicken Pfaffen im Legionsrock und Kalabreser", wie ihn seine Feinde nannten oder, wie ihn später, nachdem er Mitglied des Frankfurter Parlaments geworden, Wilhelm Jordan in „Demiurgos" kennzeichnete:

„Der Linken dickste Eckgewalt
Und radikale Speckgestalt,
Der Herr Expater Füster."

Ich weiß nicht, ob Füster unverbrüchlich ans Evangelium glaubte und an die Unfehlbarkeit des Papstes, aber an das Evangelium, das auf der Aula verkündigt wurde, glaubte er unbedingt, und die Unfehlbarkeit der akademischen Legion war für ihn ein Dogma, das er mit einer Art religiöser Schwärmerei verteidigte. Seiner Überzeugung nach hatten die Pfingstflammen des heil. Geistes sich über die Häupter der studierenden Jugend ergossen, und man konnte nichts Besseres tun, als in Andacht den Stimmen des Geistes lauschen, der aus dieser göttlich beseelten Jugend sprach. Er für seine Person wollte nichts sein als der „Feldpater“ der Legion. Als Gewissensrat oder Sittenprediger aufzutreten, erlaubte er sich nur in einzelnen wenigen Fällen: etwa, wenn das jugendliche Kriegsvolk auf der Aula ein verirrtes, barfüßiges Mägdlein aus der Vorstadt in seine Kreise zog und es nach Landsknechtbrauch schäkernd veranlaßte, auf der Wachtstube einige Flaschen leeren zu helfen, welche den Wächtern der Freiheit von „Gutgesinnten“ gespendet worden waren. Aber auch in solchen Fällen ließ Pater Füster den religiös-moralischen Standpunkt beiseite und beschränkte sich auf den diätetisch-prophylaktischen.

Dann und wann tauchte auf der Universität das zierliche Figürchen Ludwig Eckardts auf, der in den Tagebüchern meiner Studentenzeit eine ziemlich große Rolle spielt. Im besten Mannesalter vom Tode hinweggerafft, ist Eckardt den jüngeren nur mehr als geistreicher Wandervorleser erinnerlich. In den vierziger Jahren war er als frühreifes, verheißungsvolles Genie am Wiener Literaturhorizont erschienen. Die Zuversicht, mit welcher er in die Bahn trat, der fanatische Neuerungseifer, den er in literarisch-ästhetischen Dingen entwickelte, waren geeignet, naive Knabengemüter, wie das meinige, zu verblüffen und auf unerhörte Dinge vorzubereiten. So kam es, daß ich seiner Stürmer- und Drängerlaufbahn mit Spannung und Teilnahme folgte. Von maßlosem Ehrgeiz und himmelstürmenden Tendenzen beseelt, war Eckardt als Achtzehnjähriger mit einem Drama: „Thron und Hütte“ und mit „Verwehten Blättern eines jungen Dramaturgen“ hervorgetreten, welche eine neue Epoche der deutschen Literatur einleiten sollten. Dann gab er lyrische Monatshefte, das „Österreichische Odeon“, heraus. Im Josefstädter Theater

wurde 1847 ein Schauspiel: „Die Kinder der Heide“ von ihm aufgeführt, das durchfiel. Ein paar Tage darauf kündigte der Theaterzettel dasselbe Stück noch einmal an, mit dem Beisatze: „Der Dichter wird die Heldenrolle des Stückes persönlich übernehmen.“ Das Publikum lachte und strömte ins Theater, um sich den Spaß mitanzusehen. Auch mich trieb die Neugierde dahin. Da war es nun in der Tat ein Spaß, zu sehen, wie der junge Poet von schmächtigem, knabenhaftem Ansehen als ungarischer Räuberhauptmann vor die Lampen trat. Aber er erzwang sich den Respekt des Publikums, das gekommen war, ihn auszulachen, durch einen stellenweise wirklich glänzenden Vortrag, und zuletzt krönte lauter Beifall sein tollkühnes Wagnis. Nichtsdestoweniger wurde noch bei manchen Stellen des Stückes, während der Dichter und Held nicht auf der Bühne stand, gelacht. Das verdroß einen der Schauspieler, bei dessen Rede es geschah, und er wendete sich kurzweg ans Publikum mit den Worten: „Man rufe den Dichter, und lache ihn aus!“ — „Abbitten! Abbitten!“ johlte die erzürnte Galerie, stampfend und trommelnd. Da trat aus der Kulisse das Räuberhauptmännchen: „Mir zuliebe verzeihen Sie ihm!“ — Neuer Beifallslärm belohnte die Hochherzigkeit des siegestrunkenen Dichters. In dieser Weise und mit solchen Zwischenspielen ging die Wiederholung des Stückes zu Ende. Es war gewiß eine der merkwürdigsten Theatervorstellungen, die je vorgekommen.

Die literarische Revolution, welche Eckardt einleiten wollte, wurde durch die politische unterbrochen. Vielleicht war ihm das nicht eben angenehm, aber er fügte sich in die Verhältnisse und verpflanzte seinen radikalen Revolutionseifer auf das politische und religiöse Gebiet. Es glückte ihm aber auf diesem so wenig wie auf dem literarischen, einen nachhaltigen persönlichen Erfolg zu erringen. Man erzählte sich späterhin, er habe einmal die Proletarier aufgefordert, unter seiner Führung die Hofbibliothek anzuzünden. Unmöglich erscheint es nicht, daß der ungestillte Ehrgeiz, der den jungen Mann verzehrte, zuletzt auf den Gedanken einer herostratischen Tat verfiel. Mit anderen keimenden Lorbeeren schwemmte auch die seinigen der „Nachmärz“ hinweg, der ja selbst größeren Namen gefährlich wurde. Ein „Völker-

frühling", von welchem sich alle Talente und Halbtalente immer soviel versprechen, pflegt zunächst mehr Ruhmesblüten zu zerstören, als er hervorlockt. Für mich und meine Erinnerung steht die Figur des damaligen Ludwig Eckardt als eine bedeutsame Arabeske am Eingang der gärenden Revolutionsepoche in Österreich.

Meine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1848 sind weit spärlicher, als mir nun lieb ist. Man pflegt gerade dann am wenigsten ins Tagebuch zu schreiben, wenn die Ereignisse sich drängen und der Stoff sich häuft. Um so weniger will ich bei dieser Gelegenheit versäumen, von den sparsamen Aufzeichnungen des Tagebuchs Gebrauch zu machen, und so mag aus dieser Quelle die kurze Schilderung einer Szene hier eingeschaltet sein, deren Zeuge ich am 1. April auf der Aula war. Das Interesse derselben liegt in den daran beteiligten, später zu Ruf und hohen Würden gelangten Persönlichkeiten.

Es ist eine jetzt vielleicht nur mehr wenigen bekannte Tatsache, daß der damalige „Professor Hye", später Justizminister Ritter v. Hye, dann Freiherr usw., im denkwürdigen März des Jahres 1848 vierzehn Tage lang die populärste und gefeiertste Gestalt der Wiener „Aula" gewesen, daß man ihn als den Führer der Studentenschaft betrachten konnte, wobei er sich das doppelseitige Verdienst erwarb, die Bewegung zu leiten und zugleich in Schranken zu halten.

Am 14. März patrouillierten wir Studenten, durch die Zugeständnisse der Regierung vorläufig beruhigt, unter Hyes persönlicher Führung in den Straßen der Stadt, um Pöbeltumulte zu verhüten. Noch war Hye die maßgebende Persönlichkeit in unseren Reihen. Seine Tätigkeit war unermüdlich, und unzweifelhaft lag es zunächst in der Natur der Sache, wie im Interesse der Freiheit selbst, wenn er durch Eifer für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung das Vertrauen der zagen, unschlüssigen Regierung zu gewinnen suchte.

Aber in solchen Zeiten ist eine Volkstümlichkeit rasch abgenützt. Die des Professors Hye dauerte nur bis zum 1. April. Das neue Preßgesetz war erschienen und wurde von allen Freigesinnten mit Entrüstung zurückgewiesen. Professor Hye, der sich in dem, zum Entwurfe des Preßgesetzes gewählten Ausschusse befunden hatte, erklärte, daß er nach-

mittags 4 Uhr in der Aula einen Vortrag über das neue Gesetz halten werde, um die Gemüter zu beschwichtigen. Zahlreich versammelten sich die Studenten zur festgesetzten Stunde, darunter auch einige andere Männer des Tages, die gesonnen waren, sich als Redner vernehmen zu lassen. Als ich den Saal betrat, richtete eben der in Wien anwesende Redakteur der „Grenzboten“, J. Kuranda, an die Versammelten einige Worte der Begrüßung, die mit Jubel aufgenommen wurden. Hye erschien und begann das Preßgesetz zu erörtern. Er führte aus, daß dasselbe nach dem Muster des Badenschen Preßgesetzes, des liberalsten aller Preßgesetze, gemacht, ja, noch liberaler als dieses sei und seinesgleichen nirgends habe. Kuranda ergriff das Wort und bemerkte, daß in Baden eben jenes Preßgesetzes halber neuestens Volksaufstände stattgehabt — man möge sich also durch Lobeserhebungen desselben nicht irreführen lassen. Hye wollte entgegnen, wurde aber mehrmals durch unwillige Bewegungen in der Versammlung unterbrochen. Zuletzt sah er sich veranlaßt, gänzlich abzubrechen und sich von der Rednerbühne zurückzuziehen. An seine Stelle trat ein blonder, junger Mann — damals Privatdozent an der Universität, Dr. Karl Giskra. Der junge, blonde Mann hielt eine feurige, zündende Rede, ging dem neuen Preßgesetz und seinen Urhebern schonungslos zu Leibe und beantragte die Einsetzung eines Komitees, das dem Minister des Innern Vorschläge zur Verbesserung des besagten Gesetzes machen sollte.

Jetzt ertönten mehrere Rufe: „Schuselka! Schuselka!“ und ein Mann mittlerer Größe, mit langem, rötlichem Schnurr- und Knebelbarte, etwas bleichen Wangen und grauen, blitzenden Augen betrat die Rednerbühne. „Ominös,“ meinte er, sei es, daß wir eben am 1. April mit dem neuen Preßgesetz beschenkt werden. Das so lange zurückgebliebene Österreich müsse jetzt allen Völkern vorangehen. Ein liberales Preßgesetz sei nicht genug; man brauche gar keines, und sein Rat gehe dahin, das vorliegende ganz zu ignorieren. Nachdem Kuranda und der Jurist Schneider noch einiges zur Sache gesprochen, erhob sich plötzlich Professor Hye neuerdings, der inzwischen sehr gedrückt dagesessen, und sagte, nur zu ausführlich habe man die Gebrechen des Preßgesetzes aufgedeckt; er sei mit diesem Tadel einverstanden

und habe früher bloß den Sachbestand vom Standpunkte jenes Gesetzes aus unmaßgeblich darlegen wollen. Er werde nun handeln, statt zu reden, und augenblicklich zum Minister gehen, um ihn zu den vorgeschlagenen Änderungen zu bewegen.

So versuchte der populäre Mann die Zügel, die seiner Hand zu entgleiten drohten, krampfhaft festzuhalten. Aber sie entglitten ihm dennoch. Man lehnte sein Anerbieten ab, indem man ihm von allen Seiten das Wort: „Komitee! Komitee!“ entgegenrief.

„Ich glaube es gern,“ sagte Hye, „daß unter Ihnen sich welche finden, die Ihre Sache besser vertreten als ich; setzen Sie somit ein Komitee zusammen, nur bitte ich, mich dabei aus dem Spiele zu lassen!“

Man wählte Giskra, Fischhof, Schuselka, Kuranda, Schneider, und wollte ehrenhalber auch Hye dabei haben, der aber die Ehre entschieden ablehnte. Die Deputation begab sich augenblicklich zum Minister Pillersdorf und kehrte bald mit dem Bescheide zurück, der Minister selbst sei mit dem Preßgesetze nicht völlig einverstanden und werde bestimmte Vorschläge zur Verbesserung desselben gern entgegennehmen. — Die bekannte Schwäche Pillersdorfs warf den Fluch des Lächerlichen auf das „liberalste aller Preßgesetze“, auf das „Preßgesetz ohnegleichen“. In welchem Lichte mußte der „unmaßgebliche“ Verteidiger eines Gesetzes erscheinen, das schließlich dem Minister, der es gegeben hatte, selber nicht gefiel?

Hyes Rolle war von diesem Tage an unter den Studenten völlig ausgespielt. Er verschwand vom politischen Schauplatz und zog sich auf den bureaukratischen zurück, auf welchem er, langsam zwar, aber noch früh genug, zu einem glänzenden Ziele gelangte.

Derselbe 1. April, der den Stern Hyes auf der Universität untergehen sah, begrüßte den Stern seines jungen, blonden Rivalen im glänzenden Aufgang. Giskra war und blieb ein deutschgesinnter Mann; aber sein Name deutet auf slawische Abkunft, und in der Tat, wenn er auf der Rednerbühne der Aula blitzte und donnerte, so machte er mit seinem Blondhaar und seinen graublauen Augen, in deren Ausdruck sich Fanatismus mit Schlauheit zu mischen schien, immer

den Eindruck eines wildentflammten Hussiten. — Aber auch ihn ereilte das Verhängnis: auch er wurde später Minister, Freiherr, reich, und — unpopulär.

Ich weiß nicht, was zu jener Zeit die Professoren der Universität machten, ob sie Vorträge hielten oder nicht. Ich erinnere mich trotz aller Anstrengung meiner Gedächtniskräfte nicht, ob ich vom 13. März an noch das Innere eines Hörsaals der philosophischen Fakultät sah; ich erinnere mich auch nicht, ob ich jemals einen meiner philosophischen Kollegen auf dem Wege in irgendeinen Hörsaal traf. Es ist möglich, daß dergleichen doch vorkam; aber alles hierauf Bezügliche ist in meinem Gedächtnisse rein ausgelöscht. Ich denke, die Professoren taten an leidlich ruhigen Tagen zur bestimmten Stunde manchmal einen Blick in ihren Hörsaal und gingen, wenn sie denselben leer fanden, ruhig wieder nach Hause. Gewiß ist, daß von irgendeiner Kontrolle des Besuchs, einem Zwange oder einer Rechenschaftsablegung in dieser Beziehung niemals die Rede war. Die Universität war eine große Wachtstube, eine Art Hauptwache der Freiheit für die Residenz geworden, und weder die akademischen noch die politischen Behörden machten einen ernstlichen Versuch, an dieser Sachlage etwas zu ändern. Erst hatte es gegolten, die politischen Rechte und Freiheiten zu erringen, und als sie errungen waren, glaubte man mit bewaffneter Hand sie *schützen* zu müssen. Wie in den oberen Kreisen das Schreckbild der Anarchie, lastete in den unteren das der „Reaktion" auf den Gemütern. Man versah sich von seiten der Regierung beständig eines Gewaltstreichs. Auch befriedigten die bisherigen Zugeständnisse nicht. Die endlich erschienene *Verfassung* gab namentlich durch das Zweikammersystem Anstoß, das im Katechismus des Liberalismus von 1848 entsetzlich unpopulär war. Die Aristokraten sollten eine besondere Kammer für sich haben? Nein, das konnte man nicht dulden. Am 15. Mai zogen Mitglieder der akademischen Legion und der Nationalgarde mit einer „Sturmpetition" in die Hofburg und verlangten, neben einigen anderen Kleinigkeiten, das demokratische Einkammersystem; auch sollte der erste Reichstag ein konstituierender sein. Die Regierung bewilligte auch das — aber zwei Tage später „flüchtete" der Kaiser nach Tirol, weil er „nicht mehr Herr seiner Entschlüsse sei". Die Kaiser-

stadt ohne Kaiser! Das Herz von Altwien blutete. Dieser Moment der Verblüffung ermunterte die zage „Reaktion". Eines schönen Maimorgens fand man an allen Straßenecken einen Zettel angeschlagen, der nichts Geringeres enthielt, als die Aufhebung der akademischen Legion. Gegen 8 Uhr waren etwa 200 von uns auf der Universität versammelt. Wir beratschlagten, was zu tun. Einige rieten — so erzählt mein Tagebuch — zu energischem Widerstand, andere wiesen auf die, durch die Flucht des Kaisers zaghaft gewordene Gesinnung der Bevölkerung hin. Einer rief, ich weiß nicht, ob im Ernste oder ironisch: „Gehen wir, meine Herren! Liefern wir die Waffen ab, treten wir unsere Kalabreser mit Füßen, und . . ." In diesem Augenblick blitzte es von Bajonetten durch die hohen Fenster und das Gittertor der großen Halle herein. Ein Bataillon Soldaten stand draußen wie aus der Erde gewachsen. Nun fragte niemand mehr, was zu tun sei. Löwenmutig trat das Häuflein den Soldaten entgegen mit dem lauten Geschrei, daß dies ein rechtloser Gewaltakt sei und daß man von der Universität nicht weichen werde! Ein kritischer Augenblick! Nun konnte es Bajonettstiche setzen und Flintenschüsse! Man konnte uns als bewaffnete Meuterer gefangen hinwegführen, man konnte uns auf die Festung schicken usf. Aber das Militär zog auf unsere dreiste Erklärung hin sich vorläufig zurück. Offenbar wollte die „Reaktion" erst sehen, welche Gesinnung das Volk an den Tag legen, welche Haltung die Arbeiterbevölkerung der Vorstädte annehmen würde. Um dies zu sehen, brauchte sie nicht lange zu warten. Die Arbeiter und Nationalgarden der Vorstädte sprengten die Tore der inneren Stadt, die man nach allen Seiten hin abgesperrt hatte, und zogen den Studenten zu Hilfe, welche inzwischen angefangen hatten Barrikaden aufzuwerfen. Die Bänke der Hörsäle boten dazu ein gutes Material, neben Pflastersteinen, Fässern, Betten und Einrichtungsstücken niederer Sorte, die man nahm, wo man sie fand. Binnen kurzer Zeit war die innere Stadt mit etwa hundert Bollwerken verrammelt . . .

Am 26. Mai hatte man die akademische Legion aufgelöst, am 27. stellte man sie wieder her. — Ohne Kampf zog die „Reaktion" den vorgestreckten Fühler und sich selbst in ihren Schlupfwinkel zurück, beschämt und überzeugt, daß es erst

noch viel schlimmer kommen müßte, bevor es besser werden könnte . . .

Der Sommer brachte das große Ereignis der Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser. Der Leser weiß bereits aus früheren Mitteilungen über die poetischen Versuche, Pläne und Entwürfe meiner Knabenzeit, welche Macht von Anbeginn der nationale Gedanke in mir hatte, die wahrhaft deutsche Gesinnung, die ich im „Schwanenlied der Romantik" zu charakterisieren versuchte, und die im „Germanenzug", im „Teut", und mehr oder weniger in jedem meiner Werke zu so häufigem Ausdruck gelangte, wie in den Werken keines anderen lebenden deutschen Dichters. Ein Umstand, auf welchen die allerjüngste Generation zu verweisen vielleicht nicht überflüssig ist. Wir jungen Leute von 1848 waren überhaupt in dem Maße deutsch gesinnt, daß wir um den Preis, das deutsche Volk wirklich deutsch und geeinigt zu sehen, in Gottes Namen die Magyaren Magyaren, die Polen Polen, die Tschechen Tschechen hätten sein lassen.

Die Erwählung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser erfüllte mich also mit einer Begeisterung, welcher ich in Versen und Prosa Luft zu machen versuchte, Bäuerles „Österreichischer Kurier" (die vormärzliche „Theaterzeitung") vom 7. Juni brachte aus meiner Feder ein Sonett an den Reichsverweser, das ich hier wiedergebe, weil es in dem Helfertschen Sammelwerke über die Revolutionsliteratur von 1848 durch einen Druckfehler entstellt worden ist.

An Erzherzog Johann.

Der Lenz der Freiheit, dem mit Glutverlangen
Die Herzen aller längst entgegenglühten,
Er kam, uns alles Wehe zu vergüten,
Sein Zephir säuselt, seine Blüten prangen!

Doch in den Lenzesjubel mischt sich Bangen;
Denn ach, verwahrlost stehn die jungen Blüten,
Es fehlt der Gärtner, sorgsam sie zu hüten,
Und Wetterwolken sehn wir drüber hangen.

Heil uns, du kommst, dich unserm Glück zu weihen!
O sei die Sonne du, in deren Glühn
Die Blumen blühn, die Wolken sich zerstreun!

Und als die schönste Blume laß im Flore
Des Gartens unsrer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutschen Trikolore!

Über dasselbe Thema war es mir vergönnt, ein paar Prosaworte in Terzkys „Wiener Gassenzeitung" zu sagen. Wie in der Literatur der Völker die Poesie der Prosa vorauszugehen pflegt, so beginnt auch der einzelne in der Regel mit Versuchen in gebundener Rede und drückt als grüner Junge sich erträglicher in Versen als in Prosa aus. Als Dichter gehörte ich nun schon mit zwei gedruckten Versuchen der Öffentlichkeit an; als Prosaiker war ich ein Neuling und wagte mich deshalb nicht ohne eine gewisse Beklommenheit mit meinem „Worte über den Erzherzog Johann" ins Redaktionsbureau der „Gassenzeitung". Es gab auch eine „Straßenzeitung", welche Dr. Netoliczka redigierte. Die „Gassenzeitung" redigierte aber Herr Terzky, eine Art commis voyageur der Revolution, welcher eben aus der Schweiz gekommen war. Vermutlich dankte ich es nur meinem blauen Legionsrocke, daß Herr Terzky das ihm persönlich dargebotene Artikelchen sofort annahm. Das machte mich kühn und ich fragte, ob ich nicht auch ein kleines Honorar dafür beanspruchen dürfte. Herr Terzky ließ einen gutmütigen Seitenblick über meine Person gleiten, wie um zu sehen, ob und in welchem Maße ich sein Honorar wohl brauchen könnte. Dann zog er die Lade des Schreibtisches, an dem er saß, heraus, in welcher eine mittelgroße Schüssel, gefüllt mit Silberzwanzigern damaliger Währung stand, und griff mit seiner fleischig-dicken Hand vier dieser Silberstücke für mich heraus. Gott lohn' es ihm; es war das erste, und wenn nicht das größte, doch glänzendste Honorar meines Lebens. Meine Zukunft schien mir von da an gesichert. Aber Herr Terzky trübte meine Autorfreude, dies Honorar verdient zu haben, dadurch, daß er mein Artikelchen beim Abdruck bis tief unter den Wert von vier Zwanzigern zusammenstrich.

Etwas mehr Bedeutung kann die Herzensergießung beanspruchen, welche Bäuerles „Österreichischer Kurier" am 21. Juli von mir der Öffentlichkeit überlieferte. Dieser Artikel, betitelt „Die Aufgabe des Reichstags", enthält ein vollständiges Programm, aus welchem zu ersehen,

wie ich mir im Alter von 18 Jahren die Weltverbesserung nach allen Seiten hin vorstellte. Es ist manchmal nicht überflüssig, nachzuweisen, bis in welche Lebensepoche die Denkweise und Stellungnahme eines Autors zurückreicht. Und so wird es dem biographischen Zwecke dieser Mitteilungen entsprechen, wenn ich den Aufsatz, als mein frühestes politisches Glaubensbekenntnis, seinem ganzen Umfange nach wörtlich hier einschalte.

Er lautete wie folgt:

„Die Aufgabe des Reichstags.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Ära, die uns ganz neue, auf Vernunftprinzipe, nicht auf Knechtschaft, Aberglauben und rohe Gewalt gebaute Verhältnisse bringen wird.

Die höchsten und heiligsten Ideen, die vor kurzem noch verpönt waren, oder allzu abstrakt und unpraktisch erschienen, dürfen sich frei ans Licht hervorwagen und auf Anklang in den durch die Freiheit gehobenen und geläuterten Gemütern rechnen. Ja, sie müssen populär werden, denn nur auf sie können wir das Gebäude unserer Freiheit und unseres Wohles gründen. Jede andere Basis der Freiheit ist Sand.

So wird die Politik, früher ein System von Klugheitsregeln zur Förderung des Wohles der Throne, sich künftig gewissermaßen zur Philosophie erweitern und vergeistigen, d. h. die politischen Verfassungen werden sich nach Maßgabe der philosophischen Bildung der Völker gestalten.

Das Staatsleben wird sodann nicht mehr ein toter, hölzerner Mechanismus sein, dessen Räderwerk die Bureaukraten, gleich Pferden in der Mühle fortwährend in gleichem Geleise trabend, in Bewegung erhalten, sondern ein warmer, lebendiger Organismus, dessen Prinzip der vernünftige Gedanke und der Schlag des empfindenden Herzens ist.

Von dieser Idee ausgehend und mit dem Wahlspruche: ‚Freiheit und Wahrheit!‘ werden die erwählten Männer des Volkes an ihre hohe und schwierige Aufgabe gehen.

Diese Aufgabe ist eine doppelte. Der Reichstag soll erstens: dem Lande jene Verfassung geben, welche dem Volke die Selbstherrschaft sichert. Mittel hierzu wird ihm vorderhand eine sogenannte ‚Konstitution auf breitester Basis‘

sein. Zweitens soll derselbe durch gewisse Reformen und Institutionen das Volk zur vernünftigen und gemäßigten Selbstherrschaft befähigen. Hierzu werden ihm als die hauptsächlichsten Mittel erscheinen: Emanzipation der unteren Volksklassen und Reorganisation des öffentlichen Unterrichts, wie auch der kirchlichen (oder vielmehr priesterlichen) Zustände.

Es sei uns gestattet, einige Ideen in betreff der soeben erwähnten hauptsächlichen Mittel zur Lösung der Aufgabe des Reichstags hier auszusprechen.

Die demokratische Verfassung auf breitester Basis muß so beschaffen sein, daß sie die errungene Freiheit wahrt, ohne anarchischem Treiben freien Spielraum zu gewähren, und daß in ihr der allgemeine Volkswille, rein und unbeirrt, zur Geltung kommen kann.

Da alles dieses vom Wahlmodus abhängt, so muß dieser das erste und angelegentlichste Augenmerk des Reichstages sein.

Die Emanzipation der unteren Volksklassen ist beinahe eins mit der Reform der Arbeit.

Diese muß stattfinden, und zwar muß sie endlich nach so vielen vergeblichen Versuchen auf eine glückliche und für die Dauer ersprießliche Weise stattfinden, wenn wir uns nicht einen großen Teil von gleichberechtigten Bürgern zu Feinden unserer Ordnung und unseres Wohles erziehen wollen.

Wir glauben, daß der durch die Gebrechen des sozialen Lebens ins Dasein gerufene Pauperismus sich einzig und allein durch eine Reform der gesamten Industrie beschwichtigen lassen werde. Möge daher der Reichstag der Industrie im großen und ganzen ein aufmerksames Auge zuwenden.

Es gibt eine zweifache Industrie.

Eine Art derselben sucht ihre Vervollkommnung in großartigem Aufschwung des Betriebs; sie ist eine bloße Dienerin des Luxus und ein Werk des Golddurstes und Eigennutzes einzelner. Sie hält große Massen des Volkes im Banne physischer Entbehrung und geistiger Roheit und kann überdies bei unvorhergesehenen Stockungen und Veränderungen im Handelswesen, wie auch bei politischen Umwälzungen, Millionen ins Verderben stürzen.

Die zweite, einzig ersprießliche Art von Industrie ist jene, welche die unteren Volksklassen nährt, die Wohlfeilheit und Solidität der Erzeugnisse fördert, durch Erfindungen neue Nahrungszweige bietet, den Lebensverkehr vereinfacht und erleichtert.

Diesen Weg intensiver Entwicklung muß die Industrie verfolgen.

Nicht minder notwendig als die Reform der Arbeit ist die der Erziehung und des öffentlichen Unterrichts.

Die Demokratie ist auf die moralische Kraft des Volkes, auf Vernunft und Eintracht gegründet.

Fehlt diese Basis, so werden wir einander aufreiben, und so die Voreiligkeit, uns vor der Zeit selbst regieren zu wollen, an uns selber strafen.

Tragen wir hingegen diesen edlen Fonds im Herzen, so werden wir uns der Freiheit würdig erzeigen und glorreich aus der, ganz Europa bevorstehenden, bedenklichen politischen Krisis hervorgehen.

Die ersten Erdenbürger hielt Unkenntnis der Laster in Schranken; die später entstandenen Staaten schützte monarchische Bevormundung vor Verwirrung und Verderben; den demokratischen Staat hält nur die den egoistischen und tierischen Trieben gewachsene geistige Selbstbeherrschungskraft und Durchbildung seiner Bürger aufrecht; daher müssen die Sprößlinge solcher freier Staaten künftig mit den höchsten und heiligsten Ideen von Freiheit, Wahrheit, Recht und Uneigennützigkeit großgezogen werden.

Mit den pädagogischen Zuständen hängen die religiösen eng zusammen.

Die Grundidee der Religion, wie sie durch alle Religionen geht, ist eigentlich nur die Idee der Humanität, der dunkle Antrieb, Mensch zu sein (im höchsten Sinne des Wortes), der allen Menschen so tief innewohnt, wie der Blume das Bildungsprinzip, mittelst dessen sie zur Rose wird.

Niemand ist ohne Religion; der größte Bösewicht hat noch Ehrgefühl, oder wenigstens Egoismus und Selbsterhaltungstrieb, und selbst diese sind noch Religion, insoferne sie ihn veranlassen, auf gewisse, seiner menschlichen Natur gemäße und ersprießliche Weise zu handeln,

was wir eben als leitende Grundidee des religiösen Lebens, als Moral betrachtet, bezeichneten.

Die lokalen und zeitweiligen Verhältnisse erteilen auch der Religion eine verschiedene Färbung. Unmerklich geht die wechselnde Gestaltung derselben nach Maßgabe der fortschreitenden Kultur vor sich. Wenn auch der tote Buchstabe in den heiligen Büchern der religiösen Parteien derselbe bleibt, so ändert sich doch Auslegung und Verständnis desselben mit den geistigen Fortschritten der Menschheit.

Hierbei soll nie gewaltsam eingeschritten werden; man beeinträchtige das mannigfache religiöse Leben, Weben und Gären auf keinerlei Weise und lasse nur den Genius der Zeit ungehindert walten.

Ernsthaftes Einschreiten ist jedoch bei unseren priesterlichen Zuständen anzuraten. Die gegenwärtige Verfassung des Klerus ist Schutt, der aus dem grauen Mittelalter noch schwarz und düster in unsere frischblühende Zeit hereinragt.

Da jedoch der Übelstand obwaltet, daß noch immer viele aus dem Volke zwischen Religion und Priestertum nicht unterscheiden können, so möge das Volk über den Zweck jedes Schrittes, den man in dieser Beziehung wagt, genau aufgeklärt werden.

So möge denn der Reichstag bei diesen höchst wichtigen Gegenständen seiner Beratung, immerdar von der Idee der Freiheit und Wahrheit geleitet, alle diese Reformen zum Heile des Volkes nicht halb, sondern ganz durchzuführen bemüht sein.

Wohl werden die Parteien auch hierbei, wie unter dem Volke, in schroffen Gegensätzen sich aussprechen.

Möchten sie doch, statt sich mit Haß und Mißtrauen fortwährend zu verfolgen, sich ruhig und mit deutscher Herzlichkeit verständigen!

Möchten doch die Freisinnigen, statt mit Hohn und Feindseligkeit, mit Sanftmut und Offenheit sich an jene wenden, die, weil sie nun so plötzlich vieler alter Vorurteile und Privilegien sich entäußern müssen, die Idee der Freiheit nicht vom besten Gesichtspunkte aus betrachten; mögen sie mit der überzeugenden Kraft des vernünftigen und zugleich liebevollen Wortes an die Herzen dieser uns entfremdeten Brüder sprechen, und wir sind überzeugt, daß sie dann, wenn

sie nur einmal den Ruf der Zeit zu verstehen und zu würdigen gelernt haben, freudig mit uns diesem Rufe folgen werden. Mögen alle bedenken, daß den Haß auf der ganzen weiten Erde nichts versöhnen und besiegen kann, als die Liebe.

Wir glauben fest und sprechen es unumwunden aus: Was uns aus den Wirren der Gegenwart retten, was allen Weltschmerz versöhnen, was die Blüte der Humanität im Menschengeschlechte zur Entfaltung bringen und das zukünftige allgemeine Reich des Friedens begründen wird, das ist nächst der Freiheit und Wahrheit hauptsächlich die gegenseitige, aufopfernde Liebe.

Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe. Ohne die Liebe ist für uns selbst die Freiheit ein unseliges Geschenk, das uns ins Verderben stürzen muß. Die Liebe aber faßt schon die Freiheit, faßt schon alle Bedingungen des Völkerglücks in sich. Ich wünsche uns daher in diesen Tagen mehr noch als die Freiheit — die Liebe.

Mag immerhin der trockene Politiker diese Worte als unpraktisch und zu sehr ins allgemeine gehend belächeln und der flüchtige Leser sie als längst bekannt und oft ausgesprochen mit Gleichgültigkeit übergehen, es liegt doch in diesem Wort Liebe das Prinzip aller Humanität und die Grundidee des moralischen Evangeliums der neuen Zeit, und ich wünschte mir die Stimme des Donners, um dieses göttliche Wort versöhnend in den Dissonanzenwirbel unserer Zeit hineinschallen zu lassen, alle streitenden Töne zum harmonischen Chore zu vereinigen."

Erscheint dieser jugendliche Erguß zum Teil vielleicht als Echo der damaligen Zeitideen, so ist auch dieses doch so stark individuell gefärbt, im guten und schlimmen Sinne so charakteristisch, daß Freund und Feind über die Eitelkeit, die scheinbar in der Wiedergabe des Artikels an dieser Stelle liegt, ohne sonderliches Hohngegrinse sich hinwegsetzen kann.

Man beschäftigte sich in jener Zeit neben den politischen Reformplänen auch mit religiösen. Aber eine neue Staatsverfassung ist leichter zu machen als eine neue Religion. Die sogenannte deutschkatholische Bewegung griff eine Zeitlang ziemlich stark um sich; Männer wie Schuselka hatten sich ihr angeschlossen, um, als die Armseligkeit des ganzen Unter-

nehmens und die Geringfügigkeit des geistigen Fonds, auf den es gegründet war, zutage trat, beschämt sich wieder beiseite zu schleichen, als wäre nichts geschehen. Selbst der damalige Apostel des Deutschkatholizismus in Wien, der gewesene katholische Priester Pauli, fand später für gut, wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Bevor dieser Paulus sich wieder nach rückwärts „bekehrt" hatte, wohnte ich einmal einer Volksversammlung bei, zu welcher die Führer der Altkatholiken eingeladen hatten, und welche im damaligen großen Saale des „Odeon", in der Leopoldstadt, vor sich ging. Hier trat nun zunächst jener Pauli mit einer flammenden Rede auf, von welcher mir nur das am Schlusse jedes Absatzes refrainartig wiederkehrende donnernde „Los von Rom!" im Gedächtnis geblieben ist. Auch Schuselka sprach, wenn ich nicht irre, dann Ludwig Eckardt und zuletzt neuerdings Pauli. Als dieser eben wieder seinen donnernden Refrain „Los von Rom!" vernehmen ließ, wurden die dichtgescharten Zuhörer plötzlich durch den Ruf „Feuer!" alarmiert, den einige unter der Menge anwesende „Reaktionäre" boshafterweise ausstießen; andere verbreiteten die falsche Nachricht, das „Odeon" sei von Militär umstellt, das mit gefälltem Bajonett den Saal zu räumen vorhabe. Als hierdurch die Freigesinnten in Bestürzung und Angst gerieten, warfen dieselben boshaften „Reaktionäre" die Maske völlig ab und riefen geradezu: „Schlagt ihn herunter!" (den Prediger Pauli nämlich). Aber darauf ließ es der Prediger Pauli nicht ankommen: spurlos war er von der Tribüne weg plötzlich verschwunden, als hätte die Erde ihn eingeschluckt. Inzwischen drängte, von panischem Schreck ergriffen, die Menge, die meist nur der Neugierde halber sich eingefunden, in wildem Getümmel zu den Ausgängen; manche entsprangen durchs Fenster auf die Straße hinaus. So endete die Versammlung, bei welcher, wie mein Tagebuch naiv sich ausdrückt, „der Teufel der Reaktion gräßlich spukte".

Als das „Studienjahr" (!?) an der Universität im Hochsommer zu Ende ging, und die Ferien begannen, nahm ich „Urlaub" als Legionär, um meine gewöhnliche sommerliche Erholungsreise zu lieben Verwandten in der Heimat anzutreten.

> **Vom Obercommando des Philosophen-Corps.**
>
> **Urlaub.**
>
> Vom Obercommando des Philosophen-Corps wird dem Herrn Hamerling, Robert, Garden der 2. Compagnie, ein Urlaub vom 24. Juni bis 1. Oct. 1848 gestattet.
>
> Wien, 24. Juni 1848.
>
> Joseph Strommer
> Hauptmann.

Mit diesem Urlaub in der Tasche, überließ ich, dem Beispiel der meisten meiner Kollegen folgend, unbekümmert um den hinter mir „gräßlich spukenden Teufel der Reaktion", die Kaiserstadt ihrem Schicksal. Im Legionsrock, den Schleppsäbel an der Seite, den Kalabreser auf dem Haupte, tauchte ich plötzlich in der stillsten Gegend des Waldviertels auf, wo man mich bis dahin in den Sommerferien nur als friedliches, nachdenkliches Studentlein mit einem Buche in der Hand im Walde und auf der Flur hatte herumspazieren sehen. In vollen Zügen genoß der junge Legionär auf Urlaub die Vorteile des imponierenden Eindrucks, den er machte, und der Volkstümlichkeit, deren die Legion sich überall erfreute, wenn es ihm auch zuweilen begegnete, daß irgendein schlichtes Bäuerlein, das sich in sokratischer Fragemanier auf eine politische Erörterung mit ihm einließ, mit beschränkter, aber robuster Bauernlogik ihn ein bißchen in die Enge trieb.

Übrigens hatte ich in der ländlichen Zurückgezogenheit meiner geliebten heimischen Waldmark zwar nicht den Legionsrock, aber den Legionär selber bald völlig ausgezogen. Mein Weltverbesserungseifer entschlummerte in dieser idyllischen Stille. Zu Schweiggers, im Hinterstübchen des Vetters Koppensteiner und der „Cousine Suleika", zu Kirchberg am Walde im grünen, göttlichen Dachstübchen des Oheims Leopold — da spukte keine Reaktion, da war die Welt so schön, daß es an ihr schlechterdings nichts zu verbessern gab. Da

nahm ich Spinoza, Goethe, Shakespeare, Jean Paul von neuem vor und brachte überdies zu Papier: „Grundzüge der Theorie, nach welcher ich künftig zu leben gedenke“ — abzweckend, wie das Tagebuch sagt, „auf persönliche Freiheit und Selbständigkeit, und gegründet auf meine Ideen von den beiden Prinzipien alles Lebens: der Schönheit und der Liebe.“

Die Ferienidylle, die mich wieder ganz zum Poeten hatte werden lassen, ging vorüber, und nach meiner Rückkehr in die Hauptstadt, Ende September, sah ich mich in mehrfacher Hinsicht von trüben, unerfreulichen Verhältnissen umgeben. Von häuslicher Bedrängnis, die mir Sorgen machte, abgesehen, fand ich den politischen Horizont in unheimlicher Weise verdüstert. „Die politischen Zustände“, schrieb ich am 30. September ins Tagebuch, „gestalten sich immer bedrohlicher. Die Reaktion beschwört neue Unruhen herauf und neues Unglück, das man dann der Revolution zur Last legen wird. Deutschlands Sache wird von den Deutschen verraten. Das Projekt der Einigung hat man wieder fallen gelassen. — O Hermann! — Es ist kein Friede zu hoffen, solange die große Aufgabe unserer Zeit nicht gelöst ist. Diese Aufgabe ist keine andere, als die Verwirklichung zweier, aus den geläuterten Begriffen der Menschheit entsprungenen Ideen: der Idee der Volkssouveränität und der Idee der Nationalität.“

Unterm 4. Oktober meldet mein Tagebuch von einer politischen Komödie, „Des Teufels Glück und Ende“ betitelt, die ich „binnen wenigen Tagen“ zu vollenden gedachte. Ich finde das halbvollendete Manuskript derselben mit dem veränderten Titel „Die Zeitgeister“ unter meinen Papieren aus dem Jahre 1848. Es ist eine Art politischer Zauberposse, welche ich unter dem Pseudonym Robert Osten bei einer Wiener Bühne zur Aufführung einreichen wollte. Schauplatz der ersten Szene des Stückes ist die Hölle. Satan erzählt seinen Untergebenen, daß sämtliche Völker die Absicht haben, sich zu vereinigen und Abgeordnete zu einem allgemeinen Parlamente zu entsenden, um zu beraten, wie der Herrschaft des uralten bösen Geistes Egoismus, der im Tempel der Freiheit über dem Grabmal dieser von ihm gemordeten Göttin thront, ein Ende gemacht werden könnte.

„Wir holen Menschen seit Jahrtausenden," fährt der Teufel fort, „wir haben ein historisches Recht auf sie. Aber besagter Tempel ist schon seit dem Tode des freiheitsdurstigen Hitzkopfes Hermann, des Cheruskers — pereat Hermann der Cherusker! Echo: pereat! — zum Mausoleum geworden. Die tote Göttin, die Freiheit, ruht in einem Sarge, welchen einer unserer mächtigsten Genossen, wie ihr wüßt, als Thronsitz benützt, und es geht die Sage, sie werde wieder aufleben, wenn ein deutscher Herrscher mit einem Zepter, das er aus der Hand der Bruderliebe und Eintracht empfangen hat, ihren Sarkophag berührt! Freunde, das dürfen wir nicht geschehen lassen!" — Nun entsendet Satan böse Geister aller Art nach der Erde, mit dem Auftrage, sich in bestimmten menschlichen Gestalten unter die Wähler einzuschleichen und Stimmen für sich in verschiedenen Volksklassen zu gewinnen. Sie nehmen große Körbe voll von Zöpfen mit sich, um sie unter ihre Anhänger als Parteizeichen zu verteilen. Sie verlarven sich als Mönche, Hofräte (sic!), Demagogen und andere entsprechende Charaktergestalten von mehr oder weniger infernalischer Natur. Als Wahlredner und Wahlkandidaten wühlen und hetzen sie auf der Oberwelt und verführen das Volk zu Hader, Unwesen und Greuel jeder Art. Selbstverständlich öffnet sich schließlich trotz alledem der Tempel der Freiheit von oben, und der Genius der Bruderliebe und Eintracht steigt herab, um dem bereitstehenden deutschen Fürsten, der eben eine große Rede gehalten hat, das Zepter zu überreichen, bei dessen Berührung der Geist des Egoismus mit Gekrach von seinem Throne sinkt und die wiederbelebte Freiheit sich aus dem Sarge hebt.

Zwei nicht üble Gedanken kommen in dem unreifen Produkte vor: wie einmal der Schwefeldampf, den Satan bei seiner Erscheinung um sich verbreitet, geschickt zu einem Wechsel der Dekorationen auf der Szene benützt wird; ferner, wie schließlich die „Schwarzgelben" von den Teufeln geholt und bei den Zöpfen fortgerissen werden, wobei dieselben aber doch vorziehen, die Zöpfe in den Händen der Teufel zu lassen und sich bekehrt den „Gutgesinnten" anzuschließen.

Vielleicht wäre dieser Versuch vollendet worden, hätte nicht zwei Tage, nachdem ich die erwähnte, darauf bezügliche

Notiz ins Tagebuch geschrieben, sich die Lage der Dinge fast mit einem Schlage geändert. Am 6. Oktober geschah die Tat, welche eine Scheidewand aufrichtete zwischen der Wiener Revolution mit dem guten und der mit dem bösen Gewissen: die Ermordung des Grafen Latour durch den Pöbel der Residenz. Mehr als je schien es jetzt geboten, die Errungenschaften der Revolution aus dem Schiffbruch der Ehre dieser Revolution zu retten; aber ein fataler rauher Windstoß hatte den reinen, edlen Enthusiasmus abgekühlt, und mit dem makellosen Gewissen hatte er das Vertrauen auf sich und den Sieg der guten Sache eingebüßt. Die akademische Legion trat in den Hintergrund; viele von den Legionären, welche in den Ferien Wien verlassen hatten und nicht da heimisch waren, kehrten vorläufig gar nicht mehr dahin zurück. Ein Spötter konnte sagen: Während des Studienjahres hatte die Legion sich mit Löwenmut gegen ihre Auflösung gewehrt; als die Ferien kamen, löste sie sich von selber auf. Die „Mobilgarde" trat an die Oberfläche, und man darf wohl sagen, daß es die trüberen Volkselemente waren, mit welchen der Oktoberkampf ausgefochten wurde. Die Armee des Fürsten Windischgrätz war vor Wien gerückt und umschloß in immer engeren Kreisen die ihrem Gericht entgegengehende, beinahe führerlose Stadt. Man verteidigte sich gegen die Belagerer, indem man mit bewaffneter Hand die Linienwälle besetzt hielt, aber man erwartete sein Heil nur von den zum Entsatz heranrückenden Ungarn. Im Volke war der Glaube an diesen Entsatz unerschütterlich; mit der Überzeugung, daß die Ungarn „schon immer weiter heraufdrängen", daß sie schon „bei Schwechat stehen", daß sie dem Windischgrätz ein Scharmützel geliefert und dieser im Begriffe sei, sein Lager abzubrechen, stand der Wiener auf und ging er zu Bette. Man lebte von falschen Siegesnachrichten. Als endlich von Schwechat her wirklich die Kanonen donnerten, da jubelte man und sprang vor Freuden, denn die Ungarn konnten ja nur siegen, und wer das Gegenteil für möglich hielt, war ein Verräter. Vielleicht rechneten die „immer weiter heraufdrängenden Ungarn" mit ebensolcher Zuversicht auf einen siegreichen Ausfall der Wiener.

Mich fesselte während des Oktobers größtenteils mein rheumatisch-fieberhaftes Übel ans Krankenlager. Aber mein Anteil an den Tagesereignissen wurde durch fleißige Lesung

der Zeitungs- und Flugblätter befriedigt, und ein meinen Eltern befreundeter Mobilgardist, der fleißig Wachtdienste an den Linien versah, sprach täglich im Vorübergehen bei uns ein, um uns mündlich die frischesten und — falschesten Tagesnachrichten zu überbringen. Ich selbst ging mit dem Plane um, ein Flugblatt drucken zu lassen, und unser Mobilgardist erklärte sich mit Eifer bereit, dasselbe in seinen Mußestunden, wie es Brauch war, an den Straßenecken auszurufen und feilzubieten.

Die Belagerer beschränkten sich einige Wochen darauf, uns von selbst mürbe werden zu lassen. Kleine Scheinangriffe wurden an den Linien gemacht und Schüsse gewechselt. Ziemlich ernst wurde einmal an der Matzleinsdorfer Linie gekämpft, welche der Wiedener Hauptstraße, in welcher ich mit meiner Mutter wohnte, zunächst lag. Mobilgardisten kamen in alle Häuser dieser Straße und verlangten von den Bewohnern unter schweren Drohungen, Töpfe mit heißem Wasser an allen Fenstern bereitzuhalten, um sie auf die Köpfe der etwa eindringenden Truppen hinabzugießen; manche postierten sich auch selbst in dieser Absicht, wo es ihnen beliebte, an die geöffneten Fenster. Sie kamen auch in unsere Wohnung und verfügten ein Gleiches. Man denke sich in meine Lage — die des Kranken — gegenwärtig, einen Straßenkampf bis unmittelbar an sein Krankenlager fortgesetzt zu sehen! Zum Glücke traf es sich, daß Familienverhältnisse meine und meiner Mutter Übersiedelung in die innere Stadt mit sich brachten, acht Tage vor dem wirklichen Einzuge der Truppen. Diese Tage verlebte ich mit meinen Eltern — wir teilten für jetzt die Wohnung des Vaters — ausschließlich bei schwarzem Kaffee, Brot und dann und wann einem Stückchen Wurst. Alle Zufuhr von außen war abgeschnitten, und auch der Einkauf der genannten spärlichen Lebensmittel war mit Todesgefahr verbunden; denn man hatte jetzt angefangen, die Stadt sachte zu beschießen. Zwar flogen die Kugeln nicht hageldicht, noch in übereiltem Tempo, aber immerhin so unberechenbar, daß man, auch nur einen Augenblick über die Straße gehend, in den Flugbereich eines Wurfgeschosses geraten konnte. Ich bewahre zum Andenken noch eine Kugel von kleinerem Kaliber, die in jenen Tagen von der Straße aufgelesen wurde.

Als am Tage des Einzuges die Truppen die Abteilung, welche durch das Burgtor ihren Weg über den Kohlmarkt nahm, an dem Hause, in welchem ich wohnte, vorüberkam, regte sich der besiegte Legionär in mir: ich leerte keinen Topf heißen Wassers über die Häupter der Soldateska aus, aber ich setzte mich ans Klavier und mischte in den dumpfen Trommelklang, so kräftig und laut ich es vermochte, die Töne der Marseillaise.

Im übrigen aber fand ich es geraten, noch ein paar Wochen lang in meiner Zurückgezogenheit zu verharren. Man erzählte sich, daß die Kroaten auf gewesene Legionäre Jagd machten, und diejenigen, deren sie habhaft wurden, übel behandelten, und es war vorläufig nicht abzusehen, was die siegreiche „Reaktion" mit uns gehaßten Märzhelden in nächster Zeit von Amts wegen beginnen würde.

Nun — ihr erstes war, daß sie uns zwar nicht die Köpfe, aber die langen Haare ingrimmig und unbarmherzig abschnitt. Jeder, den man namentlich in der Nähe der Universität mit nicht ganz kurzen Haaren traf, der wurde — gleichviel, ob Professor oder Student — arretiert, auf die Polizei gebracht und von Amts wegen geschoren. So erging es auch mir. Es war, als hätte man uns für ebenso viele Simsons gehalten, deren Kraft in den Haaren lag.

Dann ging es an ein wichtig tuendes Vorladen und Verhören der einzelnen — einen schleppenden Scheinprozeß, der zu nichts führte und wahrscheinlich nur zur Einschüchterung dienen sollte, und in welchem man sich noch gefiel, als längst vollkommen geordnete Verhältnisse zurückgekehrt und das Revolutionsfieber vollständig erloschen war. Die Akten schienen noch immer nicht geschlossen und die Urteilsprüche nicht reif. Selbst noch im Jahre 1853, als ich ans Grazer Gymnasium als Supplent abging und auf der Polizei den damals noch nötigen Passierschein löste, steckten die Polizeibeamten so geheimnisvoll die Köpfe zusammen, schlugen in so vielen dicken Büchern nach, öffneten so viele Schubladen und Aktenbündel, bevor sie mir den „provisorischen" Schein ausfolgten, daß ich auf der ganzen Fahrt nach Graz aus der Angst nicht hinauskam und von Station zu Station fürchtete, von ein paar telegraphisch beauftragten Gendarmen aufgegriffen und wieder nach Wien zurückgebracht zu werden.

Ließ man so jahrelang ein unschädliches, aber beängstigendes Damoklesschwert über uns Jüngeren hängen, so machte man um so kürzeren Prozeß mit den Übeltätern aus dem Volke, als man nach langwieriger Untersuchung endlich drei Subjekte zur Verfügung hatte, die man als Mörder Latours bezeichnen konnte. Man knüpfte sie auf dem Glacis nebeneinander auf, und die Bevölkerung Wiens promenierte einen Tag lang in dichten Scharen um sie herum. Ich habe sie selbst gesehen und bewunderte bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Ruhe, Unbefangenheit, und fast möchte ich sagen Selbstzufriedenheit, mit welcher ein toter Mensch am Galgen hängt . . .

Längst hat indessen Frau Themis das damals mit soviel Amtseifer gesammelte Material an Dame Klio abgetreten, die unparteiische Muse der Geschichte, und es ist Gras und Moos und Efeu und Lorbeer dicht gewachsen über dem Grabe des Jahres 1848.

Wenn ich für meine Person zu jener Zeit eben nur einer im großen Haufen war, und das, was ich knabenhaft mit den Waffen und mit der Feder fürs allgemeine zu leisten vermeinte, im Verhältnisse stand zu meiner jugendlichen Unreife, so ist dies mein Kriegsjahr im Dienste der Freiheit doch eine frühe, gute Schule der Erfahrung für mich gewesen. Es war ganz dazu angetan, mir die Ahnung zu erschließen vom tragikomischen Grundzug aller menschlichen Bestrebungen und aller Weltereignisse. Was da von März bis Oktober sich abspielte, war auch eine der alten und ewig neuen Geschichten, welche nicht bloß aus Büchern zu kennen, sondern irgendwann und irgendwo einmal recht in der Nähe mit angesehen und mit erlebt zu haben ersprießlich ist.

Als einen weiteren Vorteil dieser Erlebnisse muß ich es bezeichnen, daß ich *den reinen Gedanken des Jahres* 1848 aufzufassen und zu bewahren in der Lage war. Worin er besteht, dieser reine Gedanke der Revolution von 1848? Das will ich jetzt und hier nicht erörtern. Weit entfernt, über diesen reinen Gedanken hinausgereift zu sein, sind wir noch lange nicht wieder reif für denselben. Mag der heutige Liberalismus in Österreich, welcher Elemente in sich aufgenommen hat, die wir im flotten Jugendzeitalter der österreichischen Freiheit bekämpften, geringschätzend auf die an-

gebliche Unklarheit der Tendenzen von 1848 zurückblicken, einen entscheidenden Vorteil hatten jene Bestrebungen: sie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen. In Kämpfen dieser Art siegt die Sache, auch wenn die Kämpfer unterliegen, wie wir ja auch wirklich die Errungenschaften von 1848 trotz aller „Reaktion" heute genießen. Dagegen ist nichts verhängnisvoller, peinlicher und aufreibender, als in politisch-nationalen Dingen sich außerhalb der wirklichen, mit Naturgewalt sich Bahn brechenden Zeitideen stellen und stromaufwärts mit den Wellen kämpfen zu müssen.

---

5. Lehrjahre und Wandertage.

Nach Ablauf des aufgeregten revolutionären Zwischenspiels von 1848 kehrte ich selbstverständlich zu meinen friedlichen Studien und Bestrebungen zurück.

Hätte ich ein anderes als ein rein dichterisches Lebensziel im Auge gehabt, so wäre es nun an der Zeit gewesen, mich für ein bestimmtes Fakultätsstudium, für das, was man ein Brotstudium nennt, zu entscheiden. Aber ein Blick in meine Lektionskataloge der nächstfolgenden Jahre zeigt, daß ich nur einem allgemeinen Wissensdrange zu genügen dachte, bis ich für das, was ich als meine eigentliche Berufstätigkeit erkannte, gereift sein würde. Ich hörte von 1849—1850 zunächst Geschichte und Physik; von 1850—1851 Anatomie bei Hyrtl, Mineralogie bei Zippe, Sanskrit bei Boller; von 1851 bis 1852 Chemie bei Redtenbacher, topographische Anatomie bei Hyrtl, Sanskrit bei Boller, Geschichte des Mittelalters bei Grauert, griechische Literaturgeschichte bei Bonitz.

Man wird die Auswahl dieser Kollegien vielleicht seltsam und gerade vom Standpunkte eines allgemeinen Wissensbedürfnisses aus nicht recht erklärlich finden. Aber meine Studien erstreckten sich über ein weiteres Gebiet; das meiste betrieb ich privatim, und fast nur solche Gegenstände hörte ich öffentlich, bei welchen ich durch den mündlichen und durch den, bei Chemie, Anatomie, Physik u. dgl. fast unentbehrlichen Anschauungsunterricht entschieden mehr zu gewinnen hatte.

Nichts lag mir ferner, als irgendwelche Vorliebe für ein bestimmtes Wissensfach. Ich empfand dieselbe natürliche Neigung, dasselbe menschliche Interesse für alle. Aber die Musen des Wissens, eifersüchtig wie die der Künste, kamen meiner Neigung nicht alle mit gleicher Gunst entgegen. Die der Mathematik und der mit der Mathematik zusammenhängenden Physik entwickelten eine kokette Sprödigkeit, die ich um so peinlicher empfand, je lebhafter es mich zu ihren Geheimnissen hinzog. Nach den Unruhen des Jahres 1848 waren uns Hörern des zweiten philosophischen Jahrganges die entscheidenden Prüfungen des abgelaufenen Studienjahres nachgesehen worden; ohne Zweifel, weil man wünschte, daß die gewesenen Legionäre ohne Hindernis und Verzug sich an die Fortsetzung ihrer Berufsstudien machten. In dieser Fügung, die mir in betreff der mathematischen Prüfung sehr zustatten kam, bewährte sich eine alte Schicksalsgunst. Wenn ich als Gymnasiast bei den Schotten in der Mathematik secundam (zweite) und in den übrigen Gegenständen primam eminenter (erste mit Vorzug) bekommen sollte, so glich der gute Pater Berthold Sengschmitt die Sache dadurch aus, daß er mir in allen Gegenständen accedentem ad eminentiam (beinahe vorzüglich) gab. Und schon im Stifte Zwettl wußte der Präfekt P. Ferdinand, wenn er am Schlusse des Schuljahres uns Sängerknaben zu den Piaristen nach Krems brachte, um uns hier die öffentlichen Prüfungen ablegen zu lassen, es so einzurichten, daß aus der Arithmetik immer zuletzt geprüft und alle anderen vor mir aufgerufen wurden. Kam dann die Reihe an mich, so dunkelte es — die Prüfung fand nachmittags statt — meist schon stark im Prüfungssaale; da wurde mit einem: „Es ist genug! Man sieht auf der Tafel die Ziffern nicht mehr gut!“ die Prüfung abgebrochen, und ich schlüpfte mit der Klasse durch, welche der Präfekt auf Grund meiner angeblichen Leistungen während des Schuljahres mir zuzuerkennen für gut fand. Hätten P. Berthold Sengschmitt und P. Ferdinand Schojer den Menschen vom rein-mathematischen Standpunkte und nicht lieber die Mathematik vom rein-menschlichen Standpunkte betrachtet, so wäre ich „durchgefallen“, hätte ein Handwerk lernen müssen, und man würde jetzt Schuhe oder Kleider statt Prologe und „Festblätter“ bei mir bestellen.

Die Mathematik wäre eine sehr schöne Wissenschaft, wenn

es nur keine Ziffern in ihr gäbe. Es waren wirklich nur die Ziffern, die Quadratwurzeln, die Logarithmen, die Formeln, bei deren Anblick mir immer dunkel vor den Augen wurde. Was in dieser Wissenschaft mit Worten, ohne Ziffern, ausdrückbar ist, damit habe ich mich wenigstens später gern und ohne sonderliche Schwierigkeiten befaßt; in ihren höheren Regionen, wo sie mit den großen Problemen des Raumes und der Zeit, der höheren Naturlehre, der Philosophie zusammenhängt, da erhellte sich mein Blick, und da ist sie mir seit Jahren ein Bereich, in welchem ich mit wachsender Lust mich ergehe.

Besser und glaubwürdiger, als ich es durch Erzählung aus bloßer Erinnerung vermöchte, werde ich mein jugendliches Verhältnis zu den Wissenschaften durch einige Tagebuchblätter aus jener Zeit verdeutlichen, die ich wörtlich hier einschalte.

10. März 1849.

Seit dem neuen Jahre beschäftige ich mich fast ausschließlich mit Fichte und Schelling. Die Vormittage bringe ich bei diesem Studium in der Hof- oder Universitätsbibliothek zu. Wiewohl ich noch lange nicht zum vollen Verständnisse des Idealismus gekommen bin, so ist doch bereits eine neue Epoche in meinem ganzen Denken eingetreten.

20. März.

Heute begannen die Vorlesungen der philosophischen und juridischen Fakultät. Ich habe mich unter anderem einschreiben lassen für die Vorlesungen über neue deutsche Philosophie bei Dr. Robert Zimmermann, einem jungen Manne, der bereits ein Werk über Leibniz und Herbart herausgegeben. Ich verspreche mir viel davon.

10. April.

Herodot — das gute Väterchen, das da „lachen muß, wenn Leute sagen, die Erde sei rund und Asia sei größer als Europa“ — ist, fünfbändig, deutsch von Degen, in Bausch und Bogen dieser Tage von mir verschlungen worden. Und ich fange sogleich wieder von vorne an — er ist gar zu süß.

1. Oktober.

Die letzten Ergänzungsbände zu Rotteks Weltgeschichte von Hermes haben mir die höchst interessante Kenntnis der

neuesten Geschichte und hierdurch das Verständnis der allerneuesten gewährt.

11. Dezember.

Herodot — namentlich die persischen Kriege, die großartigste Historie in lebendiger Darstellung! Was sind gegen die Beschreibung vom Zuge des Xerxes unsere dickleibigen Geschichtsbücher? Eitel trockne Kompendien. Herodot erzählt nicht wie ein Professor — seine Darstellung ist so lebendig und ergreift so wie die eines Augenzeugen. Die topographischen Karten in meiner Ausgabe von Anacharsis' Reisen erleichtern mir das Verständnis. So sind mir Xerxes, Leonidas, der Hellespont, Thermopylä bekannt und lieb wie Heimatgestalten und Heimatberge.

1. März 1850.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich gegenwärtig anfange, höchstes Interesse zu finden an der wissenschaftlichen Historie der ersten Epochen. Die Urwelt ist mein Göttinliebchen mit dem Isisschleier, den ich gern lüften möchte. Will ich die Geschichte eines Volkes studieren, so komme ich über die Urgeschichte nicht hinaus; die Neugierde drängt mich von einem Autor zum andern. Mit der griechischen Geschichte fing es an. Ich wollte anfangs mir bloß ein Kompendium der Hauptbegebenheiten der griechischen Geschichte zusammenschreiben. Das erste, was ich über die griechische Urzeit las, genügte nicht, regte nur die Neugier an; anderes, was ich durchsah, widersprach dem früheren oder eröffnete ganz neue Gesichtspunkte. Von Nepos, Justin und Herodot fiel ich auf Schlosser, von diesem auf Otfried Müller. Otfried Müller! — Die drei mächtigen Bände der „Geschichte griechischer Stämme und Städte" erwiesen mir, noch bevor ich sie aufschlug, durch das Ehrfurchtgebietende ihres Umfangs die Unermeßlichkeit des Gebiets, auf das ich mich gewagt. Aber von den schönen hellenischen Küsten schweifte bald mein Blick hinüber nach der Heimat der Pyramiden — und der Patriarchen — nach der Wiege unseres Geschlechts! Mit dem glühendsten Interesse habe ich in Kolatscheks „Deutscher Monatsschrift" eine Rezension Fallmereyers über Röths Werk gelesen. Übrigens teile ich diese Sehnsucht nach Auf-

hellung der Urzeit mit meinem ganzen Zeitalter, mit allen strebenden Zeitgenossen: sowie ich überhaupt meine Tendenzen nachgerade oft auch als die meines Zeitalters erkenne. Was drängt uns in demselben historischen Moment nach der urersten Vergangenheit zurück, in welchem wir eine Zukunft so energisch zu gründen beflissen sind? Will der Geist der Geschichte uns vielleicht aus dem Schachte der Vergangenheit die Resultate, die Ideen gewinnen lassen, die wir zur Gründung der Zukunft benötigen? Jedenfalls dürften bei jenen Forschungen Resultate zutage kommen, geeignet, geistige Revolutionen anzubahnen.

1. Juni 1850.

Der erste Band von Beckers Weltgeschichte hat meinen Heißhunger nach Urgeschichte wenig befriedigt. Posselts deutsche Geschichte lese ich mit Eifer. Louis Blancs „Geschichte der letzten Jahre" interessierte mich aufs höchste. Sallust ist mir teuer als Vorbild klassischer Geschichtschreibung.

20. Oktober 1851.

Boller hat seine Vorlesungen über die Leistungen der vergleichenden Sprachwissenschaft begonnen, und zwar mit der Lehre der Hieroglyphen, die uns etwa einen Monat beschäftigen wird. Er bringt zu den Vorträgen die Hauptwerke Champollions und Bunsens mit und demonstriert daraus die Rudimente. So stünde ich denn plötzlich wie durch einen Zauberschlag vor den Pforten des unheimlich dunklen, großartigen Wunderlandes, dessen Geschichtsbücher seine Gräber sind. — Ob es mir gegönnt sein wird, aus diesem Studium große wissenschaftliche Resultate persönlich zu ziehen? Ich zweifle. Kann ich je die Lyra an einen Föhrenast hängen und den Elfen und Lilien und Rosen Lebewohl sagen, um in ägyptischen Totengrüften die Geister vermoderter Jahrtausende zu beschwören? Doch — soll ich darum dem lüsternen Zuge, der mich zu diesem wunderbaren Quell des Wissens drängt, weniger folgen? Ist die Erholung nichts, welche die Befriedigung wissenschaftlicher Neugier gewährt, und nichts der großartige Eindruck, den Urweltschauer auf den Geist machen? So töne mir denn die vielsagende, aber noch wenig gedeutete altägyptische Gräberstimme, mit einstimmend in den hehren Weltchor, der an mein Ohr rauscht wie Sphären-

musik, und dessen einzelne Stimmen herauszuhören mir mehr und mehr Lust und Beruf wird. Aber noch eins: Wenn Rose und Lorbeer mir einst verblüht — oder niemals blüht — so gehe ich nach Ägypten und lese die Hieroglyphen."

Unter den Aufzeichnungen von 1850—1851 finde ich folgendes Blatt ohne Datum, das Bruchstück eines Briefes, wie es scheint:

„Ich will das Wissenswürdigste kennen lernen. Was kann ich dafür, daß man die Wissenschaft in Fächer geschieden, und daß ich das Wissenswürdigste nun in verschiedenen, abgegrenzten Gebieten aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus — es ist eben Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen, und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller andern Wissenschaften kann. Die einzelnen Wissenschaften verhalten sich zur einen und echten Wissenschaft, wie sich die Sätze einer einzelnen Wissenschaft zueinander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wissenschaft heraus und beschäftigen Sie sich, solange Sie wollen, damit; das rechte Verständnis wird Ihnen doch erst dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zusammenhange mit den übrigen Sätzen lesen."

Professor Anton Boller war ganz und gar, was man einen „Autodidakten" nennt. Er hatte als mittelloser junger Mensch sich mit den unzulänglichsten Behelfen auf das Studium des Sanskrit geworfen. Nachdem er, wie er zu erzählen pflegte, sich die Bedeutung der Wörter sowie die Regeln der Sprache fast nur aus einigen Sanskrittexten selber, die er mit Übersetzungen verglich, ergrübelt hatte, verfaßte er eine Sanskritgrammatik, die er jedoch später selbst, namentlich der vielen Druckfehler wegen, die sie enthielt, für unbrauchbar erklärte. Es gab noch keinen Lehrstuhl für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Wiener Universität; man nahm also das Anerbieten Bollers, Kollegien über diese beiden Gegenstände gegen einen höchst bescheidenen Gehalt zu lesen, an, obgleich ihm das erste Erfordernis einer aka-

demischen Laufbahn, der Doktortitel, fehlte. Aber es wollten sich keine Zuhörer finden. Ich war drei Jahre lang Bollers fast einziger Schüler. Andere kamen eben nur und verloren sich wieder: ich harrte treulich aus. Eine vorzügliche Lehrgabe besaß Boller eben nicht; aber der ruhige Ernst, die Einfachheit, die Milde, das Verständige seines Wesens hatten etwas Gewinnendes. In der Leopoldstadt besaß er eine ärmliche Wohnung, von deren zwei kleinen Gemächern eines er selbst, das andere seine noch weit anspruchslosere Gattin inne hatte, eine Frau, bei welcher er schon früher in ebendieser Behausung als Aftermieter heimisch geworden. Man sagte, er habe sie geheiratet, um in zwanglosem Verkehr mit ihr das Ungarische — sie war eine Ungarin — gründlich zu erlernen, was ihm für die finnischen Studien, die er mit Eifer betrieb, sehr förderlich war. Er trug sich mit dem Plane eines großen sprachvergleichenden Werkes, starb jedoch vor Vollendung desselben. In den Denkschriften der Wiener Akademie sind zahlreiche Abhandlungen von ihm, namentlich über die finnischen Sprachen, abgedruckt. Ich konnte mir's nicht versagen, diese Zeilen dem Gedächtnis eines Mannes zu widmen, dessen freudloses und anspruchsloses, stilles, ganz der Wissenschaft hingegebenes, dabei von aller Pedanterie freies, fast kindliches Wesen und Dasein für mich immer etwas Rührendes hatte. Erst lange nach seinem Tode erfuhr ich, daß er, wie ich, aus dem niederösterreichischen „Waldviertel" stammte. Er war zu Krumau am Kamp geboren.

Einer Fertigkeit muß ich gedenken, die ich mir zu jener Zeit anzueignen begann und von welcher ich seither ununterbrochen den ausgedehntesten Gebrauch gemacht habe. Ich weiß nicht, ob von allem, was ich je gelernt, sich mir etwas segensreicher, hilfreicher für die Verrichtung meines irdischen Tagewerks erwiesen hat als diese Fertigkeit. Ich meine die Stenographie. Nachdem ich als Student vor allem durch fleißige Führung von Kollegienheften darin mich eingeübt, zog ich weiterhin bei meinen literarischen Studien, Entwürfen und Arbeiten einen außerordentlichen Gewinn daraus. Viele meiner Werke erforderten ausgedehnte kulturgeschichtliche Vorstudien. Für „Ahasver in Rom" und „Aspasia" versenkte ich mich in das römische und griechische Altertum,

für den „König von Sion“ in das Reformationszeitalter, für „Danton und Robespierre“ in das französische Revolutionszeitalter. Da gab es Unzähliges anzumerken, eine Fülle bedeutender Einzelzüge zur Auswahl und Verwendung im Werke übersichtlich festzuhalten. Nur durch die Stenographie wurde mir dies ohne allzugroßen Zeitverlust möglich. Und nun erst die Ausführung, Durch- und Umarbeitung des Werkes bis zur Druckreife! Man wendet vielleicht ein, daß ja der Dichter, der Schriftsteller sein Erzeugnis nicht so rasch aufs Papier zu werfen in der Lage sei, um dazu der Schnellschrift zu bedürfen. Aber wer so spricht, bedenkt nicht, daß der Autor, bevor er einen Satzteil, einen Vers, eine Liedstrophe mit ihren Reimen niederschreibt, diesen Satzteil, diesen Vers, diese Strophe *im Kopfe fertig haben muß*. Hat er sie aber fertig, so ist es durchaus nicht gleichgültig, ob er sich beim Niederschreiben der gewöhnlichen oder einer Schrift bedient, welche den Aufwand von Zeit und Mühe auf ein Zehntel zurückführt. Was an mechanischer Arbeit beim Schreiben erspart wird, kommt ohne Zweifel der geistigen zugute. Desgleichen springt der Zeitgewinn, welchen die Schnellschrift dem Schriftsteller leistet, bei Änderungen, Zusätzen, formellen Umgestaltungen usw. ins Auge. Nur diese Ersparnis an Zeit und mechanischer Arbeit hat es mir z. B. bei der Abfassung des „Königs von Sion“ möglich gemacht, hundert und mehr Hexameter in ein paar Morgenstunden aufs Papier zu werfen.

Nicht selten ist der Schriftsteller veranlaßt, wichtigere und ausführlichere Briefe entweder vorher zu entwerfen oder eine Abschrift davon zurückzubehalten. In beiden Fällen kommt ihm die Schnellschrift ungemein zustatten. Auf Reisen lassen sich mittelst derselben Notizen im Fluge verzeichnen, und Tagebücher lassen sich in einem Umfange führen, der beim Gebrauche gewöhnlicher Schrift unmöglich wäre.

Es war Bruckner, der mich auf das Gabelsbergersche stenographische System aufmerksam machte, nachdem er selbst bei Heger, einem Schüler Gabelsbergers, einige Vorträge darüber gehört. Sofort verschaffte ich mir die von Heger herausgegebene Anleitung und brachte es, mich an diese haltend, ohne sonstige Unterweisung, durch beharrlichen Eifer zur erwünschten Fertigkeit.

Nach den Proben, die mir im Laufe der Jahre zufällig zu Gesichte gekommen, dünkt mich die heutige stenographische Schrift fast etwas plump im Vergleich zur genauen, feinen und zierlichen Weise Hegers.

Wie die Stenographie habe ich auch die modernen Sprachen, die Musik und anderes durch Selbstunterricht erlernt. Ich brauchte nie einen Meister für das, was ich ebensogut aus einem Buche lernen konnte, und lernte nie aus einem Buche, was mir das Leben selber bot oder wozu eine natürliche Gabe mich befähigte. Wenigstens folgte ich diesem Grundsatz, seitdem ich eine üble Knabenerfahrung mit dem Gegenteil gemacht. Im Laden eines Buchhändlers hatte ich ein Büchlein gesehen, betitelt: „Die Kunst zu schwimmen." Ich kaufte es, lernte es auswendig und wünschte mit Ungeduld die Ferien herbei, wo ich bei Vetter Koppensteiner in Schweiggers die erlernte Kunst glänzend würde betätigen können. Zu Schweiggers angelangt, stürzte ich alsbald mich tollkühn in den nächsten Bach, brennend vor Begier, mich auf seinen Wellen zu wiegen, aber ich sank unter wie ein sturmzerschelltes Wrack. Ich begriff, daß es mir zur Fertigkeit noch an Übung fehle. Der Bach war nur nach großen Regengüssen tief genug, um darin zu schwimmen. Ich benützte die Zeit der Trockenheit, meine Übungen einstweilen auf dem Heuboden des Vetters anzustellen, d. h. ich stürzte mich ins Heu und machte zur Übung in demselben all die wohleingelernten Schwimmbewegungen fleißig durch. Ein Wolkenbruch war niedergegangen — neuer Versuch, mich den Wellen anzuvertrauen — neues Scheitern. Ich merkte endgültig, daß ich nicht schwimmen konnte. Erfahrungen solcher Art machen mißtrauisch und vorsichtig . . .

Während ich Kollegien über naturwissenschaftliche Gegenstände und über Sanskrit hörte, wurde das historisch-philologische Seminar an der Wiener Universität gegründet, und tüchtige Gelehrte waren aus Deutschland zur Leitung desselben berufen worden. Die Gelegenheit, in das klassische Altertum tiefer einzudringen, als ich es auf Grund der früheren, im Griechischen äußerst dürftigen Gymnasialvorbildung vermochte, hatte viel Verlockendes für mich. Aber es gesellte sich noch ein Umstand hinzu, mich zur Teilnahme an den Übungen des Seminars zu veranlassen. Es war

mit dieser Teilnahme der Genuß eines Stipendiums verbunden — eine Aushilfe, die in meiner Lage für mich sehr wertvoll war. An eine hierdurch später zu erringende gesicherte Stellung dachte ich nicht; noch immer wiegte ich mich im idealen Traume des Hoftheaterdichtertums — und wem dies unglaublich erscheint, dem können meine Tagebücher die Beweise dafür liefern.

Über meine Anmeldung für das Seminar und einige sich daran knüpfende Erfahrungen berichtet das Tagebuch in ziemlich drolliger Weise wie folgt:

23. September 1851.

Heute habe ich den ganzen Vormittag mit den drei Vorstehern des historisch-philologischen Seminars wegen Aufnahme in dieses zu kämpfen gehabt.

Professor Grauert sagte mir, daß in der historischen Abteilung keine Stelle leer sei, ich möge in der philologischen anfragen. So ging ich denn zu Bonitz. Er fragte: „Haben Sie klassische Philologie öffentlich studiert?" „Nein," erwiderte ich, „ich habe mich bloß privatim damit beschäftigt." Auf dieses Wort wiegte sich der Professor bedenklich auf seinem Stuhle. „Was haben Sie denn griechisch gelesen?" fragte er weiter.

„Anakreon — Sophokles — Chrestomathien!"

„Sophokles?" rief Bonitz, sich noch weit bedenklicher auf dem Stuhle wiegend und kopfschüttelnd; „Sophokles? und Homer nicht? und keinen leichteren Autor?"

„Meine Vorliebe für Sophokles veranlaßte mich, ihn vor allen anderen vorzunehmen."

Bonitz geriet in großen Eifer, ließ mir die Aufnahme als unmöglich erscheinen, tadelte heftig meine autodidaktische Methode und redete mir dermaßen zu, daß ich mir selber bereits ganz erbärmlich vorkam.

Er wollte nicht glauben, daß ich den Sophokles habe verstehen können. Ich versicherte ihn, daß es doch der Fall gewesen sei.

„Das werden wir sehen!" rief er, sprang auf, brachte einen Sophokles und bezeichnete mir eine schwierige Stelle in der „Antigone". Nachdem ich selbe ganz leidlich übersetzt, zog er neue Saiten auf. Er sagte, daß er nun sehe,

wie mir die Sache nicht fremd sei, und daß ich allerdings fähig sei, an den Vorträgen im Seminar mich zu beteiligen. Noch mehr, er war sehr freundlich, lieh mir die Formenlehre des ionischen Dialekts im Homer von Lukas, und äußerte schließlich, es sei zwar eine große Anzahl von Mitgliedern, und er zweifle, ob die Zeit ausreichen werde, daß jeder einen Vortrag halten könne, er wolle jedoch sehen, daß ich zum Vortrag komme, selbst wenn er die Stundenzahl vermehren müßte, „damit doch solche, die beweisen, daß sie Kenntnisse besitzen, Gelegenheit zu deren Betätigung finden." Ferner sagte er mir, wenn ich seines Rates bedürfe oder seiner wissenschaftlichen Hilfe, so sei er mit Vergnügen immer bereit.

Sehr erfreut über den philologischen Erfolg, den ich hier gehabt, trat ich die dritte der nötigen Expeditionen an, nämlich zu Professor Grysar, der den lateinischen Übungen des Seminars vorsteht. Er nahm großen Anteil an dem Umstande, daß ich Latein und Griechisch treibe und dazu medizinische Fächer höre. Er erklärte, Philologie ganz allein, und sonst durchaus nichts, müsse ich treiben, wenn ich darin weiter kommen wolle. Die alte, ewige Rede! Ein Fach und sonst nichts, durchaus nichts! Nein, freiwillig mich selber so zu beschränken, kann mir so wenig beifallen, als mich freiwillig vierer Sinne zu berauben, um den fünften intensiver zu bilden, und mir z. B. die Augen auszustechen, um besser zu hören. Ich bat Grysar um ein Thema zur Bearbeitung. Er sagte: „Schreiben Sie mal was über Horat. Od. I., I." — Als ich fortging und er mich zur Tür begleitete, äußerte er, daß heute doch wieder einmal ein schöner Tag sei. „Tandem venit post multos hora serena dies!" antwortete ich. „Ja, ist jetzt selten, eine solche s e r e n a d i e s!" sagte er. (Hoho, Herr Professor!)

4. Oktober 1851.

Mein Traktat über Horat. Od. I., I, ist vollendet. Er umfaßt vier Quartblätter und scheint mir ein wahres Monstrum von Gelehrsamkeit und feiner Latinität. Er besteht ganz aus grundgelehrten Zitaten und auserlesenen lateinischen Phrasen. Es wird darin Erwähnung getan der Parallelstellen bei Archilochus, Pindar, Solon, Virgil, Properz, ferner: der hierher bezüglichen Aussprüche und Mei-

nungen eines Baxter, Bentley, Mitscherlich, Jani. Am meisten tue ich mir auf die prächtigen lateinischen Redensarten zugute; es klingt alles so wunderschön, daß ich, wenn ich es lese, gar nicht glaube, es selbst geschrieben zu haben. Morgen höre ich Grysars Urteil darüber. Vederemo!

5. Oktober.

Fahr' wohl, blühende Latinität; fahr' wohl, Syntaxis ornata; fahrt wohl, ihr tres linguae latinae virtutes: Puritas, Elegantia, et Copia! Grysar hat über meine schönen Phrasen, meine ausgesuchten Phrasen, meine üppig sprudelnden Phrasen schonungslos den Stab gebrochen. Statt sibi metatur locum will er sibi tribuit locum, statt arva sarriunt will er arva colunt etc. etc. „Der lateinische Stil", sagt er, „ist ganz einfach. Man muß immer das allereinfachste Wort wählen." — Ist das wahr oder habe ich's mit einem Pedanten zu tun?

6. Oktober.

Ich habe den Cicero zur Hand genommen und mit Rücksicht auf den Stil etwas darin gelesen. Ich erstaune! Das ist das Muster, der Kanon der Latinität? Es ist in der Tat alles sehr einfach, fast nachlässig — wenn ich's gegen meinen Traktat halte. Nun, so mag denn Grysar in Gottes Namen recht behalten. Aber dies weiß ich doch, daß es für einen philologischen Kandidaten immerhin ein Wagestück bliebe, die Simplizität zu seiner Hauptaufgabe zu machen, in Arbeiten, wo er glänzen will; denn wie leicht könnte da sein freiwilliges Sichentschlagen als Armut gelten.

7. Oktober.

Ciceros „Lälius", den ich der Form wegen zu lesen anfing, hält nun mein Interesse gespannt durch den Inhalt. Mich entzückt die reine, hohe Moral, die darin atmet.

Soweit das Tagebuch, dessen Bericht, was den ersten Besuch bei Grauert anbelangt, aus der Erinnerung ergänzt sein mag. Ich fand den kleinen, buckeligen aber würdevollen Mann umgeben von einigen seiner älteren Schüler, die, mit Einschluß des Meisters, auf den jugendlich schüchternen Neuling etwas von oben herabblickten. Grauert schien es

seltsam zu finden, daß ich, aus den Hörsälen der Anatomie, der Chemie, des Sanskrit herkommend, nun auch Historiker sein wollte. Er erkundigte sich nach meinen historischen Studien; zuletzt fragte er mich, ob ich den Thukydides gelesen hätte, und als ich dies bejahte, fragte er, ob ich ihn in der Ursprache gelesen hätte. Dies mußte ich verneinen, und da meinte der gelehrte Herr achselzuckend, ohne Kenntnis des Thukydides in der Ursprache scheine ich ihm für die Übungen der historischen Abteilung des Seminars noch nicht sattsam vorgebildet; auch sei die Zahl der Mitglieder schon zu groß und sozusagen keine Stelle leer. Der Schäker! Ich bin überzeugt, daß kein einziger seiner damaligen Wiener Schüler den Thukydides, den schwierigsten aller griechischen Autoren, in der Ursprache gelesen hatte. Von ihm selber will ich glauben, daß er ihn gelesen hatte; denn es war sein Lieblingsschriftsteller, er hatte ihn immerfort aufgeschlagen auf seinem Schreibtische liegen, und täglich las er, wie er sagte, einige Blätter daraus mit Andacht wie ein Brevier.

Später fand ich doch Aufnahme auch in die historische Abteilung des Seminars, woran mir — des Stipendiums halber — viel gelegen war. Es waren tüchtige Kräfte in dieser Abteilung damals vereinigt, zum Teil schon über die Jünglingsjahre hinaus: Zhisman, Karl Tomaschek, später als Germanist bekannt geworden, Ottokar Lorenz u. a. Bei den Vorträgen der Mitglieder, nach deren Beendigung der Vortragende sich gegen die Einwürfe der Zuhörer zu verteidigen hatte, war Tomaschek der schneidigste, unermüdlichste Kämpe, und es schmeichelte mir nicht wenig, als er nach meinem Vortrag über Mohammeds Leben und Lehre auf meine Frage, warum er diesmal gegen seine Gepflogenheit gänzlich stumm geblieben, erwiderte, er habe diesmal in der Tat nichts einzuwenden gefunden.

Die griechischen Übungen des Seminars leitete Hermann Bonitz, als Gelehrter berühmt, als Schulmann unübertrefflich, ein Mann von scharfem Verstande, ruhig-klarem, ernst-freundlichem, einnehmendem Wesen. Seine harmonisch-ausgeglichene Natur ließ nichts von Kathedereigenheiten oder Angewöhnungen irgendwelcher Art bei ihm aufkommen, aber auch seine glänzenden Eigenschaften drängten sich nicht in eitler, ehrgeizig beflissener Weise vor. Seine Leitung des grie-

chischen Seminars war musterhaft, und seine Bereitwilligkeit, den Mitgliedern desselben durch Darleihen von Büchern aus seiner Bibliothek förderlich zu sein, kannte keine Grenzen. Ich erinnere mich, als ich 1853 Wien verließ, ihm einen großen Wäschekorb voll entlehnter Bücher zurückgestellt zu haben. Er war mir gewogen, lobte meine Vorträge und meine Abhandlungen, machte aber doch immer den Eindruck auf mich, als ob er mir nicht recht traute, und als ob er mich für einen Menschen hielte, der eines Tages, statt sich als Philologe auszuzeichnen, eine Nordpolreise antreten oder ein perpetuum mobile erfinden oder einen Band Gedichte herausgeben könnte.

Grysar, der Latinist, als solcher geschätzt, aber gänzlich auf dies sein Fach beschränkt, kränkelnd, zeigte in Haltung und Miene einen etwas pedantischen Anstrich; aber was ihm von Pedanterie eigen war, wurde durch eine gewisse Gutmütigkeit unschädlich gemacht.

Grauert, hochverehrt von seinen Schülern, entwickelte im Gegensatz zu seiner Zwerggestalt und seinem Höcker eine gewisse geistige Vornehmheit. Er litt an Asthma, einer Folge seiner körperlichen Mißbildung, und erlag seinem Übel leider allzubald.

Ein harmloses und kostenfreies Vergnügen war es mir in jener Zeit, die Vorträge der Akademie der Wissenschaften zu besuchen, wo es mich belustigte, die verschiedensten Sorten der Weisheit und des Wissens fließen zu sehen, wie die verschiedenen Weinsorten aus den Spundlöchern einer großen Kellerei. Mir sind aber nur zwei lebhaftere Erinnerungen aus dieser Gesellschaft hoch- und tiefgelehrter Herren geblieben: die des kleinen, aber rührigen und energischen Hammer-Purgstall, der imstande war, einem vorlesenden Mitgliede in barschem Tone zuzurufen: „Bitte den Herrn Vortragenden, lauter zu lesen; man versteht ihn nicht!" und die desjenigen Mitgliedes, das einer solchen Mahnung immer am meisten bedürftig schien: des blassen, gichtbrüchigen, wenn ich nicht irre gar lahmen Sinologen Pfitzmayer, der jahraus, jahrein über allerlei Chinesisches und Japanesisches Vorträge hielt, und der dieselbe Beschäftigung vielleicht heute noch fortsetzt. Denn obgleich er schon damals mehr tot als lebendig aussah, scheint er doch noch am Leben zu sein; ich

erinnere mich wenigstens, geraume Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 in einer Wiener Zeitung gelesen zu haben, der Sinologe Pfitzmayer habe neulich zu irgend jemand von besagtem Kriege zu sprechen angefangen, von welchem er, wie er sagte, durch die letzten aus Peking eingetroffenen Blätter Kunde erhalten. Andere Zeitungen als chinesische liest er nämlich nicht — also wohl auch nicht den „Heimgarten“.

Weniger leicht zugänglich als die Quellen der Wissenschaft waren mir die des Kunstgenusses. Das Theater konnte ich selten besuchen, hörte aber doch das eine und das andere klassische Stück im Burgtheater und wohnte den ersten Aufführungen einiger Halmscher und Mosenthalscher Stücke bei; häufiger aber war es mir vergönnt, in der Vorstadt mich an Nestroys und Kaisers neuen Erzeugnissen zu erbauen.

Öffentliche Konzerte hörte ich ebenfalls nicht oft; aber zu Hause betrieb ich nach meiner Weise die selbsterlernte Klaviermusik. Ein musikalisch gebildeter Beamter, Herr Theodor Wickerhauser, erbot sich freundlich, mich in wöchentlich einer oder zwei Stunden ein wenig zu drillen, was mir überflüssig schien, aber ich nahm die Einladung des wackeren Mannes an, nachdem ich entdeckt hatte, daß er den ganzen Jean Paul besaß, und hielt wirklich bei ihm aus, bis ich den ganzen Jean Paul von ihm ausgeliehen und durchgelesen hatte. Ich sang auch, soweit es meine Stimmittel erlaubten, klimperte auf der Gitarre, quälte mich eine Zeitlang sogar mit einer eigensinnigen, pessimistisch verstimmten Geige und erteilte einem neben uns wohnenden hübschen Fräulein Gesangsunterricht. Ich spielte der Schülerin auf der Violine die Töne der Skala zum Nachsingen vor; da sie aber zu bemerken glaubte, daß ich noch falscher geigte als sie sang, so wurde sie stutzig und entzog mir ihr Vertrauen. Wurde ich doch auch einmal als Klaviermeister für ein Fräulein aufgenommen! Nach einigen Monaten aber fand der Geliebte des Mädchens, ein Studiosus, der dasselbe „ausbilden ließ“, und mir monatlich zwei Gulden zahlen wollte, die er in der Regel selber nicht besaß, — fand, sage ich, daß ich „ihr nicht mehr genüge!“ Wem verdankte aber das Mädchen diesen raschen, so bald den Meister selbst überholenden Erfolg, als eben *mir*, meinem vortrefflichen Unterricht?

Von ziemlich eigentümlicher Art waren die Anregungen, die ich in meinen Studienjahren der bildenden Kunst verdankte. Betrachtungen über eine Stahlstichsammlung schließt das Tagebuch vom 1. Januar 1849 mit den Worten: „Ich hole mein Moralsystem aus Gestalten und Gesichten; aus schönen Naturen und Kunstwerken lerne ich die große Kunst zu sein." Ich las Winckelmann und blätterte im Montfaucon, „um durch Betrachtung der Abbildungen in letzterem meine Begriffe von Schönheit zu vervollkommnen". Ich nahm Ärgernis am altdeutschen Saale der Galerie des Belvedere. „Es ist eine verkrüppelte, armselige Menschheit," klagt das Tagebuch vom 15. März desselben Jahres. „Um wieviel herrlicher blühte die, von welcher die Antiken Zeugnis geben! Die Betrachtung dieser Gestalten trägt viel zum historischen Verständnisse des Mittelalters bei. Mögen kommende Historiker in den Bildwerken, die sich aus unserem Zeitalter erhalten, nicht unsere Schande lesen!"

Von welchem Standpunkte aus ich die Anschauungen der Kunst und des Lebens verknüpfte, mag aus folgendem Blatte deutlich werden.

18. November 1851.

Das Sonett „Aspasia" gedichtet. — — — — — Diese Anschauung hat in mir das Gefühl der Männlichkeit, tieferes Verständnis und reges Gefühl für das Schöne geweckt, ja meinen Sinn auf ewig dem Schönen zugewendet. Nun erst verstehe ich ganz die griechischen Skolien und die römischen Elegien — nun folgt mein Auge mit Sinn und hohem Interesse den Konturen, die Pinsel und Meißel formt — nun geh ich gleichgültig vorüber an der Mehrzahl weiblicher Gesichter — nun mißfällt mir viel mehr als früher an mir selbst!

Die Erwägung dieser großartigen und wohltätigen Einwirkungen auf mein Innerstes führt auf dem Wege besonnener Erfahrung mich zur festen Überzeugung von dem innigen Zusammenhange, in welchem das Schöne und seine Betrachtung mit unserer Veredelung und Entfaltung steht. Aus der Erfahrung schöpf' ich die Lehre, daß der Anblick des Schönen, selbst auf der materiellsten Stufe, fruchtreicher sein kann,

als die beste Kirchenpredigt und als das Manuale des Epiktet, samt der Tafel des Kebes!

Freilich wohl mag die Schule der Charis nicht für jeden die beste sein. Gar manchen schreckt die Rute der Moral mehr vom Bösen zurück, als ihn die Rose der Charis zum Guten lockt.

„Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehrt die Sonne zurück, so verdampft vom Steine die Wohltat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest."

(Goethe.)

Und nicht bloß leer ausgehen vom Mahle der Schönheit dürfte so mancher; viele könnten sogar den Tod sich in Nektar trinken — zum Weibe erschlaffen, statt zum Manne zu reifen. Hat nicht schon Euripides in den „Bacchen" gezeigt, wie Dionysos den einen als Gott, den andern als „Dämon" ergreift? Sehen wir nicht am Schlusse des „Faust", wie die himmlischen Rosen, die sonst alles vergöttlichen, den Teufel noch teuflischer machen? — Anakreon haucht die Geister des Weins in feurig süßem Gesang, während der Alltagsmensch sich berauscht im Kote wälzt.

Ich weiß nicht mehr, auf welche „Erscheinung" diese Zeilen sich bezogen und wie die schon im Tagebuch selbst durch Gedankenstriche bezeichnete Lücke auszufüllen ist. Wahrscheinlich wurde der Herzenserguß durch die spanische Tänzerin Pepita de Oliva veranlaßt, die damals Europa bereiste und einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. In der bezauberndsten Sinnlichkeit lag hier ein klassisch-idealer Zug, der die echten „Bacchen" begeisterte, den „Böotiern" aber unverständlich und entbehrlich war, so daß sie an den unzähligen „falschen Pepitas", die hinter der echten überall hervortraten, sich ebenso oder noch mehr als an dieser ergötzten. Sennora Pepita de Olivas Bildnis ist in der edelsten, vollsten Herrlichkeit ihrer Erscheinung seit mehr als drei Jahrzehnten stets über meinem Schreibtische gehangen und hängt noch heute da. Und was sie mir zu sagen hatte, das ist bis heute nicht verstummt.

Und was ist während dieser Studien aus dem Poeten geworden?

Ich habe schon erzählt, daß, nachdem ich den „Hermann“ endgültig fallen gelassen, ich mit gleichem Eifer mich auf einen neuen dramatischen Plan „Aurora“ geworfen. Es liegen einige Blätter aus jener Zeit vor mir, mit flüchtig hingekritzelten, auf den Auroraplan bezüglichen Notizen, die zwar keinen Begriff geben von diesem Plane selbst, aber doch von den Ideen und ideellen Richtungen, welche dazumal in meinem Kopfe sich kreuzten.

„Die Entwicklungsweise der Menschheit an einem Individuum dargestellt. — Aber kein bloßes Gemälde, sondern eine Handlung, deren Keim schon im ersten Akte liegt — eine Handlung, einfach, schön gegliedert — die Idee ganz aufgegangen in ihr, so daß das Ganze auch ohne Symbolik faßbar und ein durch das bloße Geschehen interessantes Drama bleibt —“

„Der Heros sucht die Umgebung in Übereinstimmung zu bringen, bewußt, durch das, was er tut; Aurora, absichtslos, durch das, was sie ist.“

„Dämonisch nennen wir Sterbliche das Göttliche selbst, wo wir es nicht begreifen,“ sagt Feuchtersleben. Dies und der große Prozeß unserer Tage soll dargestellt werden — politisch und zeitgemäß im höchsten Sinne. Den Strom der Zeit brausen hören und ihm die Richtung geben! Besonnenheit! Besonnenheit! Besonnenheit! Dann ist das Höchste zu erwarten.“

„Der Sinn der Bacchen des Euripides: Wie der Gott einen als Teufel (Dämon) ergreift.“

„Tiefste Verzweiflung des Helden im zweiten Akt. Er findet Orpheus und Helena, die ihn aus seiner Verzweiflung reißen. Er macht sich nun entschlossen auf zur Wanderung. Der Genuß befriedigt ihn nicht, er setzt sich ein universelles Ziel.“

„Ahasver — der neueste Geist in seiner Haltlosigkeit — endlich Erlösung durch Schönheit und Liebe.“

„Anfang und Ende Märchenwelt — auch blitzte sie unterwegs öfter in das Werk hinein.“ Usw. usw.

Aber es blieb auch bei diesem Plane nicht. Eines Tages vollzog sich eine förmliche „Krise“, eine Umwälzung, eine völlige Neugestaltung desselben — das Ergebnis einer begeisterten Stunde, die ihrerseits wieder zurückzuführen war auf die Spende eines — Gläschens Punsch aus der Hand eines

schönen jungen Mädchens, einer Nachbarin, von welcher ich späterhin noch zu erzählen haben werde. In seiner überschwenglichen Weise berichtet das Tagebuch vom 13. Februar 1850:

„Der wichtigste, vielleicht folgenreichste Tag meines Lebens! — In Rosas Familie war gestern Unterhaltung mit Punsch, und von diesem schickte mir Rosa heute früh ein sehr kleines Gläschen voll herüber. Kleine Geschenke sind die erfreulichsten; man gibt sie, bloß um zu geben und guten Willen zu bezeigen, während große Gaben immer den Anschein von Wohltaten und Almosen haben. Wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen Tat!

Und die Blätter der Weltgeschichte lagen vor mir aufgerollt — lange haftete mein verklärter Blick darauf — und siehe, die Buchstaben verschwammen in ein wirres Chaos von Blüten, Moder, Blut, Molchen, Goldfrüchten, blauen Augen, Harfenklängen, Kanonendonner, Todesächzen — — — und aus den Wogen dieses chaotischen Meeres hob sich ein edles, bleiches, männliches Antlitz, in welchem der Ausdruck unendlicher Wehmut vereint mit prometheischem Trotze lag. Tief schaute ich in sein flammendes Auge und rief in hoher Begeisterung: Ahasverus! Ahasverus! Warum ist deine Wange noch bleich, dein Auge noch müd und brennend? Warum irrst du noch in unbefriedigter Sehnsucht frieden- und freudelos durch die weite, schöne Welt? Harrst du eines überirdischen Erlösers? Nein, hehrer Titane, du hast den äußeren Messias verschmäht, ihn von dir gestoßen — nun denn, so erlöse endlich dich selbst! Ja, erlöse dich selbst! Du kannst es, wenn du strebest, ganzer Mensch zu sein — wenn du nicht bloß Mann bist, sondern auch die Weiblichkeit in dich aufnimmst — die Arbeit der Männlichkeit vereint mit der Magie des Weiblichen werden die göttliche Tat deiner Selbsterlösung vollführen! — — — —

Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie „Ahasverus“.

So wurde der Geist, der in der Flüssigkeit des Punsches geschlummert, in mir, dem Poeten, dichtend!“

Nun, was ich an jenem „wichtigsten und folgenreichsten Tage meines Lebens“ als Idee und Plan der Tragödie Ahasverus aufs Papier geworfen fand, als ich „zum gewöhnlichen Bewußtsein zurückkehrte“, das liegt auf drei vergilbten Blättern ebenfalls vor mir. Aber ich bin nur mit einiger Mühe imstande, eine notdürftige Übersicht des Beabsichtigten daraus herzustellen.

I. Akt. Reflexionsloses, seliges Naturleben des Urmenschen (Ahasver). Luzifer, sich zu ihm gesellend, zeigt ihm die Herrlichkeit der Welt und verführt ihn.

Sündenfall (Reflexion) — Fluch. Dem Ausgestoßenen aus dem Paradiese wird ein Erlöser verheißen. Er verläßt das Paradies mit der Gabe des Gedankens — und einem Fortunatussäckel — aber unselig.

II. Akt. Griechisches Altertum — Orpheus und Helena gesellen sich zu Ahasver. Poesie — Kunst — Schönheit — das Weibliche.

III. Akt. Am Schluß dieses Aktes die bekannte Szene mit Christus. Lossagung von der positiven Religion. Von da an steht Ahasver allein auf sich — der Paradiesesfluch beginnt nun erst recht sich an ihm zu erfüllen und zu vervielfachen.

IV. Akt. Die Geburtswehen des selbstbewußten Geistes, der den äußeren Schwerpunkt aufgegeben und den inneren noch nicht gefunden hat — hieraus entstehende Umwälzungen — Luzifer ist besonders tätig. — Ahasver hat sich nun zur Tat entschlossen, tritt an die Spitze einer großen politischen Bewegung — Greuel — Mißlingen — Strafe des Dünkels, der die Vorrechte des freien Geistes ohne seine Würde will — Folgen davon. Unsere Zeit.

V. Akt. Erlösung. Ahasver hat die Welt durchwandert — die Männlichkeit, welche durch Tatkraft das Werk der Reflexion, des Verstandes, des Gedankens vollenden wollte, kann es schließlich nur im Bunde mit der Magie des ewig Weiblichen (Natur und Gemüt). Der Kreis des menschlichen Strebens ist vollendet, und es tritt nun wieder die Seligkeit des alten Paradieses ein.

Es tauchen, wie man sieht, in diesem Ahasverentwurfe Motive und Gestalten des Auroraentwurfes wieder auf. Aber Ahasver, der in diesem nur eine Nebenrolle gespielt, ist jetzt

zur Hauptperson geworden. Es war nicht die letzte gründliche Umwälzung und Umwandlung, welchen der poetische Hauptplan meiner Jugend durchzumachen hatte. Aus den dramatischen Entwürfen gestaltete nach und nach ein epischer sich heraus, dessen endliche, späte Ausführung nichts anderes ist, als die seit 1857 der Lesewelt vorliegende Dichtung „Venus im Exil“. Es befindet sich unter meinen Papieren eine kurze Skizze dieser epischen Dichtung, in welcher noch vieles aus dem Auroraplan und selbst noch der Titel „Aurora“ festgehalten ist, während das gedruckte Werk kaum noch eine Spur davon aufweist.

Übel vermerkt es vielleicht mancher, daß ich bei meinen poetischen Entwürfen mir soviel mit Ideen zu schaffen machte. Aber das Denken ist eine Gewöhnung, welcher — wenigstens in den höheren Dichtgattungen — mehr oder wenig sich alle deutschen Poeten schuldig machen. Man nehme Goethes und Schillers Briefwechsel zur Hand, und man wird erstaunen, wieviel selbst unsere größten deutschen Dichter — der „naive“ Goethe nicht zum wenigsten — bei ihren scheinbar einfachsten Arbeiten gedacht, gegrübelt, gewollt, beabsichtigt, symbolisiert und „hineingeheimnist“ haben. Hätte nur zur Durchführung jener Ideen meine jugendliche Kraft ausgereicht, so wären die Ideen selbst nicht vom Übel gewesen. Übrigens war es ja doch nicht die kalte, abstrakte Idee, von welcher ich ausging; irgendeine Gestalt der Sage, der Geschichte, ein Erlebnis, ein Geschehnis war es, was zuerst den zündenden Funken in mein Inneres warf, und erst wenn aus dem Symbol die Idee sich losgerungen, ging es ans gedankenhafte Vertiefen, welches doch wohl ein reales Gestalten nicht ausschließt.

Auch der beständige Fluß, die Proteusnatur meiner jugendlichen Entwürfe darf nicht befremden. Da im Innern des Jünglings ebenso viele Gedanken als Gefühle gären, so ist es natürlich, daß er jene wie diese so vollständig als möglich in seinem Erstlingswerke unterbringen will. Indem nun aber diese Gedanken- und Gefühlswelt bei den raschen Fortschritten der jugendlichen Entwicklung beständigen Wandlungen unterworfen ist, so sprengt der wachsende und sich wandelnde Gehalt immer wieder die Form, die er gefunden zu haben glaubte, bis der Strebende bei größerer Reife

merkt, daß einem wirklichen Gestaltungsdrange nur durch Beschränkung Genüge geleistet werden kann.

Zu den hochfliegenden und weitaussehenden dramatischen Plänen meiner damaligen Epoche bildete die Einfachheit meiner gleichzeitigen lyrischen Versuche einen nicht bedeutungslosen Gegensatz. Vielleicht war und ist dieser Gegensatz nicht bloß in meiner persönlichen Natur, sondern auch in der Natur dieser beiden Dichtgattungen begründet. Breite, sogenannte Reflexionslyrik war nicht meine Sache. Ich versuchte mich am liebsten im Liede, neben welchem fast nur noch die Sonettform bei mir sich einschmeichelte. Goethes Lyrik und das Volkslied waren mir vor allem wert. Nach der genußreichen Durchsicht einiger Sammlungen volkstümlicher deutscher Lieder schrieb ich am 2. April 1849 ins Tagebuch:

„Was ist's, das aus den Tragödien des Sophokles wie aus dem schlichten Volksliede uns anweht mit olympischem Hauch? — Natur ist's! Natur! — Das echte Volkslied ist der Gipfel der Lyrik. Es drückt einen schönen Lebensgedanken aus in klassischer Kürze, in Ausdrücken, die nur der finden konnte, der das Ausgesprochene selbst erlebte; und endlich bei der innigsten Gemütstiefe mit einer Objektivität, die uns den Gefühlsstoff in reinster Kunstform, d. h. allseitig klar und überschaubar darstellt, so daß ein solches Lied, wenngleich der Inhalt traurig und düster sein sollte, doch heiter und innerlich befreiend, als ein echtes Kunstwerk, uns anspricht. So hat z. B. das Lied „Ich schieß' den Hirsch im tiefen Forst" soviel naturwahre Züge aus dem Wald- und Jägerleben, daß nur ein Jäger es gedichtet haben kann. So etwas ergötzt uns dann auch mehr, als die schönste Ode, wenn sie bar ist aller individuellen Lebenszüge . . ."

Von den in „Sinnen und Minnen" aufgenommenen und auch in den späteren Auflagen beibehaltenen Gedichten entstanden in der hier behandelten Periode meines Lebens die folgenden:

Im Jahre 1848: Die Lerchen, Liebesgespielen; 1850: Wanderlied (Wohlauf ins neue Leben), Sonne und Strom (Ghasel), die Sonette: Ein welker Kranz, Letzter Reigen, Gewitter im Walde; 1851: Die Braut (Romanze), Elfenrede, Zarte Liebe spricht in Farben; die Sonette: An Jadviga,

Ermüde nicht, Aspasia; 1852: Lebe wohl (Nun ich dein Auge feucht gesehn), zweites Wanderlied (An den Höhen, an den Wäldern), drittes (Reich' mir, Schenkin), Meine Lilie, Klänge und Schmerzen, Lenzeszwang, Im Frühling, In der Waldschlucht, Viel Träume, Meine Braut, Ein schöner Traum, Ganymed, Herzlose Schönheit, Freudlose Jugend, Rosenlied, Ich seh' dich heut zum erstenmal, die Ghaselen: Ich will ja nichts, Spielzeug.

Eine Anzahl dieser aus früher Zeit stammenden Lieder ist hernach in die Dichtung „Venus im Exil" verflochten worden.

Im Herbste 1851 erschienen von mir einige Gedichte in Gruppes Musenalmanach für 1852: An Sidonie, Mein Herz ist in der Ferne, und Liebesgruß (Ich bin dir, ach, so ferne). Gruppe hatte sich an einen Wiener Freund mit dem Ersuchen gewendet, ihm Beiträge von Wiener Poeten zu verschaffen. Dieser raffte zusammen, was ihm unter die Hände kam, zum Teil von ganz unbekannten jungen Leuten, von denen einer, der mir befreundet war, auch mich veranlaßte, etwas beizusteuern, und Gruppe nahm diese Wiener Beiträge, neben dem vielen Trefflichen, das gerade jener Musenalmanach von 1852 enthielt, mit einer merkwürdigen Nachsicht auf.

Bei dieser Gelegenheit bin ich zwar nicht zum ersten Male gedruckt worden, erlebte aber die erste öffentliche Kritik — eine Kritik, mit welcher meine eigentliche literarische Laufbahn nicht viel besser anfing als die Woche des am Montag Gehenkten. Die k. k. Wiener Zeitung machte sich über den Almanach her und rupfte unbarmherzig uns arme Wiener Nestlinge, die wir uns erdreistet hatten, im Chorus der deutschen Sänger vorzeitig mitzuzwitschern. Sie tat uns in alphabetischer Ordnung ab. Ich suchte in fliegender Hast meinen Namen. Da stand zu lesen: „Hamerling — siehe Eisenmeyer." Mein spähender Blick stürzte sich mit Ungeduld auf Eisenmeyer; da hieß es: „Verse, wie man sie auf Bonbonsschachteln zu setzen pflegt." Im Augenblick wußte ich nicht recht, ob das ein Lob oder ein Tadel sein solle und gab mir ein paar Tage lang viele Mühe, Bonbonsschachteln zu Gesichte zu bekommen, um zu erfahren, von welcher Art denn die Verse seien, die man auf solche Schachteln

zu setzen pflegt, und mit welchen gerade meine und Eisenmeyers Lyrik eine so auffallende Ähnlichkeit haben sollte.

Vielleicht hätte ich den Umstand, daß es zufällig die k. k. Wiener Zeitung war, durch welche ich zum erstenmal in dieser Art rezensiert wurde, gleich damals als ein Vorzeichen betrachten können für meine künftige Stellung gegenüber der offiziellen und offiziösen Literaturkritik in Österreich . . ."

Aber ich muß nun auch von den Wandertagen sprechen, den Festzeiten meiner Lehrjahre. Die Zeit dieser Wanderungen waren die Sommerferien, ihr letztes Ziel die Heimat in der niederösterreichischen Waldmark zwischen der Thaya und dem Kamp, der Weg ein beliebiger, wochenlanger Umweg, der durch mehr oder weniger reizende Gegenden des Kronlandes sich schlängelte. Bruckner war dabei mein unzertrennlicher Genosse.

Ich könnte viel davon erzählen, wie wir, die blaue Donau von Krems bis Weißkirchen entlang wandernd, in den Felsgrotten am Stromufer Rast hielten, das Göpelsche Kommersbuch hervorholten und fröhlichen Liederschall ins Rauschen des Stromes mischten — wie wir eine ausnehmend holde Schenkin zu Weißkirchen an der Donau Jahr für Jahr bei flüchtiger Einkehr mit Vergnügen wiedersahen — wie wir alle die schönen Stifter, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Göttweih, Melk besuchten und nach fahrender Studenten Brauch die Gastfreundschaft derselben genossen — wie wir jetzt zur Seite der entzückend-kristallklaren Traisen, jetzt zur Seite des brausenden Aggsbaches fürbaß schritten, die wildromantische Wachau durchpilgerten — zu ragenden Felsburgruinen emporschauten und emporkletterten — den Ötscher besteigen *wollten* — auf den Wellen des breiten Donaustromes uns in Booten schaukelten — wie wir einmal zwei Tage lang in strömendem Regen gingen, Kleider und Schuhe an den Herdfeuern der Dorfschenken trocknend, in welchen wir einsprachen — wie einmal schon nahe vor dem letzten Ziel der Wanderschaft ein Landregen mich bei Bruckners Eltern in Grafenschlag festhielt, wo wir Tag für Tag morgens Milchsuppe, mittags Milchsuppe und Kartoffeln, abends Kartoffeln hatten, an welche Kost ich mich wunderbar schnell gewöhnte — wie dann auch Bruckner zu Schweiggers manch-

mal wochenlang der Gast des Gastes im Hause meiner Verwandten war — wie wir mitsammen die Gegend durchstreiften und auf Kirchweihfesten tanzten. Davon und von meinem Aufenthalte in Schweiggers, sowie dem bei Onkel Leopold in Kirchberg am Walde, könnte ich erzählen. Aber ich will lieber früher oder später Urkundliches aus meinen Ferientagebüchern mitteilen, welche nicht bloß mein Tun und Treiben, Dichten und Trachten, Schwärmen und Träumen in der Heimat am besten schildern, sondern auch einer Mädchengestalt ihr Recht widerfahren lassen werden, die beanspruchen darf, in der Geschichte meiner Jugend dem Leser vorgestellt zu werden: der „Lilie" von Schweiggers — meiner Waldlilie — der Heldin eines noch vorhandenen Sonettenkranzes.

Hier sei nur eines noch erwähnt: daß zu Schweiggers und Kirchberg am Walde viele der früher erwähnten, in „Sinnen und Minnen" aufgenommenen Jugendgedichte entstanden. Drei der am meisten bekannt gewordenen: „In der Waldschlucht", „Viel Träume" und „Ganymed", wurden im Schatten der Riesentannen und Rieseneichen des Tiergartens zu Kirchberg am Walde gedichtet.

Der Einklang mit meinem Jugendfreunde blieb doch auch nicht immer völlig ungestört. Eine Sympathie, welche zwei Knaben vereinigte, wird sich nicht leicht in gleichem Maße auch auf das entwickelte und reifere Jünglings- oder Mannesalter erstrecken. Zwei Blüten von gleicher Gestalt auf einem Baume werden sich schwerlich auch zu zwei Früchten von gleicher Gestalt und Größe entwickeln. Bruckner, derselbe Bruckner, der jahrelang sich noch kümmerlicher als ich hatte durchschlagen und ein paarmal sein Nachtquartier unter freiem Himmel hatte nehmen müssen, wurde fast zum Feinschmecker, als seine Verhältnisse sich etwas behaglicher gestalteten, und es tat dem guten Einvernehmen der Wandergenossen manchmal einigen Eintrag, daß der Freund des Geldes wenig achtete, während ich mit dem kleinen Betrag, den ich beim Abgange von Wien in der Tasche hatte, für so und soviel Tage oder Wochen ausreichen mußte und wirklich ausreichte.

Mir war es eigen, frisch von der Leber weg zu sprechen; Bruckner zog es vor, den Kopf zu drehen oder in seine Faust

zu beißen, empfand aber alles um so tiefer, besaß eine große Selbständigkeit des Charakters und einen gewissen Stolz, die ihn veranlaßten, Ratschlägen und Mahnungen gegenüber sich schweigend auf sich selbst zurückzuziehen.

So fehlte es zwischen uns nicht an einem Gegensatz. Aber es waren zunächst doch nur äußere Verhältnisse, die uns allmählich trennten. Bruckner übernahm Privatlehrstunden in einer Familie, in welcher er bald wie heimisch wurde. Er fand in dieser Familie das Mädchen, das er wenige Jahre nachher zum Traualtar führte. Es ist begreiflich, daß ein solches Verhältnis ihm den täglichen Verkehr mit dem Freunde entrückte, um so mehr, da er jetzt in der Nähe jener Familie, am entgegengesetzten Ende der Stadt, seine Behausung aufschlug, eine Stunde Weges von der meinigen entfernt. Dazu kam, daß er sich auf das Realschullehramt vorbereitete, während ich meine Studien an der Universität fortsetzte. So fingen wir an uns immer seltener zu sehen. Er übernahm eine Supplentenstelle an der Realschule in Ofen, und eines Tages — es war im Jahre 1853 — überraschte er mich mit der brieflichen Nachricht seiner bevorstehenden Hochzeit. Ich beteiligte mich an der Feier mit folgendem Sonett, das als Denkmal der wärmsten und dauerndsten meiner Jugendfreundschaften hier eine Stelle finden mag:

„Bist du es nicht, mit dem ich lange Zeiten,
Ja, lange Jahre, die gemach verflossen,
Selbander gehend strebsam durchgenossen
Der Hoffnung Lust und rauhe Wirklichkeiten?

Wo fänd' ich je, wo fändest du den zweiten?
Wir lebten, fast sprichwörtliche Genossen,
Bald sorgenvoll vom stillen Dach umschlossen,
Bald fröhlich wandernd durch die grünen Weiten.

Fern auseinander hält uns jetzt das Leben:
Ich darf an keiner treuen Brust erwarmen,
Nur einsam aufwärts wie der Adler streben;

Dich bettet Hymen weich in Liebesarmen! —
O lächle nicht! Nur Antwort wollt' ich geben,
Und schreibe nun beinah' ein Hochzeitskarmen!"

Bruckner machte mir bald darauf einen Abschiedsbesuch in Unter-St. Veit bei Wien, wo ich mich eben aufhielt. Wir brachten einige Stunden miteinander in traulichem Gespräche zu und versicherten uns wechselseitig, daß wir nichts gegeneinander auf dem Herzen hätten, daß es eben nur die Zeit und die Verhältnisse seien, welche ihre Rechte geltend machten unter dem wechselnden Mond. Von dieser Art sind die Redensarten, mit welchen man die großen Risse und Sprünge im Gefüge des inneren Lebens zu übertünchen sucht. Auch die Freundschaft ist ein irdisch Ding, und ein solches nimmt ein natürliches Ende: eine Wahrheit, die ich zwar früh begriff, in die ich aber für meine Person mich erst spät zu finden und zu fügen lernte.

Bruckner erhielt eine definitive Anstellung an einer Pester Realschule. Zu Anfang der sechziger Jahre gelangte an mich die Nachricht von seinem plötzlichen und spurlosen Verschwinden. Man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau gesucht; aber sein Leichnam ist nie gefunden worden, und auch die Beweggründe zu seinem freiwilligen Verschwinden sind nicht aufgeklärt. Die innere Leidenschaftlichkeit bei äußerer Verschlossenheit, die ihn schon in der Jugend gekennzeichnet hatte, mag sich bei ihm zu einer Seelenkrankheit gesteigert haben, welcher er erlag.

Aber das Bild dieses meines ältesten und vertrautesten Freundes lebt in blühenden Söhnen und Töchtern fort, und einer der Söhne, Dr. Bruno Brukner, ein hoffnungsvoller, edeldenkender und warmfühlender junger Mann, hat es sich zur Ehrensache gemacht, die freundschaftlichen Beziehungen, welche den Namen Bruckner mit dem meinigen verknüpfen, nicht ganz erlöschen zu lassen.

Die nächste Stelle nach Bruckner nimmt in der Reihe meiner Jugendfreunde Johann Gebhart ein. Es mag im Jahre 1848 oder 1849 gewesen sein, daß ich zuerst seine Bekanntschaft machte. Sein Wesen war dem Bruckners so unähnlich als möglich, und auch dem meinigen so wenig verwandt, daß ich anfangs nicht glaubte, in ein näheres Verhältnis zu ihm verflochten zu werden. Dennoch geschah es. Ein junger Mensch von gefälligem Äußern, gewandten Manieren, leichtlebigem Charakter, lebhaft, gesellig und beredt, wollte er sich zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, der

theatralischen Laufbahn widmen und nahm Stunden in der Vortragskunst, wenn ich nicht irre, bei einem Hofschauspieler. Nebenbei machte er Verse, spielte die Geige, und benahm sich in jeder Beziehung „genial“. Der Himmel weiß, was den beweglichen jungen Mann, dem es nicht an Gesellschaft fehlte, zu dem stillen Träumer hinzog; er kam so oft als möglich in unsere Stube gerannt, erzählte in leidenschaftlicher Aufregung und sprudelnder Rede seine Tageserlebnisse, gab mir von den Theatervorstellungen, die er besucht hatte, nicht bloß Bericht, sondern agierte und deklamierte mir die aufgeführten Stücke mit drastischer Wiedergabe der Eigenheiten und Manieren aller Schauspieler, welche darin beschäftigt waren, vor, oder riß meine Geige von der Wand und parodierte ebenso glücklich in halsbrecherischen Läufen und Sprüngen die Art eines Geigenvirtuosen, den er Tags zuvor im Konzerte gehört hatte. Genial, wie gesagt, und witzig, regte er durch kleine Neckereien auch meine Laune an, und es fanden förmlich Witzduelle zwischen uns beiden statt, so daß er einmal einen Freund, der es ihm nicht glauben wollte, daß ich auch mutwillig sein könnte, zu mir mitbrachte, bloß um Zeuge eines solchen Zweikampfes zu sein. Von meiner Poesie hielt er nicht viel, wohl aber von meiner Gelehrsamkeit, während Bruckner mich für einen guten Poeten nahm, aber den Gelehrten in mir über die Achsel ansah.

Gebhart schrieb auch eine Tragödie „Zwei deutsche Kaiser“, welche von Grillparzer im Manuskript mit Beifall gelesen wurde, aber nicht in die Öffentlichkeit gelangte.

Die geniale Periode im Leben Gebharts endete am Ausgang von mancherlei Lebensirrwegen, die ihn mir entfremdeten, mit einer Anstellung als Professor — auch du, Brutus? — an einer Realschule.

Eine warme, auf Achtung und herzliche Zuneigung gegründete Freundschaft verknüpfte mich ein paar Jahre lang mit Eduard H a m e r s k i, einem jungen Polen aus Galizien, der im historischen Seminar mein Kollege war und sich auf das Gymnasiallehramt vorbereitete. Es bestand zwischen uns keine Gemeinsamkeit poetischer oder sonstiger Bestrebungen, aber die ideale und gefühlswarme Natur des jungen Mannes knüpfte zwischen uns das Band eines sympathischen Verkehrs, dessen ich mich gern erinnere.

Die einzige meiner Jugendfreundschaften jedoch, welcher es durch die Verhältnisse gestattet war, sich bis ins Mannesalter fortzuspinnen, war die mit Leopold Schulz v. Strasznicki, dem Sohne des rühmlich bekannten Wiener Mathematikers und Schulmannes. Leider wurde auch dieser Freund mir noch allzufrüh entrissen. In verhältnismäßig jungen Jahren zur Stelle eines Sektionsrates im Unterrichtsministerium vorgerückt, verfiel er, ein Mann, der zu einer glänzenden Laufbahn berufen schien, in unheilbaren Irrsinn, aus dessen Umnachtung ihn vor einigen Jahren der Tod befreite. Als eine edle Natur, feingebildet, von bestechender Liebenswürdigkeit, lebt er fort in meinem Gedächtnis.

Ich habe nicht umhin gekonnt, hier derjenigen zu gedenken, deren freundschaftliche Hingebung meinen jugendlichen Lebenspfad erfreulicher machte. Täte ich aber recht, nicht auch der Blumen zu gedenken, welche die Weiblichkeit auf meinen Weg streute? Es soll nur in dem Maße geschehen, als es der Zweck einer Lebensgeschichte an und für sich erheischt. Die Stellung eines Menschen zur Weiblichkeit ist immer bedeutsam, und wenn ich feststelle, von welcher Art meine Herzensangelegenheiten in der Epoche, um welche es sich handelt, waren, so dürfte dies dem Leser genügen, der von dieser Skizze nicht mehr erwartet, als sie sein will: der kurze, treue Bericht eines sehr einfachen Lebenslaufes, einzig zu dem Zwecke niedergeschrieben, den willkürlichen Phantasien der Verfasser „biographischer Skizzen" einen Riegel vorzuschieben.

Wenn ich bei dieser Gelegenheit eine ziemliche Anzahl weiblicher Gestalten die Musterung passieren lasse, so wird gegen den Vorwurf der Flatterhaftigkeit mich die Beschaffenheit der Beziehungen schützen. Auch kann ich zur Beruhigung des Lesers versichern, daß ich in keinem späteren Abschnitte meiner Lebensskizze wieder so vielerlei von dieser Art zu erzählen haben werde.

Das Tagebuch berichtet von Frühlingstagen, wo „der lang eingekrustet gewesene Quell meiner Poesie" im Belvederegarten unter einem schönen warmen Frühlingshimmel und unter dem Augenstrahl eines in der Nähe sitzenden jungen Mädchens plötzlich wieder auftaute — von Tagen,

wo unter solchen Umständen aus trüben Schmerzen mir heitere Lieder entstanden, „wie die dunkelschwarze Flut sich an Klippen zu hellweißen Perlen bricht“ — von Abenden auf dem Wasserglacis, wo ich an Bruckners Seite hinter einer einsam wandelnden Huldgestalt, hinter einem „feinen, behenden Figürchen, mit zartem, rosigem Gesichtchen, feurig-beweglichen Augen und einem kleinen roten Mündchen“ einherging, bis ein lakonisch-derbes, aufklärendes Wort des älteren und erfahreneren Freundes mich aus dem Himmel des Idealismus riß — eines Idealismus, der bei mir ziemlich lange herrschend geblieben ist.

Eines Tages traf ich bei Bruckner zwei junge Mädchen, „frische Menschenblüten, Naturkinder, obgleich übrigens Trampeltierchen“, wie das Tagebuch vom 22. Juli 1849 sich ausdrückt. „Mir,“ so heißt es weiter, „der ich durch Umstände vom Leben ziemlich ferngehalten bin, gewährt die geringfügigste Lebenserscheinung großes Interesse. Es war für mich ein Schmaus, zu beobachten, wie die guten Kinder so altklug und hausmütterlich sprachen, wie sie die Lieder, die wir sie lehrten, so schnell merkten, wie hier und da ein Liebesflämmchen aufflackerte. O es ist ein Glühen, Blühen, Entfalten, Elektrisieren und Ausstrahlen, wenn jugendliche, reine Gemüter beiderlei Geschlechts in Berührung kommen und sich naiv ihren Empfindungen überlassen! — Wie läutert Schönheit und Liebe — erscheine sie nun als blaues Auge, als ein Kurtiustod oder als Waldblumenduft — — es regnen ja vielerlei Schönheits- und Liebesblüten vom Baume der Schöpfung!“

„Nun verstehe ich,“ sagte ich zu Bruckner, als die Mädchen fort waren, „nun verstehe ich die Liebesrosen Goethes (Faust, 2. Teil, 5. Akt). Gottesfunken, fallen sie nieder, vermählen sich dem verwandten prometheischen Funken (der Schönheit), der im Wesen glimmt, verzehren sein Häßliches, und es brennt mehr oder weniger ungetrübt die Rosenflamme der Schönheit und Liebe. Nur auf Mephisto, den absolut Häßlichen, können diese Rosen (Schönheits- und Liebesblüten) keine gute Wirkung üben! Ein Funke Schönheit muß im Wesen noch glimmen, wenn es das Schöne ergreifen soll. Wenn aber dann Schönes das Schöne liebend umfaßt, so ist es selig. Gegenseitige Erfassung des Schönen

ist Liebe, ist Seligkeit — ist Selbstbeschauung, Selbstseligkeit des Höchsten! — — — O wieviel lerne ich," fügte ich noch bei, „weiblichen Wesen gegenüber!"

Bruckner lächelte, weil er mich nicht verstand, sagte aber gleich darauf: „Studieren tu' ich zwar nichts bei den Mädchen, aber es wird mir unter ihnen so wohl, wie einem Hund mit Flöhen, wenn er ins Wasser kommt!" — „O herrlich, herrlich, Freund Bruckner! Das war zwar kein Hegelsches, aber ein Jean Paulsches, ein Leibgeberſches Wort! Ich werde es nie vergessen. Du verspürtest die Goetheschen „Rosen"! Du denkst nicht wie ich, aber du fühlst wie ich!" —

In der Familie Regiswindas, deren der Leser aus einem früheren Abschnitte dieser Mitteilungen sich erinnern wird, und in welcher ich fortfuhr, an freien Nachmittagen zu Übungen auf dem Klavier mich einzufinden, waren nach Regiswindas Verheiratung ein Paar Mädchenblüten herangediehen, auf welche ich einen Teil der stillen Huldigung, die ich der älteren Schwester gewidmet hatte, übertrug. Ich pflegte sie bei mir selbst die „Blume" und das „Vöglein" zu nennen, weil die eine schön, still und ernst wie eine Blume war, die andere herzig und munter wie ein Vogel. Die Blume nannte ich in Versen auch Iduna. In ihr schien mir etwas von dem madonnenhaften Ernste und der Sanftheit Regiswindas sich zu erneuen, aber mehr von dem Ernste, als von der Sanftheit.

Lebhafter gestalteten sich die Beziehungen zu der erwähnten „Lilie". Ihr stand als anmutiges Gegenstück eine blühende Schwester, die „Rose" gegenüber. Das poetisch-erotische Waldidyll, das in den Ferienmonaten zu Schweiggers sich abspielte, dessen handelnde Person ich aber freilich fast allein war, ist nebst dem dazu gehörigen Sonettenkranze aufbehalten in meinem Ferientagebuche von 1850, das ich dem Leser später vorzulegen gedenke.

Ich komme auf jene Rosa zurück, von welcher mir an dem Tage, welcher der „folgenreichste und wichtigste meines Lebens" hätte werden sollen, das begeisternde Gläschen Punsch kredenzt worden war. Dieses zarte, schlanke Geschöpf, das Kind einer mittellosen Familie, die Tür an Tür neben uns wohnte, war die Geliebte eines seither berühmt gewordenen

Architekten, der sie an Sonntag Nachmittagen im Wagen zu Spazierfahrten abholte. An Wochentagen aber war sie nichts weiter als Arbeiterin in einer Druckerei. Sie hatte ein feines Wesen, das über ihren Stand und Beruf hinausging. Doch ich halte mich lieber wieder an die Urkunden des Tagebuchs — die wörtlichen Urkunden, was der Leser nie vergessen möge.

20. Jänner 1850.

Eine gewisse Rosa, jung, hübsch, schönäugig, naiv, feurig — besucht uns jeden Abend und lernt Klavierspiel und Singen von mir. Wir — Bruckner natürlich mit eingeschlossen — unterhalten uns ganz köstlich; es wird gesungen, gescherzt, oft sogar ein bißchen getanzt, bis in die tiefere Nacht hinein.

Mir ist alles, was Abwechselung in mein Leben bringt, unendlich willkommen; und so bin ich ganz entzückt über diese kleine Gunst des Schicksals. Freilich muß ich sehen, daß die gute Rosa sich ganz und gar zu meinem blühenden Freunde hinneigt, und daß ich auf die Rolle des Zuschauers beschränkt bin. Aber für den Poeten ist auch Zuschauen ein Glück — ich schaue nicht fruchtlos zu: ich rolle meine Mappe auf und zeichne und skizziere nach der Natur. Ich glaube, daß der Poet wie der Maler Studien nach der Natur zu seinem Frommen machen kann und soll; es läßt sich dem wirklichen Leben viel Poesie ablauschen. Manches ist sogar so bedeutend, daß man es, so wie es ist, in ein Drama übertragen könnte. Ich habe wenig gelebt, und doch habe ich schon mehr des Schönen im Leben gefunden als in der Kunst. Aus manchem Frauenauge und Antlitz hat mich das Göttliche oft reiner und ergreifender angestrahlt, als aus den großartigsten poetischen und Kunstwerken. Malt der Poet die Gestalt? Bildet der Maler das Wort und die Bewegung nach? Nur im Leben erscheinen die Momente der Schönheit beisammen. Des Menschen Sinn und Tun bleibt die angemessenste Erscheinungsweise des Göttlichen und Schönen; wäre es nicht so, so hätte Gott statt der Menschen und der Natur, wie ich meine, lieber gleich Statuen und Verse erschaffen.

12. Mai 1850.

Ich habe meine Schülerin, die Rose, verloren. Da wir am 7. d. M. die neue Wohnung bezogen, so hören die Klavierlektionen auf. Nichtsdestoweniger währen die freundschaftlichen und anmutigen Verhältnisse fort; kleine Geschenke und zarte Worte werden wie früher gewechselt. Zu Ostern überreichte ich ihr ein rotes Ei in meinem und Bruckners Namen mit der Umschrift:

Süße Rose, zarte Rose,
Nimm dies Ei mit roter Schale!
Du bist selbst ein Ei, du Lose,
Unser Herz ist deine Schale:

Und wie der, der dieses Ei ißt,
Erst die Schale muß zerbrechen,
Muß, wer dich zu frein so frei ist,
Vorher, ach, das Herz uns brechen!

Neulich begegnete ich ihr abends. Ich fragte sie, ob sie heute nicht, wie sonst öfter, eine Rose für mich habe. „O ja, Sie sollen eine haben," sagte sie, „warten Sie hier beim Tore — wir standen vor ihrem Hause — ich werfe sie Ihnen vom Fenster herunter. Geben Sie acht!" — Sie ging hinein, ich blickte unverwandt zu ihrem Fenster hinauf. Dies tat sich auf, eine Rose fiel nieder, aber leider verhinderte mich die Dunkelheit sie zu finden. „Warten Sie," rief sie, „vielleicht finde ich eine andere!" — Nach einiger Zeit fiel — keine Rose, aber ein Rosenzweig herab, mit unaufgeblühten Knospen bedeckt. Sie hatte keine volle Rose mehr gefunden.

Arme Knospen! So früh mußtet ihr sterben, durftet euch nicht entfalten und des Lenzes freuen wie ihre Schwestern! Doch, tröstet euch: wenn die Blätter eurer Schwestern längst in alle Winde verweht sind, werdet ihr noch aufbewahrt und heilig gehalten sein; wenn eure Schwestern längst mit der Blüte den Duft verloren, werdet ihr, wenn auch verblüht, mir noch lieblich duften! Lenzes- und Liebesboten sterben ja meistens früh — doch eben der frühe Tod macht sie unsterblich. Ich preise euch glücklich, süße, frühgestorbene, unsterbliche Rosenknospen! (Besser findet der Leser das ausgedrückt in

dem später gedichteten Sonette „Die Rosenknospen", „Sinnen und Minnen" S. 130.)

Als ich nach einigen Tagen Rosa wiedersah, sagte ich ihr: „Die Rosenknospen, die Sie mir geschenkt, sind zwar schon welk, aber sie duften noch immer. Wissen Sie, warum das so sein mag?" — „Nun?" fragte sie. — „Weil sie von Ihnen sind." — „Nein," erwiderte sie, „weil sie bei Ihnen sind!"

Ein Geist ohne Bildung und ein Herz ohne Liebe — und ein so schöner Gedanke! Wie vereint sich das?

Sie liebt mich nicht — das hat sie mir oft fast beleidigend deutlich bewiesen — aber sie erzeigt mir beinahe absichtslos unendlich viel Liebes und Gutes. Ein solches Verhältnis ist das geeignetste für mich als Dichter, Studien zu machen und insbesondere das oft so rätselhafte Leben und Weben eines Frauenherzens zu belauschen. Ein wirkliches Liebesverhältnis dagegen würde mich mehr aufregen, verwirren und fesseln.

Nun, „ein wirkliches Liebesverhältnis" blieb mir zwar noch lange erspart — nicht aber die „größere Aufregung, Verwirrung und Fesselung".

Jadviga war eine junge Polin von reifer Schönheit, welche zwar Deutsch sprechen, aber nicht schreiben gelernt hatte. Sie wünschte das Versäumte nachzuholen, und ich bot ihr meine uneigennützigen Dienste an. Sie hatte wunderbare Augen und Hände, die ich für die schönsten der Welt hielt, bis ich später die der Harfenkünstlerin Marie Mösner kennen lernte. Was ihren Stand betrifft, so lebte sie zwar in der vornehmen Gesellschaft, gehörte aber nicht derselben an. Ich glaube, bei längerem Verkehr mit diesem weiblichen Wesen hätte sich bei mir eine wirklich gefährliche Leidenschaft entwickelt. Der Tisch, an welchem wir unsere abendlichen Schreibübungen anstellten, stand in der Nähe des stark geheizten Ofens. Das hatte natürlich Einfluß auf den Hitzegrad meines Empfindens, und ich kam immer lichterlohglühend aus Jadvigas Gemach. Wer weiß, bis zu welchem Grade Reaumur die Temperatur in ihrer Nähe noch gestiegen wäre, hätte die schöne Polin sich nicht plötzlich veranläßt gesehen, das Haus, in welchem sie weilte, zu verlassen und Gott weiß wohin zu ziehen. Sie versprach mir zu

schreiben, aber bis heute hat sie nichts weiter von sich hören lassen. Ich will mich hier nicht in die Einzelheiten verlieren; aber ich muß gestehen, wenn ich unter den Huldinnen (nicht Heldinnen) meiner ersten Jugendzeit jetzt noch zu wählen, oder, besser gesagt, zu erklären hätte, mit welcher nicht vertrauter geworden zu sein ich jetzt am meisten bedaure, so würde meine Wahl nur zwischen zweien schwanken. Die erste nenne ich nicht — die zweite wäre Jadviga. Ich verweise den Leser auf das Sonett „An Jadviga" in „Sinnen und Minnen" S. 103.

Das war im November und Dezember 1850; im Februar des nächsten Jahres kam es zu einer neuen, aber für jene Epoche letzten Aufregung und Verwirrung dieser Art.

Bei Jadviga bewahrte mich eine baldige rasche Trennung vor jeder Art Enttäuschung. Jetzt war mir's vom Schicksal verhängt, einen Schritt weiter zu machen auf der Bahn der Liebe — bis zu einer förmlichen Erklärung beiderseits und bis zu einem Stelldichein. Aber wie nichts leichter entflammt ist als ein Dichterherz, so ist auch nichts leichter erkältet durch den geringsten rauhen Hauch der Wirklichkeit. Die idealen Anforderungen eines jugendlichen Herzens sind ungeheuer.

In der mehrerwähnten Familie Regiswindas war ich im Februar 1851 zu einem Hausballe miteingeladen. Die Gäste waren versammelt, der Tanz war angegangen, da trat noch ein junges, schönes Paar ein — Bruder und Schwester. Die beiden wurden bewillkommt und alsbald aufgefordert — sie waren aus Graz nach Wien gekommen und erst seit kurzem da ansässig — einen steirischen Tanz zum besten zu geben. Sie taten es und man konnte nichts Schöneres sehen als den Tanz dieser Geschwister, die an Wohlgestalt und an fesselnder Anmut der Bewegungen miteinander wetteiferten. Ich war entzückt und verlor das Mädchen nicht mehr aus den Augen.

Wir kamen nebeneinander zu sitzen, und eh' ich mich dessen versah, war ein Gespräch angeknüpft, das wunderbar in Fluß geriet und gar kein Ende mehr nahm. Ich sprudelte von Poesie. Und als nun gar der Champagner kam, und wir, weltvergessen nebeneinander sitzend, tranken, und ihre Augen wonnig funkelten, ihr klassisch-feingeschnittenes Antlitz sich

rosig verklärte, da wurde ich dieser Rose gegenüber förmlich zur flötenden und trillernden Nachtigall. Die Töchter des Hauses, die seit Jahren gewohnt waren, alles eher von mir zu erwarten, als daß ich einmal den Mund auftun und zehn Worte hintereinander sprechen könnte, waren förmlich verblüfft von der Wahrnehmung dieser plötzlichen Beredsamkeit. Aber die Schleusen waren nun einmal geöffnet, und es gereichte mir zu einer Art von Genugtuung, zu beweisen, daß ich am Ende kein totes Stück Holz, sondern eine Flöte sei, die ganz gute Töne von sich gebe, wenn man nur verstehe, darauf zu spielen. Sidonie — schon der Name war bezaubernd — hatte es verstanden, und der Champagner tat das übrige.

Wir saßen tatsächlich die ganze Nacht hindurch plaudernd beisammen. Hatte ich mit einer andern als ihr getanzt, so setzte ich mich doch immer wieder neben sie, und auch sie kehrte immer wieder auf ihren Platz neben mir zurück.

O diese Ballnacht! Sie war etwas für mich noch nicht Dagewesenes — sie war das Schönste in meinem bisherigen Leben!

Ich wußte damals noch nicht, daß man allen schönsten Momenten ihre Schönheit und Unvergänglichkeit nur bewahren kann, wenn man keinen Versuch macht, sie zu wiederholen. Ich erkundete, daß Sidonie mit ihrem Bruder einer Strohhutniederlage in der inneren Stadt — im Krämergäßchen — vorstehe. Ich ging auf Entdeckung dieses Strohhutladens aus, schlich vor demselben des Abends im Dämmerschein der angezündeten Laternen auf und ab und schickte in einem Moment, wo Sidonie allein hinter den Strohhüten saß, ein müßig umherlungerndes Büblein mit einem Zyklus von acht Liedern „An Sidonie" zu ihr hinein. (Eines davon steht in „Sinnen und Minnen" unter dem Titel „Liebesgruß".) Sidonie las die Blätter — ich beobachtete sie dabei von der Gasse aus, und dann kam der Knabe mit der Einladung zurück, „für einen Augenblick bei ihr einzutreten". Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. Darauf war ich nicht vorbereitet! Ja, wahrhaftig — ich „traute mich nicht" einzutreten! — Aber ich setzte meine abendlichen Wandelgänge vor dem Laden fort. Bruckner,

durch meine begeisterten Schilderungen des Mädchens neugierig gemacht, fing ebenfalls an, durch das Krämergäßchen zu schleichen, und versprach mir unaufgefordert, Sidonien im Auge zu behalten — „um meinetwillen". Ich ersuchte ihn, dies bleiben zu lassen — „um meinetwillen".

Was ich von Sidonien wollte, war ein Brieflein — ein zartes Brieflein zur Antwort auf das meinige. Ein zartes Brieflein an mich von Mädchenhand — das schien mir der Gipfel alles Wünschenswerten! Ich schrieb ihr neuerdings und bat sie, meine Lieder zu vernichten; nächsten Donnerstag abends würde ich einen Boten zu ihr in den Laden senden mit der Frage, „wie sich die Nachtigallen befänden?" und wenn sie mir dann sagen ließe, die Nachtigallen „seien erfroren, weil die Witterung noch zu kalt ist", so solle mir dies ein Zeichen sein, daß sie meiner Bitte willfahrt und die Lieder vernichtet habe. Das würde sie doch zu einer brieflichen Äußerung zwingen, meinte ich. Aber auf meine poetische Blumensprache ging Sidonie nicht ein, weder brieflich, noch mündlich, sondern ließ mir durch den Donnerstagsboten einfach sagen, ich möge um 7¼ Uhr abends in der Gasse auf sie warten . . .

Ich wartete. Sie kam. Wir standen einander gegenüber, ich sprach sie an, und wir gingen zusammen fort.

Was konnte ich anders, als von meiner Liebe reden? Leider herrschte eben ein garstiges Nebel- und Regenwetter, wir mußten die Schirme aufspannen, und unser Gespräch wurde alle Augenblicke durch Rippenstöße der im Kot der Straße sich drängenden Menge unterbrochen. O wie verschieden war dieser Abend von jener Ballnacht bei strahlenden Kerzen und perlendem Champagner! — Auch trug Sidonie ein altes Umschlagetuch von etwas verblichener braunroter oder braungelber Farbe, das ihren zierlichen Leib entstellte. Das alles raubte mir Stimmung und Besonnenheit. Aber ich mußte reden, mußte von meiner Liebe sprechen, und als ich damit zu Ende war, blieb mir nichts übrig, als Sidonie zu fragen, ob auch sie mich liebe. Es gibt nichts Fataleres als eine Liebeserklärung oder die Frage: „Lieben Sie mich, mein Fräulein?" bei einem Hundewetter im Freien oder sonst zu ungelegener Stunde, besonders wenn man sich kaum noch kennt. Ich selbst fühlte mich durch die an Sidonie

gerichtete Frage so ernüchtert und erkältet, daß ich unmittelbar darauf die ersten Anzeichen eines Schnupfens verspürte. Sidonie erwiderte, ich sei ihr „sehr wert und angenehm", aber ihr Bruder werde eine „Bekanntschaft mit einem Studenten" niemals dulden. Eine Bekanntschaft! Du lieber Himmel! Was hatte ich denn gewollt, als durch das Krämergäßchen lustwandeln und ihr Verslein „an Sidonie" zusenden? Die Berufung auf den Bruder baute meinem Rückzug aus der Prosa in die Poesie des Herzens eine goldene Brücke. Als wir das Kärntnertor hinter uns hatten und der Regen immer stärker niederträufelte, machte ich Halt und verabschiedete mich von dem lieben Kinde. Entsprechende Worte wurden dabei gewechselt, warm gemeint, aber naßkalt angehaucht. Alleinstehend auf dem finsteren Glacis unter dem aufgespannten Regenschirm, kam ich mir wie ein Philister vor und betastete mich unwillkürlich, ob ich nicht einen spitzen Frack anhätte und einen Zylinder auf dem Kopf und eine weiße Binde um den Hals . . .

So liebte ich mit zwanzig Jahren!

Als ich das historisch-philologische Seminar besuchte, lagen diese mißlungenen Versuche zu lieben und geliebt zu werden schon hinter mir. Im Jahre 1852 bedurfte man am Theresianum eines philologischen Supplenten und wandte sich an Bonitz: dieser schlug mich vor. Ich dachte nicht, mit dem Gymnasiallehramt Ernst zu machen; aber warum sollte ich nicht durch eine solche *vorläufige* Beschäftigung meine äußere Lage verbessern? Jahre einer nicht gerade beneidenswerten Kindheit und Jugend lagen hinter mir. Mit einem Monatslohn von sieben Gulden hatte mein Vater als herrschaftlicher Diener wenig mehr für die Seinen zu tun vermocht, als daß er die bescheidene Wohnungsmiete für sie bestritt. Was meine Mutter mit Näharbeit, ich mit Lektionen vom fünfzehnten Jahre an erwarb, war alles, worauf sich unser beider Haushalt gründete. Das hatte nun schon durch das kleine Seminarstipendium sich etwas anders gestaltet und konnte noch ganz anders sich gestalten, wenn ich eine Hilfslehrerstelle an einem Gymnasium annahm. Ich nahm also an, und als man im nächsten Semester meine Aushilfe für das akademische Gymnasium beanspruchte, nahm ich ebenfalls an, und als man zu Beginn des nächsten Schul-

jahres meiner am Grazer Gymnasium zu bedürfen glaubte, folgte ich auch diesem Rufe, bereit, auf diesem Wege auszuharren, bis ein dichterischer Erfolg mir eine unabhängige Stellung sicherte.

Während der Ferienmonate 1853 war ich einer Einladung des Grafen Terlago in Unter-St. Veit bei Wien gefolgt, wo ich Gastfreundschaft genoß und dafür mit dem Söhnlein des Grafen täglich eine Stunde lang den Homer las. Ich verlebte da ganz angenehme Tage. Die Vormittage brachte ich spazierend, lesend, dichtend in den prächtigen Laubgängen des nahen Schönbrunner Parkes zu.

---

6. Von der Mur zur Adria.

Ich bin in meiner Erzählung bei dem ersten Grazer Aufenthalte vom Oktober 1853 bis April 1855 angelangt.

Nicht sogleich beim ersten Anblick entfaltete die anmutige Murstadt für mich jenen Zauber, den man ihr nachzurühmen pflegt. Von Wien kommend, trug ich die allzu lebendige Erinnerung an die unvergleichlich schönen, reichen und großartigen Rundsichten noch in mir, wie sie in der Umgebung der Residenz von der Höhe des Kahlenberges, des „Himmels“, des Hermannskogels usw. nach einer Seite über die Riesenstadt und den Riesenstrom, nach der andern über gewaltige Gebirgslandschaften sich auftun. So konnte ich, auf dem Grazer Schloßberge stehend, nur einen angenehmen, aber keinen bedeutenden Eindruck empfangen. Mein Auge vermißte in der Stadt unter mir und in den zerstreuten, belanglosen Landhäusern der Umgebung architektonische Punkte, auf welchen es mit Interesse hätte ruhen können. Aber ich verkannte nicht den Reiz des Berges und seiner Spaziergänge an und für sich, und wenn ich im dolce far niente der schönen Septembertage, in welche meine Ankunft fiel, Trauben und Nüsse naschend, das Glacis entlang schlenderte, entzückte und fesselte meinen Blick der herbstliche Farbenzauber des bewaldeten Abhangs, mit seinem Purpur und den hundert Schattierungen seines welkenden Laubgrüns.

Die Tatsachen dieses meines ersten, anderthalbjährigen Grazer Aufenthalts werden rasch erledigt sein.

In poetischer Beziehung war diese Epoche für mich nicht sonderlich fruchtbar. Von Gedichten, welche später in die Sammlung „Sinnen und Minnen“ übergingen, entstanden die Lieder: „Trost“ (S. 14), „Rosenlied“ (S. 16), „Meeresliebe“ (S. 18), „Ich seh' dich heut zum erstenmal“ (S. 75), „Ein Moment“ (S. 167); die Ghaselen: „Spielzeug“ (S. 155), „Ruhe“ (S. 155), „Ich will ja nichts“ (S. 155), „Wie, du liebst mich nicht?“ (S. 156); die Sonette: „Verschollene Liebe“ (S. 122), „Du“ (S. 148), „An M. M.“ (ursprünglich „An P.“ überschrieben, S. 169); die Distichen: „An L.“ (S. 93), „An Pauline“ (S. 94).

Ein eifriges Studium des *Persischen* fiel in diese Zeit, das später mit gleichem Interesse noch einige Jahre lang fortgesetzt wurde.

Für das Gymnasialprogramm des Studienjahres 1853 bis 54 schrieb ich eine Abhandlung: „*Über die Grundideen der griechischen Tragödie*“, über welche Bonitz in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien sich beifällig äußerte.

Dazu kam die Vorbereitung für meine Lehramtsprüfung. Es war mir nunmehr klar geworden, daß bei der Eigentümlichkeit meiner Verhältnisse jedenfalls noch einige Jahre verstreichen würden, bis ich auf dem Punkte angelangt wäre, einen gesicherten Haushalt auf dichterische Tätigkeit allein zu gründen. Ein Supplentengehalt von 40 fl. aber konnte auch nur sehr notdürftig ausreichen. So schien nichts übrig zu bleiben, als durch Ablegung der Lehramtsprüfung und Annahme einer wirklichen Anstellung — die ja im günstigen Moment immer wieder aufgegeben werden konnte — den Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen: um so mehr, da durch eine sorgenfreie Lage, wie ich hoffte, auch dem poetischen Bestreben Vorschub geleistet werden konnte.

Nachdem ich am Schlusse des Schuljahres 1853—54 einen Tag lang, von Morgen bis Abend, meiner Tätigkeit als Examinator für das Griechische und Lateinische bei den Maturitätsprüfungen obgelegen — man hatte den Tag für diese beiden Fächer ausschließlich bestimmt — reiste ich am folgenden Morgen nach Wien ab, um mich dort sofort selbst

als Prüfling vor der Kommission einzufinden, welche aus Miklosich als Vorsitzendem, Bonitz für das Griechische, Grysar für Latein und Hahn für deutsche Sprachwissenschaft bestand. Durch die Strapazen der vorherigen Tage war ich so angegriffen, daß ich mich krank gemeldet haben würde, hätte nicht Bonitz mit aufmunterndem Zuspruch mir im letzten Augenblicke noch Mut gemacht.

Das umfangreiche Prüfungsprotokoll und Lehramtszeugnis — es umfaßt sechs Folioseiten — sprach mir die Befähigung zu, Griechisch und Latein am ganzen Gymnasium zu lehren; für das Lateinische wurde die „Leichtigkeit" der Übersetzung anerkannt, für das Griechische die „Gewandtheit und Bestimmtheit" derselben, „selbst der schwierigeren Stellen" und die „Genauigkeit der Erklärung", so wie die „in mancher Hinsicht in das einzelne reichende Kenntnis der Realien". In betreff des Deutschen aber lautete das Urteil wörtlich wie folgt: „Der Kandidat hatte, wie er sagte, für das Deutsche die Lehrbücher von Bauer und ähnliche studiert; man hat aber aus seinen Antworten nicht entnehmen können, daß dies mit der erwünschten Gründlichkeit geschehen sei."

Es hatte damals eine eigene Bewandtnis mit den Prüfungen aus dem Deutschen bei Kandidaten für das Gymnasiallehramt. Jedem Kandidaten, was immer für eines Faches, oblag es, sich auch aus dem Deutschen einer kleinen Prüfung zu unterziehen. Aber das Ergebnis dieser nebensächlichen Prüfung sollte — so lautete die Verfügung — keinen Einfluß haben auf die Entscheidung der Lehramtsprüfung im ganzen. Die Folge hiervon war, daß die Bewerber, sattsam in Anspruch genommen durch ihr Fachstudium, den Formelkram der deutschen Grammatik abseits liegen und sich kecklich eine Unwissenheit bescheinigen ließen, die keine praktischen Folgen für sie hatte. Auch mir fehlte zur Zeit der Ehrgeiz, in einem Fache, dessen ich in der Ausübung mächtig genug zu sein glaubte, für und wider nichts auch durch theoretische Kenntnis glänzen zu wollen.

Bekanntlich hat mich diese Versäumnis nicht gehindert, in Sachen der Muttersprache es späterhin ziemlich genau zu nehmen, und sogar ein bißchen Pedant zu werden. Ich verließ mich auf das Sprachgefühl und auf die Anleitung, die ich aus der Lesung unserer klassischen Schriftsteller schöpfte,

und hatte daran, fast möchte ich sagen, mehr als genug. Reicht dergleichen doch hin, einen Menschen schier unglücklich zu machen, wenn er sieht, wie die sprachliche Fahrlässigkeit und Willkür im neuesten deutschen Schrifttum immer mehr überhand nimmt. Auch ohne die „Lehrbücher von Bauer und ähnliche" studiert zu haben, und langer Gewöhnung zum Trotz, verstimmt es mich noch immer gründlich, so oft ich auf das häßliche, täglich häufiger werdende: „Wenn ich wissen würde" oder „Würde ich wissen, so" usw. stoße — es ist, wie wenn der Franzose sagen wollte si je saurais statt si je savais, oder der Italiener se saprei statt se sapessi — oder auf das drollige Beiwort „diesbezüglich" — genügt das einfache „bezüglich" wirklich nicht? — oder auf das unappetitliche Grazer Lieblingswörtchen „Anwurf" statt Vorwurf, das so ganz und gar „ungut" und „unnotwendig" ist — oder in Romanen auf das schlecht-französische: „Jawohl! machte die Gräfin." — Bei letzterem Gebrauch des Wortes „machen" fühle ich mich immer lebhaft an die Bedeutung erinnert, welche dasselbe hier und da in der Kinderstube hat.

Meine Kollegen im Supplentenamte am Grazer Gymnasium, darunter der Mexikoreisende B. Heller, der begabte Adolf Ficker, Gustav Herr, Erasmus Schwab, Eduard Krischek, Georg Ullrich, Reichel u. a., bildeten einen flotten geselligen Kreis, der durch den Anschluß junger Dozenten der Universität erweitert wurde, und in dem sich angenehm verkehren ließ, dem ich aber freilich für meinen Teil bald dadurch entrückt wurde, daß ich einen eigenen Haushalt an der Seite meiner Mutter und später auch meines Vaters führte. Von diesem Kreise ehrenwerter Genossen hob durch Eigentümlichkeit des Wesens und Charakters, insbesondere durch eine unendliche Gemütlichkeit Jakob Cicigoi sich ab, den wir unter uns gewöhnlich nur „Goi" zu nennen pflegten.

So fest ich mir auch vorgenommen, in diesen Mitteilungen mich auf meine Person zu beschränken, so drängt doch, wenn man einmal das Buch seiner Lebenserinnerungen aufschlägt, neben dem lieben Ich unabweislich so manches liebe und werte Nicht-Ich sich hervor; und so fühle ich auch an dieser Stelle wieder das Bedürfnis, ein schlichtes Denksäulchen für eine Persönlichkeit, die mir gemütlich nahestand, aufzurichten.

Unser „Goi" war Kroate von Geburt, sprach daher das Deutsche mit einem etwas fremden Akzent, aber doch recht gut, und wenn ihm jezuweilen auf dem Katheder ein Ausdruck entschlüpfte, wie: „So, nun sperren Sie die Bücher zu!" so lächelten zwar die Schüler, aber seinem Ansehen schadete es bei ihnen nicht, da er ihnen ebenso sympathisch war, wie den Kollegen im Lehramt.

Von dem köstlichen, goldreinen Gemüte dieses Menschen lohnt es sich einen Begriff zu geben durch ein Geschichtchen, das ich im Verkehre mit ihm erlebte.

Eines Sonntags besuchte ich ihn, wie öfter, und fand seine Stirne gerunzelt, wie von schwerer Sorge verdüstert. Ich fragte ihn nach der Ursache. „Ach!" versetzte er, „mir ist etwas sehr Unangenehmes begegnet. Waren da hintereinander ein paar Väter von Gymnasiasten bei mir, und wie sie fort sind, bemerke ich erst, daß einer von ihnen einen Dukaten, in ein Papierchen gewickelt, auf meinem Schreibtisch zurückgelassen hat. Ja, was denken denn die Leute von Unsereinem? Und das Schönste ist, daß ich nicht einmal weiß, welcher von den beiden Vätern es war, der den Dukaten unbemerkt auf meinen Schreibtisch legte. Wie soll ich es nun anfangen, denselben zurückzustellen? Soll ich von einem zum andern gehen und fragen: „Herr, sind Sie es, der mich mit einem Dukaten hat bestechen wollen?" Und behalten mag ich ihn auch nicht! — Ach Gott! (so schloß er seine Klage, das Goldstück aufnehmend und wieder hinwerfend) wenn ich den verwünschten Dukaten nur wieder los wäre! Er brennt mich förmlich in der Hand!"

„Lieber Freund!" gab ich zurück, „wir haben heute den 27., und ich bin eben gekommen" — damit sagte ich die Wahrheit — „um dich zu ersuchen, mir mit fünf Gulden bis zum Ersten aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen. Leih mir den Dukaten, so hast du ihn aus der Hand, wenn er dich so sehr brennt!"

„Ja!" rief er hastig. „Ja! da hast du ihn! Nimm ihn! Aber ich bitte dich, gib mir ihn nicht zurück — hörst du? Ich werde dir's schon sagen, wenn ich ihn brauche!"

Ich steckte den Dukaten zu mir, und Freund Cicigoi atmete erleichtert auf.

Ich achtete seine Bitte und wartete geduldig, bis er mir

sagen würde, daß er den Dukaten brauche. Er hat ihn nie gebraucht.

Vielleicht wundert sich der eine oder der andere Leser, daß so naive Bestechungsversuche, wie der eben erwähnte, in früherer Zeit vorkamen. Sie kamen vor, wenn auch nicht oft, und ich selbst war einmal in der Lage, den Begriff eines naiven Vaters von meiner Ehre und Ehrlichkeit zu berichtigen. Jede Zeit hat eben ihr Eigentümliches. So war es z. B. auch eine Eigentümlichkeit jener Zeit, daß den Verkehr mit den Professoren die Väter der Schüler besorgten. Ich erinnere mich keines einzigen Damenbesuchs während der ganzen Zeit meiner lehramtlichen Tätigkeit. Seit, wie verlautet, zum größeren Teil die Mütter jenen Verkehr auf sich genommen, mögen die naiven Bestechungsversuche aufgehört haben. Frauen sind nicht so naiv wie ihre Männer.

Ein interessantes Schauspiel war es, wenn es uns Kollegen gelang, den seelenguten Goi einmal zornig zu machen. In ebendieser seiner Seelengüte pflegte er uns von Zeit zu Zeit zu einem abendlichen Tee bei sich einzuladen, was immer gerne angenommen wurde. Er pflegte den Tee selbst zu bereiten, in einem „Schnellsieder", den er uns sehr rühmte und auf den er geradezu stolz war. Aber der Tee hatte manchmal den Eigensinn, auf diesem „Schnellsieder" durchaus nicht — fertig werden zu wollen. Weiß Gott, wie es kam, das Teewasser war in solchen Fällen wie verhext, es wollte nicht aufkochen. Wenn nun Goi den langen Leib und das breite bärtige Gesicht immer sorgenvoller über den Schnellsieder beugte, seine Stirne immer tiefer sich runzelte, und zwischen den Runzeln allmählich auch Schweißtropfen zu funkeln begannen, wie Tautropfen zwischen den Furchen eines frischgepflügten Ackers — so war dies ein Anblick, der mehr Mitleid als Heiterkeit hätte erwecken sollen. Wir aber, mit erwartungsvollen, halb spöttischen Mienen um unsern Freund her sitzend und seinen nicht brodeln wollenden Hexenkessel ins Auge fassend, weideten uns herzlos an seiner Verlegenheit und an seiner Jammermiene, die der eines Zauberers glich, dem nichts gelingt, weil man ihm zu skeptisch auf die Finger sieht. Trieben wir aber nun gar die Bosheit so weit, über Hunger zu klagen und abfällige Bemerkungen über den gerühmten Schnellsieder fallen zu lassen — da

begann es allmählich, nicht in Gois Teewasser, aber in ihm selber aufzukochen und aufzuwallen, bis er zuletzt losplatzte: „Ei, nun wollt' ich aber schon, daß euch alle miteinander der Teufel holte!"

Meine Spaziergänge machte ich meistens in seiner Gesellschaft. Für gewöhnlich war er heiteren Sinnes, und selbst über Unangenehmes wußte er sich mit den Worten: „Tut mir leid — aber es macht nichts!" hinwegzusetzen. Von Zeit zu Zeit hatte er jedoch auch seine melancholischen Augenblicke und dann sprach er in der Regel von seiner Heimat und davon, daß er am liebsten dahin zurückkehren möchte. Das Wort Heimat hatte in seinem Munde den Klang, den es im Munde von Menschen hat, welche ein tieferes Gemüt besitzen.

Sein Wunsch ging übrigens in Erfüllung. Er erhielt bald nachher eine Anstellung an einem kroatischen Gymnasium und nahm eine Landsmännin zur Frau, welcher eine recht hübsche Anzahl von Weingärten, ich weiß nicht, ob als Aussteuer oder als Erbe zufiel.

Diese Weingärten wollten gepflegt sein; Cicigoi entsagte dem Lehramt und wurde Ökonom. Ich habe seither nicht wieder von ihm gehört, aber daß er bei seinen Weingärten sich wohlbefindet, schließe ich daraus, daß er den bewußten Dukaten immer noch nicht braucht.

Ich bin mit meinen Grazer Erinnerungen von 1853 bis 1855 nicht ganz zu Ende. Es liegt ein aus stenographisch hingeworfenen Blättern ins reine geschriebenes Tagebuch vor mir, welches für mich das weitaus bedeutendste Denkmal jenes ersten Grazer Aufenthalts bleibt. Dieses Tagebuch enthält eine Herzensgeschichte — die Geschichte eines „Liebesverhältnisses"; des ersten in meinem Leben, das diesen Namen einigermaßen verdiente, und das sich in den üblichen äußeren Formen eines solchen bewegte. Ein zwangloser, inniger und doch zarter, ich darf sagen jugendlich-unschuldiger Verkehr mit einem Mädchen ist in diesem Tagebuche so unbefangen geschildert, wie es nur in einem Tagebuch denkbar ist, zumal in einem solchen, welches die stenographische Form der Niederschrift zu einem Buch mit sieben Siegeln für andere Personen macht. Ich habe das Gefühl, daß besagtes Liebesverhältnis *nur* in der Form, in welcher

das Tagebuch es darlegt, verständlich und interessant sein könnte. Es geht aber doch nicht an, ein Erlebnis, das in meinem Leben Epoche machte, hier ganz zu übergehen, und so muß ich mich auf eine kurze Erzählung beschränken, die dieser gedrängten Lebensüberschau im rechten Verhältnisse sich einfügt.

Ich darf in den Hauptsachen ohne Rückhalt sprechen, da meine Geschichte sich vor 33 Jahren ereignete und kein persönlicher Bezug mehr sie mit der Gegenwart verknüpft.

Als ich von Wien nach Graz abreiste, war meine Mutter durch Umstände noch ein paar Wochen in Wien festgehalten. Bis sie mir nach Graz folgte und wir eine eigene Wohnung bezogen, hatte ich mich vorläufig in ein Monatzimmer eingemietet, bei einem alten Herrn, Witwer und Vater eines hübschen, blühenden Töchterleins von siebzehn Jahren. Ich beachtete das Mädchen anfangs nicht sehr; als aber meine Mutter angekommen war, befreundeten wir uns mit der kleinen Familie, und es entspann sich, nachdem wir eine eigene Wohnung bezogen hatten, ein reger Verkehr von Haus zu Haus. Wir brachten häufig die Abende bei dem alten Herrn und seiner Tochter zu, und bald suchte ich auch in freien Tagesstunden gern die Gesellschaft des lieblichen Mädchens. Ihr Vater war als Beamter den größten Teil des Tages vom Hause abwesend. Ich plauderte mit ihr, phantasierte auf ihrem Klavier, las ihr Platens Sonette und Ghaselen, Daumers „Frauenbilder und Huldigungen“ vor. Nora — so wollen wir das liebe Kind nennen — verriet viel Sinn und Verständnis für Poesie; sie wurde warm dabei. Das ermunterte mich, mit eigenen Verslein herauszurücken, und als ich so, den Mantel auseinanderschlagend, den Ordensstern der Poesie auf meiner Brust enthüllte, da leuchteten Noras Augen von dem gebührenden achtungsvollen Erstaunen. Sie war keine Schwärmerin, aber sie wußte, wie alle jungen Mädchen, die Poesie schon deshalb zu schätzen, weil man in Versen so vieles sagen und sich sagen lassen darf, was man in Prosa *nicht* sagen und sich nicht sagen lassen dürfte. Ich empfand nicht eigentlich Liebe für Nora im vollen Sinne des Wortes; aber mich plagte die Neugier junger Leute, die noch nichts erlebt haben und die zunächst nur wissen möchten, ob sie wohl *geliebt werden*

könnten. Diese heimliche Neugierde der Jünglinge und Jungfräulein erweist sich oft verhängnisvoll; sie wird für Liebe genommen und führt zu „Verhältnissen", deren Zweck im Grunde mit der Liebeserklärung erreicht ist und die damit ein Ende haben sollten.

Vorsichtig und bescheiden, aber harmlos folgte ich dem Zuge dieser jugendlichen Neugier Nora gegenüber.

Eines Tages stand ich mit ihr am Fenster. Da ging unten in der Straße ein junger Mann vorüber, der zu Nora hinaufblickte. Sie errötete . . .

„Ach, das gute, liebe Kind hat einen Liebsten!" — Mit diesem Ausrufe beginnt mein erwähntes Tagebuch.

Nora gestand mir, jener junge Mann habe früher ein Monatzimmer in ihrer Familienwohnung innegehabt, habe sie da, während sie fast noch ein Kind war, liebgewonnen und noch immer seien sie sich gut; aber sie könnten sich nur selten sehen, da ihr Vater dem jungen Manne das Monatzimmer gekündigt und ihm streng verboten habe, ins Haus zu kommen.

Von diesem Augenblicke an war es natürlich bei mir entschieden, wie ich mich fortan bei Nora zu benehmen hätte. Ich konnte ihr nur mehr ein Freund, ein Vertrauter sein. In jugendlicher Unbefangenheit glaubten wir beide unserem Gewissen genug getan zu haben, wenn wir einander nichts weiter waren und blieben als eben Freunde. Aber der Glorienschein gewissenhafter Zurückhaltung und Selbstbeherrschung machte uns einander nur um so interessanter. Nora war an manchen Tagen auffallend blaß, nachdenklich und still; und in meinen Versen — warum hätte ich Nora meine Gedichte nicht mehr vorlesen sollen? — mischte sich dem Ausdruck entsagungsvoller Gesinnungen in Scherz und Ernst ein Hauch von Schwermut bei, der ihre Wirkung über meine Absicht und über mein Verlangen hinaus steigerte.

Bald konnte ich mir nicht verhehlen, daß Nora unter inneren Kämpfen leide. Eine Zeitlang schien sie zu schwanken und zuletzt glaubte sie, den Freund und Genossen ihrer frühesten Jugend nicht mehr zu lieben, nie wirklich geliebt zu haben. Mein Benehmen war bis dahin so pflichtmäßig und ehrlich gewesen, als es die Naivität und die mangelhafte Erfahrung der Jugend zuließ. Aber nun steckte mich Nora

mit ihrer Halbheit, ihrer Unentschiedenheit an, und ich wußte zuletzt nicht mehr, ob ihr Verhältnis zu Adolf überhaupt respektiert zu werden verdiene oder nicht.

Da brachte ein Tag ganz plötzlich und unerwartet die Entscheidung. Adolf hatte sich auf einem Spaziergange, welchen Nora in Begleitung einer älteren Frau machte, zu ihr gesellt und geradezu die Frage an sie gerichtet, ob ihr Herz noch ihm gehöre, hatte sie aufgefordert, es ihm ohne Rückhalt zu gestehen, wenn es Zeit für ihn sei, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen.

Nora entsprach seiner Aufforderung. Ermutigt durch seinen lebhaften Zuspruch gestand sie ihm, daß sie einen andern liebe. Als er sie fragte, ob sie auch wiedergeliebt werde, gab sie zur Antwort, sie wisse es nicht.

Als jene ältere Frau, in deren Gesellschaft Nora bei dieser Unterredung mit Adolf sich befand, auf Noras eigenes Ersuchen mir den ganzen Vorgang erzählte, war ich im höchsten Grade überrascht und fast bestürzt. Mich rührte das Schicksal des unglücklichen Liebhabers und ich konnte nicht umhin, mir selbst im stillen die Frage aufzuwerfen: Wenn Nora sich schon einmal in ihrer Herzensneigung getäuscht, kann nicht auch ihre jetzige Neigung wieder nur eine Täuschung sein?

Ich verhehlte dies Bedenken Nora nicht, als ich sie zum erstenmal nach jener entscheidenden Szene mit Adolf wiedersah. Ich bat sie, zu erwägen, ob wir nicht unsere Herzen noch länger prüfen sollten, bevor wir einander ein bindendes Gelöbnis machten. Sie war einverstanden.

Es widerstrebt mir beinahe, in einer Erzählung fortzufahren, bei welcher ich die Einzelheiten, eben das, was eigentümlich an ihr ist, übergehen muß, so daß fast nur der alltägliche Umriß einer oft genug dagewesenen Herzensgeschichte übrig bleibt. Ich eile daher zum Abschluß.

Immer fiel es mir schwer, zu glauben, daß Nora den Verstoßenen ganz vergessen habe. Und als sie später einmal, um diesen Verdacht in mir zu ersticken, die Haarlocke Adolfs, die sie einst von ihm zum Andenken erhalten hatte, vor meinen Augen ins Feuer warf, da fühlte ich mich mehr aufgeregt als beruhigt und sah mit seltsamen Gefühlen das Haar in den Flammen verknistern und verlodern . . .

Aber von einem dunkelbeschatteten Hintergrunde hebt ein Liebesleben sich um so reizender, um so süßer in Momenten des Vergessens, des reinen Glückes ab. In den Verlauf eines halben Jahres drängte sich ein Idyll voll holder Tändelei, unterbrochen von den kleinen Gewittern und Tränenregenschauern, welche das glühende Herz wohltätig erfrischen.

Das entzieht sich hier der Schilderung. Um so schroffer muß der Übergang erscheinen zu dem, was folgt. Aber die Phantasie des Lesers wird die Lücke vielleicht ergänzen.

Der 11. Dezember 1854 war der Tag, an welchem ich mich lossagen mußte von einem Wesen, bei welchem, wenn es auch den frühen, jugendlichen Idealen der Dichterseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten Male tiefinnig wohl geworden, was ich freilich erst jetzt ganz empfinde und zu würdigen imstande bin.

Ein mich betreffender Umstand zunächst und weiterhin ein Zwischenfall in Noras Hause waren es, welche diese Wendung der Dinge herbeiführten.

Mein Haushalt war ein kleiner, festgeschlossener Kreis, an dessen Erweiterung nicht gedacht werden konnte. Aus der Möglichkeit einer Durchbrechung desselben war Unheil erwachsen, welches schwer auf mir lastete, und welchem durch einen entscheidenden Entschluß irgendwelcher Art begegnet werden mußte.

Während diese Bedrängnis mich ratlos machte, trat jener Zwischenfall ein, der den Ausschlag gab.

Eine im selben Hause mit Nora wohnende, ihr sehr befreundete Familie vermietete ein Monatzimmer in der Regel an Studierende. Dieses Zimmer stand jetzt eben leer. Dabei hatte man sich eben an Nora mit der Bitte gewendet, in Abwesenheit der Familie den Schlüssel der Wohnung zu übernehmen und das Monatzimmer denjenigen zu zeigen, welche dasselbe besichtigen wollten. Nora fand sich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerksam gemacht durch die Magd, welche vom Küchenfenster aus den Eingang der Nachbarwohnung übersah, die sich einfindenden jungen Leute in die besagte Wohnung zu führen, ihnen das zu vermietende Zimmer zu zeigen, über die Mietsbedingungen Aufschluß zu geben usw.

Als ich eines Tages zu Nora kam, — es war Sonntag und ihr Vater zu Hause — war eben die Rede von einem „hübschen Italiener", welchen Nora vormittags in die Nachbarwohnung geführt und mit welchem sie dort längere oder kürzere Zeit verweilt hatte. Daß mir dergleichen nicht sonderlich angenehm war, muß ich gestehen, sollte ich auch durch dieses Geständnis die allgemeine Entrüstung gegen mich heraufbeschwören. Ich konnte jedoch meinerseits über die Sache schweigen, da diesmal Noras jovialer Papa selbst, der sonst nicht den leisesten Zweifel an der unbedingten Unanfechtbarkeit seiner Tochter duldete, in einigen Aufruhr geriet und ihr mit Entschiedenheit verbot, sich noch weiter zu diesem nachbarlichen Gefälligkeitsdienste herzugeben. Was mich betrifft, so hätte ich die Sache damit für abgetan halten können, wäre nicht die Erinnerung an den eigentümlichen Eindruck, den mir Nora an jenem Tage machte, in mir wachgeblieben. Sie war mir völlig verändert vorgekommen; ihre Gesichtszüge hatten einen Ausdruck, den ich nie zuvor an ihr bemerkt; sie sah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch eines der Monatzimmer leer, welche Noras Vater selbst zu vermieten pflegte. Da fand sich ein hübscher, italienischer Studiosus ein und mietete dasselbe. Ob es derselbe war, dessen Bekanntschaft Nora in der Nachbarwohnung gemacht, ist mir unbekannt.

Wenn ich mir selbst das Zeugnis geben konnte, daß ich bisher zu ideal gestimmt oder zu jugendlich schüchtern gewesen, um eine mir gegönnte Freiheit im Verkehr zu mißbrauchen, so kannte ich von der Welt doch immerhin genug, um zu wissen, daß Idealität und Schüchternheit nicht gemeinsame Eigenschaften sämtlicher jungen Leute seien.

Ich war also besorgt, und diese Besorgnis vereinigte sich mit dem peinlichen Gefühl des Ungemachs, das von anderer Seite her aus meinem Verhältnis zu Nora sich ergeben hatte. So wurde ich das Opfer einer Unruhe, einer Verwirrung, der ich mich nicht länger gewachsen fühlte. Unter diesen Umständen warf ich mir selbst noch einmal die Frage auf: Ist Nora das Mädchen, das du wahrhaft liebst und um dessen Besitz dir kein Preis zu hoch sein darf? Und wenn dies der Fall, bist du in der Lage, ihr

das zu bieten, was sie und was ihr Vater als selbstverständlich von dir erwarten?

Die erste Frage konnte ich unentschieden lassen; die zweite mußte ich entschieden verneinen. An eine eheliche Verbindung war bei der eigentümlichen Gestalt meiner Familienverhältnisse zu denken unmöglich.

So galt es denn, einen Entschluß zu fassen. Ich ging nach einem wehmütig süß mit Nora verplauderten Abend von ihr fort, mit dem Vorsatze, nie wiederzukehren. — Mit dem Vorsatze! — Daß ich ihn hielt und halten konnte, war, wie sich sogleich zeigen wird, nicht mein Verdienst.

Ich habe niemals Genaueres darüber erfahren, wie Nora mein Fernbleiben aufnahm. Einiges Spärliche vernahm ich von vergossenen Tränen, und ein zartes Wort wurde mir gerüchtweise zugetragen, das sie zu einer Freundin gesprochen haben sollte: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken."

Aber das war alles. Nora erkundigte sich weder brieflich noch sonst irgendwie nach dem Grunde meines Ausbleibens, wie sie es doch sonst immer getan, wenn wir uns ein paar Tage lang nicht sahen. Ich ging noch täglich, wie sonst, an ihrem Fenster vorüber, zur gewohnten Stunde, wo ihr lächelndes Gesicht immer zwischen den Blumentöpfen aufgetaucht war: sie zeigte sich dort nie wieder.

Vermutlich war sie „zu stolz" dazu. Aber wenn ich nicht zu stolz war, an ihrem Fenster vorüberzugehen wie sonst, so hätte sie auch nicht zu stolz zu sein gebraucht, zur selben Stunde am Fenster zu sitzen wie sonst. Bekanntlich entwickeln Liebende häufig diese Art von Stolz erst dann, wenn ihnen mehr daran gelegen ist, einer Versöhnung auszuweichen, als sie zu suchen.

Als ich im April des nächsten Jahres Graz zu verlassen und nach Triest abzugehen im Begriffe stand, richtete ich an Nora noch einige Zeilen zum Abschied und spielte darin auf Gerüchte an, welche sich inzwischen in bezug auf eine Trösterrolle des Italieners verbreitet hatten. Keine Antwort! Erst am Tage der Abreise, *als ich auf dem Wege zum Bahnhof war* und dabei an Noras Haus vorüberkam, wurde durch eine hinter mir hereilende Magd mir ein Brief Noras eingehändigt, in welchem sie sagte, es

sei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab, sie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menschen Gehör schenkte, deren Zweck ja nur war, uns zu trennen. Wie schön, wie tröstlich wäre mir das früher zu hören gewesen! Aber Nora hatte sich zu dieser Antwort acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit genommen und sie mir erst in dem Augenblicke zukommen lassen, als keine Rückkehr, keine Unterredung, keine Versöhnung mehr möglich war.

Einige Jahre nachher wurde mir mit Bestimmtheit von Beziehungen erzählt, welche sich zwischen Nora und dem Italiener entsponnen und mit der Rückkehr des letzteren in seine Heimat geendet haben sollten. Ich lasse dies, wie billig, dahingestellt sein. Nora war frei, und wenn sie wirklich nach dieser Seite hin über ihr Herz verfügte, so brauchte sie sich darüber keinen Gewissensskrupel zu machen.

Aber glücklich scheint Nora durch jene Wendung der Dinge nicht geworden zu sein. Sie begann zu kränkeln und erlag im Jahre 1860 einer Lungenentzündung, die sie sich dadurch zugezogen haben soll, daß sie, wie man erzählte, mit dem ausgesprochenen Entschlusse, zu sterben, bei großer Erhitzung ein Glas kalten Wassers leerte.

Nun ruht sie längst von den Täuschungen und Prüfungen des Lebens aus. Zerfallen ist längst der zarte, schmiegsame Leib zu Staub. Aber etwas ist noch wohlerhalten übrig von ihrem leiblichen Dasein: ein Kränzchen, geflochten aus Haaren von ihr, womit sie mir am 21. September 1854 ein Geschenk machte. Als ob sie erst heute von ihrem Haupte gelöst worden wären, glänzen diese feinen braunen Flechten noch immer. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während das einst blühende Mädchen selber längst vermodert ist, das, was sie als ein Liebeszeichen von sich losgetrennt und hingegeben hat, durch die Liebe gleichsam gefeit, über Grab und Verwesung hinausgerettet, unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigentümlichen Empfindungen sah ich später immer, wenn ich in den Ferien Graz besuchte, vom Burgtor her durch die Hofgasse schreitend von fern mir das wohlbekannte Eckfensterchen, an dem ich so oft mit Nora stand, entgegenleuchten! Noch immer sah ich Blumentöpfe hinter den Fensterscheiben und einen Kanarienvogel im Bauer, wie einst, und

ich meinte, das liebe Köpfchen müsse, wie einst, darüber erscheinen. Am tiefsten aber fühlte ich mich immer bewegt, wenn ich abends dort vorüberging, und das Licht einer Lampe durch jenes Fenster im dritten Stockwerk schimmerte. Es war mir, als müsse es noch immer die alte, trauliche Lampe sein, bei deren mildem Schein wir so oft, selig wie Kinder, lesend, plaudernd, scherzend und tändelnd saßen . . .

Ganz unerwartet erhielt ich im Jahre 1863 zu Triest noch eine verspätete Kunde von Nora. Die mir ganz unbekannte junge Frau eines deutschen Beamten in Triest ließ mich um einen Besuch bitten, da sie mir Mitteilungen von einer gewissen Nora zu machen habe. Ich folgte der Einladung, und die junge Frau gab sich mir als gewesene Freundin Noras zu erkennen, mit welcher sie in den letzten Lebensjahren derselben in Verkehr stand, und welche ihr bei ihrer Übersiedelung nach Triest ein Schreiben an mich mitgegeben, das sie persönlich bestellen und mündlich ergänzen sollte. Leider sei dies Schreiben, sagte sie, ihr auf der Reise abhanden gekommen, und sie habe es dann nicht gewagt, den Verlust zu gestehen; so seien einige Jahre verstrichen, aber die Sache habe ihr keine Ruhe gelassen, und sie habe nun doch lieber spät als gar nicht, so gut es eben noch möglich, sich des Auftrags der seither Verblichenen entledigen wollen. Sie kenne den Inhalt des verloren gegangenen Briefes nicht, aber Nora habe oft mit ihr von mir gesprochen, habe versichert, daß sie mir immer zugetan geblieben, habe meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedacht . . .

Die alte Täuschung weiblicher Herzen, die, wenn die Sturm- und Drangzeit ihrer Gefühle vorüber, immer denjenigen einzig und wahrhaft geliebt zu haben vermeinen, von dem sie nunmehr glauben, daß er es am ehesten verdient haben dürfte!

Eine weitere Überraschung bereitete die junge Frau mir dadurch, daß sie sich schließlich auch noch als — Adolfs Schwester zu erkennen gab. Sie erzählte mir, wie sehr ihr Bruder Nora geliebt, und wieviel er gelitten, als sie sich von ihm trennte. Ich sagte ihr, daß ich eine Photographie von Nora besitze und davon kürzlich eine Kopie habe machen lassen, und ich erbot mich, ihr diese für Adolf zu übergeben. Sie lehnte das Anerbieten anfangs bescheiden ab; ich be-

stand aber darauf, daß sie es annehme. Es gewährte mir ein wehmütiges Vergnügen, dem von mir immer schmerzlich Bedauerten die Geliebte, die ich ihm unabsichtlich geraubt, nun wenigstens im Bilde zurückzugeben.

Vielleicht nimmt der eine oder andere Leser Anstoß an der Mitteilung dieser Herzensgeschichte. Aber welcher Schilderer des eigenen Lebens hat nicht die Geschichte einer Jugendliebe zu erzählen, die, gleichviel ob an sich interessant oder nicht, doch immer für das Lebensglück oder wenigstens für die Lebenserfahrung eines Menschen etwas Bedeutsames und Entscheidendes bleibt. Übrigens ist dieses Erlebnis, so wie es die erste wirkliche „Liebesgeschichte" in meinem Leben ist — alles Frühere war ja doch nur poetische Schwärmerei gewesen — so auch die letzte umständliche Geschichte dieser Art, von welcher ich im Verlauf dieser meiner Bekenntnisse zu erzählen mir gestatten werde.

Es war eine trübe, sehr trübe Zeit, die ich vom Dezember 1854 bis April 1855 noch in Graz zubrachte. Ein rheumatisches Leiden fesselte mich auch über einen Monat ans Krankenlager.

Um mir den Vorteil eines besseren Gehaltes zuzuwenden, hatte man mich im Herbste 1854 zum wirklichen Professor am Gymnasium in Cilli „mit Verwendung am Grazer Gymnasium" ernannt. Aber Cilli war ein Gymnasium dritter Gehaltsklasse. Als eine philologische Lehrstelle an einem Gymnasium erster Klasse, in Pest, ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich um dieselbe.

Da ereignete sich nun etwas, das einer höheren Fügung glich. Ich hatte mein Gesuch dem Direktor unseres Gymnasiums übergeben, damit er es in üblicher Weise, von ihm „einbegleitet", auf dem amtlichen Wege durch die Statthalterei ans Unterrichtsministerium befördere. Nach einiger Zeit wurde die Stelle in Pest mit einer andern Lehrkraft besetzt — und nun gestand mir der gute Direktor Kaltenbrunner mit unsäglichem Herzeleid, daß er mein Gesuch weiterzubefördern — vergessen habe! — Das Gesuch lag noch, wie es von mir überreicht war, unter andern Papieren in seinem Schreibepult.

Schließlich tröstete der gute alte Herr mich und sich damit, daß eben auch eine Philologenstelle am Gymnasium in

Triest ausgeschrieben sei; um diese Stelle mich zu bewerben, eiferte er mich an — er werde diesmal nicht vergessen, das Gesuch „glänzend einzubegleiten!"

Das geschah denn auch, und ich war bald darauf für Triest ernannt, wohin ich am Schlusse des ersten Semesters abzugehen hatte.

O wackerer, längst in Gott ruhender Direktor Kaltenbrunner! Recht unnützerweise hast du dich gegrämt und deiner Vergeßlichkeit geschämt! Höhere Mächte haben es so gewollt. Nicht im Magyarenlande — aus welchem man einige Jahre später die deutschen Professoren vertrieb — war der rechte Ort für den Poeten: nein, der rechte Ort für ihn war vorläufig im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens, in der bewegten Hafenstadt, wo ihn ein Meerhorizont, und das will sagen ein Welthorizont, umgab.

---

7. Zehn Jahre im Süden.

Die Vorteile, die ich mir von der Versetzung nach dem Süden versprechen durfte, blieben nicht aus. Aber sie wurden, wie sich in der Folge herausstellte, teuer erkauft. Für mein äußeres Glück und Behagen als Mensch bedeutete der neue Aufenthalt und die neue Lebensstellung keine sonderlich günstige Wendung.

Bald nach meiner im April 1855 erfolgten Übersiedelung und dem Antritte des Lehramts brach in Triest die Cholera aus, nicht in dem mäßigen Grade, wie sie seither ein paarmal an der Adria spukte, sondern als eine der bedeutendsten Epidemien, welche die Hafenstadt erlebte.

Es war nicht angenehm, in der engen, käseduftigen Via Cavana einem Tischler gegenüber zu wohnen, der fleißig Särge zimmerte. Einer meiner Kollegen am Gymnasium wurde in den ersten Tagen der Seuche von derselben ergriffen und hingerafft.

Zufällig hatten bei mir schon in den ersten Wochen meines Triester Aufenthaltes, noch vor dem Auftreten der

Seuche, sich die ersten Anzeichen eines Leidens eingestellt, das mit einer Hartnäckigkeit, von der es wenige Beispiele geben dürfte, abgesehen von einer mäßigen Erleichterung in der Zeit von 1870 bis 1880, den Charakter meines leiblichen Befindens bis auf den heutigen Tag bestimmte. Nie sonderlich gesund und kräftig, war ich doch auch kein Schwächling und niemals ernstlich krank gewesen, und meine zeitweiligen Beschwerden hatten sich meist auf rheumatische Anfälle beschränkt, für welche sich durch Umstände meines kindlichen Alters eine frühe Geneigtheit bei mir entwickelt hatte. Von meinem Verdauungssystem setzte ich voraus, daß es, in der Kindheit an Widerstand gegen bedenkliche Einflüsse gewöhnt, sich in einem guten, in einem sozusagen abgehärteten Zustande befinde. Jetzt aber kündigte ohne denkbare Ursache sich ein Übel an, dessen frühestes Symptom eine Art von Wasserspeien war. Andere Erscheinungen traten hinzu, die nach Ausbruch der Cholera meine Lage zu einer beunruhigenden und peinlichen machten. Ich erinnere mich unheildrohender Momente, insbesondere schlafloser Nächte, wo es des ganzen Aufwandes vorhandener geistiger und moralischer Kraft bedurfte, um seiner selbst und seiner Stimmung Herr zu werden. Jeder, auch der Gesunde, hat in Zeiten größerer Epidemien Anfälle plötzlichen Unwohlseins, krankhafte Stimmungen — nicht mit bloßen Angstanfällen zu verwechseln —, von denen man glaubt, daß sie Vorboten des Schlimmsten sein müssen, bis man durch Erfahrung belehrt ist, daß sie doch meist ohne weitere Folgen vorübergehen. So mancher meiner Kollegen wußte davon zu erzählen. Einer derselben, Professor A. Racheli, verdienstvoller Herausgeber einer „Bibliotecca italiana“, Lehrer der italienischen Sprache und Literatur am Gymnasium, sagte mir eines Morgens, er sei in der Nacht plötzlich von einem eigentümlichen, nie früher erlebten Übelbefinden mit krankhafter Stimmung der schlimmsten Art befallen worden; da habe er nach seinem Dante gegriffen, habe mit aller Geistes- und Willenskraft sich an diesen „angeklammert“, seine Gedanken auf die Verse des geliebten Poeten vereinigt, und es sei ihm so wirklich gelungen, aus dem bedrohlichsten Zustande sich aufzuraffen. Mich selbst versuchte ein Kollege in böser Stunde mit einem ähnlichen Mittel aufzurichten. Ich hatte mich im Gym-

nasium krank melden müssen und hütete das Zimmer. Da trat besagter Kollege, Mathematiker und Physiker von Fach, bei mir ein und richtete an mich in eindringlicher Weise folgenden Zuspruch: „Denken Sie, lieber Kollege, nicht weiter an Ihren Zustand; denken Sie einzig an das, was ich Ihnen jetzt vortragen und erklären werde. Ein interessantes Kapitel aus der höheren Physik wird Ihre Aufmerksamkeit von dem Übel ablenken und Sie werden sich bald genesen sehen." Damit legte er eine kleine Schiefertafel auf den Tisch, zog einen Stift hervor und schickte sich an, seine gelehrte Erörterung zu beginnen. Halb gerührt, halb erheitert, dankte ich dem freundlichen Helfer für seine wohlmeinende Absicht, versicherte aber, mich schon besser zu fühlen und einer gewaltsamen Ablenkung meiner Gedanken nicht mehr zu bedürfen.

Das Schuljahr dauerte zu jener Zeit in Triest bis zum ersten September; ausnahmsweise wurde es diesmal, mit Rücksicht auf die Seuche, nach Eintritt der heißen Jahreszeit geschlossen. Es waren nur noch die Maturitätsprüfungen am Gymnasium abzuhalten. Die herrschende tropische Hitze, die Abgespanntheit in den Zügen der Glieder des Lehrkörpers, die auf den Gesichtern der Prüflinge sich spiegelnde Durchfallsangst, das alles drückte diesen angestrengten Prüfungstagen ein unbehagliches Gepräge auf. Das Unbehagliche der Lage wurde auch dadurch nicht sonderlich gemildert, daß der wackere alte Schulrat Koren, der bei Prüfungen den Vorsitz führte, uns Professoren gegenüber immer wieder auf die Versicherung zurückkam, daß er sich durch die herrschende Cholera nicht im geringsten abhalten lasse, allabendlich seinen gewohnten, erfrischenden Gurkensalat zu verzehren.

Am Tage nach Schluß der Prüfungen brachte ein Postwagen mich und meine Mutter langsam über die Höhe von Opčina nordwärts. Ich atmete erleichtert auf, als ich den unheimlichen Dunstkreis der Stadt hinter mir zu haben glaubte, bis drei schwarze Särge, die vor dem Kirchlein eines kleinen Ortes auf dem Karst nebeneinander standen, mich auf den Gedanken brachten, der besagte Dunstkreis möge sich wohl noch etwas weiter erstrecken.

Blaß, matt, elend kam ich in Graz, meinem Reiseziele, an, und das Leiden, das in letzter Zeit von mir Besitz ge-

nommen hatte, trotzte auch den frischeren Lüften der grünen Steiermark.

Inzwischen ließ die Seuche in Triest nach, und als ich zum Beginn des neuen Schuljahres dahin zurückkehrte, galt sie für erloschen. Aber wenige Tage nach meiner Ankunft warf eine ernstliche Verschlimmerung meines Befindens mich aufs Krankenlager, das ich vierzehn Tage lang zu hüten gezwungen war.

Unter so trüben Umständen ging mein erstes Triester Jahr dahin. Von einem wirklichen Fortschritte auf meiner Bahn, von einer Annäherung an die Ziele, denen ich nachstrebte, hatte keine Rede sein können.

Triest mißfiel mir trotzdem keineswegs. Aber teils in meinen Gesundheitsumständen, teils in den Verhältnissen der Hafen- und Handelsstadt lag es begründet, daß ich mich persönlich vereinsamt fand. Einen Ersatz für entsprechenden geselligen Verkehr boten indes die vier Theater Triests, mit einer meist vorzüglichen italienischen Opern- und Ballettsaison im Winter, ebenso gewähltem italienischem Schauspiel, einer deutschen Saison von Possen und Operetten, manchmal auch französischem Schauspiel. Der freie Mitgenuß alles dessen, was Triest in theatralischer, musikalischer, überhaupt künstlerischer Beziehung bot, ergab sich für mich aus einer persönlichen Bekanntschaft mit dem damaligen Redakteur der Triester Zeitung, Dr. F. C. Pipitz, dem Verfasser der „Memoiren eines Apostaten" und einer „Geschichte Mirabeaus", woraus sich ein Verhältnis zur Triester Zeitung selbst entsponnen hatte, für welche ich nunmehr über Theater, Konzerte usw. Berichte lieferte.

Im folgenden Jahre (1856) veröffentlichte ich in unserem Gymnasialprogramm „Proben aus einer Übersetzung von Dschamis Beharistan."

Meinen Ferienaufenthalt nahm ich für ebendies Jahr in Venedig. Was ich von Erlebnissen in der Lagunenstadt — wohin ich auch später wiederholt mich wendete — zu berichten hatte, ist niedergelegt in einer Studie, welche das Februarheft des „Heimgarten" vom Jahre 1884 brachte, und welche dann auch in meine gesammelte „Prosa" überging. Ihre eigentliche Stelle wäre im Zusammenhang dieser Bekenntnisse. Auch in „Sinnen und Minnen" sind nicht wenige

Blätter venezianischen und norditalischen Eindrücken gewidmet.

Ein so andachtsvoller und eifriger Kirchenbesucher bin ich niemals im Leben gewesen, wie zu jener Zeit in Venedig. Aber das Erbauungsbuch in meiner Hand, das mich auf meinen täglichen Kirchgängen begleitete, war ein dickleibiges Exemplar des besten „Guida di Venezia", durchschossen mit weißen Blättern, auf welchen ich an Ort und Stelle meine stenographierten Notizen und Bemerkungen eintrug. Dabei las und studierte ich mit Eifer Kunstgeschichtliches, insbesondere Selvaticos schönes und gründliches Hauptwerk über „Bau- und Bildhauerkunst in Venedig". Aber die Lagunenstadt hatte auch sonst etwas Anheimelndes für mich. Der Markusplatz, die traulich-engen, aber mit jedem Schritt einen neuen Prospekt entrollenden Gassen der Merceria, der Frezzeria usw. boten namentlich bei abendlicher Beleuchtung einen eigentümlichen Reiz, der zu behaglichem Umherschlendern und zu beständiger Wiederkehr verlockte. Im milden, weichen Schirokkohauch entwickelte bei solchen Wanderungen für den Zauber des Schönen sich eine doppelt rege Empfänglichkeit. Ich fühle in der Erinnerung mich noch heute so heimisch in dem weitgedehnten Venedig, wie kaum in den Orten, an welchen ich Jahrzehnte meines Lebens zugebracht. Ich kannte sie alle, die stillen Gassen und Gäßchen, Plätze und Plätzchen, Kanäle und Kanälchen, Brücken und Brückchen Venedigs, nicht am wenigsten aber die traulichen Winkel und Ecken, in welchen die zahlreichen venezianischen Bücherkrämer ihre Läden und Auslagen im Freien hatten.

Im Oktober unternahm ich einen Ausflug nach Padua, Vicenza, Verona, und dachte denselben noch weiter fortzusetzen; aber in dem Augenblicke, als ich zu Verona mich auf den Bahnhof verfügen wollte, um nach Mantua zu gehen, nötigte mich ein plötzlich gesteigertes, ernstliches Unwohlsein den Rückweg nach Venedig einzuschlagen.

Mein Zustand hatte sich im wesentlichen gegen das Vorjahr nicht gebessert; nun gestaltete er sich so, daß ich viele Wochen lang fast ganz ins Zimmer gebannt blieb. Als ich im November mein Lehramt wieder antreten sollte, sah ich mich genötigt, um Urlaub anzusuchen. Ein kleiner Spaziergang in der Mittagssonne auf dem Markusplatz, in dessen

unmittelbarer Nähe meine Wohnung (in der Calle larga a San Marco) lag, war nun das Äußerste, was ich mir an besonders günstigen Tagen erlauben durfte.

Aber die Epoche der Zurückgezogenheit und unfreiwilligen Muße war Beschäftigungen sehr förderlich, die ich jetzt aufnahm und mit so regem Eifer betrieb, als mein Befinden es zuließ. Die eine dieser Beschäftigungen war das Studium des mir überaus wert gewordenen persischen Dichters Dschelaleddin Rumi in der Ursprache; die andere das endliche Ausgestalten des dichterischen Entwurfes meiner „Venus im Exil".

„Zieh hin, ein heiliger Bote
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
Vom kommenden Reiche des Schönen!"

Mit diesen Versen, die aus meiner frühesten Jugend stammen, und die ich der „Venus im Exil" als Motto vorsetzte, kennzeichnete ich, was ich als meine poetische Sendung erkannte. Das Werk ist von bescheidenem Umfang; aber es enthält das Wesentliche meiner ganzen Weltanschauung, das Programm meines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiet. Es ist hervorgegangen aus dem lebhaften Widerstreite meines Empfindens gegen die herkömmliche Ansicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geist und Natur unversöhnliche Gegensätze seien. Das Ideale sollte aufgezeigt werden als das, was anzustreben, aber nicht dadurch zu erreichen ist, daß man vom Anbeginn das Natürliche und Wirkliche von sich stößt und mißachtet, die Natur als einen „Sündenfall", als einen Abfall vom Geiste und der Idee betrachtet.

In meinem Wesen lag von Anfang an ein starker realistischer Zug neben dem idealistischen — nicht in feindlichem Widerstreit des einen gegen den andern, sondern in wirklicher Harmonie: woran nur solche zweifeln konnten, welche für „unklar" an und für sich und in mir hielten, was zufällig ihnen unklar blieb. Für ein Schweben und Schwärmen in Nebelgebilden des Überirdischen, losgetrennt vom Irdischen, war ich nicht geschaffen; das rein und echt Menschliche, das geistverklärte, aber lebendige, blutwarme

Dasein erschien mir immer auch fähig, das Ideal — wenn auch nur vorübergehend — in sich zu verkörpern. Daß diese Verkörperung eben nur eine vorübergehende, eine hinfällige, und überdies eine seltene ist — läßt den stimmungsvollen Klagen der Lyriker über den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit trotz des Gesagten noch immer ein volles Maß von Berechtigung. Auch rechtfertigt diese Beschränktheit des Irdischen es vollkommen, daß der Stufengang des unendlichen menschlichen Sehnens und Strebens von den nur flüchtigen, hinfälligen Verkörperungen des Ideals sich zu immer Höherem erhebt, bis zu einem wenigstens in poetischem Sinne Unendlichen: nur daß dies Unendliche doch eben auch wieder als ein Wirkliches, nicht als ein bloßer abstrakter Begriff zu fassen ist.

Wer eine Bürgschaft dafür verlangt, daß ich mein jugendliches Empfinden nicht etwa jetzt anders deute als es war, der lese das Geleitswort, mit welchem ich seinerzeit die ersten Proben aus „Venus im Exil" im „Sangesgruß von der Adria" eingeführt habe. Es lautet:

„Diese Dichtung entlehnt ihre Motive den deutschen Sagen von der „Frau Venus", „Loreley", „Waldfrau" u. dgl., vertritt aber zugleich die Reaktion des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin und möchte diese aus einer „Teufelin", aus einer verlockenden Göttin der (bloßen) Sinnlichkeit, was sie im Altertume nicht war und wozu erst die nordische Sage sie gestempelt, wieder zu dem machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich-geistiger Harmonie.

Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höheren Altertums zurückgegangen, welcher die himmlische und irdische Venus noch eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein und derselbe Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Diese Göttin nun lockt den Helden unserer Dichtung, welchen der Schmerz der kreatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem

einseitig-spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen — und läßt ihn sodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. Natur, Kunst und Leben gießen ihre Beseligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt aber von allem ist die Liebe, deren Zauber seinem jugendlichen Sehnen ein Unendliches vorspiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Bezauberung. Ans Ideal gehalten, erscheint das Idol wieder in seiner Endlichkeit und Beschränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des irdischen Glücks vollendet; doch der menschliche Geist ist zu noch Höherem berufen. Venus erscheint dem bereits Verzweifelnden wieder, und zwar jetzt in ihrer uranischen Herrlichkeit, als himmlische Venus und eröffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor seinen Blicken auf; die Schranken der Zeit und des Raumes fallen, er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung von Geist und Materie auf Erden. Vor diesem Anblick versinkt sein kreatürliches Leben gleich einem Traumbilde, er fühlt sich teilhabend am Allleben, Allbewußtsein und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glückes. — Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin weniger eine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe sich darstellen will."

Sollte nach dieser Inhaltsangabe es doch auch wieder manchem scheinen, als ob jenes „Unendliche" auf eine leere Allgemeinheit hinausliefe, so erinnere ich an das zuvor Gesagte: das Allgemeine, „Unendliche" muß hier in poetischem, nicht in abstraktem Sinne genommen werden. Man übersehe nicht, daß der Aufschwung vom Teil zum Ganzen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen immer noch im Bereiche des Wirklichen bleibt, daß die Rede ist von der wirklichen Herrlichkeit des Weltganzen, von einem anzustrebenden wirklichen Reiche des Schönen, der „Versöhnung von Geist und Materie auf Erden." Auch was ich „Allwille", „Alleben" nenne, ist mir etwas Wirkliches.

Über mein Verhältnis zu dem, was sich aus dem „Welt-

schmerz" jener Epoche seither zum „Pessimismus" entwickelt hat, gibt die „Venus im Exil" gegen den Schluß hin eine entscheidende, bündige Auskunft, auf welche ich nicht oft genug verweisen kann:

„So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
  Der Schmerz des Erdenstrebens, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
  Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Los.
Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
  Der hold mich lockt, wie in der Liebe Schoß,
Und labend aus verborgnen Geistestiefen
Hervorquillt, vom Verstande nicht begriffen.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
  Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
  Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme,
Ich weiß es nicht; gewiß nur ist mir eins:
  In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Los des Lebens willigt,
Und dieses irdische Geschicke billigt.

Unleugbar ist, und nicht hinwegzuscherzen
  Des Lebens Qual, in der die Seele brennt;
Doch ist unleugbar auch die Stimm' im Herzen
  Die Schmerz und Todesqualen übertönt.
Sophismen sind, was sonst als Trost in Schmerzen
  Der Mensch ersinnt, sein Leid bleibt unversöhnt.
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
Geheimnisvoll des Rätsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
  Der Kreaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
  Wer sich durch ihn, ob Leid ob Lust ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
  Und selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eigner Wille billigt mein Geschicke!"

Schlagender werde ich meine Anschauung in dieser Beziehung niemals ausdrücken können, als es in diesen Strophen meines Erstlingswerkes vor dreißig Jahren geschehen ist.

Daß der lyrische Ausdruck einer gewissen Sehnsucht nach Ruhe, selbst nach ewiger, namentlich für vielgeprüfte Menschenkinder, etwas Erklärliches ist und keineswegs notwendig eine pessimistische Grundstimmung und Weltanschauung voraussetzt, sollte nicht weniger einleuchtend sein, als daß Lust und Leid im Gemüte des Menschen wechseln. Aber selbst wenn es wahr, daß in alle Lust ein Tropfen Leid sich mischt, besagt dies noch lange nicht, daß das Leid in dieser Mischung immer überwiegen muß. So habe auch ich als Lyriker neben der ewigen Daseinslust so manches Mal der Sehnsucht nach Ruhe, der „Todeslust" Gerechtigkeit widerfahren lassen. Läge darin ein Widerspruch — bei welchem Dichter fände dieser Widerspruch sich nicht? Ich halte diese Stimmungen für natürlich und für gerechtfertigt: ich halte sie sogar für verträglich miteinander.

Als Beleg für meinen Pessimismus wird oft jenes kleine Gedicht zitiert:

„Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee:
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh!" usf.

Nun ja! Der ewige Schnee bedeckt den Berg, er belastet ihn; aber seine inneren Tiefen füllt er doch nicht aus — er läßt da sogar Raum für manchen goldnen Schacht. — Und bleibt es nicht immerhin auch ein Trost für den Berg, daß sein ewiger Schnee unter dem Strahl des kommenden und scheidenden Lichtes sich in Gold und Purpur, in Perlen und Diamanten verwandelt?

Schon durch die Rolle, welche von jeher der Kult des Schönen in meinem Gemüt und in meinen Dichtungen spielte, war eine blasierte, grämliche Abkehr von der Welt und dem Leben ausgeschlossen.

Wer die Welt schön findet, der kann sie nicht hassen, kann nicht das Dasein in ihr als ein unter allen Umständen wertloses, verächtliches betrachten.

Ich verweile etwas lange bei dem Ideengehalt meines Erstlingswerkes; aber manches Spätere wird dadurch leichter verständlich werden.

Man hatte mir Urlaub bis zum Schlusse des ersten Semesters bewilligt, und so blieben, nachdem mein Befinden sich etwas gebessert, noch ein paar Wochen, dem Treiben des

venezianischen Karnevals meine Aufmerksamkeit zuzuwenden und jenen beschaulichen Anteil daran zu nehmen, den ich in den erwähnten „Erinnerungen an Venedig“ geschildert habe.

Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, ließ ich es mir vor allem angelegen sein, einen Verleger zu suchen für das fertig mitgebrachte Manuskript der „Venus im Exil“.

Jeder junge Poet hält das Werk, mit welchem er in die Welt treten will, für etwas sehr Merkwürdiges, für etwas, das bei allen, welchen es vor die Augen kommt, mehr oder weniger Aufsehen erregen muß, und ist sehr erstaunt über das unendliche Phlegma, mit welchem das Erzeugnis seiner Begeisterung erst von den Verlegern, dann von den Kritikern und endlich vom Publikum angesehen, oder vielmehr nicht angesehen wird. So war denn auch meine Verdutztheit keine geringe, als der Leipziger Verleger ersten Ranges, dem ich die „Venus“ zuwenden wollte, meine Sendung anstatt mit Ausdrücken der Überraschung und des Dankes mit einer höflichen Ablehnung erwiderte.

Als das Beschämende des ersten Eindrucks dieser Erfahrung überwunden war, faßte ich den Entschluß, erst eine kleinere Probe meines dichterischen Bestrebens auf eigene Kosten in die Welt zu senden. So trat im Sommer 1857 ein niedliches Büchlein in Sedezformat, vier Druckbogen stark, unter dem Titel „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“ in der F. H. Schimpffschen Buchhandlung zu Triest ans Licht. Es enthielt eine Anzahl lyrischer Gedichte, von welchen die meisten später in die Sammlung „Sinnen und Minnen“ übergingen, und Proben aus „Venus im Exil“.

Spät genug war nunmehr der Schritt in die Öffentlichkeit vollzogen. Die unerläßlichen Bemühungen zur Gründung einer äußeren Lebensstellung, die ernste Gesundheitsstörung der letzten Jahre bei keineswegs leichten Berufspflichten, und schließlich die Schwierigkeiten, auf die ich bei der Suche nach einem Verleger gestoßen war, erklären hinlänglich diese Verzögerung.

Aber auch bescheidener ist kaum je ein Poet zuerst in die Öffentlichkeit getreten, als ich mit meinen vier Probebogen in Sedez. Das bescheidene Ansehen dieser Musengabe wurde dadurch verstärkt, daß ich als öffentlicher Lehrer in

der lyrischen Auswahl mich vorläufig auf Harmloses beschränken zu müssen glaubte, namentlich mit den erotischen Stücken mich nicht recht hervorwagte.

Sattsam bezeichnend waren indes die gegebenen Sangesproben immerhin: es befanden sich darunter Lieder wie „Die Lerchen“, „Rastlose Sehnsucht“, „Viel Träume“, „In der Waldschlucht“, „Meine Lilie“, „Ganymed“ und noch manches andere von dem, was hernach in „Sinnen und Minnen“ den meisten Anklang fand.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des „Sangesgrußes“ trat ich meine Ferienreise nach Graz an.

An der Grazer Universität wurde die Lehrkanzel der deutschen Sprachwissenschaft und Literatur damals von einem jungen Manne versehen, der sich großer Achtung und Sympathie sowohl unter den Studenten als in der gebildeten Bevölkerung überhaupt erfreute. Seine jugendlich schlanke Gestalt, das lange, blasse, ernste Gesicht, das lang und schlicht auf den Nacken herabfallende Haar stellten das echte Bild des deutschen Gelehrten von der gewinnenden Seite dar und flößten auch mir Vertrauen ein. Ich kam auf den Gedanken, obgleich bis dahin ein persönlich Fremder für den Genannten, mein eben erschienenes Büchlein ihm zur Beurteilung vorzulegen. Ich ging zu ihm und bat ihn, es durchzusehen. Er hieß mich nach acht Tagen wiederkommen. Als die Woche um war und ich klopfenden Herzens bei ihm eintrat, sagte er mir wörtlich: „Ich habe Ihr Heftchen durchgesehen und ich habe, aufrichtig gesagt, in den lyrischen Gedichten keine poetische Begabung entdecken können. Und was die Bruchstücke aus der epischen Dichtung „Venus im Exil“ betrifft, so legen Sie wohl selbst keinen besonderen Wert darauf?“

So lautete das erste Urteil, das ich über den „Sangesgruß“ vernahm. Ich war wie niedergedonnert. Im weiteren Verlaufe des Gespräches fragte ich meinen strengen Richter, wen er für den bedeutendsten deutschen Lyriker der Gegenwart halte. Er erwiderte: „Geibel!“ — Dieser Ausspruch tröstete mich beinahe ein wenig; denn er erschütterte, da ich Hermann Lingg unzweifelhaft höher stellte als Geibel, mein Vertrauen in die kritische Unfehlbarkeit des jungen Gelehrten.

Sein Urteil machte mich nichtsdestoweniger für den Augenblick unglücklich. In Erinnerung desselben habe ich es später niemals übers Herz gebracht, einem Neuling gegenüber, der mir poetische Proben vorlegte, ohne allen Vorbehalt und ohne höfliche Umschreibung mich des kurzen und schroffen Ausdruckes zu bedienen: „Sie haben kein Talent!" Wußte ich doch aus Erfahrung, wie es weh tut, so etwas rund und nett ins Gesicht gesagt zu bekommen.

Indessen ließen sich bald andere Stimmen anders vernehmen. Der bescheidene Sangesgruß des persönlich ganz unbekannten, außerhalb aller Berührung mit der Literatenwelt stehenden Poeten an der Adria wurde von der Kritik freundlich, zum Teil herzlich erwidert. Der gefürchtetste Kritiker jener Tage, Hieronymus Lorm, begann seine Besprechung mit den Worten: „Poeten sind wunderliche Leute", und übergoß die Vorrede des Büchleins mit der Lauge seines Spottes; über die Gedichte selbst aber ließ er einige Worte fallen, wie man sie aus seinem Munde nicht eben gewohnt war. Schmidt-Weißenfels wies in den „Kritischen Blättern", welche im Verlage des Buchhändlers J. L. Kober in Prag erschienen, mit Wärme auf das Werkchen hin. Dies gab mir den Mut, das Manuskript der „Venus" an Kober zu senden. Es wurde angenommen, und die Dichtung erschien im Jahre 1858, mit einem lyrischen Anhang, in dessen Auswahl ich nun schon mit weniger Ängstlichkeit vorging.

Der Triester Buchhändler, bei welchem der Sangesgruß in Verschleiß gegeben war, hatte in der ersten Zeit freilich nur ungefähr ein halbes Hundert Exemplare abgesetzt. Ein paar Jahre später vertraute mir ein damals hervorragender österreichischer Lyriker, daß von seiner neuesten Gedichtsammlung im ersten Jahre sieben Exemplare durch Kauf ins Publikum gelangten. Dies belehrte mich nachträglich, daß ich auf den buchhändlerischen Erfolg des „Sangesgrußes" sogar mit einigem Stolz zurückblicken konnte.

Der Hauptzweck des Heftchens war erreicht: ich hatte einen Verleger für die „Venus" gefunden.

Am günstigsten sprach über das kleine Epos sich R. Gottschall in der „Schlesischen Zeitung" aus. Im allgemeinen aber wurde von der Tageskritik mit dem Gedankeninhalt des Werkchens übel umgesprungen, obgleich ein Kritiker in

den damals von H. Marggraff redigierten „Blättern für literarische Unterhaltung" die Äußerung getan hatte, „Venus im Exil" sei eine Dichtung, welche aufmerksame Beachtung verdiene, und wie sie mit heiligem Ernst gegeben worden, so sei sie auch wert, mit Ernst aufgenommen und durchdacht zu werden. Ein frommer Wunsch! Nicht einmal das erklärende Geleitwort, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen ließ, wurde beachtet. Es hatte nur dazu gedient, das Vorurteil zu bestärken, man habe es hier mit einer „philosophischen", allegorischen Dichtung zu tun. Nun mag man ja immerhin alles Symbolische für ein Verbrechen in der Poesie halten; wenn man sich aber darauf einläßt, den Sinn und Zusammenhang eines symbolischen Gedichtes anzugeben, so sollte man ihn gewissenhaft angeben, besonders wenn der Dichter selbst sich klar über seine Absicht ausgesprochen hat. Aber bei Inhaltsangaben benehmen sich Rezensenten oft sehr wunderlich. Erzählt der Dichter z. B. ein Märchen von einer Lerche und erklärt dann ausdrücklich, er habe ein Bild vom frohen Aufschwunge der Seele geben wollen, so sagt der Rezensent lieber, das Gedicht enthalte die Geschichte eines Wiesels und sei eine frostige Allegorie der weißen Farbe oder der kindlichen Unschuld.

Aufmerksam gelesen wurde also die „Venus im Exil" nicht, ebensowenig das Vorwort. Vielleicht ergeht es dem, was ich oben zur Erläuterung meiner Denkweise gesagt, nicht besser. Liegt doch diese Denkweise dem Gedankenkreis unserer Tage scheinbar fern. Sie der jugendlich schwärmerischen Form zu entkleiden und vollkommen klarzumachen, ihr Verhältnis zum Zeitbewußtsein und ihren inneren Zusammenhang mit den Ideen des entschiedensten Fortschritts nachzuweisen, gelingt vielleicht erst dem größeren Prosawerk, das meine Weltanschauung im ganzen darzulegen bestimmt ist.

Denjenigen, welchen „Venus im Exil" nicht behagte, gefiel um so besser der lyrische Anhang, und so bezeichnete der Erfolg des Ganzen immerhin einen Schritt vorwärts. H. Lorm übte auch jetzt die ganze Schärfe seiner kritischen Feder an meiner Leistung, warf aber doch nebenbei die Worte hin: „Herr Hamerling wird ohne Zweifel zu dem glanzvollen Reigen österreichischer Lyriker zählen, wenn der Gesichtskreis,

den er seiner Anschauung unterwirft, sich erweitert haben wird."

Das war eine Prophezeiung, und der Prophezeiung schlossen ein paar Vorzeichen, ein paar gute omina sich an. Das eine dieser omina, die zufällige Reise um die Welt, welche mein Erstlingswerk gleich nach dem Erscheinen an Bord der „Novara" mitmachte, versprach freilich entschieden zu viel. Das zweite kam vom k. k. österreichischen Internuntius in Konstantinopel, Baron Prokesch. Dieser hatte von einer ihm befreundeten, mir fremden Dame in Triest ein Exemplar der „Venus im Exil" (ohne mein Wissen) zugesendet erhalten. Er fand Geschmack an dem Büchlein, ließ darüber ein ausführliches, aufmunterndes Schreiben an mich gelangen und fügte dazu das Geschenk eines sogenannten türkischen Talismans, der Glück bringen oder verheißen sollte, eines geschnittenen Karneols, mit eingegrabener türkischer Inschrift. Ich habe diesen Karneol als Siegelring fassen lassen und bediene mich desselben als solchen bis auf den heutigen Tag.

Im selben Jahre 1858 hatte ich wieder eine Abhandlung für das Gymnasialprogramm zu liefern und widmete hierzu: „Ein Wort über die Neuplatoniker, mit Übersetzungsproben aus Plotin."

Die Herbstferien von 1858 verlebte ich in Venedig, die des folgenden Jahres in Graz. Literarisch beschäftigte mich die Zusammenstellung der größeren lyrischen Sammlung, mit welcher hervorzutreten ich nun an der Zeit fand. Unter dem Titel „Sinnen und Minnen" erschien dieselbe gegen den Schluß des Jahres hin bei Kober als ein hübsch ausgestattetes Bändchen, freilich erst ungefähr die Hälfte von dem umfassend, was später die zweite Auflage brachte.

Der Titel des Buches findet seine Rechtfertigung in einem Einleitungsgedicht der ersten Auflage, welches, da es später weggelassen wurde, hier seine Stelle finden mag:

Sorglos auf des Wohllauts Wogen
Gaukle, meines Liedes Schwan,
Bis die Jugend abgetan,
Bis ihr süßer Rausch verflogen
Und ihr goldner Traum zerrann!

Einst wohl sing' ich im Gedichte
Alles Lebens bunte Pracht,
Tauchend in der Sage Schacht,
In die Minen der Geschichte
Und in des Gedankens Nacht.

Farbenprächtig auszumalen
Streb' auch ich sodann im Lied,
Was am Meeresgrunde blüht,
Und der Tropensonne Strahlen,
Die dereinst am Pol geglüht *).

Doch noch kennt mein tief erregtes
Herz nur sich und seine Qual:
Und so war's nicht meine Wahl,
Ist mein Sang ein holdbewegtes
Tongewog, kein Bildersaal.

Ach, ein Meer sind meine Lieder,
Das der Hauch der Sehnsucht hebt,
Dessen Welle, sterndurchwebt,
Klangreich wogend auf und nieder,
Hin in goldne Ferne strebt.

Und so scheint wohl arm an Stoffen,
An Gestalten mein Gedicht,
Leer an Inhalt und Gewicht;
Denn das Sehnen, Lieben, Hoffen,
Sinnen, Minnen, zählt ja nicht!

Immerhin! auf Klangeswogen
Gaukle, meines Liedes Schwan!
Bis die Jugend abgetan,
Bis ihr süßer Rausch verflogen
Und ihr goldner Traum zerrann.

Bemerkenswert ist die Verschiedenheit des Tons, den die Kritik jetzt dem Dichter der „Venus im Exil" gegenüber anschlug, im Vergleich zu dem, welchen sie unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Dichtung ihm gegenüber angeschlagen hatte. Die Art, wie die verschiedensten deutschen Blätter

*) Anspielung auf die klassische erste Sammlung der Gedichte Hermann Linggs, deren Eindruck damals eben allgemein und frischlebendig war.

über mich sich äußerten, hatte fast etwas Überraschendes für mich, und schien zu beweisen, daß das wenige, was ich bisher geleistet, sich doch schon in einem weiteren Kreise und in einem höheren Grade Freunde erworben haben mußte, als man es nach den über „Venus im Exil" erschienenen Rezensionen hätte erwarten dürfen. Es gereichte dem einsamen adriatischen Strandpoeten zur Aufmunterung, daß er, wie sich nun herausstellte, schon etwas wie einen Ruf oder Namen hatte, daß er nirgends mehr als Neuling auf dem Parnaß behandelt wurde, und daß man anfing, seine Leistungen aus der großen Masse des Alltäglichen hervorzuheben. Kein später von mir veröffentlichtes Werk ist von der Kritik in den deutschen Gauen so fast einmütig gut aufgenommen, keines so wenig verunglimpft worden, wie diese lyrische Sammlung „Sinnen und Minnen". Mißgönne man es mir nicht, einen Augenblick in dieser angenehmen Erinnerung zu schwelgen.

Es ist im allgemeinen nicht Brauch bei deutschen Komponisten, den Dichtern, deren Lieder sie in Musik setzen, Freiexemplare ihrer im Handel erscheinenden Vertonungen zugehen zu lassen. Sie fürchten, scheint es, eine solche Zusendung mit einer Honorarforderung erwidert zu sehen. Scheffels zornige Auslassungen über die kostenfreie Ausnützung seiner Lyrik haben sie ängstlich gemacht. So bin auch ich meist nur zufällig zur Kenntnis der Kompositionen meiner Lieder gelangt.

Von ganzen Liederkreisen aus „Sinnen und Minnen" sind mir nur bekannt geworden:

G. Henschel: „Sinnen und Minnen" von R. H. Breitkopf und Härtel, zwei Hefte.

Eduard Lassen: Sechs Lieder von R. H. Breslau, Hainauer.

Ad. Wallnöfer: Sechs Gedichte aus „Sinnen und Minnen" von R. H. Berlin, Bote & Bock, drei Hefte.

Adolf Jensen: Balladen und Romanzen von R. H. Wien, Gotthard, zwei Hefte.

F. M. Brava: Sinnen und Minnen von R. H. (Offenbach, André.)

L. C. Boumann: Drei Lieder von R. H. (Leipzig, Kahnt.)

Eduard Lassen hat außer der angeführten Sammlung

noch eine beträchtliche Anzahl von Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen“ in verschiedenen Liederheften veröffentlicht.

Es gibt manche, welche nicht bemerkt oder von Anfang an bezweifelt zu haben scheinen, daß sich viel Sangbares in „Sinnen und Minnen“ finde. Anderer Meinung waren, außer den soeben genannten, auch noch die Herren C. Reinthaler, W. Rischbieter, W. Floderer, A. Deprosse, A. Dietrich, W. Bünte, S. Wartersiewicz, R. Becker, Meyer Helmund, Ernst Ege, C. H. Döring, Arno Kleffel, Graf Ladislaus Tarnowski, G. Langenbeck, Julius Janssen, Max Sobel, Josef Scheu, A. Schutzer, Alfred Oelschlegel, Günther Barthel, F. v. Holstein, L. Rosenfeld, Hans Schmitt, H. Hofmann, B. Hamma, L. Pick, A. Bungert, Daniel de Lange, Jos. Rheinberger, J. Sipergk, Alban Förster, Rudolf Bäumen, Arnold Krug, E. Halven, Richard Hol, Fürst von Montenuovo, Karl Schön, A. Kapeller, E. S. Engelsberg, R. Metzdorff, O. Köhler, Wilhelm Kienzl, Eugen d'Albert, F. Gernerth, Lios (Gräfin Luise Erdödy). Von allen diesen Komponisten sind mir in Stich veröffentlichte Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen“ bekannt geworden.

Am fleißigsten haben sich mit meiner Lyrik zwei eigenartige, abseits der großen Heerstraße ihren Weg gehende Musiker beschäftigt: C. D. van Bruyck und A. Wökl, der Komponist des preisgekrönten, allen Liedertafeln wohlbekannten „Frühlingsliedes“. Aber die sehr umfangreichen Zyklen dieser beiden aus „Sinnen und Minnen“ haben noch nicht den Weg in die Öffentlichkeit gefunden.

Die größte Anzahl von Vertonungen erlebte das kleine Lied „Viel Träume“; ich kenne davon einundzwanzig. Je sieben sind mir zu Gesichte gekommen von „Ach wüßtest du“, „Wanderlied“; je sechs von „An die Vögel“, „O trockne diese Träne nicht“, „Laß die Rose schlummern“, „Lebewohl“; fünf von „Wirf in mein Herz den Anker“; je vier von „Trost“, „Waldasyl“, „Meine Lilie“.

Wer findet, daß ich zuviel Gutes von mir erzähle, der tröste sich; es kommt schon auch wieder schlimmer.

Einen Wendepunkt, der mir zustatten kam, bildete die Triester Schillerfeier des Jahres 1859. Sie erweckte die

Idee eines „Schillervereins“ zur Pflege deutscher Musik, Literatur und Geselligkeit. Unter der Leitung des tüchtigen jungen Vereinskapellmeisters Julius Heller bekam man fortan an der Adria deutschen Chorgesang, Quartette der großen Meister und selbst Beethovensche Symphonien in guter Ausführung zu hören. Das im Verein Gebotene war in Triest so neu, daß auch viele Italiener sich einfanden, und der Verein war klug genug, im Interesse des Deutschtums die fremden Elemente lieber anzuziehen, als abzustoßen.

Eine neue förderliche Anregung wurde mir zur selben Zeit auch durch die Rückkehr der „Novara“ von ihrer Reise um die Welt zuteil. Die Hafenstadt sah die wackeren Argonauten landen; einige derselben verweilten länger in Triest, so namentlich Karl v. Scherzer, der im Schillerverein wiederholt über die Erlebnisse und Ergebnisse der Weltfahrt Vorträge zum besten gab und mir lehrreichen Stoff bot zu Berichten für die Triester Zeitung. Im März 1860 wurde eine Novaraausstellung veranstaltet, welche alles von der „Novara“ in fernen Zonen Gesammelte, in kultur- und religions-geschichtlicher, völkerkundlicher und naturwissenschaftlicher Hinsicht Merkwürdige zu einer in ihrer Art einzigen Übersicht vereinigte. Das gab Anlaß zu einem Artikel „Bei fremden Göttern und Menschen“, der einer tieferen Auffassung der Sache Raum gab, und den ich in meine gesammelte „Prosa“ mit aufnahm. Die persönliche Berührung mit K. v. Scherzer bleibt mir eine erfreuliche Erinnerung. Er hatte in einem öffentlichen Vortrage auch interessante neuseeländische (maorische) Volkslieder mitgeteilt, von welchen ich eine Anzahl metrisch ins Deutsche übertrug und zu veröffentlichen Gelegenheit fand.

Die Herbstferien des Jahres 1860 verlebte ich wieder in Graz, wo ich mich mit dem Plane der Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ trug, die im Frühling des nächsten Jahres vollendet wurde. Sie ergänzte die „Venus im Exil“, indem sie den Maßstab der dort aufgestellten und gefeierten Ideale an unsere Zeit legte.

Die Formeln und Wege der deutschen Spekulation sowohl, als die der klassischen und romantischen Poesie schienen sich überlebt zu haben. Aber man zeigte nicht übel Lust, mit den Formen und Formeln auch das Wesen, mit dem

Vergänglichen auch das Bleibende preiszugeben — das Kind mit dem Bade auszuschütten. Von Anbeginn hatte ich mich als begeisterten Apostel der Zukunft gefühlt; aber gerade das, was mir als die Grundlage einer neuen Welt und Zeit gegolten, sah ich jetzt vielfach nicht mehr verstanden und vernachlässigt. Was im Hochfluge der deutschen Geister vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis zu Goethes Tod als das Evangelium eines neuen Menschentums, als Ideal einer auf sich selbst gestellten, innerlich freien Humanität sich herausgebildet, schien in einer einseitig beschränkten, schwunglosen und schwachen Zeitströmung nur sehr notdürftig zur Geltung zu kommen. Bei aller Achtung vor der besonnenen Forscherarbeit, die auf naturwissenschaftlichem Gebiete Platz griff, und dem ebenso wohlberechtigten Streben nach politischer und nationaler Neugestaltung des Völkerlebens konnte ich doch nicht glauben, daß dies alles anders zu einem gedeihlichen Ende führen könne, als im engen Anschluß an die höheren geistigen Errungenschaften der Menschheit. Denn es war mir früh aus der Geschichte klar geworden, daß alles Zeitliche und Örtliche nur in der Verbindung mit dem ewig Gültigen, allgemein Menschlichen, Vernünftigen und Rechten das wirklich „Praktische“, Erfolgreiche, Dauernde, zu allen Zeiten wirklich Zeitgemäße: das Einseitige, außerhalb der Strömung des Ewigen Liegende dagegen das ewig Unzeitgemäße, Unpraktische und Hinfällige sei. Viele Propheten des angeblich Neuesten und Zeitgemäßen ahnen nicht, daß ihr bißchen Weisheit nicht bloß nicht neu, sondern ein sehr kümmerlicher, verwahrloster Rest der alten, ewig neuen ist, die von Größeren, als sie sind, längst besser als von ihnen gewußt, verstanden, gesagt und gesungen worden, und daß diese Weisheit nur in der Theorie alt, von der Ausführung aber noch um so entfernter ist, je einseitiger, kleinlicher, lückenhafter sie gepredigt wird. Die Verächter der Vergangenheit wissen nicht, daß es immer die Blüte der Vergangenheit ist, welche den Samen der Zukunft trägt und aufbewahrt.

Aus dieser Anschauung der Dinge erwuchs die Stimmung, die im „Schwanenlied der Romantik“ ihren Ausdruck fand. Ein etwas geziert klingender Titel, der vielleicht nicht ganz glücklich, wenigstens nicht allgemein verständlich genug das

Wesenhafte, was ich im Schiffbruch der Formen und Formeln für die Zukunft retten zu müssen glaubte, unter der Bezeichnung der „Romantik" — der Poesie des durchgeistigten Gemüts — zusammenfaßte.

Ich begann das Werk in Kanzonenform zu schreiben, versuchte es dann mit dem Hexameter, gab aber auch diesen bald auf und griff zur Nibelungenstrophe. Was in jener ursprünglichen Gestalt ausgeführt und dann beiseite gelegt wurde, findet sich mitgeteilt in C. W. Gawalowskys „Steiermärkischem Dichterbuch" (Graz, 1887, Pechel).

Die Dichtung erschien im Juli 1861 bei Kober in Prag. Sie wurde günstig aufgenommen. Aber während ein Kritiker erklärte, daß sie „in den schönsten Nibelungenstrophen geschrieben sei, die je ein Poet gebaut", fehlte es auch nicht an einem solchen, der nicht umhin konnte, zu wünschen, dies „Schwanenlied der Romantik" möge das Schwanenlied meiner Muse sein. Einen lebhaften Eindruck machte in weiteren Kreisen das seither sogenannte Vaterlandslied, mit welcher diese etwas weichmütige Elegie einen frischen und kräftigen, zum Herzen des deutschen Volkes sprechenden Ausklang fand.

Ich gestehe, daß ich diese Dichtung zu meinem Besten rechnen zu dürfen glaube. Man hat derselben, wie meiner Poesie überhaupt, hier und da eine Neigung zu „schwülstigem" Ausdruck vorgeworfen. Aber man frage sich unparteiisch, ob dieser „Schwulst" irgendwo ein l e e r e r, ob es Gedanken- und Gehaltlosigkeit ist, die in aufgebauschten Worten prunkt.

Ich machte übrigens bei diesem Werkchen zum erstenmal die Erfahrung, daß eine sich bis zur Schwärmerei steigernde Wirkung meiner Poesie, insbesondere auf jugendliche und auf Frauengemüter, nicht ausgeschlossen sei, und diejenigen irren, welche glauben, meine Muse habe erst mit dem „Ahasver in Rom" sich warmbegeisterte Freunde und Freundinnen erworben.

Diese Erfahrung machte ich jedoch zunächst nicht in meinem heimischen Triest, sondern in der freundlichen Murstadt, wo mich, als ich im Sommer wieder dahin kam, eine kleine, stille Gemeinde von warmfühlenden Lesern und Leserinnen meiner Dichtungen, insbesondere des „Schwanenliedes der Romantik", mit einem Male der persönlichen Abgeschlossenheit entriß.

Triest bot mir so manches ebensowohl Angenehme als Ersprießliche. Aber was sich dort immer drückender für mich geltend machte, war der Mangel gerade an jener Art von geselligem Verkehr, der meinem inneren Bedürfnis entsprochen hätte. Zwar stand ich nicht unmittelbar allein, ich hatte nunmehr neben meiner Mutter auch meinen Vater um mich, dem, nachdem er das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, eine Stätte sorgenloser Ruhe zu bieten war. Aber der Besuch geselliger Vergnügungsorte war mit der Führung eines eigenen Haushaltes nicht leicht zu vereinigen, und durch meine Gesundheitsumstände war ich verhindert, geselligen Verkehr überhaupt zu suchen und zu pflegen, auch dort, wo sich zu einem solchen eine des Versuchs werte Gelegenheit zu bieten schien.

Zum Stubensitzer wurde ich dadurch freilich nicht. Das Sitzen war und ist überhaupt nicht meine Sache, und nach dem Hervortreten des Unterleibsübels war eine Stellung, die einen Druck auf den Unterleib mit sich brachte, mir peinlich geworden. Liegen (auf dem Sofa) oder Gehen wurde mir zum Bedürfnis und zur Gewöhnung, und ich darf sagen, daß, soweit ich zurückdenke, nur starkes Unwetter oder heftiges Unwohlsein mich einen halben Tag lang innerhalb meiner vier Wände zurückzuhalten vermochte. Schon als Berichterstatter der Triester Zeitung veranlaßt, von allem, was auf dem Gebiete des öffentlich zu Sehenden und zu Hörenden vor sich ging, Kenntnis zu nehmen, erweiterte ich den Kreis meiner Anschauungen in ziemlich reichem Maße und buntem Wechsel. Aber ich sah, hörte, genoß alles nur als passer solitarius mitten im Gedränge, und Dr. Pipitz, der damalige Mitherausgeber der Triester Zeitung, bezeichnete mein stilles, aber aufmerksames Umherwandeln mitten im Getriebe der Hafen- und Handelsstadt sehr glücklich, indem er mich den „Osservatore Triestino“ zu nennen pflegte. Ein Dichter, der zehn Jahre lang jeden Tag auf die Börse geht, ist gewiß eine Seltenheit; nun, ich war dieser Dichter; ich besuchte jeden Tag die Triester Börse, als Mitabonnent des Lesesaals derselben, und las da die Zeitungen, umschwirrt vom Gespräch und Getümmel der immer regen Geld- und Handelswelt.

Spät abends streifte ich gern auf den Molos und in

den Gassen der Stadt umher, in schwülen Sommernächten, wenn hier und da eine auf den Balkon herausgestellte Nachtigall im Bauer schmetterte, aber auch zur Winterszeit, im scharfen, erfrischenden Hauch der Bora, welcher ich damals noch einigermaßen trotzen konnte. Der Leser braucht nur „Sinnen und Minnen" aufzuschlagen und die „Lenznacht im Süden" nachzulesen, neben einigen anderen Hymnen und Sonetten, um sich von dem sinnenden Herumschweifen des einsamen Poeten am Strande der Adria den rechten Begriff zu machen.

Unter solchen Umständen trat natürlicherweise jene Frage, welche der Franzose la question de femme nennt, immer peinlicher an mich heran. Was wäre der Poet ohne jeden weiblichen Umgang? Es gibt glückliche Mannsleute, für welche la question de femme niemals eine brennende Frage wird, solange weibliche Lippen, gleichviel von welcher Art, noch ein gefälliges Lächeln für sie haben. Zu diesen Glücklichen zählt aber ein Dichter in der Regel nicht. Trotzdem ist es eine leidige Tatsache, daß die Sehnsucht jugendlicher Gemüter, die doch zunächst nach dem Schönen und Lauteren geht, zumeist im Sumpfe gestillt wird, so daß ein auf die Dauer unerträgliches Hinundherschwanken gerade der besseren Naturen zwischen Sehnsuchtsdrang und Ekel sehr begreiflich ist.

Zum Glück für den Poeten fand sich in Triest hinlängliche Gelegenheit wenigstens zu platonischem Kultus schöner Weiblichkeit. Die südlichen Schönheiten der Hafenstadt, die bezaubernden Italienerinnen, Griechinnen und Jüdinnen standen für diesen meinen platonischen Schönheitskult allabendlich in den Logen der Theater zur Schau, wie Heiligenbilder in Nischen. Manches von diesem Kult hat sich in Sonetten aus der Triester Zeit erhalten. Zuweilen fiel doch auch, wie in unbewußter Erkenntlichkeit für stille Huldigung, ein gnadenvoller Blick auf den nachdenklichen Beobachter im Parterre.

In einem gewissen Falle war nicht die Theaterloge, sondern ein Balkon der Altar, unter welchem ich mein unsichtbares Rauchfaß schwang. Eine schöne junge Dame, eine Perle ihres Geschlechts, war auf diesem Balkon täglich zu schauen, wenn ich aus dem Gymnasium nach Hause ging. Ich blickte andächtig zu ihr hinauf, und sie blickte gnädig

zu mir herunter. Das ging so eine Weile fort. Wozu sollte es führen? Da machte der neckische Zufall auf eine etwas unzarte, aber zweckentsprechende Weise der Sache ein plötzliches Ende. Ich pflegte aus dem Gymnasium die griechischen und lateinischen Pensumhefte, die ich durchzusehen hatte, persönlich nach Hause zu tragen. Aber bevor ich an jenem Balkon vorüberkam, nahm ich die Hefte an meine Brust und knöpfte den winterlichen Überrock fest darüber zu; denn wer in Triest ein Paket trägt, wird nicht für einen Signore, sondern für einen Facchino angesehen. Das geschah nun eines Tages wieder. Aber gerade als ich vor dem Balkon angelangt war, spielte mir der nicht fest genug geknöpfte Überrock einen Streich und dreißig blaue griechische Pensumhefte rollten in den Staub der Straße unter den Augen der Schönen. Ich war genötigt, alle dreißig zerstreut umherliegenden Hefte aus dem Schmutz der Straße aufzulesen — unter den Augen der Schönen.

Von diesem Tage an machte ich immer einen großen Umweg, um jenen Balkon zu vermeiden.

Einen vertrauten Freund und Gespielen hatte ich indessen doch. Auch hier muß ich den Leser auf „Sinnen und Minnen" verweisen: auf den darin enthaltenen biographischen Hymnus „Mein Eichhörnchen".

Als ich, wie gesagt, im Sommer des Jahres 1861 meinen Ferienaufenthalt wieder in Graz aufschlug, verkehrte ich viel mit dem ältesten meiner Grazer Freunde, Fritz Pichler, dessen „Balladen" mich entzückt hatten, und der später das Eigenartigste, Duftigste, was seine für diese Dichtart unleugbare Begabung zutage förderte, in dem epischen Liederbuch „Runen und Reime" vereinigte. Dieser sagte mir, daß ein paar für meine Dichtungen schwärmende Frauen mich kennen zu lernen wünschten. Ich folgte der Einladung, machte die Bekanntschaft der beiden Frauen und eines kleinen Kreises, welchem ich schon lange als Dichter nicht fremd war.

Da die Befreundung mit den Hauptgestalten dieser „stillen Gemeinde" eine dauernde wurde und späterhin zum Teil auf meine Lebensgestaltung nicht ohne Einfluß blieb, so kann ich nicht umhin, dieselben dem Leser vorzustellen.

Ich will die beiden Frauen, welchen der Freund mich zuführte, Minona und Fanny nennen.

Minona entstammte einem alten Rittergeschlechte, welches in den österreichischen Alpenländern begütert war. In den Tagen ihrer Kindheit war ihr Vater noch Besitzer zweier Güter in Kärnten und fuhr als Mitglied der Wiener Aristokratie mit einem Viergespann; die Familie verarmte jedoch, und nach dem Tode des Familienhauptes siedelte die Witwe mit ihren Kindern von Wien nach Graz über. Hier verehelichte sich die herangewachsene Tochter mit einem jungen Advokaten, der leider schon nach wenigen Jahren starb, ohne daß er vorher für die Zukunft seiner Gattin irgendwelche Fürsorge hätte treffen können. Ein Bruder des Verstorbenen, gleichfalls Advokat, überließ der verwitweten Schwägerin seine ländliche Besitzung in der Nähe von Graz zur Bewirtschaftung. Hier hauste nun Frau Minona in einfachen, aber angenehmen Verhältnissen und gab sich den romantischen, poesiefreundlichen Neigungen hin, welche sie von früher Jugend an gepflegt hatte, im Verkehr mit gleichgesinnten Frauen und feingeistigen jungen Poeten, Gelehrten, Literaten. Der hoch und schön gelegene Landsitz konnte an sich schon einen lockenden Zielpunkt für ländliche Ausflüge bilden; die Heiterkeit, Gastfreundlichkeit und geistige Aufgewecktheit der Herrin verlieh ihm ein höheres Interesse. Man fühlte sich sogleich poetisch angeregt, wenn man auf der weitschauenden Höhe des grünen Bühels angelangt war und einem aus der ländlichen, aber malerischen Behausung die freundliche Bewohnerin in blauseidenem, schäferlich geschürztem Gewande, das Haupt von gekräuselten Locken umwallt, entgegentrat. Und so pilgerten denn nicht wenige von Zeit zu Zeit gern hinaus nach dem arkadischen Musensitz zwischen dem Hilmteich und der ragenden „Platte". Der seiner Wissenschaft zu früh entrissene schweizerische Geologe Zollikofer, der sich längere Zeit in Steiermark aufhielt, der nachmalige Nationalökonom Emanuel Hermann, der seither als Chemiker rühmlich hervorgetretene Richard Maly, der Musiker Wilhelm Treiber, Dr. Valentin Pogatschnigg, die Gebrüder Mitterbacher, der früh verstorbene junge Poet Bogensberger, dessen Nachlaß F. Pichler herausgab, und andere fühlten sich hier wohl im engeren oder weiteren Kreise.

Mittelpunkt und Seele dieser ganzen geselligen Bewegung war der Dichter der „Runen und Reime". Er führte

die neuen Gäste ein, er setzte kleine ländliche Feste und Vergnügungen ins Werk, er ließ seine Meldungen durch das Milchmädchen, das zwischen der Stadt und dem Landsitz Minonas regelmäßig hin und her ging, an letztere gelangen und verkehrte so, wie er mit scherzhaftem Anklang an Minonas Witwennamen zu sagen pflegte, „auf der Milchstraße mit den Gestirnen".

Die natürliche, zwar schwärmerische, aber von jeder Geziertheit freie, heitere Weise Minonas fand einen interessanten Gegensatz in der schroffen, gegen alles ihr nicht nahe Verwandte sich streng abschließenden Natur Fannys. Auch sie war die Gattin eines Advokaten, dem sie aber nur unter hochromantischen Bedingungen ein paar Jahre zuvor die Hand gereicht hatte. Sie sah wie eine junge Burgfrau des Mittelalters aus und hatte auch ihr Heim nach Möglichkeit ritterburgmäßig eingerichtet. An ihrem Tische wurde nur aus Bechern getrunken, statt aus gewöhnlichen prosaischen Gläsern, und sie dachte ernstlich daran, sich auch mittelalterlich zu kleiden. Sie hätte für ihr Leben gern eine Lotusblume gesehen, aber unmittelbar am Ganges hätte sie gepflückt sein müssen. Meine Idee, einen „Sonnenblumenorden" für romantische Gemüter zu stiften, begrüßte sie mit Begeisterung. Ihr sittlicher Idealismus kannte keine Grenzen. Das Ghasel „Ich will ja nichts!" war ihr das liebste meiner Gedichte, und von jedem männlichen Wesen, das in ihre Nähe kam, verlangte sie, daß es die Schwärmerei für dieses Gedicht teile. Ich erinnere mich noch der beinahe tragischen Entrüstung, mit welcher sie davon sprach, wie ein berühmter Schauspieler, der sie entzückt hatte, von ihr eingeladen und, der Einladung folgend, während des Gesprächs vertraulich ihren bloßen runden Burgfrauenarm zu fassen sich erkühnte und durch einen vernichtenden Blick aus den schönen, aber strengen Burgfrauenaugen über das Irrtümliche seiner Voraussetzungen aufgeklärt werden mußte. War sie bei ihrer Freundin Minona zu Besuch, und es fanden Leute sich ein, die nicht zum engeren Kreise der stillen Gemeinde gehörten, so verließ sie das Zimmer, blieb draußen auf der offenen hölzernen Galerie des Hauses stundenlang allein und war durch keine Bitten und Vorstellungen zur Rückkehr zu bewegen. Fannys Idealismus erstreckte sich auf ihr geliebtes

Schoßhündchen, Flora geheißen. Man erkannte in Flora, wenn sie vom Schoße ihrer Herrin aus kläffend gegen einen neuen Besuch Verwahrung einlegte, auf den ersten Blick die streng erzogene, altjüngferliche kleine Bellerin.

Fannys einzige auserkorene Freundin war Minona. Beide Frauen besaßen neben unleugbarem poetischem Sinn und Verständnis eine schöne Vortragsgabe und führten gern Szenen aus klassischen Stücken zu ihrem und anderer Vergnügen auf. Konnte es anfangs fast erheiternd wirken, wenn sie Szenen aus „Faust" darstellten und dabei die schlanke, jugendliche Fanny sichs nicht nehmen ließ, den Faust zu spielen, während die beleibtere Minona das Gretchen übernahm, so mußte man diese Rollenwahl dennoch gutheißen und fand, daß sie den Persönlichkeiten besser entsprach, als die umgekehrte entsprochen haben würde.

Einer dritten eigenartigen Vertreterin ihres Geschlechts führte der Freund mich zu: der damals dem Grazer Theater angehörigen Sängerin Frl. Schwefelberg, die wir mit dem klangvollen Namen Solferina zu bezeichnen pflegten. Die Solferina war eine geborene Ungarin, wenn ich nicht irre; ein geniales Naturkind mit schwarzen Zigeuneraugen und Rabenlocken, und dem ungezwungenen Benehmen einer Theaterdame, aber von durchdringendem Verstand und ehrlichem, offenem, auch für Höheres nicht unempfänglichem Gemüt. Im Kreise Minonas — denn Freund Fritz, der Allvermittler, hatte sie in denselben eingeführt — vertrat sie bewußt und unbewußt die Ironie, die „Reaktion" gegen die Kundgebungen der höheren „Romantik", wobei ihr, soviel ich mich erinnere, der Pianist Treiber als verwandte Natur zur Seite stand. Aber die Spitzen der Gegensätze zwischen Solferina und der „stillen Gemeinde" wurden nicht gerade zu verletzenden Stacheln; nur zwischen Fanny und Solferina bildeten sie Pole, die sich entschieden abstießen.

In diese bunte, anregende Gesellschaft war ich nun eingeführt und nahm an den geselligen Vergnügungen derselben teil, soweit es meine Verhältnisse zuließen. Kleine Feste, mit theatralischen Aufführungen, einem Tänzchen u. dgl., vereinigten uns zuweilen auf dem Landsitze Minonas, bis die Sterne über uns funkelten wie Freudenfeuer. Das einzige, was dabei Schlimmes sich ereignen konnte und in

der Tat auch oft sich ereignete, war, daß Fanny das Zimmer verließ und auf der umlaufenden Galerie des Hauses ihren Schmollwinkel aufsuchte. In solchen Fällen blieb dann nichts übrig, als daß ich — so ziemlich der einzige, der es wagen durfte — ihr auf der Galerie Gesellschaft leistete. Und das lohnte sich. Da wurde dem Sänger des „Schwanenlieds der Romantik“ die Romantik und die „blaue Blume“ lebendig in reizvoll-sinnigem Geplauder, die Stunden flogen, der Abend dunkelte, die Blüten der riesigen Linde vor dem Hause dufteten, ein Vogel sang im Wipfel so schön, als wär's sein Schwanenlied, Sternschnuppen stoben wie Raketen aus der Höhe des Abendhimmels, tief unten und weit hinaus dämmerte das Grazer Feld mit der Stadt und dem Murstrom und dem ragenden Halbrund der Gebirge.

Wären mir im Leben überhaupt ungetrübt schöne Stunden gegönnt gewesen, so würde ich vor allem die Stunden dieser für mich neuen anmutigen Gesellschaft dazu zu rechnen haben. Leider wurden auch sie mir schon durch mein immer mehr oder weniger schlechtes Befinden verkümmert.

Vor meiner Rückkehr nach Triest ging ich noch auf ein paar Tage nach Wien und suchte die Stätten wieder auf, die mir durch Jugenderinnerungen heilig waren. Ich besuchte die Familie, welcher Regiswinda entstammte, die ich bei dieser Gelegenheit selbst auch wiedersah, als Mutter, beglückt durch ein talentvolles Söhnlein; ferner Raphaels „Madonna im Grünen“ im Belvedere — auch eine Jugendliebe von mir — und meinen Freund Cajetan Cerri. Auf zufälligen Anlaß machte ich auch eine neue Bekanntschaft, die des gestrengen Kritikers Emil Kuh, der zu jener Zeit die Dichter Grün, Freiligrath, Lingg und andere vernichtet hatte und späterhin mit Vorliebe mich vernichtete. Noch sehe ich ihn vor mir, bei meinem Eintritt am Schreibtisch sitzend und sitzen bleibend, mit einer kleinen Bewegung der Rechten meine höfliche Begrüßung leicht erwidernd, mit der Linken in Papieren der Schreibtischlade weiterkramend. Er flößte mir so im ersten Augenblick einen ehrfurchtsvollen Begriff ein von der Erhabenheit eines Kritikers über gewöhnliche Menschenkinder, ließ es aber dann im Gespräch an einer gewissen Leutseligkeit nicht fehlen.

Vorläufig galt es mit Beginn des Oktober wieder von

Graz zu scheiden und an die Adria heimzukehren. Freundliche Beziehungen waren, wie der Leser gesehen hat, angeknüpft; aber es war noch nicht abzusehen, nach welcher Seite hin sich etwa Höheres und Bleibendes daraus entwickeln würde.

Im folgenden Jahre (1862) brachte der Eintritt der wärmeren Jahreszeit, wie gewöhnlich, eine Verschlimmerung meines Befindens mit sich, die aber diesmal einen ernsteren Charakter annahm und mich für den ganzen Monat Juni bettlägerig machte. Öfteres nicht reichliches Wasserspeien, wobei die Färbung des Ergossenen eine leichte Beimischung von Blut verriet, heftige Schmerzen in der oberen Bauchgegend, andere gastrische Zustände, verbunden mit Anfällen großer Schwäche und fieberhaften Anwandlungen, waren herrschend. Der mich behandelnde Arzt überließ mich, selbst Allöopath, einem Homöopathen — seinem Schwiegersohn —, weil er zu bemerken glaubte, daß ich Arzneien nicht gut vertrüge. Der Homöopath, mit dem Badearzte Dr. v. Kottowitz im Tobelbad bei Graz befreundet, empfahl mir Tobelbad als Sommeraufenthalt, wohin ich in der Tat, als ich etwas mehr zu Kräften gekommen, begleitet von meiner Mutter, mich auf den Weg machte.

Ich verweilte da vom 10. Juli bis 27. August. Die erwähnten Krankheitssymptome dauerten in geringerem Grade fort, aber zuletzt gestaltete sich das Befinden erträglich.

Es gefiel mir recht wohl in Tobelbads reizendem Waldtal, wo schon der erste Schritt ins Freie nach allen Seiten hin in waldschattige, nadelholzduftige Gründe und zu angenehmen Ruhepunkten führt. Die üppig wuchernde bunte Pflanzenwelt dieser Gegend erweckte in mir Lust und Eifer für ein Studium, das ich bis dahin vernachlässigt hatte: für die Botanik. Auf Selbstunterricht angewiesen, machte ich freilich nur langsame Fortschritte; aber ich kam doch vorwärts und betrieb von da an jahrelang mit Vorliebe diese Wissenschaft, welche mich das Vergnügen des Herumschweifens in Wald und Flur fortan dreifach genießen ließ: als Mensch, als Dichter und als Pflanzenfreund.

Der Dichter fand bei diesen botanischen Erholungsstudien auch seine Rechnung. In einer romantischen Waldschlucht bei Tobelbad kam mir zum erstenmal eine eben erblühte

Genziane zu Gesicht, von jener Art, welche, wie ich später sah, den Wäldern der Grazer Gegend gegen den Herbst hin einen besonderen Schmuck verleiht. Sie regte mich zu der Hymne „Vor einer Genziane“ an, einem Gedichte, das in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Ich pflückte die Pflanze mit ihren Blumenglocken vor dem Verwelken, preßte sie ein und machte damit nach Jahren dem Schauspieler Gustav Starcke ein Geschenk, der, wie früher schon Lewinsky, durch trefflichen Vortrag jenes Gedichts sich ein Anrecht auf meinen Dank erworben hatte.

Neben dem Naturgenuß, der Botanik und der Poesie war es die Musik, bei welcher ich Erholung von geistlähmenden körperlichen Leiden suchte — aber freilich nur Musik in einer ihrer einfachsten Gestalten: in der des Gitarreklimperns, da ein anderes Tonwerkzeug mir nicht zur Verfügung stand.

Ein paarmal besuchten mich die Grazer Freunde: Pichler, Minona, Fanny. In der kleinen Badekolonie des Ortes bewegte ich mich anfangs völlig fremd und vereinzelt. Das änderte sich aber mit einem Male, kurz bevor mein dortiger Aufenthalt zu Ende ging. Wiederholt tauchte in Tobelbad Leopold v. Sacher-Masoch auf, warm befreundet mit dem Badearzte und dessen reizender Gattin. Diese Dame galt mit Recht als eine Schönheit und bildete den glänzenden Mittelpunkt des geselligen Kreises von Tobelbad. Der genannte, gegenwärtig in Deutschland ziemlich mißliebig gewordene Schriftsteller hatte damals den ersten Roman „Eine galizische Geschichte“ veröffentlicht, aber er stand in der jugendlichen Blüte seiner Liebenswürdigkeit als Mensch. Mit polnischer, oder — um ihn nicht zu kränken — kleinrussischer Ritterlichkeit und Geschmeidigkeit des Benehmens verband er die Redegabe und Redelust des geistreichen jungen Mannes und genialen Erzählers. Rückhaltslos offen, wie er war, ging er, nachdem die erste Bekanntschaft zwischen uns beiden gemacht war, bald zu vertraulich-gesprächiger Mitteilung über, und ich erfuhr durch ihn selbst, was in Graz, nur nicht aus so guter Quelle, so ziemlich alle Welt wußte.

Der Roman war damals eben in der Wirklichkeit angesponnen, den er später in seiner „Geschiedenen Frau“ literarisch ausgestaltet hat, wobei ihm die erwähnte Offenheit seines Wesens zustatten kam, das Geheimste so zum

poetischen Gemeingut der deutschen Lesewelt zu machen. Noch ahnte weder er, noch sonst jemand, welche Wendungen der damals in der Wirklichkeit angesponnene Roman nehmen, und noch weniger, welchen Ausgang er haben würde. Sacher-Masochs Gemüt war voll jugendlich-feuriger Wallungen und kühner Lebenspläne. Er sprach damals immer von seiner Absicht, sich in Galizien, seiner Heimat, in den Reichsrat wählen zu lassen, sobald er das gesetzliche Alter dazu erreicht haben würde, einzig um als Volksvertreter für ein neues Ehegesetz zu wirken und so auf gesetzlichem Wege jene Scheidung der von ihm geliebten Frau zu ermöglichen, die bald hernach auch ohne das, auf zwar nicht gesetzlichem, aber friedlichem Wege zu seinen Gunsten erfolgte. Aber ich greife den Ereignissen vor; ich werde Sacher-Masochs, mit dem ich viele Jahre hindurch auf freundschaftlichem Fuße verkehrte, später noch zu gedenken haben.

Den Rest meiner Sommerferien, bis Ende September, verlebte ich wieder in Graz, in regem Verkehr mit dem im vorigen Jahre mir erschlossenen befreundeten Kreise. Die freundschaftlichen Bande, die mich mit den Frauen Minona und Fanny verknüpften, gewannen an Festigkeit, insbesondere der ersteren gegenüber. Solferina war aus Graz, ich weiß nicht wohin, verschlagen worden. Ich machte die Bekanntschaft des jungen Offiziers und Poeten Albert Guzman, dessen „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge 1859“ und poetischen Nachlaß ich später herausgab, als ein Brustleiden dem Leben des sehr begabten und liebenswürdigen jungen Mannes ein frühes Ende gemacht hatte.

An dem Unternehmen Heinrich Penns, der eine sehr hübsche belletristische Wochenschrift „Hoch vom Dachstein“ zu Graz ins Leben rief, nahm ich regen Anteil.

Auch entstand in jenen Tagen des Grazer Aufenthalts meine Kanzone „Germanenzug“. Sie wurde binnen elf Tagen vollendet und erschien zunächst in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Österreich“ (Wien, Gerold, 1863), dann auch in besonderer Ausgabe (ebenda 1864). Wie im „Schwanenlied der Romantik“ an das Zeitalter überhaupt, so legte hier der Poet an das deutsche Volk den Maßstab der höheren Ideale. Die Dichtung hat vielen Beifall gefunden, und es gab nicht wenige, welche sie allem vorzogen, was ich bis

dahin geschrieben. Ein Wiener Kritiker fertigte sie mit einer einzigen witzigen Zeile ab: „Diese Kanzone ist ganz ohne.“ Eine Begründung dieses witzigen Ausspruchs fügte er nicht bei, was ganz natürlich, denn hat ein Rezensent einmal einen glücklichen Einfall über ein Buch, so braucht er es nicht weiter anzusehen.

In Triest fiel mir nach den geistanregenden geselligen Ferienfreuden, die ich nun wiederholt verkostet hatte, die alte Abgeschlossenheit doppelt schwer aufs Herz. Meine Stimmung verdüsterte sich, und nur die Muse bot mir Trost. Der Plan des „Ahasver in Rom“ hatte angefangen mich zu beschäftigen.

Da trat wider Erwarten in meinen Triester Lebenskreis eine weibliche Erscheinung, welche berufen war, mir das schmerzlich Vermißte in einem Übermaß, das mich weit mehr aufregte als befriedigte, zu gewähren.

Diese wirkungsreiche Erscheinung war eine liebenswürdige, damals gefeierte Harfenkünstlerin: die k. k. Kammervirtuosin Fräulein Marie Mösner, welche zwei Jahrzehnte später als Gattin eines Grafen Sp. in Salzburg, ihrer Vaterstadt, aus dem Leben schied.

Sie war im Januar 1863 nach Triest gekommen, um auch da Konzerte zu geben, und hatte ein Empfehlungsschreiben aus Graz bei mir abgegeben, das eine persönliche Begegnung und späterhin einen lebhaften Verkehr vermittelte. Als Virtuosin bewundert und von der Triester Gesellschaft gehätschelt, verweilte Frl. M. einen Monat lang in der Hafenstadt, ging dann nach Venedig, kehrte aber von da noch einmal auf kurze Zeit zurück.

Es ist ohne Zweifel charakteristisch, daß ich von früher Jugend an immer am eingehendsten über meinen Verkehr mit der weiblichen Welt Buch geführt habe. Als ich neulich Hebbels Tagebücher las, wurde ich mir meiner besagten Eigenheit durch den Gegensatz erst klar bewußt. Ich erstaunte fast, zu sehen, wie sehr das Leben des Herzens für einen Poeten und sein Tagebuch Nebensache sein kann. Auch was meinen Verkehr mit Fräulein M. betrifft, würde es mir an guten handschriftlichen Quellen für eine interessante Geschichte nicht fehlen, die zwar eine Herzensgeschichte, aber — ich beeile mich

dies festzustellen — durchaus keine Liebesgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist.

Hier will ich mich indessen damit begnügen, statt in die Einzelheiten einzugehen, das allgemeine Schema zu verzeichnen, nach welchem kleine oder große Romane von der Art des in Rede stehenden zu verlaufen pflegen, und den Sinn deutlich zu machen, in welchem derselbe für mich wichtig, lehrreich, beglückend und leidvoll zugleich geworden ist.

Das Weib trägt, namentlich in den jüngeren Jahren, eine stille Sehnsucht in sich nach dem, was man das „Ideale" nennt. Man braucht darunter nicht gerade irgendwelche Überschwenglichkeit des Empfindens zu verstehen; zunächst ist nur der natürliche Sinn für das Edle, Schöne und Gute und für eine nicht leichtsinnige Auffassung des Lebens damit gemeint. Jemehr nun ein weibliches Wesen durch Beruf oder Verhältnisse, durch Hingabe an die Anforderungen der Gesellschaft, durch das schnöde Alltagsgetriebe der sogenannten idealen Welt entfremdet, sie gleichsam zu einer jenseitigen für sich geworden sieht, desto lockender erscheint sie ihr, desto stärker wird die geheime Sehnsucht, jenes Heimweh sozusagen nach dem verlorenen Paradies. Glaubt nun ein solches Weib das Ideale im Dichten und Schaffen, im Tun und Wesen etwa eines Poeten lebendig zu erblicken, so schlägt der zurückgedrängte Kult zur Begeisterung aus, zu einer Art von Andacht, und entfaltet für den Augenblick alles, was Engelhaftes in der Natur eines Weibes liegen mag. Da ist es dann nicht zu verwundern, wenn die Entfaltung weiblicher Seelenblüte begeisternd auf den Gegenstand der Begeisterung selber zurückwirkt. Das Weib erscheint in solchen Momenten idealer Wärme und Andacht für das Ideal selbst als die reinste Verkörperung desselben. So findet eine innige Berührung zweier Seelen statt, die zu dem Schönsten und Beglückendsten gehört, was Menschen widerfahren kann.

Dazwischen aber nimmt das gewohnte, zur zweiten Natur gewordene Weltleben des Weibes seinen Fortgang. Es entsteht ein Widerspruch zwischen dem, was das Weib bei dem Poeten und für ihn ist, und dem, was es für die übrige Welt doch immer ist und bleibt. Und da die höheren Regungen überhaupt für die Menschen keine alltägliche Seelen-

kost, sondern nach Grad und Dauer dem Wechsel unterworfen sind, so erscheint das Weib bald in einem zweideutigen Lichte, als wankelmütig, unzuverlässig, und der Poet fängt an, unter diesem Umstande zu leiden. Er merkt, daß er nicht der Gegenstand einer echten und rechten Liebe ist, sondern das Idol der Feierstunden einer weiblichen Seele. Dadurch erhält das Verhältnis für ihn etwas Unfrohes; er beginnt zu begreifen, daß er selbst eigentlich *entsagen* muß, wo er sich als Heils- und Gnadenspender gefeiert sieht. Er verschmäht, was das Weib ihm bietet oder bieten könnte, wär's auch alles, was es überhaupt zu bieten hat — weil es nicht die echte Liebe ist, die es bietet. Schmerzliche Wehmut tritt allmählich an die Stelle reinen Genügens im Verkehr. Auch das Weib wird sich schließlich bewußt, daß es dem Verehrten nicht so eigentlich mit seinem ganzen Wesen angehört, daß es ihn also auch nicht voll und für immer beglücken kann.

Findet auf diesem Punkte des Verlaufs die Trennung statt, so endet das Ganze mit einem schmerzlichen, aber doch noch immer idealen Ausklang, und beide nehmen scheidend ein Stück höheren Lebens als unentreißbaren Schatz der Erinnerung mit sich.

Anders — weit schlimmer! — gestaltet sich die Sache, wenn aus dieser idealen Berührung zweier Seelen ein eigentliches, dauerndes Liebesverhältnis sich entwickelt. Dann wird dem Weibe allgemach *verhaßt*, was ihm eine angenehme Abwechslung, eine Würze der Schalheit des Weltlebens gewesen, die durch allen Genuß hindurch sich fühlbar macht. Es empfindet die ideale Kontrolle als eine Last, als eine Schranke seiner persönlichen Freiheit und sucht sich derselben zu entledigen. Und wie früher der Engel, kommt jetzt der *Dämon* im Weibe zum Vorschein ...

Ich habe dies allgemeine Schema durchgeführt und verfolgt bis zu seinen äußersten möglichen Endpunkten. In dem gegenwärtigen Falle schloß jedoch der Verlauf mit dem oben bezeichneten Punkte des noch immer idealen, wenn auch wehmütigen Ausgangs.

Verhältnisse, die in dieser Art rein und ideal geblieben, pflegen wohl schmerzlich, aber nicht tragisch zu enden.

Mir blieb als Errungenschaft jener Tage das Bild

einer hochpoetischen weiblichen Erscheinung, eines der edelsten Regungen fähigen weiblichen Wesens. Und Marie M. scheint nach dem, was mir später zu Ohren kam, ziemlich lange dessen eingedenk geblieben zu sein, was sie in der Individualität eines Poeten gefunden zu haben glaubte — obgleich ihr dieser keineswegs als weicher Schwärmer, sondern, wie sie mir selbst einmal scherzend sagte, „bald als Seraph, bald als spöttischer Mephisto“ erschien. Sie verstand ihn besser als Angelica den „Lord Luzifer“ in meiner Komödie...

Mühelos wird jeder in „Sinnen und Minnen“ die Sonette, und in den „Blättern im Winde“ das längere Gedicht herausfinden, welche ihren Ursprung diesem Verkehr verdanken.

Die bezeichnendsten erhaltenen Dokumente desselben dürften indessen die Briefe sein, die ich an Frl. M. geschrieben und von welchen ich stenographierte, seither in Kurrentschrift übertragene Abschriften zurückbehalten. Sie wären im Vereine mit dem bezüglichen Tagebuche geeignet, die hier gegebenen Andeutungen zu dem lebendigen Bilde zu ergänzen, dessen Ausführung ich mir an dieser Stelle versagen muß. Wer diese etwas überschwenglichen und seltsamen Briefe liest, in welchen Herzlichkeit und Sarkasmus sich immer wechselseitig verleugnen und verneinen, wird vielleicht den Fluß des einfachen, natürlichen Gefühls darin vermissen. Aber er muß bedenken, daß es sich in diesen Briefen um alles eher handelte, als um den naiven Ausdruck eines einfachen Gefühls. Es war eben kein einfaches Gefühl, es waren sehr gemischte, sich widerstreitende Gefühle, die da nach Ausdruck rangen.

Eine Art Seitenstück zum Mösner-Roman, aber in verkleinertem Maßstab, einige Stufen niedriger auf der Leiter des Idealismus und der Poesie, spielte noch im Laufe desselben Jahres für mich sich ab. Die Heldin desselben war ein Mitglied der deutschen Schauspielertruppe, welche damals im Armoniatheater zu Triest ein paar Monate lang Vorstellungen gab.

Frl. Antoinette J. schien von Natur etwas feiner und ernster angelegt, als ihre Kunstgenossinnen gleichen Ranges im Durchschnitt sind. Auf ihren eigenen Wunsch wurde ich von einem Freunde bei ihr eingeführt. Wir brachten ein paar-

mal eine unglaublich große Stundenzahl in tiefgehendem Gespräch miteinander zu. Ich lobte sie und ihr Spiel in der „Triester Zeitung“ und brachte ihr das Blatt dann immer selbst. Ich fand, daß es ein ganz reizendes Vergnügen sei, von einer stattlichen Theaterprinzessin während ihres Spiels auf der Bühne dann und wann einen verstohlenen, vertraulichen, neckischen Soloblick zugeteilt zu erhalten. Freilich, die Anziehung, welche Fräulein J. auf mich übte, war nicht ganz ohne inneren Widerstreit. Ihrem einnehmenden Wesen gebrach es einigermaßen an Frische. Stürme des Lebens schienen über sie hinweggezogen zu sein und ihre besten Blüten geknickt zu haben. Was mir am meisten an ihr gefiel, das kastanienbraune Haar und die weißen Zähne — ach, gerade diese beiden Reize waren, wie ich bald erfuhr, nicht echt. Die echte Zier ihres Hauptes war vor einigen Jahren einem schweren Nervenfieber zum Opfer gefallen. Ich war damals noch zu jung, um nicht ein geheimes Grauen bei dem Gedanken zu empfinden, mich möglicherweise in ein weibliches Wesen ernstlich zu verlieben, das einen Teil seiner Reize abends auf den Toilettentisch ablegte. Übrigens gehörte das Fräulein zu den unheimlichen Personen, welche keine Photographie, und, soweit möglich, auch keine geschriebene Zeile von sich aus der Hand geben — was den Eindruck macht, als hätten sie einmal irgendwo eine dunkle Tat verbrochen und fürchteten, daß ein Kenner ihrer Vergangenheit durch Bild oder Handschrift auf ihre Spur geführt werden könnte.

Aber im Verkehr der Geschlechter pflegen die Anziehungen doch meist allmählich die Abstoßungen zu überwiegen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht eines Tages bei Frl. J. eine Gesellschaft von Kollegen, Kolleginnen und Leuten getroffen hätte, wie sie an Schauspielerinnen allerorten sich anzuschließen pflegen. Der Ton, den ein Lebemann der eben genannten Sorte gegen Frl. J. anschlug, empörte mich. Ich setzte voraus, Frl. J. müsse nicht minder empört sein, und war sehr erstaunt, daß sie so ruhig blieb. Ich hatte auch nach meinem Eintritte vorausgesetzt, Frl. J. werde durch düsteres Schweigen und mürrische Zeichen der Ungeduld sofort ihrer Gesellschaft zu verstehen geben, daß sie mit mir allein zu sein wünsche. Aber eine solche krankhafte Ungeduld stand dem Frl. J. auf Siriusweiten fern;

sie schien sich im Gegenteil recht wohl zu befinden. So ging denn ich und sandte am folgenden Morgen der Schauspielerin ein Schreiben voll heiligen Zornes, in welchem ich sie aufs tiefste bedauerte, daß sie sich dergleichen, wie ihr den Tag zuvor in meiner Gegenwart geboten worden, bieten lassen wolle oder müsse. Ein höflicheres Schreiben folgte, um den rauhen Ernst des ersteren abzuschwächen, aber meine Besuche bei Frl. J. blieben eingestellt. In der Zeitung lobte ich sie nach wie vor. Ein ehemaliger Kollege und Freund von ihr kam aus Deutschland auf ein längeres Gastspiel nach Triest, ein gebildeter, tüchtiger Schauspieler, später Theaterdirektor in Berlin, auch Theaterdichter. Die beiden wirkten jetzt auf der Bühne immer zusammen und spielten die Liebespaare verdienstvoll — ich lobte sie alle beide sehr in der „Triester Zeitung", großmütig und neidlos.

Eines Abends während der Vorstellung bemerkte ich Frl. J. in der Theaterloge. Ich sandte aus weiter Entfernung einen ernsten Blick zu ihr hinauf. Sie erwiderte denselben nur flüchtig, aber ihr Busen hob sich im selben Augenblicke, und wenn ich nicht irre, so war es ein unwillkürlicher, unwissentlicher Seufzer, der den Busen des Fräuleins schwellte. Das genügte mir.

Auch diese Bekanntschaft endete früh genug, um tragische Schicksalswendungen auszuschließen und ein reines Andenken in mir zu hinterlassen.

So hatte ich denn eine Reihe von näheren Berührungen mit Frauenwesen verschiedener Art durcherprobt. Die Schattierungen der Weiblichkeit hatten sich mir in typischen Gestalten enthüllt: von der Herbigkeit und Strenge hochromantischer, sensitivengleicher Gemüter bis zum weiblichen fahrenden Rittertum, an welchem ein gut Teil Realismus klebte. Leider war bei alledem für mein H e r z nichts Bleibendes errungen worden. Zu meinem Lebensglücke wenigstens hatten diese Erlebnisse nichts beigetragen; sie vermehrten bloß den Schatz meiner Erfahrungen, und auch als solche waren sie nicht eben tröstlicher Natur. Hatte doch schon bei Nora meine jugendliche Neugier, ob ich wohl g e l i e b t werden könne, schließlich zu einem negativen Ergebnisse geführt. Erfahrung und bessere Einsicht hatten mich früh gelehrt, die Vorteile, welche die Stellung eines Poeten den

Frauen gegenüber zu bieten scheint, nicht allzuhoch anzuschlagen. In dieser Stellung kann man allerdings mit Glück auf Eroberungen ausgehen, sich selbst mit solchen für den Augenblick Genüge tun und vor der Welt damit prunken. Aber ich suchte ein Wesenhaftes, Verläßliches, Bleibendes, und dies hoffte ich zuletzt nur dadurch zu erreichen, daß ich meine Ansprüche so bescheiden als möglich herunterstimmte — eine Bescheidenheit, welche im Grunde mit dem, was ich von früher Jugend auf ersehnt und erstrebt hatte, in schroffem Gegensatze stand.

Beim Eintritte der Schulferien ging ich wieder nach Graz und fand die Gesinnungen der mir dort Befreundeten unverändert. Nur daß Frau Fanny begonnen hatte, sich mehr und mehr der Musik zuzuwenden, welcher Kunst sie bis zum heutigen Tage treu geblieben ist. Minonas äußere Verhältnisse waren inzwischen andere geworden; sie hatte ihren Aufenthalt in der Stadt genommen, was Gelegenheit bot, den Verkehr mit ihr zu einem täglichen zu machen. Durch keinerlei Bande an Graz gefesselt, entschloß sie sich, im Herbste nach Triest überzusiedeln. So wurde mir unverhofft auch dort zuteil, was ich bisher vermißt hatte. In dem persönlichen Anteil und der freundschaftlichen Hingebung dieser weiblichen Seele lag bei aller Herzlichkeit nichts Schwärmerisches, Überschwengliches weder in bezug auf meine Person, noch auf meine Poesie; aber eben der ruhige leidenschaftslose Charakter der wechselseitigen Zuneigung und Ergebenheit begründete einen wahrhaft gedeihlichen, behaglichen und dauernden Verkehr.

In den Sommerferien des nächsten Jahres (1864) machte ich in Minonas Gesellschaft jene Reise zu Lande nach Venedig, welche das „Friaulische Reisebild“ meiner „Prosa“ schildert. In dem lieblichen Pordenone gestaltete sich der achttägige Aufenthalt zur Reiseidylle, von welcher das Gedicht „An Minona“ Zeugnis gibt.

In dieses Jahr fällt auch meine Herausgabe des literarischen Nachlasses Albert Guzmans (Wien, Schönewerk, 1864).

Für den Jahrgang 1865 des „Familienbuchs des österr. Lloyd“ lieferte ich als Nachfolger Levin Schückings den monatlichen Literaturbericht und in der Zeit vom 6. Januar bis 14. April schrieb ich den „Ahasver in Rom“.

Schon seit etlichen Jahren hatte diese Dichtung in mir lebendig zu werden begonnen. Der Leser wird gerne glauben, daß ich eine geraume Zeit dem Studium des neronischen Zeitalters gewidmet habe. In einem Kämmerlein des für mich denkwürdigen Hauses Nr. 2 der Via S. Catterina wurden die Verse morgens aufs Papier geworfen, abends ins reine geschrieben: der Tag war den Berufsgeschäften gewidmet.

Über die Entstehung des Werkes, über den Geist und Sinn, in welchem es geschrieben worden, habe ich mich in dem „Epilog an die Kritiker" als Beigabe der zweiten und aller folgenden Auflagen hinlänglich ausgesprochen.

Ende Juli machte ich mich wieder auf den Weg nach Graz und verließ Triest, ohne eine Ahnung, daß ich nicht mehr dahin zurückkehren werde.

„Ahasver in Rom" erschien im September bei J. F. Richter in Hamburg. In den Besitz dieser Firma waren inzwischen auch meine früheren, sämtlich — mit Ausnahme des Germanenzugs — bei J. L. Kober in Prag erschienenen Werke übergegangen. Richter hatte nach Kobers Tod den ganzen poetischen Verlag desselben durch Kauf an sich gebracht.

Auf dem Gebiete des Epos hatten in neuerer Zeit in Deutschland nur Werke leichter Gattung Erfolg gehabt; so die „Amaranth" von Redwitz, „Waldmeisters Brautfahrt" von O. Roquette, Kinkels „Otto, der Schütz" und Scheffels „Trompeter von Säckingen". Das Epos höheren Stils schien abgetan. Da traten um die Mitte der sechziger Jahre fast gleichzeitig drei epische Leistungen des höheren Stils hervor, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenkten: Jordans „Nibelungen", Hermann Linggs „Völkerwanderung" und „Ahasver in Rom".

Ich halte die genannten großen Epen Jordans und Linggs für dichterische Erzeugnisse ersten Ranges. Aber dem Publikum gegenüber hatte „Ahasver in Rom" etwas voraus. Es war trotz des antiken Stoffs doch ein wahrhaft modernes Gedicht — aus dem modernen Geiste heraus geboren und in lebendigstem Zuge zu ihm. In diesem Sinne äußerte einmal der Graf (damals Freiherr) von Prokesch-Osten: „Ahasver in Rom" ist eine Perle der Literatur —

aber eine Perle, die, wie die Perle in der Muschel, aus einer Krankheit hervorgegangen ist — aus dem Krankheitsprozeß der Zeit."

Wir hatten in der klassischen Zeit Klopstocks „Messias", Goethes Idyll „Hermann und Dorothea", Wielands romantische Epen, dann Mosens „Ahasver", Immermanns „Tristan und Isolde", zuletzt die oben genannten epischen Dichtungen, aber kein Epos, das auf historischer Grundlage soviel modernen Gehalt in realistischer Ausführung entwickelte, wie „Ahasver in Rom". Er war — vor dem „König von Sion" — das erste historische Epos in Deutschland, das wirklichen Erfolg hatte und weite Verbreitung fand.

Da gab und gibt es nun viele, die den Grund dieses Erfolges ganz und gar in dem sogenannten Glanze der Darstellung, der Schilderung, des Kolorits u. dgl. gefunden zu haben meinen, und mit einer Art von Geringschätzung in meinen Werken auf das herabsehen, was man „Komposition" zu nennen pflegt. Soll unter letzterer vor allem der Plan, der Entwurf, der ideelle Zusammenhang, die organische Gliederung, die künstlerisch-einheitliche Gestaltung des Ganzen verstanden werden, so trage ich kein Bedenken, es einmal offen auszusprechen, daß jene Geringschätzung sowohl beim „Ahasver" wie bei meinen übrigen Werken auf einer durchaus oberflächlichen, geradezu leichtfertigen Auffassung beruht. Es handelt sich da um einen Punkt, über welchen der Dichter selbst sich nicht blindlings fremdem Urteil unterwerfen kann, insofern er ja wissen muß, ob er wirklich nur zufällige Einzelheiten um ihrer besonderen Wirkung willen aneinandergereiht, oder ob er alles einzelne nach einem tiefer angelegten Plane verknüpft und vermittelt, die innere Notwendigkeit und Entwicklung von allem sich selber klar gemacht und für die Aufmerksamen wissentlich klar zu machen bestrebt gewesen. Und wenn er sieht, daß diejenigen, die am Zusammenhange des Ganzen, an der Motivierung des einzelnen mäkeln, beides gar nicht aufgefaßt, sondern bezüglich des Tatsächlichen in der beurteilten Dichtung sich die größten Irrtümer zuschulden kommen lassen, so kann er ihrem Urteil über seine „Komposition" keinen Wert beimessen.

Für Beurteiler dieser Art war und ist im „Ahasver" nichts von dem vorhanden, was dem Werke erst seine volle,

wirkliche Bedeutung gibt. Die lebendige Gegenüberstellung des höchsten Lebensdranges und der tiefsten Todessehnsucht in den Gestalten des Nero und Ahasver — die Identifizierung Ahasvers mit Kain — die Art, wie Nero, der große Egoist, eben dadurch gestraft wird, daß es in der Welt für ihn „keine Liebe gibt" und selbst die Mutterliebe ihm gegenüber zuschanden wird — wie in diesem Sinne das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter zum psychologischen, ich möchte sagen dramatischen Motiv des Fortschrittes der ganzen Handlung gemacht ist — wie überhaupt die knappe, gedrängte, bei näherem Zusehen sich als wirklich organisch herausstellende Gliederung des Ganzen demselben fast einen dramatischen Charakter verleiht — davon und von all den sonstigen unzähligen ideellen Beziehungen, welche wie künstlich verschlungene Fäden eines Gewebes durch das Werk laufen und es zu einem einheitlichen Ganzen verbinden — merkten und merken gar manche, die sich ein Urteil anmaßen, so gut wie nichts. Für sie ist „Ahasver" eine Reihe von schönen Beschreibungen — ein Scherbenberg zusammengehäufter Einzelheiten, die nur als solche wirken.

Wäre „Ahasver in Rom" mit keinen andern wirksamen Eigenschaften hervorgetreten, als mit der sogenannten „Pracht der Schilderungen" — hätte er damit nicht die doch auch sattsam anerkannte Größe der Auffassung, der Erfindung, des Entwurfs, der Charakteristik, und tiefere Gedanken in realistischer Ausführung verbunden — so würde er längst ebenso klanglos zum Orkus hinabgegangen sein, wie die unzähligen neuen epischen Dichtungen, deren „wunderbare Pracht der Schilderungen" in den Zeitungen gepriesen worden ist. Dasselbe gilt von dem Reiz der Sinnlichkeit und Üppigkeit, der angeblich in dem Werke vorwalten soll — ein Vorwurf, dessen sich diejenigen zu schämen haben, die ihn erheben. Ich wäre imstande, ein Dutzend älterer, neuerer und neuester Dichtwerke herzuzählen, welche in dieser Beziehung den „Ahasver" bei weitem überholen, und doch keine Käufer angelockt, keinen weiten Leserkreis gewonnen haben.

Interessant war mir unmittelbar nach dem Erscheinen des „Ahasver", bevor sein Erfolg sich entschieden hatte, in meiner damaligen Grazer Umgebung die Stellungnahme einiger Schriftsteller zu dem Werke. Sacher-Masoch nahm

sich desselben mit Eifer an, und die Bewunderung, die er der Gestalt der Agrippina zollte, war für mich nicht ohne Gewicht von seiten eines Meisters in der Darstellung solcher Frauencharaktere. Ferdinand Kürnberger, der damals ebenfalls in Graz lebte, warf über den „Ahasver" in seiner steifen, ernsten, fast pedantischen Manier geistreiche, im ganzen günstige Worte hin. „Da macht man überall so viel Aufhebens von Tennyson — hier ist Tennyson!" sagte er einmal. Ein andermal äußerte er, er habe bei Lesung des „Ahasver" den Eindruck erhalten, daß „kein anderer Dichter der Gegenwart ihn hätte schreiben können". Als aber nun „Ahasver" wirklich Erfolg hatte, da wendete der Mißmut, den der hochbegabte, nicht genug gewürdigte und deshalb verbitterte Mann gegen alles hegte, was das Unglück hatte, Erfolg zu haben, sich auch gegen mein Werk und mich. Er ließ unter anderem später einmal irgendwo drucken, über nichts in der Welt wundere er sich so sehr, als über die Gedankenlosigkeit der Rezensenten des „Ahasver in Rom", von denen nicht ein einziger bemerkt habe, daß ja der ewige Jude, der Schuster von Jerusalem, zur Zeit des Nero noch gar nicht so besonders alt sein konnte. Aber der Gedankenlose war hier Kürnberger selbst: er hatte übersehen oder vergessen, daß der Ahasver meiner Dichtung eben *nicht* der Schuster von Jerusalem ist, sondern *Kain* — so alt schier als die Menschheit selber auf Erden!

Der gewöhnliche Weg eines literarischen Erfolges in Deutschland ist heutzutage nicht der, daß die Tageskritik ein neuerschienenes bedeutendes Buch warm empfiehlt und durch Feststellung seines Wertes das Publikum veranlaßt, es zu kaufen und zu lesen; sondern umgekehrt wird die Tageskritik durch den Erfolg, den eine literarische Erscheinung im Publikum sich erringt, auf dieselbe aufmerksam gemacht, und die Rezensenten fangen an, sie wirklich zu lesen, während sie selbe früher nur durchblättert haben. Die Tageskritik macht keinen Erfolg, auch wenn sie es will; ihre gedruckten Posaunenstöße verhallen wirkungslos. Nur das Lob, das von Mund zu Munde geht, gilt als unverdächtig, dringt in weitere Kreise und lockt Käufer an. Ein Mensch, der zu einem andern gelegentlich sagt: „Dies Buch müssen Sie lesen!" trägt mehr zum Rufe und zur Verbreitung des Buches

bei, als ein Rezensent, der es in einem Blatte überschwenglich lobt.

Es wird jetzt beinahe unglaublich klingen, wenn ich erwähne, daß geachtete Kritiker beim ersten Erscheinen des „Ahasver in Rom“ meine früheren Werke über dies neueste stellten und bedauerten, daß ich das Gebiet der Lyrik verlassen, auf welchem ich „so Schönes geleistet“, um mich auf das des Epos zu wagen.

Bald aber hatte ich die Genugtuung, die Begeisterung für das neue Werk — ich darf dies ohne Prüderie sagen — im Publikum sowohl als in der Kritik zum mächtigen Strome anschwellen zu sehen. Und daß es nicht etwa bloß der unzurechnungsfähige „große Haufe“ war, der mit diesem Strome schwamm, dafür leisten mir Zeugnisse Bürgschaft, die ich nicht zur Reklame mißbrauchen will, die aber für mich selbst immer bedeutsam und erfreulich bleiben werden. Ich erstaunte fast, als ich kürzlich, im Interesse dieser meiner Aufzeichnungen, die längst vergessenen gedruckten und geschriebenen Dokumente des Enthusiasmus wieder vornahm, mit welchem „Ahasver“ aufgenommen wurde. Jeder wollte ihn in einem Zuge, etwa über Nacht, jeder wiederholt gelesen haben. Es lag ein Ton der Freudigkeit, der Herzlichkeit in diesen Kundgebungen, wie sie nur bei dem ersten gewaltig durchschlagenden Werke eines Dichters oder Künstlers zutage tritt, während bei den folgenden mehr die kühle Nörgelei, wenn nicht gar Neid und Mißgunst sich geltend macht, und selbst das Lob nicht mehr so frisch, so naiv, so ehrlich klingt.

Es war Überschwenglichkeit, aber keine gemachte, keine vom Dichter erbettelte oder vom Verleger honorierte Überschwenglichkeit, mit welcher „Ahasver“ vor einundzwanzig Jahren begrüßt wurde, und man kann nicht sagen, daß er nur wie ein Meteor aufgeschossen und seither wieder erloschen ist. Ich gebe mich der Hoffnung hin: dieser Sang wird fortleben; und würde er einige Zeit vergessen, so würde er zu dem gehören, was man späterhin doch wieder von Zeit zu Zeit aus den Wellen des Lethe hervorzieht.

Für die Verbreitung des „Ahasver“ im Vergleich zu andern der gelesensten Dichtwerke des Tages gibt die Zahl der (15) Auflagen, die er bisher erlebte, nicht ganz den

richtigen Maßstab. Es ist eine Gepflogenheit deutscher Verleger, daß sie von sehr gangbaren Werken, so oft ein Neudruck nötig wird, mehrere Tausend auf einmal drucken und dann jedes ganze, oder halbe, oder — warum nicht? — auch Vierteltausend eine neue Auflage nennen. So steigt die Zahl von Auflagen der gelesensten Dichtungen des Tages manchmal im Laufe von ein paar Jahrzehnten bis auf hundert und darüber — zum großen Erstaunen des Publikums. Wäre auch bei „Ahasver in Rom" und meinen übrigen Werken nach dieser Gepflogenheit verfahren worden, so würde die Zahl der Auflagen derselben mindestens das Dreifache der gegenwärtig auf den Titelblättern angegebenen betragen. Aber jede neue Auflage eines jeden meiner Werke war bisher (1887) ein wirklicher Neudruck, eine wirkliche, und zwar starke neue Auflage. Ein vor aller Welt offen liegender Beweis dafür ist, daß jede neue Auflage eines jeden meiner Werke mehr oder weniger zahlreiche Verbesserungen des Textes aufweist. Das Publikum wird endlich zur Einsicht gelangen, daß für die Verbreitung eines Buches nicht die Zahl der Auflagen, sondern die der gedruckten Exemplare maßgebend ist. Schon beginnen einige Verleger in Deutschland, und besonders im Auslande, statt der Zahl der Auflagen auf dem Titelblatte lieber das Tausend anzugeben, bei welchem man in den Neudrucken angelangt ist.

Vielleicht erscheinen manchem diese, auf die äußeren Schicksale des „Ahasver" bezüglichen Mitteilungen kleinlich. Aber die Absicht, die mich bei diesen meinen Aufzeichnungen überall leitet, ist die Feststellung des Tatsächlichen, um es an die Stelle von Redensarten treten zu lassen, die bald zuviel, bald zu wenig besagen. Zu ebendiesem Zwecke füge ich noch einige andere Mitteilungen bei, welche Freunden meiner Poesie erwünscht sein können.

In besonderen Broschüren haben über den „Ahasver" sich ausgesprochen: Bela Goldscheider: „R. H.s Ahasver in Rom" (Wien, Beck, 1869), und Dr. Karl Landsteiner: „Hans Makart und Robert Hamerling (Wien 1873).

Im Auslande begann man gegen die Mitte der siebziger Jahre von dem Werke eingehende Kenntnis zu nehmen. Der italienischen Prosaübersetzung von Chiaffredo Hugues (Bologna, 1876) folgte rasch die erste metrische von Alessandro

Bazzani (Ancona, 1876) und dieser ebenso rasch die aus der Feder eines namhaften und begabten Poeten, Vittorio Betteloni („Nerone“, Verona, 1876). Also drei italienische Übersetzungen binnen Jahresfrist! Proben einer vierten (die beiden ersten Gesänge) gab G. Basini im nächsten Jahre heraus (Saggi d'una traduzione dell' Ahasvero in Roma, Bologna, 1877). Ins Russische war „Ahasver“ schon früh übersetzt worden durch Th. Müller (Moskau, 1872). Eine holländische Übersetzung lieferte J. W. A. Huberts (Amsterdam, 1876), eine polnische erschien von dem rühmlich bekannten polnischen Dichter Ladislaus Ordon (Lemberg, 1877), eine dänische von Viggo Petersen (Kopenhagen, 1881). Eine französische von A. Dietrich ist bisher, soviel ich weiß, nur bruchstückweise gedruckt worden, und eine englische von F. W. Hedley, die mir im Manuskript vorlag, scheint ebenfalls noch nicht den Weg in die Öffentlichkeit gefunden zu haben. Es gibt möglicherweise noch andere, mir nicht bekannt gewordene Übersetzungen des „Ahasver in Rom“. Manche Übersetzer scheuen sich — aus Furcht vor einer möglichen Honorarforderung — von ihrer Arbeit den Verfasser des Originals in Kenntnis zu setzen.

Bekanntlich sind von Werken neuerer deutscher Lyriker und Epiker fast nur die Heineschen in fremde Sprachen übertragen worden. Zwar wurde mit dem „Trompeter von Säckingen“ ebenfalls ein Übersetzungsversuch ins Italienische gemacht, aber das Werk blieb, allzu deutsch nach Inhalt und Wesen, für ein fremdes Publikum, im Süden völlig unbeachtet. Dem „Ahasver“ dagegen verschaffte namentlich die Bettelonische Übersetzung eine Art von Popularität in Italien. Der berühmte italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis schrieb mir vor Jahren, er sei zu der Zeit, als „Ahasver in Rom“ anfing, sich in Italien Bahn zu brechen, ihm selbst aber noch unbekannt war, als Offizier der italienischen Armee und Mitglied einer italienischen Expedition im Gebiete von Marokko eines Tages mit andern durch die Wüste geritten. Auf dem langen, einförmigen Ritt im Wüstensande habe ein Gefährte neben ihm plötzlich angefangen, lange Stellen einer Dichtung aus dem Gedächtnisse vor sich her zu deklamieren; diese hätten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht, er habe sich nach ihrem Verfasser er-

kundigt und von dem Gefährten erfahren, daß sie aus einer deutschen Dichtung, „Ahasver in Rom", übersetzt von Betteloni, stammten. Mit Begierde habe er, nach Italien zurückgekehrt, das ganze Werk gelesen, dessen erste Bekanntschaft er in einer Wüste Afrikas gemacht.

Zu den Vorkämpfern meiner Dichtung in Italien gehörten der bekannte Heineübersetzer B. Zendrini, dem es gefiel, meinen epischen Nero gegen den dramatischen Cossas, den er scharf verurteilte, auszuspielen, und der berühmte Gelehrte Angelo de Gubernatis, der einen umfangreichen, gediegenen Artikel: „R. H. ed i suoi traduttori" für die „Nuova Antologia" lieferte. Nicht zu verwundern war es, wenn dieses Eindringen der nordischen Muse in Italien Besorgnisse zu erwecken begann. Der Professor Luigi Michelangeli in Bologna unternahm es, mit einem starken Band „Considerazioni sull' Ahasvero in Roma di R. H." (Bologna, 1878) der drohenden Gefahr zu begegnen, und mit einer Gründlichkeit, deren nicht einmal ein deutscher Professor fähig gewesen wäre, den Einfluß abzuwehren, den ein Werk wie das in Rede stehende auf die Entwicklung der reinen und echten italienischen Poesie haben konnte.

Das Nerothema lag von da an eine Zeitlang in der Luft. Es folgten bekanntlich die Nerodramen Cossas, Wilbrandts, M. Greifs und anderer. Von Rubinstein erzählte Hans v. Bülow gelegentlich in einem Artikel der „Signale", daß er sich zu seiner Oper „Nero" durch den „Ahasver in Rom" habe anregen lassen. Der ungarische Komponist Szábo ging an die Ausarbeitung einer Oper, welche Stoff und Titel meinem Werke entlehnte. Im Jahre 1873 meldeten italienische Blätter, daß auch Verdi eine Oper „Nero" zu schreiben vorhabe. Ein Wiener Komponist eröffnete vor Jahren bezüglich der Lieferung des Textes für eine Oper „Nero" Unterhandlungen mit mir, die jedoch zu keinem Ergebnisse führten. Vor einigen Jahren war in Zeitungen zu lesen, daß die einstige Prima-Ballerina des Wiener Hofoperntheaters, Fräulein Cucchi in Mailand, ein Ballett entworfen habe, dessen Stoff sie dem „Ahasver in Rom" entnahm.

Maler und Zeichner haben mit dem Werke sich gerne beschäftigt, und manches Blatt — darunter ein mir besonders wertes von Leopold Schauer — hat aus Künstlerhänden als

freundliche Spende den Weg zu mir gefunden. Von ausgeführten Ölbildern erinnere ich mich unter anderem einer „toten Aktäa“, welche der Prager Künstler Oskar Rex im Jahre 1881 auf die Prager Ausstellung brachte. Wilhelm Kaulbach sprach, wie mir von vielen Seiten bestätigt wurde, stets mit großer Wärme von „Ahasver“. Er habe „selten so etwas Plastisches, so farbenreiche Bilder gefunden, die gleichsam fertig für den Maler dastünden“, sagte er, und verriet die größte Lust, eine Szene aus der Schenke Lokustas zu malen. Daß Makart sich mit der Idee beschäftigte, den „Ahasver“ zu illustrieren, erwähnte kürzlich Karl v. Thaler in einem Essay der „Deutschen Dichtung“. Frühzeitig stellten tüchtige Künstler — so Watter in München — ihre Kräfte für eine Prachtausgabe des „Ahasver“ zur Verfügung und lieferten Proben; aber erst im Jahre 1886 kam es wirklich zu einer solchen, und zwar in größtem Maßstabe, ausgeführt von Fischer-Körlin in Berlin.

Es fehlt auch nicht an einem poetischen Seitenstück zum „Ahasver in Rom“. Sigmund Szeléry (Schiller) widmete mir einen „Ahasver in Pest“, in welchem die Gestalt des Ahasver dem ungarischen Judentum zur symbolischen Verkörperung diente.

Im Herbste desselben Jahres, 1865, in welchem „Ahasver“ geschrieben und veröffentlicht wurde, lieferte ich für die „Sammlung ausländischer Klassiker“ des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen (jetzt Leipzig) eine Übersetzung der Gedichte Leopardis (Hildburghausen, 1886). Nicht lange nachher erschien auch eine Übersetzung Leopardis von G. Brandes, und später gab Paul Heyse eine Übertragung der poetischen und prosaischen Werke Leopardis in zwei Bänden heraus. Paul Heyse überraschte mich bei dieser Gelegenheit einigermaßen, nicht sowohl durch den Ton, den er in der Vorrede seiner Arbeit in betreff meiner Übersetzung anschlug, als durch die Achtung, mit welcher er von der des Herrn Brandes sprach, die zwar treu, aber in poetischer Beziehung das Werk eines Dilettanten und an vielen Stellen geradezu stümperhaft geraten ist. Ein paar Schnitzer in meiner Übersetzung, ein paar lapsus calami oder mentis — einmal verführte mich auch ein Druckfehler, cadenti stelle für cadenti stille zu lesen — waren mir vorzuwerfen; aber

Mängel dieser Art sind leicht ausgemerzt, und ich glaube nicht, daß jede Übersetzung, welche diese Schnitzer nicht enthält — nur vielleicht andere! — deshalb überhaupt besser als jene sein müsse und sie sofort überflüssig mache. Paul Heyses Giustiübersetzung halte ich für ein Meisterstück deutschen Übersetzerfleißes, was aber seinen Leopardi betrifft, so erscheint es mir von vornherein zweifelhaft, ob Paul Heyse dem Geiste Leopardis so verwandt, so „kongenial" sei, wie dem Giustis. Vielleicht steht der Dichtweise Leopardis die meinige näher, als die Paul Heysesche. Aber es möge jeder, der sich für Leopardi interessiert, unbeirrt durch das, was die Übersetzer voneinander sagen, durch eigene Vergleichung sich ein Urteil darüber bilden, in welcher der nun vorhandenen Übersetzungen der Schwung, der Schmelz, die schwermütige Melodie Leopardischer Dichtung den stimmungsvolleren Widerhall gefunden hat.

Die Verschlimmerung meines Befindens im Sommer und Herbst des Jahres 1865 hinderte mich, nach Triest zurückzukehren; ich war genötigt, einen Urlaub zu nehmen, der mir für das erste Semester des Schuljahres 1865—66 bewilligt, dann auf mein Ansuchen auch auf das zweite ausgedehnt wurde.

In den Februar des Jahres 1866 fällt meine persönliche Bekanntschaft mit Bogumil Goltz, der sich längere Zeit in Graz aufhielt. Einen Artikel über ihn und eine eingehende Schilderung meines Verkehrs mit ihm enthält meine gesammelte „Prosa". Diese Mitteilungen sind mit Interesse gelesen, aber manchmal ungünstiger für Goltz gedeutet worden, als ich wünschte. Ich schätzte Goltz außerordentlich und habe es immer für eines der bedenklichen literarischen Zeichen der Zeit gehalten, daß man in unsern Tagen diesen geistvollen Polterer über einem geistlosen — über einem genial sich gebärden wollenden Philister vergessen konnte.

Im März dieses Jahres (1866) erleichterte eine mir persönlich fremde, vermögende Dame in Wien, Frau Genoveva Müller v. Milborn, edelmütigerweise mir den Übergang zu unabhängiger Lebenslage, indem sie einen Betrag von 6000 Gulden, den sie in ihrem Testamente für einen wohltätigen Zweck ausgesetzt hatte, sofort mir zuzuwenden sich entschloß.

Ich habe diese Dame weder vor, noch nach besagter Schenkung je gesehen, verblieb aber bis zu ihrem Tode in einem brieflichen Verkehr mit ihr, der dadurch eingeleitet worden war, daß sie nach Lesung des „Ahasver" ein warmbegeistertes Schreiben an mich richtete, in welchem sie sich angelegentlich nach meinen äußeren und Familienverhältnissen erkundigte.

Ich muß hier auch Karl Egon Eberts gedenken, der zu jener Zeit ebenfalls einen Briefwechsel mit mir eröffnete, und dem jüngeren Sangesgenossen von da an jahrelang in wohlwollender Freundschaft zugetan blieb.

Da mein Befinden keine gründliche Besserung hoffen ließ, so reichte ich ein Majestätsgesuch um Pensionierung und um Bewilligung eines auf 600 Gulden erhöhten Ruhegehaltes ein. Ich unterließ es dabei gänzlich, auf meine literarische Tätigkeit hinzuweisen; ich stützte mein Gesuch einzig auf das ärztlich bezeugte chronische Leiden und auf meine Familienverhältnisse. Doch scheint es, daß der literarische Standpunkt von Persönlichkeiten, die mir wohlwollten, höheren Orts zu meinen Gunsten geltend gemacht worden. Das Ansuchen wurde gewährt; mit Ende September war das Dekret in meinen Händen, das mir die Freiheit zurückgab.

Der damalige Direktor des Triester Gymnasiums, Dr. Johann Loser, ein herzensguter Mann, sprach mir in demselben Dekrete den amtlichen Dank aus für meine „Verdienste um die Anstalt", deren „besondere Zierde" ich, wie er sich ausdrückte, durch eine Reihe von Jahren gewesen sein sollte. Auch sonst war amtlich ein paarmal von „ausgezeichneter Dienstleistung" die Rede. Aber dieses ehrenvolle Zeugnis war nicht ganz verdient. Das Vertrauen, welches darin lag, daß man mich immer in den höchsten Klassen des Gymnasiums beschäftigte, glaube ich, was den Erfolg des Unterrichts betrifft, nicht getäuscht zu haben. Aber mir fehlte die wichtige pädagogische Gabe, die Disziplin, genauer gesagt die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrechtzuerhalten. An persönlichem Respekt zwar ließen es meine Schüler niemals fehlen; sie gaben mir sogar Beweise ihrer Zuneigung. Aber sie fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unzähmbaren jugendlichen Mutwillen, der Schwatzhaftig-

keit und Beweglichkeit des Knabenalters oft ratlos und schutzlos gegenüber. Ein Umstand, der neben dem schlechten Befinden, mit welchem ich zu kämpfen hatte, nicht wenig dazu beitrug, die Ausübung der lehramtlichen Tätigkeit für mich zu einer qualvollen und aufreibenden zu machen.

Dazu kamen andere ungünstige Verhältnisse der Anstalt. Einen Umstand, unter welchem dieselbe damals besonders litt, bildete die Beschaffenheit und Lage der Räumlichkeit hinter dem Leipziger Platze, in welcher sie lange Zeit untergebracht war. Beständiges Wagengerassel übertönte von der Straße her die Stimme des Lehrers und der Schüler. Daß die Schulferien auf die Monate September und Oktober verlegt waren, während in den heißesten Monaten Juli und August der Unterricht seinen Fortgang nahm, war ein nicht minder bedenklicher Übelstand, dessen Abstellung erst spät und mit Mühe erwirkt wurde. Eine schon leidende Natur, wie die meinige, mußte unter solchen Verhältnissen arg mitgenommen werden, und ich darf wohl sagen, daß ich die beste Kraft meiner reifen Jahre in der Ausübung des Triester Lehramts zugesetzt, um so mehr, da ich meinen Obliegenheiten nachkam, so gut und so lange ich konnte, und für einzelne Stunden nur im äußersten Notfall mich supplieren ließ.

Ein kurzer Rückblick auf meinen zehnjährigen Triester Aufenthalt mag einiges noch Ungesagte ergänzen.

Italienische Sprache und Literatur, italienische Kunst, italienisches Leben waren mir im Süden nahe gerückt. Diese Berührung schlage ich hoch an. Ich bin im Leben bisher nicht sonderlich weit in der Welt umhergewandert, aber mein jeweiliger Aufenthalt war doch meist von der Art, daß er bedeutende und vielseitige Eindrücke in mir zurückließ. Ich lernte nach und nach alle hervorragenden Kräfte der italienischen Bühne kennen. Ich sah Salvini, Rossi, die Ristori usw. in ihrer Blüte; ich sah die beiden ersten und andere der besten beiderlei Geschlechts wiederholt monatelang auf den Brettern. Der Deutsche blickt mit Geringschätzung auf die italienischen Wandertruppen und tut sich viel zugute auf seine ständigen Theater. Aber das italienische Publikum fährt weit besser bei jenen, als das deutsche bei diesen. Es sieht immer neue Künstler, neue, schon anderswo wohleingeübte und erprobte Stücke in trefflichem Zusammenspiel.

Für die Oper gilt Ähnliches. Triest ist — oder war wenigstens — eine Stadt, die sich während der Wintersaison in ihrem Teatro grande den Luxus einer guten Oper mit den namhaftesten Gesangskräften der Halbinsel gönnen durfte. Auch des Balletts gedenke ich als eines nicht selten vorzüglichen, wirklich künstlerischen und genußreichen. Vorstellungen wie die von Pasquale Borris „Kleopatra“ und „La Giuocoliera“ haben als ein Schönstes und Trefflichstes ihrer Art auf mich gewirkt, und eine Vertreterin der edelsten, reinsten Kunst, wie die in Tanz und Mimik unvergleichliche Frau Beretta-Vienna steht nicht bloß in meinen Triester Zeitungskunstberichten, sondern auch in meiner Erinnerung mit goldenen Lettern eingeschrieben.

Für die deutsche Instrumentalmusik mußte mir freilich jahrelang die eigene dilettantische Beschäftigung mit den Klavierwerken Beethovens, Mozarts, Haydns, Webers Ersatz bieten. Späterhin aber bot der Triester Schillerverein manches Gediegene in dieser Beziehung.

Der landschaftlichen Umgebung Triests werde ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, den wahrhaft poetischen Reizen des Boschetto, der Promenade von San Andrea usw. immer die Bewunderung zollen, welcher ich in den „Triester Spaziergängen“ meiner „Prosa“, sowie in einigen Sonetten, die sich in „Sinnen und Minnen“ finden, Ausdruck gegeben habe. Sehr wert war mir der öffentliche Garten, der auch meine botanischen Studien bedeutend förderte.

Von meinem persönlichen Umgang ist wenig zu sagen. Unter meinen Kollegen am Gymnasium war mir der gelehrte Professor der italienischen Sprache und Literatur, Dr. Antonio Racheli, auch verdienstvoll als Literat, lange Zeit ein werter Freund; später fühlte sich der jüngere Kollege Franz Raab, jetzt Professor an einem Wiener Gymnasium, durch eigene poetische Neigung und Schaffenslust einigermaßen zu mir hingezogen. Die sinnige Novellistin Frau Anna Schimpff (Moritz Horst), Gattin des Triester Buchhändlers, der meinen „Sangesgruß von der Adria“ in Verlag hatte, brachte meiner Poesie eine herzliche und aufmunternde Sympathie entgegen. Ein angenehmes Andenken bewahre ich auch von der Persönlichkeit Heinrich von Littrows. Echtestes Wiener Blut an der Adria! Es hat größere Seehelden

gegeben, wohl auch größere Dichter als H. v. Littrow; aber er ist der größte Dichter unter den Seemännern, und das liebenswürdigste gesellige Talent unter den Dichtern! Mittlerweile ist er freilich alt geworden, aber Naturen wie diese erhalten sich in der Regel frisch.

Ziemlich viel verkehrte während meines Triester Aufenthalts mit mir Karl Costa, der später als Wiener Possendichter sich einen Namen machte und damals als k. k. Lottobeamter zu Triest in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er war, als er von Prag nach Triest kam, an mich empfohlen worden, suchte mich auf, kam öfter und war mir niemals lästig, sondern immer eine anspruchslose gemütlich-heitere Gesellschaft. Es mochte wohl der in ihm selbst steckende, damals noch verborgene Dichter sein, der ihm das Zusammensein mit einem Dichter sympathisch machte. Im Gespräch war Costa witzig, aber ein paar kleine dramatische Manuskripte von seiner Hand, die ich zu sehen bekam, verrieten noch wenig von dem späteren Autor des „Blitzmädels“, des „Korporals“ und anderer, von urwüchsiger Laune sprudelnder Stücke, die ihm Theaterruhm, Vermögen und sogar eine Wiener Theaterdirektorstelle einbrachten. Ein neuer Beleg dafür, daß man im Absprechen von Talent fast noch vorsichtiger sein muß, als im Zusprechen! Ich überließ Costa auch manches Mal meine Berichterstattung über das deutsche Theater, da sie anfing mir beschwerlich zu werden, und mir die übrigen Theater Triests noch genug zu schaffen machten.

An auswärtigen Freunden fehlte es mir nicht. Ich führte einen regen Briefwechsel mit Albert Möser in Dresden, mit Otto Spielberg in Hamburg, mit Ernst Rauscher in Klagenfurt, mit Fritz Pichler in Graz. Für Feodor Wehls „Jahreszeiten“, Gutzkows „Unterhaltungen“, Prutz' „Deutsches Museum“ lieferte ich poetische Beiträge, für die Zeitschrift Wehls auch kleine Mitteilungen aus dem literarischen, künstlerischen und sonstigen Leben Italiens.

Die zehnjährige Triester Epoche lag nun hinter mir. Ich war frei, ich war Poet, ich hatte einen Erfolg errungen — das Ziel, das dem Knaben, dem Jüngling vorgeschwebt, schien, wenn auch etwas spät, nun doch erreicht.

---

8. Vom „Ahasver in Rom“ bis zum „Homunkulus“.

Nicht unbenützt blieb die neu gewonnene Freiheit und Muße, und unverweilt folgte ich dem Antrieb, der mich zur Ausführung einer zweiten größeren Dichtung drängte. War der „König des neuen Sion“ doch, wie ich anderswo schon berichtet habe, der älteste meiner epischen Entwürfe, dessen Anregung zurückreicht in meine früheste Jugend. Die Bilder meiner gärenden Phantasie durchdrangen sich jetzt mit dem befruchtenden Element der historischen Wirklichkeit. Mit regstem Interesse vertiefte ich mich in die umfangreichen und in der Tat sehr fesselnden Chroniken des Münsterschen Wiedertäuferreichs von Kerssenbroick und von Hamelmann, in die nicht minder ausführlichen und interessanten, plattdeutsch geschriebenen Aufzeichnungen eines Augenzeugen jener Ereignisse, des Münsterschen Bürgers Gresbeck, in die groß angelegte, aber leider nicht vollendete Geschichte der Wiedertäufer zu Münster von C. A. Cornelius, in zahlreiche Quellenwerke und literarische Denkmäler der Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters. Bald war ich heimisch auf dem Boden und im Leben des Reformationszeitalters, wie ich heimisch gewesen war im römischen Altertum, als mich der „Ahasver in Rom“ beschäftigte.

Während ich so durch mein zweites Epos in Anspruch genommen war, fuhr das erste fort, seinen Weg durch die deutschen Gaue zu machen. Die eigentliche Walhalla der Deutschen bildete damals seit Jahren die Leipziger „Illustrierte Zeitung“. Niemand konnte als ein in irgendwelcher Richtung „berühmter“ Mann gelten, bevor er mit Bild und Biographie in die Holzschnittgalerie des Leipziger Blattes aufgenommen war. Mir widerfuhr diese Ehre im Jahre 1867. Die Erwähnung ist deshalb nicht überflüssig, weil ich zu bemerken habe, daß der biographische Artikel, der mein Konterfei begleitete, infolge von Mißverständnissen oder Schreibfehlern ein paar ungenaue Angaben in die Welt setzte, die hernach ein ziemlich zähes Leben bewiesen. So vor allem das unrichtige Geburtsjahr 1832 statt 1830, und die irrtümliche Bezeichnung meines Geburtsortes Kirchberg am Walde als

„an der böhmisch-mährischen Grenze gelegen“, während derselbe in Niederösterreich, nahe der böhmischen und der mährischen Grenze liegt. Das unrichtige Geburtsjahr spukt, meinen Verwahrungen zum Trotz, auch heute noch hier und da; ich will auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne es ausdrücklich zu berichtigen.

Zu ebenjener Zeit empfand auch ein Maler das Bedürfnis, meine Züge in Ölfarben zu verewigen. August Prinzhofer in Graz, Kärntner von Geburt, der sich zuerst als Lithograph in Wien einen Namen gemacht, dann mit vielem Glück als Porträtmaler auftrat, wünschte der Galerie von Bildnissen, mit welchen er die Wände seines Arbeitszimmers geschmückt hatte, das meinige einzureihen. Das Bild kam im Mai 1867 zustande und befindet sich, nachdem es ein paar Jahrzehnte lang seine Bestimmung erfüllt, gegenwärtig in meinem Besitz, als Vermächtnis des seither verstorbenen Künstlers. Etwas zu dunkel in der Färbung und mehr eine getreue Wiedergabe des Augenblicklichen, als des Wesentlichen und Bleibenden im Charakter des Originals, läßt das Werk sich nicht gerade als wertvoll im höheren Sinne bezeichnen. Prinzhofer war ausgezeichnet in reizenden Frauenbildern; männliche Charakterköpfe gelangen ihm seltener. Zu seinen besten Leistungen gehörte das Porträt seiner Gattin, einer schlanken, noch jugendlichen Frauengestalt, deren edle, nur etwas herbe Schönheit gerade den Künstler hatte anziehen müssen.

Diese Frau reiht sich den weiblichen Erscheinungen auf meinem Lebenswege an, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, selbst in dieser knappen Skizze meines Lebens die Weiblichkeit eine nicht unbedeutende, wenn auch etwas einförmige Rolle spielen zu sehen. Die Art und Weise, in welcher solche Begegnungen den Pfad des Poeten kreuzen, ist zu bezeichnend für ein Dichterschicksal, als daß er nicht wenigstens den am meisten charakteristischen ein Wort der Erinnerung widmen sollte. In Frau P. trat mir wieder eine neue, absonderliche Spielart jener großen Gattung der nach dem Ideal dürstenden Frauennaturen entgegen. Ihre Weise nach dem Ideal zu trachten verdiente den Namen einer neuen und absonderlichen insoferne, als sie durch eine Art von krankhaftem, leiden-

schaftlichem Ungestüm sich auszeichnete. Fast beängstigend mußte das Tun eines weiblichen Wesens wirken, das, einmal von dem Gedanken beherrscht, sich dem Priester des Schönen gegenüber zu befinden, der ihr das Manna der idealen Himmelskost zu reichen bestimmt sei, kniefällig und unter krampfhaftem Schluchzen geistige Führung sich erbat. Daß es eine stolze, fast trotzige, eigenwillige Frauennatur war, die in solcher Art sich zu demütigen vermochte, eine Frau, die den Eindruck machte, als ob sie unter andern Umständen auch wieder nicht übel dazu angetan wäre, die Rolle eines „dämonischen Weibes“ zu spielen, konnte den Eindruck einer solchen Szene nur verstärken. Aber ich hatte mehr als einen Grund zur Zurückhaltung dieser aufgeregten, dunkeläugigen Schönen gegenüber. Bei den schwärmerischen weiblichen Annäherungen dieser Art, wie sie wohl jeder Poet zu Dutzenden erlebt, waren mir gegenüber die Heldinnen bisher immer unverheiratet und frei gewesen. Jetzt war es eine verheiratete Frau, die mich zum Freunde, zum Führer verlangte. Allerdings kam hier nicht der Umstand einer mehr oder weniger unglücklichen, dem Weibe nicht genügenden Ehe mit ins Spiel; die beiden Gatten waren einander ebenbürtig und ihr Verhältnis zueinander ein herzliches. Frau P. war in dieser Beziehung völlig sorglos, und ihr Gemahl schien diese Sorglosigkeit zu teilen. Aber mir waren die Gründe damals noch unbekannt, welche letzteren zu seiner Sorglosigkeit veranlaßt haben mochten. Es genügte, daß ich das Menschenherz, die Welt, das Leben nun schon allzugut zu kennen glaubte, um mich in der Überzeugung irremachen zu lassen, daß die Stellung eines poetischen Hausgötzen zwischen zwei, gleichviel ob sich liebenden oder nicht liebenden Gatten eine bedenkliche, zuletzt doch immer irgendwie zum Unheil ausschlagende sei. Für meine Person konnte ich mir schon deshalb keinen sonderlichen Gewinn von einem solchen Verkehr versprechen, weil ich ja, wie ich schon bei früherer Gelegenheit andeutete, in dem, was dem Dichter als solchem zuteil ward, keinen genügenden Ersatz erblickte für das, was der Mensch suchte und schmerzlich vermißte.

Ich sprach mich also der schwärmenden Frau gegenüber offen und entschieden aus, und mein Verkehr mit ihr blieb auf zufällige Begegnungen beschränkt. Aber sie machte den

Überschwang ihres Gemütes in Briefen Luft und fuhr fort, den Ungestüm ihres Empfindens auf den geringfügigsten Anlaß hin zu betätigen. Übersah ich einmal ihren Gruß auf der Straße, so witterte sie die großartigsten Beweggründe hinter meiner kleinen Unterlassungssünde. Einmal sandte sie in einem solchen Falle ihren Gatten zu mir, um Aufklärung zu verlangen; ein andermal veranlaßte sie ein Moment der Aufregung, mich persönlich in meiner Behausung zu überraschen.

Wenige Jahre nachher löste sich mir das Rätsel dieses krankhaft leidenschaftlichen Wesens. Die junge, scheinbar noch kräftige Frau trug den Keim eines physischen Leidens in sich, das nur zu bald eine üble Wendung nahm und sie fast noch in der Blüte ihrer Jahre dahinraffte. Sie hatte sich ihre Briefe von mir zurückerbeten; ich bedaure, daß ich sie ihr ausgefolgt; sie gehörten zu den merkwürdigsten Ergüssen einer unbefriedigten weiblichen Seele.

Prinzhofer selbst war seit dem Tode der Gattin, dem eine aufreibende Epoche kostspieliger und vergeblicher Heilversuche vorausgegangen war, wie gebrochen. Seine Schaffenslust erlahmte, er begann zu kränkeln; immer verfallener, mit immer fahlerem Gesichte sah man den Bedauernswerten noch jahrelang seinen täglichen und einzigen Weg wandeln: von der Vorstadt nach einem Kaffeehause der inneren Stadt und von da zurück in seine einsame Stube. Ob er denn nicht auch einmal sich zu einer kleinen Sommerreise sich entschließen wolle? fragte ich an einem heißen Julitage den alten werten Freund. „Das wäre mein Tod!“ versetzte er. „Ich bin an meine häusliche Bequemlichkeit gewöhnt; in einem fremden Bette, in einem fremden Hause könnte ich nicht schlafen, nicht leben.“ Ein paar Jahre später, als sein Zustand sich bedenklich verschlimmerte, wurde er, wie es solchen Todkranken zu geschehen pflegt, nach einem kleinen Sommerkurorte geschleppt. In kürzester Zeit erfüllte sich seine Vorhersagung: es war sein Tod. Still wurde er eingesargt und ruht verlassen, vergessen in fremder Erde, während in der Stadt, die seine zweite Heimat war, zahlreiche Freunde sich um seinen Sarg geschart und die Kränze auf sein Grab gelegt haben würden, die er als Mensch und Künstler verdiente.

Im Sommer des Jahres 1867 machte ich eine Reise

nach meiner lieben engeren Heimat, dem niederösterreichischen Waldviertel, das ich nun schon seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich nahm von Wien aus einen Umweg über St. Pölten, grüßte das auf seinem kolossalen Felsgrat prachtvoll thronende Melk, schiffte den schönen blauen Donaustrom abwärts bis zur altvertrauten vieltürmigen Cremisia, und schlug mich von da „seitwärts in die Büsche" — in die Wälder der Heimat. Die wenigen Verwandten waren beinahe ausgestorben, aber die Stätten grünten und blühten noch, wo ich als Knabe gespielt, geschwärmt, geträumt, wo ich später die Sommerferien meiner Studienjahre „sinnend und minnend" verlebte. Daß ein Poet in mir stecke, hatte man hier früher gewußt als irgendwo; jetzt war die Bestätigung davon aus der Ferne auch bis hierher gedrungen, und ich fand nun schon einige Leute in der damals noch stillen und ziemlich abgelegenen Waldmark, namentlich jüngere Landesgenossen, die, obgleich mir bis dahin fremd, dem Gruße der Heimat an den heimkehrenden Sohn schlichte, freundliche Worte liehen. Ich habe da vor allen eines jungen Klerikers, namens Edinger, aus Kirchberg am Walde zu gedenken, sowie der Familie des damaligen Schloßverwalters Herrn Raschbacher in Kirchberg am Walde, in welcher eben der kunstsinnige Stud. juris Artur von Holland zu Gaste war, der Familie des Herrn Fabrikbesitzers Hackl in Weitra und eines sehr sympathischen jungen Mannes, Karl Fisselthaler in Schrems, der in Wien den technischen Studien oblag, und den ich zwar nur einmal flüchtig sah, der aber nach vielen Jahren mich durch einen fast zu weit gehenden Beweis von Anhänglichkeit in einer Sache überraschte, von welcher ich seinerzeit zu sprechen haben werde.

Da ich ein Tagebuch über diese Heimatreise geführt, das ich vielleicht später einmal meinen Freunden vorlegen werde, so sei nur noch erwähnt, daß ich auf ebendieser Reise mich vielfach mit Anschauungen und Ideen für den „König von Sion" befruchtet fand und daß der erste Gesang dieser Dichtung im Hause meines damals noch lebenden lieben Vetters Koppensteiner zu Schweiggers geschrieben wurde.

Ebendaselbst besorgte ich auch die zweite Auflage meiner Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen", welche durch Aufnahme der zahlreichen, vom Erscheinen der ersten Auf-

lage bis 1867 entstandenen Gedichte auf das Doppelte des Umfangs der ersten Auflage anwuchs. (Hamburg, J. F. Richter, 1868.)

Eine zweite Auflage des „Ahasver in Rom“ war mittlerweile auch gedruckt worden, mit Hinzufügung eines ausführlichen Prosaepilogs an die Kritiker, in welchem ich mit naivem Jugendmute mich vermaß, einer etwas gründlicheren, mit meinen ursprünglichen Absichten besser übereinstimmenden Auffassung des Gedichtes Bahn brechen zu wollen.

Zurückgekehrt nach Graz, widmete ich mich den Winter über der Ausführung des im Herbst begonnenen „König von Sion“, und im März des folgenden Jahres 1868 wurde derselbe vollendet. Im Laufe des Sommers beschäftigte mich die Reinschrift und die sorgfältige Feile des Werkes, und in dem weit ausblickenden Oberstübchen des bekannten Hauses „Zum ersten Fuchswirt“ auf der Höhe der Ries bei Graz, wo ich meinen Landaufenthalt genommen, erhielt der „König von Sion“ die Gestalt, in der er das Licht der Welt erblickte. Er wurde im Dezember desselben Jahres ausgegeben. (Hamburg, Richter, 1869.)

Der Erfolg dieser Dichtung blieb hinter dem des „Ahasver“ nicht zurück. Rascher als dieser machte er einen Neudruck nötig, dem dann weitere folgten. Was die Kritik anlangt, haben von jeher Freund und Feind so ziemlich darin übereingestimmt, daß der „König von Sion“, als episches Werk betrachtet, in mancher Beziehung den „Ahasver in Rom“ überrage. Mir selbst blieb der „König von Sion“ unter all meinen Werken immer am meisten ans Herz gewachsen. Vielleicht weil kein anderes so wie dieses aus meinem tiefsten Innern heraus geschrieben worden und so manches, z. B. in der Herzensgeschichte Jans, unmittelbar aus dem Born eigener Seelenkämpfe und Herzensqualen geschöpft ist.

Ich habe in den kurzen Anmerkungen zu dieser Dichtung einiges anzudeuten Gelegenheit gefunden, was ich in betreff teils des Inhalts, teils der Form derselben beherzigt zu sehen wünschte. Aber das meiste ist gesagt in den Versen, mit welchen der Sang in bedeutungsvoller Anknüpfung an den „Ahasver in Rom“ anhebt:

Wenn sie ein weichlich Geschlecht nur reizt, nicht schreckt, die Entartung
Treu mit der Schminke gemalt, und die prunkende Sünde der Alten,
Nun so werde beschworen ein Bild aus düsterern Zeiten,
Werde der Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens.

Halle sie wider, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weisen und Bräuche germanischer Männer der Vorzeit.
Und was die heitre verbrach, mag sühnen die düstere Nacktheit.
Wenn dein sinnender Ernst sie, gestaltende Muse, mir segnet!

Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Die auf germanischer Erde geschahn: ein Spiegel für jedes
Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt und entflammt zu gewaltigem Ringen!

Kämpfer der Mitwelt, lauscht dem Gesang! Es beflügelt der rasche
Fiebernde Puls ihn der Zeit, ihr anabaptistischer Herzschlag.
Dennoch — bedenket es wohl! — Die erhabene Muse, sie kämpft nicht,
Nein, sie krönt und verdammt: ausstreckt sie zwischen die Kämpfer
Ihr zweischneidiges Schwert, das beide verwundet und richtet...

Von allem, was über den „König von Sion", ja von allem, was je über mich und meine Dichtweise geschrieben worden, hat mich nichts so befriedigt und erfreut, als eine Stelle in der Besprechung, welche Feodor Wehl meiner neuen Dichtung widmete. Sie lautet:

„Hamerling trägt neben der klassischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnisvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Tränen gibt, wo die Schuld mit der reineren Überzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gerne an, um über alle Abgründe und Schlünde des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphsklänge der Versöhnung ertönen und hin-

wegklingen zu lassen. Seine Dichtung entfaltet ihre silberglänzenden Fittiche am liebsten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erschütternder Ereignisse. In der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster ist seine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollständig am Platz und wie zu Hause. Sie findet alles, was sie braucht, um sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer gestaltenden Kraft in Szene setzen zu können: die Hoffnung in den Geistern, und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnsucht nach einem Umschwunge."

Die ausführlichste Erörterung des „Königs von Sion" lieferte der bekannte holländische Dichter, Gelehrte und Kritiker Jan ten Brink auf 59 Seiten Großoktav in der holländischen Zeitschrift „De Gids".

Warme Freunde erwarb mir meine Dichtung in Münster — begreiflicherweise, denn ich hatte

„Westfälischen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vieltürmig, das heilige Münster"

geschildert und gefeiert wie kein Poet vor mir. Levin Schücking, Prof. Schlüter, Franz Giese (der Dichter des vortrefflichen plattdeutschen Romans „Frans Essink"), der bekannte Physiologe und Humorist Prof. Hermann Landois und viele andere treffliche Männer und Frauen des Münsterlandes erwiesen sich mir seither freundlich und herzlich fast wie einem Landesgenossen, und in der Tat war ich infolge meiner fleißigen westfälischen Studien schier wie daheim im Münsterlande. Man fand dort, daß ich das alte Münster, sowie Münsters weitere, nähere und nächste Umgebung „trotz der poetischen Verklärung mit einer solchen Wahrheit geschildert, daß kaum zu begreifen, wie ich das alles zusammengebracht und in solche Einheit gefaßt haben konnte".

Übersetzt wurde der „König von Sion" ins Italienische von G. B. Fasanotto (Verona 1880), und von Ferd. de Betta (Roveredo 1881); ins Russische von Th. B. Müller (Moskau 1880).

In der Frühjahrsausstellung des österreichischen Kunstvereins von 1870 war ein großer Karton, die wilde Domszene aus dem „König von Sion" darstellend, von Gustav

Wertheimer ausgestellt, ein Werk, dessen genialer Realismus etwas Packendes hatte.

Einer Zeitungsnachricht zufolge hat der bayerische Theaterdichter und Theaterdirektor Jantsch einen Versuch gemacht, den „König von Sion" zu einem Bühnenstücke umzuarbeiten; mit welchem Erfolge, ist mir unbekannt.

Eine große Prachtausgabe des Werkes mit wahrhaft gelungenen, sorgfältigen und wirkungsvollen Illustrationen von Adalbert von Rößler und Hermann Dietrichs in Berlin befindet sich unter der Presse.

Die bisher erschienenen neuen Auflagen der Dichtung gaben mir Gelegenheit, unablässig an der inhaltlichen und formellen Vervollkommnung derselben fortzuarbeiten, und keines meiner anderen Werke ist mit jedem Neudruck einer so ausgiebigen Feile unterzogen worden wie dieses. Insbesondere lag mir daran, dem Hexameter immer mehr jene Gestalt zu verleihen, welche geeignet ist, das gemeine, fast läppische Vorurteil gegen dies schönste, und, wenn recht behandelt, auch dem deutschen Sprachgenius vollkommen zusagende epische Maß zu zerstören. Ausging ich dabei von dem Grundsatz, daß der schlechte, nachlässige Hexameter immer holprig, der holprige aber — und nur dieser — auch schwer lesbar, ja eine Ohrenfolter ist, der korrekte hingegen bei unsern Dichtern oft wieder den natürlichen Fluß deutscher Rede vermissen läßt. Ungekünstelt und zwanglos, und dabei doch auf festen sicheren Füßen einherschreitend, wird der Hexameter für jeden Unbefangenen, der nicht schon mit einem ängstlichen Vorurteil darangeht, leicht vorzutragen sein und das Ohr des Hörers durch seinen unvergänglichen rhythmischen Reiz bestechen. Wer am 6. März 1870 der öffentlichen Vorlesung des ersten Gesangs des „Königs von Sion" durch Lewinsky zu Graz beiwohnte, der wird die Überzeugung teilen, welche dieser kundige Meister des Vortrags damals mir gegenüber aussprach: daß der gute Hexameter ein dem Deutschen mundgerechtes, für den mündlichen Vortrag dankbares Versmaß sei.

Nach dem Erscheinen meiner beiden Epen versuchte es im Jahre 1869 ein Ungenannter, einen Überblick meines bisherigen Bestrebens und Schaffens zu geben, in einer Broschüre, betitelt: „Robert Hamerling, seine Dichtungen

und deren Beurteilung" (Hamburg, J. F. Richter). Unglücklicherweise gab diese sonst ganz hübsche Broschüre einem ungeschickten Vergleich meiner Wenigkeit mit Vater Homer durch Erwähnung desselben weitere Verbreitung, und ich kann es, wiewohl unschuldig daran, meinen Gegnern nicht verargen, wenn sie — Kürnberger voran — mich diesen Vergleich naserümpfend und bissig haben entgelten lassen. Der Ärger über einen Menschen, der ungeschickt gelobt wird, ist zwar kein gerechter, aber ein natürlicher. Auch gingen in diese Broschüre — was freilich zu entschuldigen — einige Ungenauigkeiten aus jenem biographischen Artikel der „Illustrierten Zeitung" über, darunter die erwähnte unrichtige Angabe meines Geburtsjahres.

Im Juni 1869 machte ich einen Versuch, jenen von Frau Genoveva von Milborn mir großmütig überwiesenen Betrag aus einem papiernen in einen Realbesitz zu verwandeln. In der Leechgasse, wo sie mit der Strassoldogasse eine Ecke bildet, war ein reizendes Häuschen mit einem kleinen, von hohen Fichten besetzten Gartenraume zum Verkaufe ausgeboten. Ich hielt dasselbe für geeignet, mir und meiner Mutter einen ständigen angenehmen Wohnsitz zu gewähren, und brachte es an mich. Es stellte sich aber bald heraus, daß dieses reizende Heim nur durch einen Umbau zu einer wirklich brauchbaren Wohnstätte gemacht werden konnte. Es war ein Sitz für Musen und Grazien, für nächtliche Elfentänze im Mondschein, ein trauliches Asyl für Liebende, ein echtes Dichterheim gewissermaßen, und als solches hat es mir auch wirklich manche schöne Stunde geboten, aber dem alltäglichen Bedürfnisse genügte es nicht; ich mußte nach einer Gelegenheit ausspähen, es wieder los zu werden und gegen einen solideren Besitz zu vertauschen. Ich glaube kein unpraktischer Mensch zu sein, aber es war in meinem Leben das erste Haus, das ich kaufte, und man wird dem ersten Versuch wohl eine kleine Unsicherheit zugute halten.

In demselben Monate, in welchem ich diesen Erwerb eines nicht sonderlich reellen Realbesitzes bewerkstelligte, erschien zu Graz ein Liederbüchlein in steirischer Mundart unter dem Titel „Zither und Hackbrett", mit einem Vorworte aus meiner Feder. Der den Lesern des „Heim-

garten" sattsam bekannte Autor des Büchleins, damals noch Handelsschüler und Neuling auf dem Parnaß, hatte mir im Februar des vorhergegangenen Jahres zum ersten Male geschrieben, sich mir dann auch persönlich vorgestellt und mir einen starken Vorrat von Versen und Prosa zur Durchsicht anvertraut. Dieser Papierhauf duftete ein wenig nach einem dumpfen, ärmlichen Wohnstüblein, aber mit diesem Dufte mischte sich der „Hauch des Genius". Der junge Dichter schien das meiste Gewicht unter seinen Manuskripten auf eine ausführliche Selbstbiographie zu legen und geneigt, mit dieser seinen ersten Eintritt in die Öffentlichkeit zu vollziehen. Aber diese Selbstbiographie war noch ein recht unreifes Produkt; Völker und Individuen schreiben bekanntlich früher gute Verse als eine gute Prosa. Nachdem ich die lyrischen Gedichte des jungen Mannes geprüft und das wunderseltene Glück gehabt, in einem Haufen poetischer Versuche nicht bloß das gewöhnliche, heutzutage selbstverständliche „Talent", sondern wirklich Originelles und überraschend Treffliches zu entdecken, riet ich dem Dichter, zunächst mit einer Auswahl seiner Dialektgedichte hervorzutreten. Und nachdem ich dann auch bei dieser Auswahl behilflich gewesen, hatte ich das Vergnügen, meine Voraussetzung durch den Erfolg des Büchleins sofort bestätigt zu sehen. Ich hatte also glückliche Geburtshelferdienste beim Hervortreten einer neuen, wirklichen Dichterkraft verrichtet. Mein Verdienst bestand darin, daß der Neuling mit dem Kopfe, und nicht mit dem unrechten Ende voran das Licht der Welt erblickte. Den Genuß, den mir diese steirischen Zither- und Hackbrettklänge bereitet hatten, teilte ich bald mit aller Welt: der Dichter Rosegger wurde Gemeingut. Aber ein Genuß, den ich bisher wahrscheinlich nur mit sehr wenigen Personen geteilt habe, war mir der Zeichner und Maler Rosegger. Der Leser sieht gewiß etwas verdutzt darein bei diesem Wort; aber es ist nicht anders: es gibt einen Zeichner und Maler Rosegger, so gewiß ich Dutzende von Heften mit größtenteils kolorierten Zeichnungen aus der Knaben- und Handwerkerzeit des steirischen Poeten gesehen habe. Nicht etwa flüchtige Kritzeleien und Pinseleien, mit welchen Knaben das Papier zu verderben pflegen, sondern fleißig und sauber ausgeführte Bilder und Bildchen, die ein hübsches Talent verrieten. Aber man kann es nur erfreulich

finden, daß der Poet, nachdem sich sein natürlicher Beruf entschiedener und hoffnungsreicher nach einer andern Seite hin kundgegeben, klüger in diesem Punkte als selbst der große Goethe, keine weitere Zeit und Mühe an eine zweite Kunst verschwendete.

Für mich selbst war zu jener Zeit wieder ein neuer poetischer Plan der Ausführung nahegerückt.

Es gibt für jeden Dichter Gestalten der Geschichte oder der Sage, die in einem mystischen Bezuge zu seinem Wesen, zu seinem Gedanken- und Empfindungsleben stehen, und die es ihm, wie man zu sagen pflegt, „angetan“ haben, wie Bilder von Geliebten oder von Idealen. Solche Gestalten werden uns gleichsam zu zweiten Ichs, in welche wir uns hineinleben. Wie Nero, wie Jan von Leyden jahrelang meinem Sinne vorgeschwebt und nicht von mir abgelassen, bis ich ihnen jene poetische Wirklichkeit gegeben, welche zu geben ich eben vermochte, so waren mir auch die beiden Hauptgestalten der großen französischen Revolution, die Gestalten Robespierres und Dantons, seit langem in einem tieferen Sinne vertraut, hatten Leben in mir gewonnen. Daß es wiederum „ungeheuerliche“ Charaktere, wüste Begebenheiten waren, die sich in mir zu poetischer Gestaltung drängten — nun, dafür kann ich nur wieder auf die oben angeführten schönen und trefflichen Worte verweisen, mit welchen Feodor Wehl bei Gelegenheit des „Königs von Sion“ mein Dichten und Trachten gekennzeichnet hat. Übrigens waren mir all jene Charaktere niemals das, als was sie herkömmlich dem großen Haufen gelten. Man sagt, ich habe in meinen Werken sie „idealisiert“; aber ich will hier eine Bemerkung machen, die, wenn auch vielleicht verblüffend für manchen Leser, der Wahrheit doch ganz und gar entspricht. Ich habe niemals eine historische Persönlichkeit in meinen Dichtungen wesentlich anders dargestellt, als ich sie mir in ihrer historischen Wirklichkeit dachte. Wie ich sie darstellte, so hatte ich sie begriffen, so hatte ich mir ihr Wesen psychologisch klar gemacht. Dasselbe gilt im Grunde auch von den Ereignissen, die ich poetisch behandelte; ich habe nie mit Absicht etwas daran gefälscht.

Äußerst anregend und von tiefster Bedeutung erschien mir immer der Gegensatz zwischen Robespierre und Danton,

charakteristisch für das französische Volk, für die ganze damalige Zeit, wie der Gegensatz zwischen Rousseau und Voltaire — nicht weniger bedeutsam für die Geschichte alles revolutionären Tuns und Treibens überhaupt. Im Nebeneinandergehen des düstern, ernsten, strengen und des lebensprudelnden Revolutionärs nach einem gemeinsamen Ziele, sowie in ihrem Widerstreit, und darin, wie dieser Widerstreit der beiden Individuen zum Widerstreit zweier allgemeiner Richtungen, der Zeit, des Volkes, der Menschheit sich erweitert — darin ferner, wie nach Dantons Sturz und Hinrichtung sein Geist den Kampf gegen Robespierre noch fortsetzt und schließlich gar noch den Sieg behauptet — in all dem schien mir nicht bloß ein sinnvolles historisches, sondern auch ein hervorragend dramatisches, bühnenwirksames Motiv zu liegen. Es verstand sich von Anfang für mich von selbst, daß hier nicht das Epos, sondern die Tragödie die angemessene Form sei. Nachdem ich auch jetzt mit regstem Eifer Studien gemacht und durch die Einzelheiten der geschichtlichen Wirklichkeit den Gestaltungsdrang der Phantasie geregelt hatte, wurde auch „Danton und Robespierre", wie früher die beiden Epen, in verhältnismäßig kurzer Zeit, in den drei ersten Monaten des Jahres 1870, niedergeschrieben, obgleich der Umfang des Werkes den eines gewöhnlichen Schauspiels um das Doppelte übertrifft.

Während dasselbe unter die Presse ging, bereitete sich für ebendieses französische Volk, dessen größte Geschichtsepoche ich darin geschildert hatte, eine neue Schicksalswendung vor. Der deutsch-französische Krieg brach aus. Daß ich die Tage dieser glorreichen deutschen Kämpfe und Siege miterlebte, gereichte mir zu freudenvollster Genugtuung und zum Troste für persönliches Leid, mit dem ich zu ringen hatte. Das Denker- und Träumervolk hatte sich endlich zu einer großen deutschen Tat erschwungen — zur ersten wirklichen deutschen Nationaltat, zur ersten im Laufe der Weltgeschichte, die es mit vereinten Kräften und allein vollbrachte. Dem ersten Napoleon stand im Entscheidungskampfe Deutschland nicht allein, sondern mit halb Europa gegenüber. Durch die deutsche Tat von 1870—71 wurde zum Heile der Völker das politische Übergewicht Frankreichs, das Napoleon III. wieder auf einen Gipfelpunkt erhoben hatte, gebrochen, das

einschüchternde „Prestige“ der vermeintlichen französischen Unbesiegbarkeit zerstört. Mit einem Lächeln kann das deutsche Volk darüber sich hinwegsetzen, vom besiegten Angreifer als barbarischer Eindringling, als Frevler an der französischen „Zivilisation“ geschmäht zu werden, weil es, freventlich angegriffen, gegen Waffengewalt mit Waffengewalt, gegen Mitrailleusen und bestialische Turkos, welche die französische „Zivilisation“ ins Feld führte, mit dem Zündnadelgewehr sich verteidigte.

In diesem siegreichen Kampfe des deutschen Volkes gegen den übermütigen französischen Angriff war Österreich bekanntlich neutral geblieben.

„Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen.
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!“

Man hat diese Verse aus einem Prolog, den ich 1870 für eine Akademie zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger schrieb, als entsprechendsten Ausdruck für das damalige Empfinden des deutschen Österreichers anerkannt. Ich hatte die Genugtuung, diesen Prolog überall in Deutschland, wie er vom Herzen ging, auch zu Herzen gehen zu sehen. Ihm waren zwei andere Gelegenheitsgedichte dieser Art vor Ausbruch des Krieges vorhergegangen, die gleichfalls von einer lebendigen Wirkung begleitet waren, und von welchen einzelne Verse noch unvergessen sind: ein Prolog für das Grazer Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen im März 1868, und ein solcher zur Arndtfeier im Dezember 1869.

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern...“

Dieser Eingang des ersteren ist seither in der Erinnerung der Mitlebenden bei so mancher festlichen Gelegenheit wieder aufgefrischt worden. Aber merkwürdig ist mir selbst jetzt die instinktive Zuversicht, mit welcher ich am Schluß eines jeden dieser beiden Prologe einer bestimmten Verheißung Ausdruck gab, die sich sobald hernach in damals fast noch undenkbarer Weise erfüllen sollte:

„Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert;
Doch, je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert!"

Und im Arndtprolog, mit Beziehung auf die Frage des alten Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

„Er sitzt" (am Ufer des Mains)
„Und sinnt und spricht zu sich:
Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der wir erröten, erbleichen!
Verklinge mein Lied, bald kehr' ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen."

So war denn jene große Zeit nicht bloß nicht ohne einen mächtigen Nachhall in meiner Seele und in meiner Poesie vorübergegangen, sondern die poetische Erregung war den Ereignissen vorausgeeilt.

Im Sommer des Jahres 1870 hatte ich meinen Landaufenthalt in einem Hause genommen, welches, am breiten Eingange des Stiftingtales, neben dem ländlichen Gasthause „zum schwarzen Hund" gelegen, mit dem Vorzuge der Nähe der Stadt, für deren dritten Bezirk es die äußerste Grenze bildet, alle Vorteile einer Sommerfrische vereinigt. Noch im Laufe des Jahres bot sich mir die Gelegenheit, diese Besitzung in äußerst vorteilhafter Weise mit jener andern in der Leechgasse zu vertauschen. Seine schmalste Front der Straße zukehrend, macht dieselbe von dieser Seite aus den Eindruck eines bescheidenen Häuschens, bietet aber eine geräumige und bequeme Wohnstätte mit zehn Gemächern, einem ausgedehnten umzäunten Garten an der Seite, mit zahlreichen Obstbäumen, einem Ackerfelde und Wiesenflächen, hinreichend, das Futter zweier Kühe zu liefern. Von Wäldern umgeben, aber an einer offenen, erweiterten Stelle des Tales gelegen, steht das Haus den ganzen Tag über im vollen Sonnenschein, ist also trocken und den gesund-

heitsschädlichen Einflüssen eines feuchten Talgrundes nicht ausgesetzt. Es führte, wie die Kaufurkunde in meiner Hand bezeugt, in früherer Zeit den Namen des „Augustinerschlößchens“, weil es ursprünglich der Wohnsitz einiger Augustinermönche war. Das gewölbte kleine Gemach, das den Mönchen als Kapelle diente, ist noch unverändert vorhanden. Gegenwärtig pflege ich dies Heim mein „Stiftinghaus“ zu nennen, und da ich es als solches besungen, führt es diesen Namen auch im weiteren Kreis meiner Freunde.

Nachdem im selben Jahre 1870 eine Ausgabe meiner „Gesammelten kleineren Dichtungen“ (Venus im Exil — Ein Schwanenlied der Romantik — Germanenzug) bei Richter in Hamburg veranstaltet worden, erschien im November ebendaselbst „Danton und Robespierre“.

Auch dieses Werk fand eine beifällige Aufnahme und erlebte einige Auflagen rasch hintereinander. Die Bühnenfähigkeit und Bühnenwirksamkeit des Stückes ist von vielen Seiten mit Entschiedenheit verfochten worden. Zwar pflegt das Publikum sich gegenwärtig bei Tragödien zu langweilen; aber in „Danton und Robespierre“ hat jede Szene, wie man wohl zugeben wird, wenigstens ein stofflich packendes Interesse, dürfte also gerade die Langweile nicht so leicht aufkommen lassen. Wenn ich auf eine Bühnendarstellung trotzdem von vornherein verzichtete, so geschah es deshalb, weil ich aus Gründen, die man in der Vorrede des Werkes angegeben findet, Kürzungen desselben nicht gutheißen zu können glaubte, andererseits aber auch einer Bühnenleitung nicht zumuten konnte, das Stück etwa auf zwei Abende verteilt, dem Publikum vorzuführen.

Zu Anfang des folgenden Jahres tauchte in den Grazer Studentenkreisen der Gedanke auf, durch das Zusammenwirken von Schauspielern und Studenten eine Aufführung des ersten Aktes meiner Tragödie, der eine ungewöhnlich große Anzahl von Mitwirkenden erfordert, im landschaftlichen Theater möglich zu machen. Dieser Gedanke kam, wie ohne Anregung, so auch ohne jedes Zutun von meiner Seite am 30. März 1871 zur Ausführung. Die Heldenspieler des landschaftlichen Theaters, Roll und Lehmann, waren wie geschaffen für die Rollen des Danton und des Robespierre. Ersterer erwarb sich auch als Regisseur ein glänzendes Verdienst um die Sache. Richard

Heuberger hatte für das Stück eine Ouverture und einen Festmarsch geschrieben; Direktor Kreibig sorgte für eine äußerst würdige Ausstattung. Die Vorstellung ging in jeder Beziehung trefflich, gerundet, und ich möchte fast sagen weihevoll vor sich: die ernsten Bilder einer außerordentlichen Zeit machten einen ersichtlich tiefen Eindruck. Der Beifall am Schlusse war sehr lebhaft und ich selbst war genötigt, den fortgesetzten Rufen nach dem Verfasser durch eine dankende Verneigung von meinem Sitze aus zu entsprechen. Aber den besten Teil meines kleinen Triumphes erinnere ich mich nach der Vorstellung hinter den Kulissen im Kreise der Mitwirkenden gefeiert zu haben. Hier fand ich alle in einer aufs schönste angeregten Stimmung, und ohne daß viele Phrasen gemacht worden wären, trug alles, was mir gegenüber gesagt wurde und geschah, den Stempel der Herzlichkeit an sich, von den freundlichen Worten des Direktors bis zur gutgemeinten Prise, welche mir ein betagter Theaterarbeiter stumm, aber mit einem von der Freude des Anteils strahlenden Gesicht aus seiner Dose bot. So bekam ich denn auch einmal das Angenehme eines Bühnenerfolges zu kosten, und habe vielleicht von Glück zu sagen, daß nicht eine fortgesetzte Theaterlaufbahn mir auch das überwiegend Bittere einer solchen zu verkosten gab.

Ein paar Jahre später faßte die Direktion des landschaftlichen Theaters aus freiem Antriebe den Entschluß, eine neue ähnliche Aufführung dieses ersten Akts von „Danton und Robespierre" zu veranstalten. Der damalige Regisseur Herr Richter nahm sich der Sache mit Wärme an. Aber während im Jahre 1870 von der Grazer Zensur nicht eine Zeile gestrichen worden, kam jetzt das Zensurexemplar von der Behörde jämmerlich kastriert zurück. Die Bürger der Republik von 1792 durften nicht rufen: „Es lebe die Republik!" Hebert durfte die Tribüne nur besteigen, um von seiner großen Rede drei Zeilen zu sprechen: dann mußte er wieder heruntersteigen. Ei, ich glaubte doch ein sehr historisch-objektives, keineswegs verlockendes Bild der Schreckensherrschaft entrollt zu haben!

Die Direktion ergriff nun sogar einen Rekurs ans Ministerium. Dieses — es war eben, wenn ich nicht irre, das sogenannte „liberale Bürgerministerium" am Ruder —

hielt die Grazer Zensurstriche mit Rücksicht auf die von seiten der Sozialdemokratie drohenden Gefahren aufrecht. Diesem Umstande ist es vielleicht zu danken, daß bis heute in Graz die Republik nicht ausgerufen, niemand an die Laterne gehängt und keine Guillotine in Betrieb gesetzt worden ist.

Eine holländische Übersetzung von „Danton und Robespierre“ veröffentlichte S. Susan im Jahre 1879; eine italienische brachte die Florentiner „Revista europea“ im Jahre 1880. Eine französische von A. Dietrich ist bisher, soviel ich weiß, nur bruchstückweise gedruckt worden. Schon vor Dietrich hatte der in Paris lebende Ungar Karl Ujfalvy das Werk ins Französische übersetzt, aber keinen Verleger dafür gefunden.

Als Herr A. Dietrich, der sich auch sonst schon als Literat und als Übersetzer aus dem Deutschen (H. v. Kleists z. B.) manches Verdienst erworben, vor Jahren sich eine Zeitlang in Wien aufhielt, und auch nach Graz einen Abstecher machte, um mich aufzusuchen, erzählte ich ihm von seinem Vorgänger Ujfalvy. Darauf sagte er mir, er habe das Exemplar von „Danton und Robespierre“, durch das er die Bekanntschaft meiner Tragödie machte, in einer der zahlreichen Büchertrödelbuden des Palais royal gefunden; er habe es gekauft, gelesen und sofort übersetzt. In ebendieses Exemplar sei, wie er sich bestimmt erinnere, der Name Charles Ujfalvy eingeschrieben. Dasselbe Pariser Trödelexemplar meines Werkes hat also zwei Übersetzer gefunden! Vielleicht findet es auf demselben Wege noch einen dritten.

Der bekannte Schriftsteller Jules Claretie veröffentlichte im Feuilleton eines Blattes einen Artikel: „Drames allemands sur la revolution française“ mit ausführlicher Besprechung von „Danton und Robespierre“.

„Auf Bestellung“ zu arbeiten, eine von außen hergestellte Aufgabe zu lösen, ist eine Zumutung, die der Dichter sich im allgemeinen nicht leicht gefallen lassen wird. Aber die Zahl der in einem Dichtergemüte schlummernden poetischen „Stoffe“ oder Keime ist ja doch eine unendliche, und es geschieht nicht selten, daß ein solcher Keim durch einen ganz äußerlichen, zufälligen Anlaß zum sprossenden Leben erweckt wird, wie ein Lebenskeim unter unzähligen andern in einem weiblichen Schoße. Mir ist es zweimal in meiner bisherigen

Dichterlaufbahn begegnet, daß zwischen einer von andern Personen gegebenen Anregung und einem in mir selbst schlummernden Keime jener geheimnisvolle Bezug statthatte, der zu einer geistigen Befruchtung führt.

Im September 1871 fand sich der junge Komponist Adalbert von Goldschmidt bei mir ein mit dem Ersuchen, ihm einen Text für ein zwischen Oratorium und Musikdrama die Mitte haltendes Tonwerk zu liefern. Es sollte sich darin um einen Kampf der Geister des Lichtes und der Finsternis handeln; der Sänger sollte als Vorkämpfer des Lichtprinzips erscheinen und auch den endlichen Sieg desselben entscheiden. Ich fühlte, daß etwas in mir dieser Idee lebhaft entgegenkam, und sogleich tauchte der Gedanke in mir auf, die abstrakte und farblose Allegorie dadurch mit einem kräftigen Leben zu durchdringen, daß als Geister der Finsternis die sieben Todsünden in anschulichen Bildern ihrer Wirksamkeit eingeführt würden. Die bunte Mannigfaltigkeit dieser Lebensbilder mußte offenbar auch dem Komponisten die willkommenste Gelegenheit bieten, eine große Mannigfaltigkeit von Tönen anzuschlagen und von der Tonsprache zum Ausdruck aller menschlichen Leidenschaften Gebrauch zu machen. Rasch hatte ich mich mit dem Komponisten verständigt, und im letzten Monate des Jahres wurden die „Sieben Todsünden" geschrieben. Aber der Stoff hatte sich unter meinen Händen über das Bedürfnis des Komponisten hinaus entwickelt. Herr von Goldschmidt nahm das Gebotene mit warmem Dank und Beifall auf, aber er mußte es für seinen Zweck beträchtlich kürzen, ja man kann sagen, er habe nur einzelne Verse aus meinem Text in Musik gesetzt. Sein vollendetes Werk erzielte zuerst in Berlin einen wahrhaft glänzenden Erfolg, später kam es auch in Wien, in Paris, in Freiburg zur Aufführung, und überall hat es dem Komponisten den Ruf eines der begabtesten Tondichter aus der Wagner-Lisztschen Schule eingetragen. Mir selbst gereicht das meiste davon, soweit ich es aus dem Klavierauszuge beurteilen kann, zu hoher Befriedigung.

Im Oktober 1872 erschienen die „Sieben Todsünden" gedruckt (Hamburg, Richter, 1873). Aber noch vor dem Erscheinen dieses Werkes war ein anderes im Laufe desselben Jahres geschrieben und veröffentlicht worden: meine national-

politische Komödie „Teut". Ich hatte mich mit dem Plane dieser nationalen dramatischen Satire schon länger getragen, aber durch den Ausbruch und Erfolg des deutsch-französischen Krieges, durch die daran sich knüpfende Neubegründung deutscher Einheit und deutscher Reichsgewalt schien mir im ersten Augenblick meine Absicht zuschanden gemacht und vereitelt. Mein persönliches Mißgeschick schien sich auch hier zu bewähren: just in dem Moment, als ich eine geharnischte Satire gegen die Uneinigkeit der Deutschen in die Welt zu schleudern gedachte, wurden sie einig! Bald aber erwies sich mir eben das, was meinen Entwurf zunichte zu machen schien, als vorzüglicher Hebel zu einer Erweiterung, Ausgestaltung und Abschließung desselben in weit größerem Maßstab. Das Werk konnte ja nun eine Art Festspiel zur Begründung der deutschen Einheit werden, als ein bedeutungsvoller satirischer Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch als eindringliche, keineswegs überflüssige Mahnung für die Folgezeit.

Dem aristophanischen Lustspiele, diesem klassischen Vorbilde einer hochpoetisch wirkenden Verschmelzung von großartig-phantastischer und derb-realistischer Komik, für das die Weltliteratur ein wahrhaft geniales Seitenstück nur in der Komik des Rabelais besitzt, hat es in Deutschland an Nachahmern nicht gefehlt. Aber nur die beiden Literaturkomödien Platens haben sich bleibend in die Annalen der deutschen Dichtung eingezeichnet. Eine national-politische Komödie aristophanischen Stils, in größerem Maßstab und von umfassender Bedeutung, hatten wir meines Wissens nicht. Das Urteil über die Ausführung des „Teut" und den poetischen Wert desselben muß ich natürlich andern überlassen. Aber dem Stoffe, dem Thema nach betrachtet, ist dieses Spiegelbild deutscher Geschicke vom mythischen Teut und Hermann dem Cherusker bis auf Bismarck der erste Versuch einer nicht bloß auf Einzelheiten, auf Nebendinge bezüglichen, sondern universellen deutschen Nationalkomödie. Deutsch auch insofern, als sie nach Inhalt und Form das Antike, Fremdartige, Gekünstelte, das den Versuchen der aristophanischen Komödie in Deutschland bisher anklebte, völlig abgestreift hat.

Die Bezeichnung „Scherzspiel" auf dem Titelblatte und

das schalkhafte Vorwort hat manche zu dem Glauben verleitet, als legte ich selbst auf dieses Werk kein besonderes Gewicht. Das war aber ein großer Irrtum, und ich gestehe offen, daß ich mir von den eigentümlichen und bedeutsamen komischen Erfindungen, an welchen diese Dichtung, wie ich glaube, nicht arm ist, eine große Wirkung versprechen zu dürfen glaubte. Zu noch einem Mißverständnis gab dasselbe scherzhafte Vorwort Anlaß. Unter der „durch Launenhaftigkeit berüchtigten hohen Dame, der man, wenn man Poet ist, nicht gern etwas verweigert", verstanden viele eine leibhaftige Dame. Ich meinte aber nur die Muse — als Ausfluß einer seltsamen Musenlaune wollte ich meine Komödie bezeichnen.

Im Februar 1872, während einer mehrwöchentlichen Krankheit nach dem schon länger fertigen Entwurfe zu Papier gebracht, erschien „Teut" bereits im April und wurde im Laufe der nächsten Jahre dreimal neu gedruckt. Es hat in der Kritik an einer Würdigung jener bedeutsamen komischen Motive und Erfindungen in meiner Komödie durchaus nicht gefehlt. Aber es scheint, daß der Situationswitz höheren Stils, die mit dem Pathos der Poesie enger verquickte Sorte des Humors, doch nicht recht aufzukommen vermag gegen den leichten und mehr oberflächlichen Lustspielwitz, an welchen das Publikum gewöhnt ist. Einige Kritiker, welche selbst als glückliche Vertreter des gewöhnlichen Lustspiel- und Feuilletonwitzes gelten, haben jene andere Sorte von Witz, wie sie in meiner Komödie zur Geltung kommt, nicht nach ihrem Geschmack gefunden.

„Teut" wäre, meiner Meinung nach, sehr wohl aufführbar gewesen; so wohl, daß ich, offen gestanden, glaubte, die deutschen Bühnen würden aus eigenem Antrieb sich beeilen, einen Versuch mit dem Werke zu machen. Sie haben es nicht getan, und müssen mir das Zeugnis geben, daß auch ich keinen Versuch machte, sie dazu drängen zu wollen. Es dürfte wenige Dichter geben, die mit ihren dramatischen Versuchen den Bühnenleitern so wenig lästig gefallen sind wie ich. Vor ein paar Jahren suchten die Studenten der Züricher Universität bei mir um die Erlaubnis an, den „Teut" bei einer gewissen Gelegenheit als Festspiel aufführen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gerne erteilt, aber die

Ausführung des Vorhabens mußte, zufälliger Hindernisse wegen, auch hier wieder fallen gelassen werden.

Im Oktober folgten dem „Teut" die „Sieben Todsünden" in die Öffentlichkeit. Beide Werke erschienen (wie alle folgenden, wenn nicht ausdrücklich anderes bemerkt ist) im Verlage von J. F. Richter in Hamburg. Auch die „Sieben Todsünden" wurden von der Kritik damals sehr gut aufgenommen, nur nicht von Johannes Scherr, der sie zu realistisch und gegen den guten, feinen Geschmack verstoßend fand, von welchem er selbst, als Prosaiker, in so reichlichem Maße — das Gegenteil besaß. Es dürfte doch wohl nicht von allen unbemerkt geblieben sein, daß dieser kürzlich verstorbene Johannes Scherr als Kritiker ein großer Philister war. Die „Todsünden" wurden ins Holländische übersetzt von F. W. R. Hugenholtz (Amsterdam 1876), das Goldschmidtsche Libretto auch ins Französische und Englische; in letzteres von John P. Jackson (London 1878). Die Dichtung zählt zu den verbreitetsten meiner Werke; ein sechster Neudruck derselben erschien im Jahre 1887.

Inzwischen beschäftigte mich wieder ein neuer größerer Entwurf. Zu den Gestalten, die in mir heimisch waren und mir ein, sozusagen persönliches Interesse einflößten, gehörte seit längerer Zeit auch das leuchtende Bild der griechischen Aspasia mit ihrer Kohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern der goldenen Zeit des Hellenentums. Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskult die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen! Es fehlte aber auch bei dieser strahlenden Griechenwelt nicht der verhängnisvolle Hintergrund, den nach dem Ausspruch jenes Kritikers meine Muse liebt und braucht. Auch hier war sie am Platze, die Darstellung des ewigen Ringens der Menschheit zwischen Heil und Unheil, Licht und Dunkel, mit dem zeitlichen Siege des letzteren, aber auch dem ewigen ideellen Triumphe des ersteren. Und hier ergab sich eine besonders lockende Gelegenheit, das allmähliche Hervorwachsen des Unheils aus dem Heil, des Verfalls aus der Blüte selbst zu belauschen und darzustellen — den notwendigen Hebel zur Vollendung jenes ewigen Kreislaufs. Blüte und Verfall sind ja ein Einseitiges, das die Natur durcheinander ausgleichen will und muß, wenn immer neues

frisches Leben sprießen soll auf dieser Erdenwelt. Für die Natur ist dieses Wechselspiel Lebenswonne, für den Menschen ist es tragisch.

Es waren äußere Umstände und praktische Rücksichten, welche mich veranlaßt hatten, bevor ich an die Ausarbeitung der „Aspasia" ging, bei der Redaktion der „Neuen Freien Presse" in Wien anzufragen, ob sie meinen Roman zur ersten Veröffentlichung für ihr Feuilleton erwerben wolle. In entgegenkommendster Weise ging Herr Etienne auf mein Anerbieten ein. Das allbekannte Blatt, welches eben große Anstalten vorbereitete, um dem großen Publikum der geplanten Wiener Weltausstellung Mannigfaltiges zu bieten und sich in würdiger Gestalt zu zeigen, wünschte nun auch meinen Roman während der Ausstellung zu bringen. Eine bindende Verpflichtung war ich jedoch in Beziehung auf die Frist der Vollendung meines Werkes nicht eingegangen, und da dasselbe auf drei Bände berechnet war, auch bedeutende Vorstudien erforderte, so war ich erst nach der Ausstellung imstande, der Redaktion das fertige Manuskript des Werkes vorzulegen. Nun aber fand sie, daß dasselbe doch nicht so recht zur Veröffentlichung in einem Zeitungsfeuilleton geeignet sei. Darin konnte ich ihr nicht unrecht geben, und obgleich unser Vertrag bedingungslos geschlossen worden war und ich auf den Abdruck hätte dringen können, fügte ich mich und überließ den Roman meinem Verleger in Hamburg. Indessen gönnte ich mir zu gründlicher Feile und Ausgestaltung des am 1. Juni 1873 begonnenen, am 28. Februar 1874 vollendeten Werkes eine längere Zeit, als ich mir zu seiner ersten Niederschrift gegönnt, und so ging das Jahr 1874 darüber hin.

Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch, daß ich im November 1873 Ludwig Mayers „Papiere des Philosophen von Rumpelsbach" (Hamburg, J. F. Richter, 1874) mit einer Vorrede herausgab. L. Mayer, gleich mir ein Sohn des niederösterreichischen Waldviertels, sogar, wenn auch nur sehr entfernt, mit mir verwandt, war ein originell veranlagtes Menschenkind, und die Natur hatte ihm einen verhängnisvollen Tropfen vom Gifte des Genies ins Blut gemischt, der ihn, den Bildungslosen, zum unbrauchbaren Menschen, zum literarischen Dilettanten, und

unglücklich machte fürs ganze Leben. Es fanden sich Blitze schöner, hoher Gedanken und Empfindungen in den seltsamen Schriftstücken, die er, namentlich in seiner Jugendzeit, mir dann und wann übersandte, aber zu innerer Klarheit und reinem Formsinn hat er sich niemals durchgerungen. Er war eine edle, geradezu vornehme Natur im Proletarierkittel, und für seine engere Heimat entbrannte er in einer Liebe, die sich oft ungemein poetisch, naiv und fast rührend in seinen Versuchen aussprach. Zu stolz, um zu betteln, oder auch nur sich zu beugen und sich gegebenen Verhältnissen anzubequemen, mußte er als Mensch in seiner Hilflosigkeit verkommen, und seine Existenz war ein Problem, das schließlich nur der Tod versöhnend zu lösen vermochte.

Am 10. November 1874 wurde die goldene Hochzeit meiner Eltern in einem Kreise befreundeter Personen auf würdige Art gefeiert, wobei es auch an glückwünschenden Kundgebungen aus der Ferne nicht fehlte, welche den Jubilaren und mir zur Freude gereichten. Erst später erfuhr ich, daß diese Kundgebungen zum Teil den Bemühungen zweier Freunde zu verdanken waren, welche einzelnen Personen und Körperschaften von dem bevorstehenden Feste insgeheim Mitteilung machten und ihnen den Gedanken einer glückwünschenden Beteiligung nahelegten. Am peinlichsten war es mir, zu hören, daß man sich mit einer solchen Mitteilung in völliger Unkenntnis der Verhältnisse auch an die — Wiener „Konkordia" gewendet hatte. Die Antwort war eine natürliche, selbstverständliche; aber bis zur Stunde quält mich der Gedanke, daß im Schoße dieser Körperschaft damals vielleicht die Meinung Platz greifen konnte, ich selbst sei mitwissend und mitschuldig gewesen an jener unpassenden Zumutung.

Erst im Dezember 1875 kamen die drei Bände der „Aspasia" aus der Presse (Hamburg, Richter, 1876). Nachdem ich in dieser Lebensgeschichte manches günstigen, ja schmeichelhaften Urteils über meine Werke Erwähnung getan, fühle ich mich verpflichtet, auch Gegenteiliges dem geneigten Leser nicht vorzuenthalten. Das Werk wurde von den damaligen Stimmführern der Wiener Kritik einmütig auf das schärfste verurteilt. „Das sollen Griechen sein?" fragte

der eine. „In diesem angeblichen Künstler- und Liebesroman ist weder von Kunst noch von Liebe etwas vorhanden!“ sagte ein zweiter, und überbot diesen Ausdruck hernach durch den noch schärferen: „Nicht eine einzige gute Idee ist in allen drei Bänden zu finden!“ — (Man denke: In drei Bänden nicht eine einzige gute Idee — konnte ich nicht beinahe stolz sein, ein solches Kuriosum der Literatur geliefert zu haben?) Eine mörderische Kritik, die gar kein Ende nahm, veröffentlichte Emil Kuh in der „Wiener Zeitung“. Zuletzt kam noch ein Wohlwollender, der meinte beiläufig, man solle den Verfasser der „Aspasia“ nicht wie einen Verbrecher behandeln, das Buch verrate doch an manchen Stellen den Dichter, aber freilich sei bei der Geburt desselben von allen Griechengöttern nur Gott Morpheus zu Gevatter gestanden. Ich schämte mich beinahe schon, auszugehen; ich konnte das Lesezimmer der Ressource nicht mehr betreten, ohne daß einer der mir persönlich ganz unbekannten alten Herren, mit denen ich nie ein Wort gewechselt, auf mich zukam und mir ein Wiener Blatt unter die Nase hielt mit der Frage, ob ich das Feuilleton — natürlich eine vernichtende Kritik der „Aspasia“ — schon gelesen? Ein Bekannter, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, besuchte mich zum ersten- und letztenmal in seinem Leben, um mich aufmerksam zu machen auf die neueste Kritik.

Ein einziges größeres Wiener Blatt nahm sich seltsamerweise meines althellenischen Romans an: das klerikale „Vaterland“! Es brachte ein begeistertes Feuilleton darüber aus der Feder eines — Priesters, des Dr. theol. Laurenz Müllner!

Ohne Zweifel hatten die erwähnten Kritiker nur ihrer persönlichen Überzeugung bezüglich der „Aspasia“ Ausdruck gegeben, und ich unterlasse es, nach zufälligen Umständen zu forschen, welche die Eile und den Eifer, womit man über mich herfiel, verschärft haben mögen. Aber ich kann nicht umhin, die damals gegen mich angestellte Hetzjagd in Zusammenhang zu bringen mit einer Wahrnehmung, die ich schon in meiner Jugend gemacht zu haben mich erinnere.

Ich merkte nämlich, daß, wenn Dichter, Künstler usw. einen gewissen Höhepunkt ihres Rufes und ihrer Geltung

erreicht haben, eine Art „Reaktion“, eine Gegenwirkung zu ihren Ungunsten eintritt, eine Epoche der Befehdung, wenn nicht gar der Gehässigkeit. Ich hatte dies in besonders auffälliger Weise bei Karl Gutzkow miterlebt, der nach großen Erfolgen im Drama und Roman einer systematischen, mitleiderregenden Verunglimpfung in der Tagespresse zum Opfer wurde; ich sah Fr. Hebbel eine Zeitlang zu den Toten geworfen, und ich erinnere mich einer Epoche, wo Heine, noch lebend, als abgetan, als „verschollen“, als „vergessen“ bezeichnet wurde. Dieser Zeitpunkt der „Reaktion“ ist der kritische, entscheidende, der Wendepunkt im Leben des Dichters. Entweder erliegt er und geht von da an wirklich „zum Orkus hinab“, fällt für immer der Vergessenheit anheim, oder — er ist noch da, immer noch da, wie oft man ihn auch „tot gemacht“. Lieblinge der wechselnden Tagesmode mögen auch in diesem letzteren Falle ihn einigermaßen in den Hintergrund gedrängt haben — seine Werke mögen etwas weniger gekauft, etwas weniger gelesen werden; aber er bleibt gekannt, genannt, geachtet, und die Achtung für ihn, statt zu schwinden, befestigt sich ganz im stillen immer mehr. In manchen Kreisen mag er wirklich fast „verschollen“ sein; aber daß er es im großen und ganzen weniger ist als je, weiß schließlich er selbst am besten, da er im Mittelpunkte der von ihm ausgehenden Wirkungen steht, und die Fäden der Gegenwirkung, in Sympathie und Antipathie, von überall her in seiner Dichterklause zusammenlaufen. Schnöde beurteilt von den Mächten der Tagespresse, sieht er von ebendiesen sich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, wenn man etwas von ihm braucht. Und indem so selbst diejenigen, die ihn gering schätzen, mit dem Gewicht seines Namens rechnen, beweisen sie wenigstens, daß er nicht tot, daß er trotz alledem da, noch immer da ist — unter den wenigen, welche die „Krisis“ überdauert haben.

Für mich war diese „Krisis“ ungefähr in die Mitte der siebziger Jahre gefallen. Vermutlich hatte man gefunden, daß ich „überschätzt“ wurde. Welcher Dichter wird nicht von einigen überschätzt? Welchem gegenüber äußert sich der Beifall nicht manchmal überschwenglicher, als ihm selber lieb und bequem sein kann? Schwärmerei, wenn auch ehrlich gemeint, gibt immer den Kälteren ein Ärger-

nis. Eine solche „Überschätzung“ glaubt man dann am besten durch Unterschätzung auszugleichen. Mit Unrecht; denn so gewiß der Pendel, der nach einer Seite hin aus seiner Gleichgewichtslage gebracht ist, immer wieder ebenso weit nach der andern Seite darüber hinausgehen wird, so würde ein Dichtername immer zwischen Überschätzung und Unterschätzung hin und her pendeln müssen, wenn man die eine durch die andere ausgleichen wollte.

Dem Verdammungsurteil der österreichischen Blätter über „Aspasia“ hatten ein paar außerösterreichische sich angeschlossen; zwei norddeutsche Zeitschriften hatten ihre Spalten abfälligen Rezensionen desselben Wiener Kritikers geliehen, der in allen drei Bänden des Werkes nicht einen guten Gedanken gefunden hatte. Daneben wurden jedoch Stimmen im entgegengesetzten Sinne laut, Stimmen, welche mindestens ebensoviel Gewicht beanspruchen durften, wie jene anderen. Levin Schücking z. B. schrieb eingehend und in hohem Maße anerkennend über das Werk in der „Allgemeinen Zeitung“. Die günstigen Stimmen mehrten sich; hatten in „Aspasia“ manche weniger als einen Roman gefunden, so war sie jetzt vielen mehr als ein solcher: ein „Epos in Prosa“. Die Stimmung des Publikums selbst war eine günstige für das Werk. Keine andere meiner Dichtungen, „Ahasver in Rom“ nicht ausgenommen, hat mir so viele zustimmende und beifällige Kundgebungen unmittelbar aus den Kreisen der Lesewelt eingetragen, als eben diese, und bis heute werde ich in Zuschriften, die mich ehren wollen, am häufigsten als „Dichter der Aspasia“ angesprochen. Auf Rechnung des vielbespöttelten Interesses der „Bildungsphilister“ für antiquarische Romane ist dieser Umstand schwerlich zu setzen, da insbesondere die Frauenwelt sich für das Werk erwärmte, und dieser doch kaum das Antiquarische sonderlich am Herzen liegt. Das Buch ist bisher dreimal in starken Auflagen neu gedruckt worden, das letztemal in einer mit sehr geschmackvollen Illustrationen geschmückten Ausgabe. Als gute Vorbedeutung erschien mir der Anteil, der sich im Auslande für das Werk kundgab. Von Übersetzungen sind mir bekannt geworden: zwei holländische, die eine von J. C. van Deventer (Haarlem 1876); die andere von W. F. P. Enclaar (Deventer 1876); eine dänische von O. Borchsenius (Kopenhagen 1879);

eine englische von Max J. Safford (Neuyork 1882). Eine neugriechische Übersetzung von Alexander Chadzi Konstas erschien 1888 zu Athen, und ich gestehe, daß mit dieser Übersetzung mir ein besonderer geheimer Herzenswunsch erfüllt worden ist. Proben einer italienischen Übersetzung, welche im Feuilleton eines italienischen Blattes veröffentlicht werden sollten, wurden mir zur Begutachtung übersendet, und ein Pariser Wochenblatt erkundigte sich bei mir nach den Bedingungen, unter welchen der Abdruck einer französischen Übersetzung meines Romans gestattet wäre. In beiden Fällen habe ich, mit Hinweisung darauf, daß „Aspasia" eben kein Feuilletonroman sei, die Veröffentlichung widerraten, und man ist in der Tat davon abgestanden.

In Holland äußerte sich das Interesse für die „Aspasia" in besonders lebhafter Weise. Sehr eingehende Erörterungen wurden in Zeitschriften und Broschüren dem Werke gewidmet. Einer auf meine Dichtungen bezüglichen Broschüre, welche schon vor längerer Zeit erschienen war: Robert Hamerling, door B. Tidemand (Hoorn, 1870), reihten jetzt zwei andere unter gleichem Titel sich an: die eine von A. G. van Hamel (Haarlem 1876), die andere von Chantepie de la Soussaye. In mancherlei Zuschriften aus den Kreisen des holländischen Publikums machte sich ein ganz eigentümlicher, sehr anmutender Ton naiver Herzlichkeit bemerkbar, der mir eine rege Sympathie für die holländische Nation einflößte, und ich bedaure sehr, daß ich den an mich ergangenen Einladungen, Land und Leute dieses germanischen Bruderstammes aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen, niemals Folge zu leisten in der Lage war.

Leider hat der warme Anteil Hollands für deutsche Literatur auch eine ungemütliche Seite. Wie die „Aspasia" nicht bloß zweimal ins Holländische übersetzt, sondern überdies, und zwar noch im Jahre ihres Erscheinens, bei Ter Gunne in Deventer einfach nachgedruckt worden war (1876), so veranstaltete nun der Buchhändler Campagne in Tiel einen Nachdruck meiner sämtlichen Werke mit Ausschluß der „Aspasia" in zwei Bänden (1876), und einen zweiten Nachdruck dieser Art lieferte die Firma van der Endt & Zoon in Maassluis (1878). Ich habe den Campagneschen Nachdruck auch schon im Lagerkatalog eines deutschen Antiquar-

buchhändlers verzeichnet gefunden! Es herrschen also auf dem Gebiete des Buchhandels hier und da noch immer merkwürdige Begriffe in betreff des literarischen Eigentums. Weiß dafür das mächtige Deutsche Reich noch keinen Rat?

Im Jahre 1877 gelangte A. v. Goldschmidts Komposition meiner „Sieben Todsünden" im Wiener Hofoperntheater zur Aufführung. In Berlin hatte diese Komposition eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden; in Wien war der äußere Erfolg ebenfalls ein günstiger, aber von der Kritik wurde der Komponist, als Wagnerianer und geborner Österreicher, hart mitgenommen. Was meine Dichtung betrifft, so war dieselbe, als sie 1872 zuerst im Druck erschien, auch von Wiener Blättern günstig beurteilt worden. Jetzt aber hieß es: Mitgefangen, mitgehangen! und ein Wiener Wochenblatt fragte ernstlich, ob denn das k. k. Hofoperntheater da sei für Leute wie A. v. Goldschmidt und Robert Hamerling?

Am 25. Mai 1879 hatte ich das Hinscheiben meines achtzigjährigen Vaters zu beklagen, der seit zwei Jahrzehnten einen Teil meiner Hausgenossenschaft gebildet und die Muße seines Alters meistenteils zur Anfertigung von feinen, zierlichen Holzstiftarbeiten, in Form von Bilderrahmen, Kreuzen, Kandelabern u. dgl. verwendet hatte. Vieles davon bildet noch heute einen Teil meines Hausgeräts, anderes erhielt sich in den Händen befreundeter Personen, denen es als gelegentliche Spende zugewendet worden. Einiges davon wurde nach dem Tode des Verfertigers dem Grazer Landesmuseum, auf Wunsch und Ansuchen des Vorstandes, überlassen.

Der 24. März 1880 brachte den Abschluß eines halben Jahrhunderts meines irdischen Daseins.

Schon fünfzig Jahre? War's denn möglich? Ich fühlte mich noch so jung — hatte noch so wenig erlebt! Von dem Schuldbrief, den ich auf das Leben in Händen hatte, war bisher so blutwenig eingelöst!

Übrigens machte bei Annäherung meines fünfzigsten Geburtstages außer dem Angstmotiv des Altseins oder Altwerdens noch ein anderes sich geltend. Ein paar Jahre vorher war der fünfzigste Geburtstag Scheffels in Deutschland festlich begangen worden. Nun, eine Anzahl von Freunden und „Verehrern" hatte ich am Ende auch, und es war

zu befürchten, daß diese auf den Gedanken verfallen könnten, auch mir meinen fünfzigsten Geburtstag mehr oder wenig öffentlich feiern helfen zu wollen. Da ich aber, wohl wissend, wie dergleichen „gemacht“ wird, kein Verlangen danach trug, wohl aber eine aufrichtige Scheu davor hatte, meine Gegner durch eine nach der Schablone in Szene gesetzte Hamerlingfeier geärgert zu sehen, so meinte ich, es wäre das beste, mich zunächst des Stillschweigens der Journale zu versichern. Ich richtete an die größeren Wiener Blätter ein vertrauliches Schreiben, mit der motivierten Bitte, gütigst keiner Erwähnung meines herannahenden fünfzigsten Geburtstages in ihren Spalten Raum zu geben. Die „Neue Freie Presse“ machte sich den Spaß, mein Schreiben im Blatte abzudrucken, mit der Überschrift: „Furcht vor der Freude!“ — Bezugnehmend auf dies Schreiben in der „Neuen Freien Presse“, gab mir ein Grazer Lokalwochenblatt, „der Steirerseppl“ betitelt, die Versicherung, ich brauche keine Sorge zu haben, die Grazer würden zur Feier meines fünfzigsten Geburtstages nicht beleuchten, keinen Fackelzug in Szene setzen u. dgl. Diese Versicherung beruhigte mich einigermaßen. Als aber der 24. März gekommen war, da brachte nichtsdestoweniger der Briefträger einige Briefe und der Telegraphenbote einige Telegramme, welche sich auf den Geburtstag bezogen, darunter einen poetischen Glückwunsch, in welchem ich fernher von einem mir unbekannten begeisterten Jüngling mit „Verehrter Greis!“ angeredet wurde.

„Verehrter Greis!“ — Ich erblaßte — nein, ergilbte! Eine Gänsehaut — nein, eine Mumienhaut überlief mich — eine fahle, derbe, lederne, altägyptische Mumienhaut! — Vergebens suchte ich mich mit dem Gedanken zu trösten, daß besagte Anrede des Jünglings vielleicht weniger beweise, wie alt ich, als wie jung er sei!

Unter den Briefen war auch einer von Frauenhand. Er kam aus Prag. Es war ein schöner, inhaltreicher Brief, der mir das Gefühl dem Dichter gebührender ewiger Jugend wieder zurückgab. Andere Briefe von derselben Hand folgten diesem ersten, und die Reihe derselben, abwechselnd mit meinen Erwiderungen, ist bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossen.

Ich hatte dem Leser früher von persönlichen Annäherungen ideal gestimmter, poesiebegeisterter Frauen zu be-

richten. Seit Jahren aber war ich jedem persönlichen Verkehr dieser Art aus bestimmten Gründen mit Entschiedenheit ausgewichen. Ich habe nur noch von brieflichen Annäherungen ein paar, eigentümlicher und denkwürdiger Art, herauszuheben.

Warum ich aber von dergleichen überhaupt Bericht erstatte? wird man fragen. Liegt nicht eine Art von Prahlerei darin? — Ich spreche und berichte von solchen Vorkommnissen, weil es mir — zum zehntenmal sei es gesagt — bei dieser Lebensschilderung darauf ankommt, die Tatsachen festzustellen. Ich bin nicht eitel, nicht einmal so eitel, daß ich um jeden Preis für nicht eitel gehalten werden will. Wer mich für eitel halten will, der tue es in Gottes Namen.

Was sollte aus dieser armen Lebensgeschichte werden, wenn ich das bißchen von wirklich Denkwürdigem, das ich erlebte, auch noch aus kleinlichen Rücksichten verschweigen wollte?

Freilich, es liegt in der Geschichte solcher Annäherungen, mit welchen die Geschichte meines literarischen Strebens und Schaffens untermischt ist, etwas so Einförmiges, daß ich an der Langeweile des Lesers nicht im geringsten zweifeln kann. Aber es ist des Schicksals Schuld und nicht die meine, daß mein Leben sich so wenig abwechslungsreich gestaltete. Ach, mein lieber Leser, glaube mir, es ist noch weit unangenehmer und langweiliger, eine einförmige Lebensgeschichte zu erleben, als zu lesen!

Die der Reihenfolge nach erste der beiden brieflichen Bekanntschaften, von welchen ich zu erzählen habe, ist von der Art, daß ein Biograph, der seine Leser unterhalten wollte, etwas daraus machen könnte.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1878, als ich aus weiter Ferne von einer jungen Frau, der Gattin eines begabten und nicht unbekannten, damals gleichfalls noch jungen Dichters, ein Schreiben erhielt, in welchem sich eine schwärmerische Sympathie für meine Dichtungen in origineller Weise kundgab. Ich dankte höflich und harmlos und hielt damit die Sache für abgetan. Da aber weitere Briefe der jungen Frau eintrafen, welche denselben schwärmerischen Charakter trugen, und ich dachte, daß es bei einem jungen Gatten, der selbst Poet, Mißverständnisse hervorrufen könnte, seine Gattin für die Poesien eines andern übermäßig schwär-

men zu sehen, so suchte ich in einer Erwiderung die Überschwenglichkeit der jungen Dame auf ein besonnenes Maß herabzustimmen, und als dies nichts fruchtete, hielt ich es für geraten, die weiteren Zuschriften gänzlich unerwidert zu lassen. Daß die junge Dame fortfuhr, zu schreiben, obgleich ich sie gebeten, davon abzustehen, konnte ich nicht hindern; ich hatte meine Pflicht getan. Nach längerer Zeit überraschte mich ein Schreiben ihres Gatten, aus welchem hervorging, daß er über mein Verhalten seiner Frau gegenüber nicht aufgeklärt war, insbesondere nicht wußte oder nicht glaubte, daß ich die Briefe derselben längst mit keiner Zeile mehr erwiderte. Ich gab ihm hierüber sofort bündigen und unzweideutigen Aufschluß. Als aber die junge Frau auch jetzt noch, um all das unbekümmert, den romantischen Melodien und Phantasien ihrer Seele brieflichen freien Lauf ließ, schrieb ich nochmals an ihren Gatten, um sie durch diesen bitten zu lassen, ihre Zuschriften nicht fortzusetzen, und jetzt erst gelang es, die seelenvolle, aber unter den obwaltenden Umständen auf mich peinlich wirkende Stimme aus der Ferne zum Schweigen zu bringen. Es war ein eigentümlicher kleiner Roman, der da zwischen drei Personen unter romantischen Nebenumständen sich abspielte, dessen Hergang ich aber hier nur im allgemeinen Umriß soweit festgestellt habe, als nötig schien, mich gegen mögliche Entstellungen des wirklichen Sachverhalts zu schützen. In meinen Händen blieb der Schatz von Briefen zurück, welchem ich den obersten Rang unter den Merkwürdigkeiten der Korrespondenz anweisen muß, die sich während einer dreißigjährigen Schriftstellerlaufbahn bei mir angesammelt hat. Nachlässig hingeworfen, aber genial, verkörpern diese Briefe den zartesten, duftigsten Idealismus eines Weibes in naiv-realistischen, ich möchte fast sagen drastischen Formen des Ausdrucks. Stellenweise berühren sie mich, was Stil, Satzfügung und Redewendungen betrifft, wie altgriechische, etwa platonische Prosa, nachlässig ins Deutsche übersetzt.

Dieser weiblichen Charaktergestalt, deren wesentlicher Zug in einer naiven, kindlich-rücksichtslosen Hingabe an ihr ideales Empfinden bestand, trat nun als interessantes Gegenstück die Gestalt jener Frau gegenüber, welche ihren brieflichen Verkehr mit mir bei Gelegenheit meines fünfzigjährigen Geburtstages

eröffnete. Auch sie ist ideal gestimmt, fast bis zum Übermaß, dabei aber ein Musterbild weiblichen Taktes und weiblicher Besonnenheit: fein gebildet, selbst in der Philosophie bewandert, poetisch begabt, vor allem aber mit dem vortrefflichsten Herzen ausgestattet, verstand sie es, die Bande einer Freundschaft zu weben, auf welche auch eine ängstliche, gewitzigte Natur, wie die meinige, unbedenklich eingehen konnte und durfte, und die deshalb wohl auch Bestand haben wird für den Rest meines Lebens. Als ein Zufall sie an der Seite ihres Gatten nach Graz führte, verzichtete ich auf das Vergnügen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, weil ich der Meinung bin, daß ein Mann und eine Frau, welche einem aus der Ferne geführten Briefwechsel die volle Unbefangenheit wahren wollen, einander persönlich fremd und unbekannt bleiben müssen.

Vielleicht wird der Leser nach all dem, was ich bisher von Annäherungen poesiebegeisterter Frauen zu erzählen hatte, mit einiger Verwunderung fragen: ob denn neben so vielen weiblichen Wesen, die sich beeiferten, Lorbeer um meine Stirn zu flechten, sich niemals eines gefunden, welches bereit gewesen wäre, Rosen auf meinen Lebenspfad zu streuen? Mit anderen Worten: ob denn niemals die Liebe in mein Leben eingegriffen und ihren Segen über mich ergossen — die Liebe, nach der ich doch als Mensch und Dichter ein doppelt lebhaftes Verlangen in der Brust tragen mußte? Es ist vielleicht das beschämendste Geständnis, das ein Mensch von sich machen kann, daß er ungeliebt durchs Leben gegangen; aber ich stehe nicht an, es zu machen. Nora hatte mir allerdings eine Zeitlang den holden Schein der Liebe vorgegaukelt; aber wie es mir bei ihr zuletzt erging, erinnert sich der aufmerksame Leser vielleicht. „Willst du geliebt sein, so sei liebenswürdig!" sagt Ovid. Es scheint also, daß man selbst die Schuld trägt, wenn man ohne den Segen der Liebe seine irdische Laufbahn wandelt. Indessen, es gibt doch Verhältnisse, Umstände, welche die Strenge dieser Regel und das Beschämende jenes Geständnisses einigermaßen mildern können.

Ich glaube, daß ich einen solchen, in besonderen Verhältnissen und Umständen liegenden Milderungsgrund auch für mich geltend zu machen in der Lage bin.

Wie ich schon einmal angedeutet, bildete der Haushalt, den ich mit meinen beiden betagten Eltern führte, die Sphäre, von welcher aus und nach welcher ich meine Stellung zur übrigen Welt zu regeln hatte. Der Schwerpunkt dieses kleinen Kreises hätte sich ohne die unheilvollsten Kämpfe und Wirrnisse nicht verrücken lassen. Es konnte mir also nicht einfallen, zu suchen, was, wenn ich es gefunden hätte, ein nutzloser Fund gewesen wäre.

Aber einmal schien — ich sage schien — das Schicksal diesen Umständen zum Trotz für mich Rat schaffen zu wollen. Ich muß davon Erwähnung tun, um, nachdem ich einmal auf diesen Gegenstand zu sprechen gekommen, der Wahrheit nach allen Seiten hin die Ehre zu geben.

Es fand sich im Laufe der Jahre ein weibliches Wesen, das nicht bloß dem Dichter, sondern auch dem Menschen aus wahrer Herzensneigung sich annähern zu können glaubte und das Anerbieten seines Herzens mit der Erklärung begleitete, die Forderung einer Verrückung des Schwerpunktes meiner bisherigen äußeren Existenz nicht stellen zu wollen. Das weibliche Wesen, von welchem dies großmütige briefliche Anerbieten ausging — eine persönliche Begegnung hat niemals stattgefunden, obgleich wir den Wohnort gemeinsam hatten — war ein unabhängiges, heiteres, liebenswürdiges, in voller frischer Reife stehendes, von griechischem Lebensgeiste angehauchtes Geschöpf, das wohl geeignet gewesen wäre, das Leben eines geistigen Kämpfers und Ringers zu erhellen und zu verschönern.

Aber — ich selbst hatte nunmehr die Höhe des männlichen Alters erreicht, jene Höhe, von welcher jeder Schritt weiter nur mehr abwärts führt, jene Höhe, auf welcher ich mich als „Verehrter Greis“ ansingen lassen mußte! Mein Haar war gebleicht, Krankheit und trübe Erfahrungen hatten ihr Siegel meinen Zügen eingedrückt. Es ist nicht jedermanns Sache, sich in einem Verkehr behaglich zu fühlen, in welchem er sich nicht bewußt ist, wenigstens ebensoviel zu geben als zu empfangen. Und von all dem abgesehen — wäre es nicht allzudreist gewesen, auf die Herzensneigung eines weiblichen Wesens zu bauen, das den Gegenstand dieser Neigung nur aus Bildern und vom „Sehen auf der Straße“ kannte? Eine Neigung dieser Art hätte sich erst erproben müssen in

näherem Verkehr; aber ein Liebesverkehr „auf Probe“ ist eine so bedenkliche Sache, daß höchst selten oder nie jemand auf einen solchen eingeht, und im gegenwärtigen Falle ließen ihn schon die Umstände nicht zu. Unerprobt also, folglich zweifelhaft, und von keiner tatsächlichen Folge für mich begleitet, kann diese Neigung und die Geschichte dieses Anerbietens die Gültigkeit des oben gemachten Geständnisses nicht verringern.

Das Schicksal ist nie grausamer, als wenn es dem Schmachtenden, dem gegenüber es immer gekargt, plötzlich mehr bietet, als er annehmen kann und darf.

Im Frühjahr 1880 erschien meine Komödie „Lord Luzifer“ (Hamburg, Richter, 1880), die bereits im Herbste 1878 vollendet worden war. In Wien wurde diesmal dem neuesten Kinde meiner Muse nicht durch Rezensionen, sondern durch einen öffentlichen Vortrag eines dortigen Schriftstellers das Genick gebrochen. Auch mit diesem Werke hatte ich nicht Gewöhnliches angestrebt, hatte von einer tieferen Anlage, von eigentümlichen und bedeutsamen Erfindungen mir eine größere Wirkung versprochen, als sie von unseren Salonlustspielen gewöhnlicher Sorte auszugehen pflegt. Aber das Stück wurde fälschlich als neue Variation des alten abgedroschenen Themas der Bekehrung eines Pessimisten durch die Liebe aufgefaßt. Lord Luzifer ist gar kein Pessimist; er ist vor allem Idealist und ihm gegenüber steht eine Idealistin, Angelika. Jener macht seinem Idealismus in Sarkasmen Luft gegen eine Wirklichkeit, in deren Schlinge er zuletzt doch selber fällt, und Angelika wird gerade durch ihren naiven Idealismus auf Abwege geführt. Der moderne Mensch klagt alle Tage: die Welt ist erbärmlich, das Leben ein Elend. Ich dachte nun: wenn der Mensch, statt über das Elend der Welt zu jammern, den Blick ein bißchen in sich selber kehren wollte, so würde er finden, daß vor allem er selbst ein ziemlich schwaches, armseliges Geschöpf ist, und dies sogar auch dann, wenn er sich durch „Idealismus“ über die übrige Menschheit erhaben glaubt. Ich leitete den Pessimismus vom Naturgebiet, wo er ganz unfruchtbar ist, auf das sittliche Gebiet hin, wo er sich gar wohl fruchtbar erweisen könnte.

Eine junge, reizende Malerin führte ich vor, Optimistin

und Idealistin, die sich aber in den nächsten besten schönen Strolch verliebt, bloß weil er aussieht wie ein junger Apollo. Und da ist ein Lord, der sie, nachdem sie ihn verschmäht, weil ihr der Sarkastische zu wenig ideal erschien, durch diesen schönen Strolch ad absurdum geführt hat, und der sich über sie erhaben dünkt, bis er sich durch Liebe an dieses Weib gefesselt fühlt, das er in seiner Schwäche entlarvt hat. Nicht also durch die Liebe an und für sich wird er „bekehrt“, sondern durch die Einsicht seiner Schwäche, und nachdem seine Bekehrerin durch die gleiche Einsicht bekehrt und vom Lord aus Todesgefahr gerettet worden, stehen sich die beiden, ursprünglich edel und nun auch durch Einsicht geläutert, für einen Seelen- und Herzensbund gereift gegenüber. Aber nicht um dieses Paar allein handelt es sich in diesem Stücke; die ganze, pessimistisch angekränkelte moderne Gesellschaft ist in charakteristischen Vertretern um dasselbe gruppiert. Wie peinlich mußte es mir sein, daß man in alledem nichts weiter fand, als die übliche „Bekehrung eines Pessimisten durch die Liebe!“

Indessen rühmte man dem Stücke doch Geist und eine phantasiereiche Erfindung nach und warf es nicht mit den dramatischen Versuchen zusammen, welche unsere hervorragenden deutschen Lyriker und Epiker manches Mal so nebenbei liefern. Man glaubte es als eine eigentümliche, sinnreiche und mit künstlerischem Ernst durchgeführte Arbeit anerkennen zu müssen. Damit mußte ich mich nun auch diesmal zufrieden geben und mich darüber trösten, daß auch jetzt die deutschen Bühnenleiter es unterließen, meine ängstliche Scheu vor den „weltbedeutenden Brettern“ aus eigenem Antrieb zu beschwichtigen.

Im Herbste 1881 versuchte ich das alte, klassisch-romantische Märchen von Amor und Psyche, vielleicht das schönste, poesievollste und sinnigste, das es gibt, neu zu gestalten. So oft auch dies Märchen in der Weltliteratur behandelt worden, es fehlte doch an einer, den modernen Anforderungen entsprechenden deutschen Bearbeitung. Das Werk erschien im nächsten Jahre in einer geschmackvoll ausgestatteten Prachtausgabe, illustriert von Paul Thumann, bei dem kunstsinnigen und tätigen Verleger Adolf Titze in Leipzig. Es wurde so günstig aufgenommen, daß mir zur Verteidigung

desselben nichts zu sagen bleibt. Freilich fühlte ich mich manchmal ein wenig betroffen, wenn ich die „schöne Einfachheit“ dieser meiner Dichtung rühmen hörte. Meine Schilderung der Liebesinsel — die Wanderung Psyches durch die Unterwelt — die Himmelfahrt des Liebespaares — Partien, welche zusammen mehr als die Hälfte des Ganzen bilden — glänzen die wirklich durch Einfachheit? Ich glaubte da doch das Register meiner höchsten und vollsten Töne gezogen zu haben.

Die Bilder Thumanns erschienen manchem nicht altgriechisch genug. Ich danke dem Himmel, daß sie edel-schön, daß sie wahrhaft ideal sind. Thumann versteht, was von den Malern der Gegenwart fast keiner mehr versteht: ein wirklich edles, wirklich ideales, und doch nicht schablonenhaftes Menschengesicht zu zeichnen. Die kleinasiatische Fabel von Amor und Psyche ist von Haus aus nicht dazu angetan, in der dichterischen wie in der künstlerischen Ausführung einen streng-griechischen Charakter zur Schau zu tragen. Hat etwa Raffael, der ja ebenfalls das Märchen mit entzückenden Bildern illustrierte, sich darum gekümmert, ob seine Gestalten von gutem alt-griechischem Schnitte sind? Hätte Thumann seine Formgebung nach dem Muster des Parthenonfrieses modeln sollen? Er hat sich, wie gesagt, gleich Raffael begnügt, wahrhaft edle, ideale, und doch lebensvolle, nicht schablonenhafte Gestalten zu zeichnen.

Eine einfache Buchausgabe der Dichtung erschien, der Übereinkunft gemäß, drei Jahre später im Verlage von J. F. Richter in Hamburg (1886).

Eine holländische Übersetzung derselben lieferte P. A. M. Boele van Hensbrock (Rotterdam, 1884).

Das Jahr 1883 brachte ein Vorkommnis, das für mich eine Überraschung von gemischter Wirkung bildete. Nicht in meinem Geburtsort Kirchberg am Walde selbst, aber in dem benachbarten Schrems, auf dem sogenannten Vereinsberge, von welchem aus man, wenn ich nicht irre, die Aussicht nach meinem Geburtsorte hat, wurde meine Büste aufgestellt und am 27. Juli bei Gelegenheit eines Vereinsfestes des „Waldviertler Sängergaues“ enthüllt. Ohne persönlichen oder brieflichen Verkehr mit der Heimat, erhielt ich von diesem Vorhaben erst wenige Tage vor der Ausführung Kennt-

nis durch eine Zeitungsnotiz. Das Unpassende, mich bei Lebzeiten in solcher Weise zu ehren, lag klar zutage, aber es ließ sich von meiner Seite nichts mehr dagegen tun. Die Sache nahm ihren Verlauf und die Folgen davon blieben nicht aus. Ein außerösterreichisches Blatt übernahm es diesmal, den hämischen Bemerkungen, zu welchen der Fall allerdings herausforderte, Ausdruck zu geben, kam aber, über den wahren Sachverhalt belehrt, in höflicher Weise von seiner Auffassung, insoferne sie falsch war, zurück. Handelte es sich doch nicht um ein Denkmal, das mir als im Namen der „Nation“ gesetzt gelten sollte, sondern um ein Bild, das Landsgenossen meiner engsten Heimat zu ihrem Vergnügen und zum Gedächtnis des weit entfernt lebenden, wohl auch für immer fern bleibenden heimischen Dichters bei sich aufrichteten. Wie ich später nach manchen vergeblichen Bemühungen auf Umwegen erfuhr, war die Anregung und hauptsächlichste Förderung des Unternehmens von Herrn Karl Fisselthaler, Postmeister in Schrems, ausgegangen, den ich viele Jahre vorher, auf meiner letzten Heimatreise, als jugendlichen Techniker einmal flüchtig gesehen und gesprochen, und von dem ich seither nichts weiter vernommen hatte.

Ich liebe meine engere Heimat, wie ich es in den Versen ausgesprochen, mit welchen ich das Begrüßungstelegramm am Tage der Enthüllung jener Büste erwiderte und die nun auch, dem Vernehmen nach, unterhalb der Büste in den Sockel eingegraben sind:

„Brudergruß euch, Landsgenossen,
Gruß dir, teure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägst, so trag' ich
Deines in mein Herz geschlossen!“ —

Es hat sich gerade aus dem Umstande, daß ich meiner Heimat längst ein persönlich Fremder geworden, daß meine Verwandten dort ausgestorben und alle persönlichen Beziehungen erloschen sind, ein Verhältnis herausgebildet, das deshalb nur um so ideeller, schöner und reiner ist. Wir Söhne des niederösterreichischen Waldviertels haben ein starkes, und — wie ich bei anderer Gelegenheit einmal auseinandersetzen werde — nicht unbegründetes Heimatsgefühl, und die Landsmannschaft ist für uns kein leerer Name. Könnte

ich dem Leser das kürzlich an mich gelangte Schriftstück einer Körperschaft des Waldviertels vorlegen, so würde er zugeben, daß man Grund hat, eine Heimat zu lieben, welche für einen ihrer Söhne einen so rührenden, von jeder Alltagsphrase entfernten, echten Herzenston der Anrede findet.

Während die Entwürfe zweier Hauptwerke, auf welche ich bald zu sprechen kommen werde, allmählich in mir weiter gediehen, glaubte ich auch, daß es an der Zeit sei, nach zwei Seiten hin eine Epoche meiner literarischen Tätigkeit abzuschließen und die Ernte derselben dem Publikum gesammelt darzubieten. So entstanden: eine Auswahl meiner in Zeitschriften zerstreuten Skizzen, Gedenkblätter und Studien unter dem Titel „Prosa", eine Sammlung meiner neueren, seit 1868 entstandenen Gedichte, betitelt „Blätter im Winde", und, zur Ergänzung der „Prosa", eine kleine Sammlung meiner aus verschiedenen Zeiten stammenden Übersetzungen aus der poetischen und Prosaliteratur des modernen Italiens: „Hesperische Früchte".

Die „Prosa" (zunächst nur die Hälfte des zur Veröffentlichung Ausgewählten) erschien zweibändig im Frühjahr 1884 (Hamburg, Richter). Aufsätze aus der Zeit von 1855 bis 1883, aus drei Jahrzehnten also, waren hier vereinigt. Ihr Stil konnte nicht anders als verschiedenartig, der Epoche ihrer Entstehung und der jeweiligen Altersreife ihres Autors entsprechend sein. In vielen derselben erscheint er noch etwas stark poetisch angehaucht. Auf diesen Vorwurf machte ich mich gefaßt. Ich war daher überrascht, als nach Erscheinen des Buches ein österreichischer Schriftsteller in einem Berliner Blatte über diese gesamte Prosa sich kurzweg dahin äußerte, sie zeige mich „in Schlafrock und Pantoffeln, mit der Tabakspfeife im Munde", und verrate den Poeten nicht. Wie? Sollten Aufsätze, wie „Triester Promenaden", „Triester Karneval", „Bei fremden Menschen und Göttern", „Dante", „Ballgespräche", „Erinnerungen an Venedig", „Sommernachtabenteuer", „Die Nacht der Weihe" u. a. der Aufmerksamkeit des Kritikers ganz entgangen sein? Vielleicht hatte er in dem Buche geblättert und wär zufällig auf Prosa von mehr — prosaischer Art gestoßen. Aber auch auf Philisterhaftes, Alltägliches? auf etwas, das wirklich an Schlafrock, Pantoffeln und Tabakspfeife gemahnen kann?

Das möchte ich doch bezweifeln. Überrascht war ich unter anderm auch von der Bemerkung eines Wiener Kritikers, daß Gelegenheitsartikel in meiner „Prosa“, wie der über Dante, nicht einmal dem Tageszwecke hätten genügen können. Denn ebendieser Artikel wurde sonst immer zu dem besten gerechnet, was ich in Prosa geschrieben, und daß er nicht einmal gut genug gewesen für den Tageszweck, kann ich nicht glauben, da er bei seiner Veröffentlichung zur Dantefeier 1865 einen so großen Eindruck auf das Publikum machte, daß mir ein italienischer Gelehrter nach Lesung desselben mit Tränen der Rührung in den Augen dafür dankte.

Ich habe diese beiden kritischen Äußerungen nur beispielsweise angeführt als Proben der bis zum Befremdlichen gehenden Schärfe, mit welcher auch die „Prosa“ anfangs von manchen Seiten beurteilt wurde. Den Stimmen dieser Art traten freilich bald glimpflichere gegenüber. Aber in einem Punkte versahen es doch fast sämtliche Beurteiler, die günstigen sowohl als die mißgünstigen; es entging ihnen, daß diese Prosaarbeiten „Feuilletons“ gewöhnlicher Art nicht waren und nicht sein wollten. Findet sich doch kaum eine darunter, die ihren Gegenstand nicht tiefer zu erfassen suchte, als das Zeitungsfeuilleton in der Regel tut, ihn nicht wenigstens in ein poetischeres Licht rückte, oder ihm von einer neuen Seite beizukommen versuchte. Man sehe sich doch Aufsätze wie etwa „Über das Glück“ oder „Die Kunst zu schenken“, etwas näher an. „Ballgespräche“ von der Art der in der „Prosa“ mitgeteilten dürften kaum jemals geführt, geschrieben, gedruckt worden sein. Ein Ausstellungsbericht wie der „Bei fremden Menschen und Göttern“ überschriebene dürfte ebenfalls zu den Seltenheiten „unter dem Strich“ gehören. Selbst Herzensergießungen wie die in Sachen der Muttersprache dürften doch wenigstens durch ihre humoristische Form über die Schlafrocks-, Pantoffel- und Tabakspfeifenprosa hinausgehoben sein. Daß ich irgendwo in einen geradezu pedantisch-lehrhaften, langweilig-trocknen Ton verfallen sei, kann ich nicht glauben, bis man mir eine in diesem Tone gehaltene Seite der „Prosa“ wirklich nachweist. Jedenfalls bringt diese Prosasammlung einen bestimmten literarischen Charakter, eine bestimmte Weltanschauung zum Ausdruck, ergänzt

das Bild des Dichters und des Menschen. Es sind nicht Aufsätze, die ich so nebenbei, an der Feder kauend, schrieb, weil ich dergleichen schreiben wollte oder mußte, sondern die ich schrieb und veröffentlichte, weil ich etwas zu sagen hatte und dies Gesagte in weiteren Kreisen beherzigt wünschte. Was ihre künstlerische Form betrifft, so lasse man sich nicht beirren durch die Urteilssprüche, welche zwischen dem „zu leicht" und dem „zu schwer" in wunderlicher Weise hin und her geschwankt haben, halte sich an das Ganze, nicht an einzelnes, und betrachte diese Prosastücke als Leistungen, welche dem Publikum mit gleichem Eifer und gleicher Gewissenhaftigkeit wie meine Dichtungen dargeboten wurden.

Fast gleichzeitig mit der „Prosa" erschienen die „Hesperischen Früchte" als Bestandteil der „Salonbibliothek" von K. Prochaska in Teschen. Das Büchlein zeigt, wie der moderne literarische Realismus sich im Lande der Hesperiden gestaltet. Es verdankt sein Entstehen dem lebhaften Wunsche, den Genuß, den ich selbst an dieser leckeren Kost hatte, mit so vielen meiner Landsleute als möglich zu teilen.

Die im November 1866 ausgegebene neue lyrische Sammlung „Blätter im Winde" (Hamburg, Richter, 1887) enthält nicht, wie fast allgemein in den Besprechungen angenommen wurde, meine seit dem Erscheinen von „Sinnen und Minnen" (1859) entstandenen Gedichte, denn die von da bis 1867 entstandenen haben in die zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage jener ersten Sammlung Aufnahme gefunden. Nichtsdestoweniger umfassen die „Blätter im Winde" ein bedeutendes Stück Leben. Des lebensgeschichtlichen Fadens halber, der die Reihe dieser Gedichte, wenn auch nur lose, verknüpft, habe ich bei ihrer Anordnung im ganzen mich an die Zeitfolge ihrer Entstehung gehalten. Es sind lyrische Merkzeichen nicht bloß meines innern und innersten Lebens, das sich zum Teil nur in dieser idealen Form verraten durfte, sondern auch meiner Beziehungen und Stellungnahme zu den Kämpfen und Ereignissen der Zeit.

Die deutsche Lyrik und Epik ist, buchhändlerisch betrachtet, neuestens fast ganz Weihnachtsware geworden. Da poetische Bücher in Deutschland hauptsächlich zu Weihnachten gekauft werden, stattet man sie festlich aus, und da sie festlich ausgestattet, folglich teuer sind, kauft man sie nur

zu Weihnachten. Sie erscheinen alle kurz vor Weihnachten, finden sich alle auf den Büchertischen der Rezensenten zusammen, und wollen alle noch vor dem Weihnachtsabend von ihnen nicht gerade gelesen — das wäre kaum möglich — aber dem Publikum empfohlen sein.

Ich habe niemals aus den Blättern so recht erfahren können, welchen Eindruck meine neue lyrische Sammlung gemacht hat. Die österreichische Presse, wenigstens die der Residenz, schwieg darüber fast gänzlich, und in auswärtigen Blättern fand ich meist eben nur Weihnachtsrezensionen, welche besagten, daß viel Schönes in dem Buche enthalten sei — ein Urteil, mit welchem man nichts riskierte, denn ein Band Gedichte von einem nicht ganz verächtlichen Autor wird doch immer einiges Gute enthalten. Schade, daß sich die wirksamsten und bedeutendsten Stücke meiner neuen Sammlung gegen das Ende des Bandes hin zusammendrängen; ich hatte geglaubt, daß sie vor allem bemerkt werden müßten; aber es liegt in der Natur der Sache, daß bei eiliger Durchsicht eines Buches die letzten Bogen schon einem gewissen Zustande der Ermüdung und Abstumpfung zum Opfer fallen. Unter den wenigen Besprechungen, welche dennoch mit warmer Hingebung auf die „Blätter im Winde" eingingen, war ein Feuilleton von Julius Hart in der „Frankfurter Zeitung" durch seine Bemerkungen besonders ausgezeichnet.

Man entschuldige, daß ich bei meinen Werken immer auch einiges von ihrer Aufnahme und Beurteilung mit erwähne. Es scheint mir dies zur Sache zu gehören, und wenn ich mich dabei in manchen Fällen ein wenig verteidige, so dürfte auch dies natürlich und verzeihlich sein.

Jene beiden Hauptwerke, welche, wie ich früher andeutete, mich schon seit geraumer Zeit beschäftigten, waren das Epos „Homunkulus" und das philosophische Prosawerk, dessen Titel ich einstweilen nicht verraten will. Für letzteres haben nun schon seit zwei Jahrzehnten Aufzeichnungen als Bausteine eines bestimmten Systems sich angesammelt. Aber es war fast selbstverständlich, daß das poetische Werk früher zum Abschluß kam. Schon im Jahre 1883 hatte ich dem „Dichterbuch aus Österreich" von K. E. Franzos den ersten Gesang als Probe überlassen können. Sie er-

regte ein so allgemeines und lebhaftes Interesse, daß ich nicht zweifeln konnte, eine glückliche Idee ergriffen und die Fährte einer ungewöhnlichen Wirkung eingeschlagen zu haben. Bruchstücke aus dem siebenten Gesange brachte das Oktoberheft des „Heimgarten“ von 1884.

Im Herbste 1886 nahm ich den seit langem fertigen, in allen Teilen wohlerwogenen Entwurf entschieden in Angriff, und am 24. November desselben Jahres hatte ich die Beruhigung, ein Werk, auf welches ich alle meine Geisteskräfte vereinigt hatte, und in welchem ich, offen gestanden, das Beste und Höchste meines reifen Alters zu geben gedachte, im Manuskript vollendet vor mir liegen zu sehen.

Aber einer Gepflogenheit folgend, die ich bei allen meinen Werken der letzten Zeit eingehalten, ließ ich auch bei diesem die Veröffentlichung keine übereilte sein, und erst im folgenden Jahre kam das Werk, vielfach verbessert und gefeilt, unter die Presse.

Bei keinem meiner andern Werke habe ich so wie beim „Homunkulus“ die Einsicht gewonnen, in welch geringem Maße eigentlich die Gestaltung eines dichterischen Planes von den bewußten Absichten und Entschließungen des Autors abhängig ist, welche unbewußt-zwingende Gewalt in der einmal ergriffenen Hauptgestalt oder Grundanschauung für ihn liegt.

Die Gestalt des Homunkulus hatte sich meiner Phantasie bemächtigt. Ein rein materiell konstruiertes Lebewesen, das ein höheres seelisches Empfinden nicht einmal *ererbt* haben konnte, denn es hatte ja keine Vorfahren, keine natürliche *Abstammung*! Das Bild dieser Phantasiegestalt entwickelte sich in meiner Anschauung allgemach bis zum Übermenschlichen, an welches sich grandiose Schicksale knüpften, welche dem *Dichter* ein verlockendes Thema boten. Es war zunächst die *poetische* Aufgabe, die mich anzog.

Aber der Homunkel, als epischer Held, in Beziehung gesetzt zum Leben und Treiben der Welt, mußte das Verwandte um sich gruppieren, als Mittelpunkt, Vertreter und Prophet eines seelenlosen Homunkulismus. Das eröffnete weite Ausblicke in Welt und Zeit, nach allen Richtungen: der politischen, sozialen, literarischen, wissenschaftlichen usf. Ein weibliches Seitenstück dem Homunkel zuzugesellen, lag fast unab-

weisbar nahe, und dafür bot die Sage in der gleichfalls von Natur seelenlosen Nixe die unvergleichlich passendste Gestalt. Bedeutende, eben herrschende Strömungen des Tages in den Kreis der Dichtung zur Ergänzung des Weltbildes mit einzubeziehen, war gleichfalls kaum zu vermeiden. Und daß hernach, wenn einmal der Umriß des ganzen gegeben war, mancher nebensächliche Scherz, manche gelegentliche ironische Glosse sich arabeskenartig mit einwob, war im Interesse der humoristischen Wirkung des Ganzen nicht zu verschmähen.

Welt und Zeit mußten also satirisch beleuchtet werden.

Zum Satiriker fehlte mir im Grunde etwas Wesentliches: die persönliche Rücksichtslosigkeit, und ich wußte anfangs nicht, wie ich ohne persönliche Satire bei Bewältigung einer so großen Aufgabe auslangen sollte. Ich behalf mich indessen ohne sie. Zwar wußte ich, daß allgemein gehaltene Satire vielen „zu wenig lustig“ erscheint. Aber wenn ich dem Teufel gegenüber meinem Buche selbst prophezeite: „Lachen wird es keinen machen usw.“, so war dies einer jener koketten Scherze falscher Bescheidenheit, mit welchen ein Autor den Leser manchmal neckt, und die nicht ernster zu nehmen sind als die Äußerungen koketter Frauen, welche von ihrem „Alter“ oder von ihrer „Häßlichkeit“ sprechen, bloß um galanten Widerspruch zu erfahren. Tatsächlich bildete ich, offen gestanden, insgeheim mir ein, die ganze Welt werde am Morgen nach Erscheinen des „Homunkulus“ mir lachend entgegenkommen und die Frage jenes Herzogs an den Dichter des „Rasenden Roland“: „Meister Ludwig, wo habt Ihr nur all das tolle Zeug hergenommen?“ mir gegenüber erneuern. Wirklich dankten mir einige für die „heiteren Stunden“, die ich ihnen bereitet; aber im allgemeinen kam es anders. Wie? Das habe ich kürzlich in Versen zu schildern gesucht.

Still hinlebt der Poet, abseits vom Lärm
Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben
Ist, wenn auch nicht sein Stolz, doch seine Lust.
Er sieht, er hört, wie bitter sich befehden
Die Menschen Tag für Tag, mit Lüge sich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.
Wie wär's, denkt er, vom Treiben angewidert,
Wenn diesen allen einmal, statt der Schmähung,

Der blinden, blöden, dran ihr Ohr gewöhnt,
Maßvoll, parteilos einer im Gewande
Der Dichtung, in phantastisch-neck'schem Spiel
Darböte ihr gemeßnes Teil von Wahrheit?

Und er versucht's. Er gibt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo,
Und weist der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein schalkhaft grinsendes Hohlspiegelbild,
In des groteskem Schauspiel sich erkennen
Die Wirklichkeit, doch auch belächeln mag.
Da schlägt ein wild Gezeter an sein Ohr,
Er sieht der Freunde Züge grimmverzerrt;
Die seinem Herzen fremd, sie werfen sich
Ihm an die Brust; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen sich, und Rache wetzt
Geheim die Klingen.

„Was hab' ich getan?"
Fragt der Poet erstaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verstärkt hast du, o Muse,
Mein Wort zu hallendem Posaunenton!
Wo ich zu säuseln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine lustig prasselnde Rakete,
Sie ging als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir gesprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geist,
Der stärker als der meine...

Am Christtage des Jahres 1887 brachte die Wiener „Deutsche Zeitung" einen Artikel, in welchem „Homunkulus" als ein Gedicht bezeichnet war, das „an satirischer Kraft, Tiefsinn und Genialität so ziemlich alles überragt, was seit Jahren auf dem deutschen Büchermarkte erschien". Dann folgten lange Auszüge, namentlich aus dem „Neuen Israel".

Gegen diesen Christtagartikel der „Deutschen Zeitung" spielte das erste Blatt der Monarchie, die „Neue Freie Presse" als Vertreterin der österreichischen Tagespresse, einen gewaltigen Trumpf am Neujahrstag aus, mit einem Feuilleton ihres bekannten „Wiener Spaziergängers" Daniel Spitzer. Herr Spitzer ist ein sehr witziger Kopf und feiner Stilist. Sein Homunkulusartikel enthielt, wie alle seine Feuilletons, zwei gute Witze, über welche ich — unparteiischer als er — mit Vergnügen gelacht habe. Aber als Kritiker benimmt

sich Herr Spitzer noch ein bißchen unbeholfen, ein bißchen zu offen und zu ehrlich. Er begann seinen Artikel mit Andeutungen der Schwierigkeit, einen Band von 300 Seiten — zwischen Weihnachten und Neujahr! — durchzulesen; als ob man ein Buch gelesen haben müßte, um es zu rezensieren! Dann gab er den Inhalt des „Homunkels" ziemlich ernsthaft und richtig an und schloß mit den Worten, er fürchte parteiisch zu sein, denn „man langweile sich so angenehm bei dem mißlungenen Werke eines Gegners". Eine geistreiche, fein zugespitzte Bemerkung; aber man vermißt darin den Takt des geriebenen, zielbewußten Kritikers. Muß man durchaus „heruntergemacht" werden, so ist nichts angenehmer, als von einem offenen „Gegner" heruntergemacht zu werden, denn einem solchen glaubt das Publikum kein Wort. Um den „Homunkel" umzubringen, hätte Herr Spitzer es ganz anders anfangen müssen. Er hätte ungefähr schreiben müssen: „Nichtsnutzige Bursche, welche nicht wert sind, unserm gefeierten Hamerling die Schuhriemen aufzulösen, haben sich über sein neuestes Werk mit schmählichen Angriffen herzufallen erdreistet. Allerdings ist dieser „Homunkulus" ein schwarzgalliges, weitschweifiges, witzloses und mit vielen Gebrechen behaftetes Produkt. Aber es bleibt doch eine achtunggebietende Leistung des berühmten Poeten, die wir der Lesewelt warm empfehlen . . ."

Es folgten Rezensionen — mißgünstige, günstige, warmbegeisterte — aber in allen widerhallte derselbe Aufschrei über die maßlose Schärfe der Satire im „Homunkulus". Manche benahmen sich wie von der Tarantel gestochen.

Hat meine Dichtung wirklich im allgemeinen diesen Eindruck gemacht, so muß ich es mir gefallen lassen und die Folgen davon tragen. Aber daß meine Satire aus einem verbitterten, schwarzgalligen, von wildem „Menschenhaß" — selbst dieses starke Wort ist gefallen! — erfüllten Gemüte stammt, kann nur eine befangene oder maßlos oberflächliche Auffassung meines Werkes behaupten. Ein Dichter, der die große Satire gegen die „Weltverneiner" im neunten Gesange des „Homunkulus" geschrieben — ein Dichter, der mit Eldos und Doras Liebe den erlösenden Lichtstrahl in sein Weltbild fallen ließ — ein Dichter, der die Verse im letzten Gesange schrieb, die vor den Augen des weltdurchschweifenden Ho-

munkels den Erdstern in der Verklärung immer wieder siegreicher Lebensschönheit und Lebensfreudigkeit aufleuchten lassen — ein solcher Dichter besitzt unmöglich ein Gemüt, in welchem trübselige Verworrenheit, Verbitterung und wilder Menschenhaß lodern. Der Sarkasmus, dessen ich mächtig bin, und den die Erfahrungen meines Lebens nicht abgestumpft, ist der Sarkasmus eines Idealisten, der aus einem warmen Herzen stammt, der Sarkasmus meines „Lord Luzifer". Und in der Mehrzahl der Fälle ist es gewiß nur die unbewußte, unwillkürliche Energie des poetischen Ausdrucks, der Hyperbeln einer Dichterphantasie, was man für Bitterkeit und Maßlosigkeit des Satirikers genommen hat.

Bis zum Drolligen steigert sich die Ungerechtigkeit der Voraussetzung, wenn man sogar auch den Grund meiner Verbitterung entdeckt zu haben glaubt, und zwar — im nicht befriedigten Ehrgeiz des Dichters: in eingebildeter Vernachlässigung und Zurücksetzung. Es kam soweit, daß selbst solche, die sich den Anschein gaben, sehr viel auf mich zu halten, verrannt in jene Idee, mir mein Unrecht in Ausdrücken zu Gemüte zu führen suchten, die nicht schmeichelhafter und verbindlicher lauten konnten; so der Autor einer Berliner Besprechung, wenn er sagt: „Hamerling gehört noch heute nicht nur zu den gelobtesten, sondern auch zu den gelesensten und gekauftesten der deutschen Dichter. Wie viele der von ihm gegeißelten (?) Modedichter wären froh, so beachtet und geachtet, so verschlungen und bewundert zu werden, wie es Hamerling noch heute wird, und, fügen wir hinzu, wie er es hoffentlich immer sein wird." — Ein anderer ging so weit, die „Literarische Walpurgisnacht", in welcher ich, wie er sagte, gegen meine literarischen Nebenbuhler in wildem Groll mich austobe (!), als den Kern des Ganzen zu betrachten, an den alles übrige nur so nebenbei angeschossen. Ach, diese literarische Walpurgisnacht! Sie ist die zahmste und gutmütigste Literatursatire, die je geschrieben worden! Selbst dort, wo einmal ausnahmsweise eine Richtung in etwas schärferer Tonart charakterisiert wird — wie der Aufzug der „Zwittergestalten" — ist die Schilderung so gehalten, daß nicht einer sein Spiegelbild darin zu erblicken genötigt ist.

Ich sollte in eingebildeter Zurücksetzung fremde Erfolge beneiden? Aufrichtig gesagt, ich weiß so gut als einer, daß es seit Scheffels Tod auf dem deutschen Parnaß wenig oder nichts zu beneiden gibt. Die größten, ein Jordan, ein Hermann Lingg, ragen immer einsamer und verlassener in ihrer Höhe empor; die eigentlichen Modepoeten des Tages, ein Paul Heyse, ein Dahn, ein Wolff, ein Ebers, sind bei der Kritik keineswegs auf Rosen gebettet. Sollte ich Herrn Karl Bleibtreu und die „Jüngstdeutschen“ beneiden? Ach, die sind vorläufig selbst noch auf den Neid angewiesen!

Ich schätze meine Mitstrebenden, habe keinem ernstlich weh getan, und noch weniger unrecht. Einen einzigen Schriftsteller habe ich ein wenig persifliert, Herrn Fritz Mauthner. (Daß ich Herrn Spitzer unter die „beißendsten der Spötter“ gezählt, wird doch weder er selbst, noch sonst wer in der Welt für eine Persiflage und Beleidigung nehmen?) Warum ich just mit Herrn Fritz Mauthner eine Ausnahme gemacht? Nicht weil er mich gehässig und spöttisch angegriffen; andere haben sich noch gehässiger als er gegen mich benommen. Sondern weil er in seinen Parodien eine Art Satire vertritt, die das Gegenteil der meinigen ist, und die ich entschieden verdamme. Seine Parodien sind sehr witzig, aber zum Teil, wie z. B. die auf Bodenstedt und mich bezüglichen, giftige Pasquille. Auch das hätte mich vielleicht nicht veranlaßt, ihn namentlich zu persiflieren, hätte er mich nicht vor einigen Jahren gelegentlich wissen lassen, man könne sich's nur wünschen, persifliert zu werden, denn es sei „doch auch Reklame“.

Aber die Rezensenten — die sollen so ganz besonders übel bei mir wegkommen! Nun, im „Homunkel“ durfte eine literarische Satire, und in dieser durften die Rezensenten nicht fehlen. Swift nannte die Rezensenten gehörnte Esel, Goethe Hunde, Grillparzer noch etwas Schlimmeres, Jean Paul neckte sich beständig mit ihnen, Lord Byron schrieb ein langes Pasquill auf seine Kritiker, Hebbel fertigte den namhaftesten Kritiker und Literarhistoriker seiner Zeit, Julian Schmidt, öffentlich als „ästhetischen Kannegießer“ ab. Lieber Leser, tu' mir den Gefallen, behalte ein bißchen kaltes Blut und vergleiche mit den boshaften und gehässigen Auslassungen dieser Männer die maßvollen und zahmen Scherze, die ich mir gegen die Rezensenten erlaube. Merke einen Augen-

blick nicht bloß darauf, daß ich etwas sage, sondern was ich sage und wie ich es sage!

Als ein Ausbund satirischer Schärfe scheint manchem der siebente Gesang, „die Affenschule", zu gelten. Sie scheinen zu glauben, daß ich dieses Kapitel nur geschrieben, um Menschen mit Affen zu vergleichen. Aber dies ganze siebente Kapitel ist nur ein einziger satirischer Hieb gegen den Wahn des Homunkulismus, Bildung allein vermöge alles, könne demnach wohl auch aus einem Affen einen echten, vollwichtigen Menschen machen. Dagegen beweise ich, daß „Affentum, summiert mit Bildung" — ohne gleichmäßig entwickelte Seele — noch immer kein echtes Menschentum geben würde, und lasse das scheinbar siegreiche „Satyrvolk" dem scheinbar unterlegenen Menschenvolke gegenüber zuletzt doch klägliches Fiasko machen, indem die edlen „Sylvane" von der niedrigsten Menschensorte, wilden Indianern, kurzweg wieder als Affen entlarvt und mit Stöcken totgeschlagen werden! — Daß vorher, wenn einmal ein Affentreiben und ein Affenreich zu schildern war, kleine Scherze und Parallelen auf Kosten des Menschen nicht von der Hand gewiesen wurden, war natürlich. Aber daß ich die Menschen schlechtweg als Affen verspotten wollte — daß z. B., wenn ich erzähle, ein hochgelehrter Affe habe es sogar bis zum Rector magnificus gebracht, ich damit sagen wollte, die Rectores magnifici der Universitäten seien Affen — eine solche Gassenjungensatire hätte man mir nicht zutrauen sollen! Man hat auch hier wieder das Nebensächlichste für die Hauptsache und für das ursprünglich Beabsichtigte genommen.

Kleine Seitenhiebe, die zwar nicht strengstens durch die Idee des Ganzen gefordert waren, die man sich aber doch erlaubt, wenn man einmal die Geißel in Händen hat, sind mir ebenfalls als Herzensbosheit ausgelegt worden. So z. B. ein paar Scherze über den Vegetarianismus. Ich betrachte diesen keineswegs als ein für alle Menschen passendes System, glaube vielmehr, daß er in seiner Einseitigkeit Schaden stiften kann. Aber wenn ein Vegetarianer gegen uns Fleischesser einen scherzhaften Einfall losläßt, so werde ich gerne mitlachen, falls der Einfall gut ist, und mich dadurch nicht persönlich verletzt fühlen. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß gerade die Verquickung der an sich berechtigten Be-

geisterung für Wagners gewaltig aufregende Musik mit dem System einerseits der milden Pflanzenkost und andererseits dem judenverzehrenden Antisemitismus zu Scherzen herausfordern kann, die sich der Humorist doch nicht deshalb wird versagen müssen, weil er in der Zahl der Anhänger jener Systeme zufällig einen sehr achtungswürdigen Mann kennt oder gar einen persönlichen Freund zählt?

Es gab im Chorus der Ach und Wehe rufenden Beurteiler des „Homunkels", welche in dem Werk eine ununterbrochene Reihe von Lästerungen der Menschheit erblickten, doch auch einige Ausnahmen. Ein Kritiker schreibt: „Reizende Episoden wechseln mit tollen, schwere wuchtige Satire mit spielender Ironie, ein schillernder Arabeskenhumor durchsetzt die Dichtung, die an wunderbar schönen Szenen reich ist usf." — Dieser macht doch wenigstens einen Unterschied. Noch viel weiter aber ging ein sehr geschätzter, feinsinniger Schriftsteller, der sich brieflich gegen mich vernehmen ließ wie folgt: „Man hat Ihnen vorgeworfen, daß Sie in gewissen Partien eine Art persönlicher Bitterkeit und kleinliches satirisches Detail nicht unterdrückt hätten. Nun, aufrichtig gestanden, gerade das Gegenteil halte ich für den Fehler des Gedichts. Ihre Satire ist mir in manchen wichtigen Teilen zu allgemein und schonend, nicht Satire genug! In der Schilderung des Börseschwindels z. B. fehlen mir gerade die Details — die Darstellung ist mir nicht genug realistisch und persönlich. Dasselbe gilt von der Behandlung der Presse, und einigermaßen sogar der Juden. Wenn schon Satire geschrieben wird, soll sie erbarmungslos sein! Ihr ‚Homunkulus' ist kein harmloser Scherz, sondern ein hohes und tiefes Poem, das in der Hauptsache Inhalt und Methode des modernen Lebens richtig erfaßt. Ein so ernstes satirisches Werk darf nicht bloß kitzeln, sondern muß schneiden und stechen. Am zahmsten erscheint mir aber die literarische Walpurgisnacht; unsere literarische Zerfahrenheit mit ihren protzigen Modetorheiten hätte noch ganz andere Geißelhiebe vertragen. Freilich, man hätte Sie dafür gesteinigt. . . . Ich leugne übrigens nicht, daß Ihre Satire auch Gebiete findet, auf denen sie ganz souverän schaltet. Wo sie sich in dem Ihnen zusagenden Maße mit Phantasie mischen darf, erhebt sie sich bis zum Erhabenen. Eldorado! Der

Affenstaat! Das neue Israel! (zum Teil!) Die Verneinung des Lebens!!! Brauche ich Ihnen das zu sagen, oder gar Ihnen zu schmeicheln?"

Der Schreiber dieses Briefes steht vielleicht mit seiner Ansicht nicht vereinzelt da im Kreise der besonnenen Leser des „Homunkulus".

Nicht wenig sollte meines Erachtens zur Abstumpfung des unmittelbaren Eindrucks satirischer Schärfe in meiner Dichtung der Umstand beitragen, daß der satirische Stoff aus der platten Alltäglichkeit in das Gebiet des Grotesken und Phantastischen erhoben ist. Dies Groteske — manche nennen es „bizarr", und meinen dadurch eine Verurteilung ausgesprochen zu haben — ist immer das Lebenselement des Komischen höheren Stils gewesen. Man denke an Aristophanes, an Rabelais usf. Indem es die bunte Wirklichkeit des satirischen Stoffs in eine poetische Form, in eine phantastische Beleuchtung rückt, kann es auch nicht anders, als das persönlich Verletzende der Satire mildern. Denn im karikierenden Hohlspiegelbilde braucht das Original sich nicht so unmittelbar getroffen zu fühlen. Es liegt also gerade in der Groteskmanier etwas *Befreiendes*. Ich gestehe, daß für *mich*, als *Dichter*, ohne diese Erhebung des Stoffs in die poetische Sphäre, der Versuch, Welt und Zeit ein bißchen „durchzuhecheln", nicht genug verlockend gewesen wäre. Nein! Wahrlich nicht im Traume wäre es mir eingefallen, ein ganzes Buch zu schreiben, *bloß* zu dem Zwecke, Hinzens und Kunzens Torheiten und Schwächen zu „verspotten". *Verspotten!* Mir wird ordentlich übel bei diesem dummen Wort. Mir schwebt dabei immer der Gassenjunge vor, der die Zunge herausstreckt.

Ob der Schwung meiner Phantasie ins Groteske mich wirklich jemals in leere, wüste, verschwommene, *unklare* Phantastereien entführt habe — das ist eben einer der Punkte, zu deren Entscheidung ich von dem befangenen, leichtfertigen, pedantischen oder gar übelwollenden Leser an den aufmerksamen, besonnenen, vorurteilslosen appelliere.

Was würden Leute, die den „Homunkulus" zu phantastisch finden, zu dem tollen „Peer Gynt" des genialen Ibsen sagen?

Im allgemeinen ist die Idee des Homunkels und des

Homunkulismus ganz gut verstanden und in den Besprechungen meist sogar recht hübsch entwickelt worden; ein Beweis, daß sie eben nahe liegt und nichts Geheimnisvolles an sich hat. Mit ihr ist aber auch das Verständnis des Werkes im ganzen und in allen wesentlichen Einzelheiten schon gegeben, und es ist nur eine sehr fatale Voraussetzung vieler Leser und Kritiker, daß in meine Dichtung auch sonst noch allerlei „hineingeheimnist“ sein müsse. Im Gegenteil, der Leser wird um so weniger von der Fährte des rechten Verständnisses abirren, je zwangloser er den einfachen und natürlichen Sinn von allem festzuhalten sucht.

Man war auch hier sogleich mit dem vielmißbrauchten Worte „allegorisch“ bei der Hand. Allegorisch ist in meinem ganzen Gedichte nur ein einziges Detail: der Drache mit den 36 Schwänzen im vierten Gesange. Alles andere könnte man höchstens symbolisch nennen — symbolisch in dem Sinne, in welchem am Ende alles Geschehen in einer poetischen Erzählung symbolisch ist, d. h. Zusammenhang, Sinn und Bedeutung hat. Der Homunkel und die Nixe sind allerdings halbmythische Gestalten, wie solche die Phantasie der Völker und der Poeten immer zu schaffen sich erlauben durfte, aber durchaus keine bloßen „Allegorien“ im eigentlichen und richtigen Sinne des Wortes. Lasse der Leser ihr Tun und Wesen nur unbefangen auf sich wirken und glaube nicht, erst durch Grübeleien ihnen beikommen zu können! Wer die Lurlei nimmt, wie sie sich gibt, der sieht: das ist das seelenlose Weib als Seitenstück zum seelenlosen Mann. Wer aber grübelt, aus dem Namen Lurlei heraus und seiner romantischen Vorstellung von ihr ihre Bedeutung im „Homunkel“ ergründen will, gerät auf Abwege. Möchten doch diejenigen, die sich einbilden, daß man ihnen zumute, überall geheimnisvolle, allegorische Beziehungen herauszufinden, lieber die nächstliegende und natürlichste Leserpflicht erfüllen: den tatsächlichen Zusammenhang, die Motivierung und Verknüpfung im Auge zu behalten und das, was der Dichter selber ausdrücklich zur Orientierung des Lesers sagt, nicht zu überhören! Aber daran fehlt es oft, und dann ist's leider manchmal der Leser, der den Spieß umdreht, und dem Autor den Vorwurf des Sprunghaften, Unzusammenhängenden macht. Das war auch wieder beim „Homunkulus“ der Fall.

Ich wäre doch begierig, zu erfahren, wo sich wirklich Unzusammenhängendes, Unmotiviertes, Sprunghaftes im „Homunkulus" nachweisen ließe. Über den Zusammenhang der ersten vier Gesänge brauche ich kein Wort zu verlieren, ebensowenig darüber, daß die Literatursatire, die in dem Buche nicht fehlen durfte, besser als in der Form eines Intermezzos sich unmöglich einreihen konnte. Die Beweggründe, warum nach der Vermählung der Homunkel und die Nixe das Goldland Eldorado aufsuchen, sind klar genug im Buche angegeben. Daß der dort von Munkel begründete Musterstaat scheitert, und Munkel sich überzeugt zu haben glaubt, mit der Menschheit sei nichts Rechtes mehr anzufangen, ist doch wohl ein hinlängliches Motiv für den Entschluß Munkels, es mit den Affen zu versuchen — eine echt homunkulistische Idee — und nachdem seine großen Pläne auch hier kein dauernder Erfolg gekrönt, ist es doch wohl kein unvermittelter Sprung, daß die eben unter den Menschen ausbrechende Judenverfolgung ihn veranlaßt, sich der Menschheit wieder zuzuwenden und an der Spitze der unterdrückten aber vielverheißenden Rasse neuerdings als Staatsgründer sein Glück zu versuchen. Man könnte höchstens fragen, ob nicht passender die „Affenschule" auf das „neue Israel" gefolgt wäre? Aber die Kreuzigungsszene, mit welcher das „neue Israel" schließt, und in welcher der Homunkel zum Pessimisten, zum bitteren Weltverächter und Weltverneiner wird, führte auf größere und ernstere Dinge, als die „Affenschule" gewesen wäre, und es schloß sich an sie mit Notwendigkeit die grandiose Tragikomödie der allgemeinen Weltverneinung im neunten Gesange. Nach dieser aber und ihrem Fiasko, was blieb meinem Helden Größeres, Würdigeres übrig, als in tiefster Einsamkeit zum Naturbeherrscher, zum Magier zu werden und zuletzt als Himmelsstürmer ein erhaben-schreckliches Ende ohne Ende zu finden? Man beachte doch die Steigerung, nicht bloß in den Schicksalen, sondern auch in der Entwicklung, im Wollen und Streben des Homunkels! Welch ein Fortschritt (ohne „Sprung"!) vom jugendlichen Versedilettanten des zweiten Gesangs bis zum zaubergewaltigen Weltdurchstürmer des letzten!

Diese Entwicklungsfähigkeit des Homunkels, die auch ein menschliches Interesse für ihn gar wohl aufkommen läßt und

seine Gestalt über die Bedeutung einer dürren „Allegorie" weit hinaushebt, sicherte ich mir nur dadurch, daß ich den eigentlichen Homunkel, das Alräunchen des ersten Gesangs, wieder einschmelzen und menschlicher gestalten ließ, indem ich ihm wenigstens eine natürliche Mutter gab. Lauter Dinge, die in meiner Dichtung nur da sind, um — übersehen zu werden!

Wie die einzelnen Gesänge, so hängt auch innerhalb derselben alles gar wohl zusammen, und könnte ich gegen den Vorwurf des Sprunghaften, Zerfahrenen von Fall zu Fall mich aufklärend verteidigen, so würde derselbe gar bald ins völlige Nichts verschwinden.

Übrigens — welchen Sinn hat es denn überhaupt, vom Dichter eines komischen Epos eine einzelne, einfache, einheitliche Handlung zu verlangen? Macht man es dem „Rasenden Roland", dem „Hudibras", dem Byronschen „Don Juan" usw. zum Vorwurf, daß sie aus einer zwanglosen Reihe von Abenteuern bestehen? Im „Homunkulus" ist diese Reihe keine zwanglose; der Inhalt der verschiedenen Gesänge ist bestimmt durch die verschiedenen Sphären, in welchen sich der Homunkel und das Homunkeltum zu betätigen hat, die Reihenfolge durch das Gesetz der Entwicklung und der Steigerung.

Von vielen, selbst wohlwollenden Rezensenten ist behauptet worden, „Homunkulus" sei eine sehr lange, folglich zu lange epische Dichtung in zehn sehr langen Gesängen. Man sollte glauben, der Umfang eines Buches sei eine auf den ersten Blick zu entscheidende Sache. Und doch sind dabei die gröbsten Täuschungen möglich. „Homunkulus" erscheint, wie er gedruckt vorliegt, als ein starker, stattlicher Band, als ein Buch von beträchtlichem Umfang. Also zu lang für ein Werk in gebundener Rede, um zum Lesen zu ermutigen! — Nun, dieses „sehr lange" Epos ist tatsächlich in acht Stunden bequem durchzulesen! Manche haben es in einem Zuge, fast auf einem Sitze durchgelesen! — Man halte, was den Umfang betrifft, den „Homunkulus" zusammen mit der gewöhnlichen Ausgabe des „Trompeters von Säckingen". Jeder wird behaupten, letzterer sei gegen jenen ein schlankes, handliches Büchlein, das zum Lesen lockt, ein „kurzes" Epos gegen ein „sehr langes"! Sehen wir ein bißchen näher zu. Der „Trompeter" enthält 280 Seiten zu

30 Zeilen, also 8400 Verse beiläufig; „Homunkulus“ 320 Seiten zu 28 Zeilen, also 8960 Verse. Somit enthält dieser nur um etliche hundert Verse mehr als jener! Die Sprache der Ziffern ist unwiderleglich!

Der Unterschied beider Bücher ist also in äußerer Beziehung der, daß das Papier des einen dünn, das des andern dicker ist, und daß das eine mehr, das andere weniger Zeilen auf einer Seite hat! Bei der Scheu des Publikums vor dicken Büchern kann man sich getrost das Paradoxon erlauben, der „Trompeter von Säckingen“ verdanke seinen außerordentlichen Erfolg in Deutschland dem dünnen Papier, auf welches er gedruckt ist.

Man wird also behaupten können, wenn man will, daß „Homunkulus“ langweilig, auf keinen Fall aber, nach obigem, daß er lang sei.

Die Frage, ob er langweilig sei, hängt zusammen mit der, ob er den Leser lachen zu machen imstande sei. Kürzlich kam mir ein Dresdner Blatt zu Gesichte, in welchem von einer dort gehaltenen öffentlichen Vorlesung aus „Homunkulus“ berichtet und gesagt wurde, die Vorlesung habe „regen Beifall und oft stürmische Heiterkeit erweckt“. Ich sehe nicht, was die „stürmische Heiterkeit“ anderes bedeuten solle, als lautes Lachen. Es gibt also Witze im „Homunkulus“, über die man lachen kann — und wenn man dies nicht immer wirklich tut, so liegt der Grund vielleicht darin, daß die Witze in meiner Dichtung einen ernsten Hintergrund haben — daß es nicht bloße Späße sind, bei welchen man lachen, aber nur lachen kann und nichts zu denken hat.

Zum Schlusse muß ich noch einer Episode gedenken, welche sich an das Erscheinen des neuen Werkes knüpfte, und welche ich die antisemitische nennen möchte.

Sollte man es glauben, daß von diesem Werke, das in zehn Gesängen so viel tief Einschneidendes, auf Welt und Zeit Bezügliches, enthält und kaum eine der großen Fragen des Lebens und der Menschheit unberührt läßt, wenige Seiten herausgegriffen und in weiten Kreisen zum Gegenstand eines Lärmens wurden, in welchem man alles andere, was der Dichter sagte, überhörte oder nur als Nebensache behandelte? Es ist ein interessantes Zeichen der Zeit, daß man, nachdem man die wenigen Seiten im achten Gesange

des „Homunkulus“ gelesen, welche das „neue Israel“ schildern, für nichts anderes in dem Buche mehr Augen und Ohren zu haben schien. Die Juden ergrimmten, die Antisemiten proklamierten mich freudig als einen der ihrigen.

Ich hatte nicht gewußt, daß man entweder Antisemit sein oder die Juden für ein von allem irdischen Makel freies, über alle Satire erhabenes Geschlecht halten müsse . . .

In meiner Dichtung konnte ich alle Lebenserscheinungen, Parteirichtungen usw. nur von der Seite betrachten und schildern, von welcher sie einen Angriffspunkt für die Satire bieten. Dies tat ich den Antisemiten gegenüber auf den ersten Seiten des achten Gesanges; aber auch den Juden meinte ich gerechter- und unparteiischerweise ein Gleiches nicht ersparen zu können. Es mußte mir, nachdem ich soviel des Homunkeltums in aller Welt gefunden, erlaubt sein, auch im Judentume die Elemente aufzuzeigen, durch welche sie mit jenem in Beziehung stehen. Wie sorgsam ich aber bestrebt war, in diesem Punkte nicht zuviel zu sagen, geht aus der Stelle hervor, wo es heißt, daß die Juden ahnten, der Homunkel sei

Zwar nicht Blut von ihrem Blute,
Zwar nicht Fleisch von ihrem Fleische,
Zwar nicht Herz von ihrem Herzen,
Aber Geist von ihrem Geiste —

Damit war die Verwandtschaft des Judentums mit dem Homunkel auf die Verstandestätigkeit beschränkt — Natur und Gemüt waren ausdrücklich davon ausgenommen, was mir, da Herz und Gemüt dem Juden namentlich in Beziehung auf die Bande des Familienlebens nicht abzusprechen sind, die Gerechtigkeit zu fordern schien. Die skeptische und kritische Geistesrichtung des Juden, der zersetzende Gebrauch, den er von seinen Verstandeskräften oft auf Kosten des Gemütes macht, sind ja bekannt genug. Man könnte sagen, bei dem Deutschen wirke Verstand und Gemüt leichter in einer gewissen Verschmelzung, bei dem Juden führen sie leichter getrennte Wirtschaft.

Aber ich habe ein neues Judenreich geschildert und als solches scheitern lassen, indem ich zeigte, daß die Juden nur zerstreut unter die andern Völker gemischt, gedeihen! Bin

ich der einzige, der das nicht sagen darf? Wird es nicht von den Juden selber anerkannt und durch Tatsachen bekräftigt? Hat man nicht Beispiele von kleinen Judenstädten, wo man die fast ausschließlich israelitische Bevölkerung verkümmern sieht? Läge das Bewußtsein oder wenigstens der Instinkt jener Tatsachen nicht in dem Hebräervolke selbst, warum verbleibt es freiwillig in seiner Zerstreuung durch die Welt? Warum macht es niemals einen Versuch, etwa in Amerika, oder sonst irgendwo, in kompakten Massen sich anzusiedeln? Warum fühlt es so gar kein Bedürfnis einer eigenen Heimat? Scheint es doch fast, als hätten die Söhne Israels schon durch die babylonische Gefangenschaft sich gewöhnt, nicht bei sich zu Hause zu sein, und ihren Beruf darin erkannt, als großes Bummlervolk ihre Rolle zu spielen in der Geschichte der Menschheit.

Ich bin bei meiner Darstellung der gewaltigen Zeitströmung des Antisemitismus sine ira et studio verfahren, und wenn ein Rezensent des „Homunkulus" „mittelalterlich glühenden Judenhaß" darin gefunden, so beweist dies eben nur, wie erstaunlich, wie ungeheuer, wie entsetzlich groß die Summe dessen, was auf dieser krummen Erde möglich ist!

Ein bekannter Klub in Wien richtete in wohlmeinender und verbindlicher Weise eine Art von Adresse an mich, welche mit einer Anerkennung meines satirischen Epos eine schätzbare und lehrreiche Auseinandersetzung der Grundsätze verband, von welchen ebendiese Vereinigung in ihren Bemühungen ausgeht.

Ich habe mir erlaubt, diese Zuschrift in einem Schreiben an den Vorstand des Vereins wie folgt zu erwidern:

„Hochwohlgeborener, hochgeehrter Herr! Ihr verehrlicher Verein hat in der brieflichen Kundgebung vom 25. Februar, mit welcher er mich beehrte, von den Punkten abgesehen, welche meine Privatansichten von seinen Prinzipien trennen mögen, und so werde auch ich mit Vergnügen mich auf den Standpunkt der Anschauungen stellen, die wir gemeinsam haben. Ich glaube in der Art, wie ich in das allgemeine satirische Zeit- und Weltbild meines „Homunkulus" auch das Judentum mit einbezog, nicht das Lob einer erwähnenswerten Energie zu verdienen. Ich habe in der kurzen, phantastisch-humoristischen Schilderung eines neuen Judenreiches das

bescheidenste Maß dessen verkörpert, was niemand leugnet, und was selbst unter den Juden die Einsichtigeren gelegentlich zuzugeben sich bereit finden lassen. Und ich behaupte, daß ich von diesem wenigen auch in formeller Beziehung einen maßvollen Gebrauch gemacht; es müßte nur sein, daß man Ausdrücke, wie ‚jüdische Tatkraft‘, ‚jüdische Verstandesschärfe‘ für Schimpfwörter halten und an Scherzen Anstoß nehmen wollte, wie sie kein Satiriker sich versagen kann, wenn er nicht auf Witz, Humor und komische Wirkung ganz und gar verzichten will. Daß der übergreifende Einfluß einer in der Minderheit befindlichen Rasse innerhalb einer großen Nation etwas Bedenkliches hat, schon deshalb, weil er eine Demütigung für diese in sich schließt, bedarf keines Beweises; nur das Problem der zweckmäßigsten Abwehr scheint mir für einen solchen Fall noch keineswegs gelöst. Wieviel Sie, verehrter Herr, und Ihre Parteigenossen mit Ihren Bestrebungen bisher erreicht oder noch weiterhin zu erreichen hoffen dürfen, werden Sie nach langjährigen Kämpfen nun wohl bald endgültig zu ermessen oder zu erproben in der Lage sein. Mir persönlich scheint, da moderne Rassenkämpfe sich doch nur durch geistige Überlegenheit und positive Leistungen entscheiden lassen, das Nächstliegende zu sein, daß wir alle zusammen und jeder einzelne in seinem Bereich auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens die ursprüngliche Tüchtigkeit des deutschen Stammes in einer Weise zu erproben und zu betätigen suchen, daß das Übergewicht auf unserer Seite bleiben oder wieder dahin zurückgelangen muß. Möge unter den aufgewendeten Kampfmitteln dieses, ohne welches alle anderen kaum einen wesentlichen oder dauernden, rechtlich und sittlich unanfechtbaren Erfolg versprechen, nicht übersehen oder vernachlässigt werden. Dem Dichter wird man es verzeihen, wenn er besonderes Gewicht legt auf das Wesentliche und Dauernde, wie es ja überhaupt seine Sache ist, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß man das Bleibende, Ideelle, Allgemeingültige ungestraft in keinem Kampfe ganz aus den Augen verlieren dürfe, weil es außerhalb der Strömung desselben einen sicheren, festen Halt nicht gibt.

Was aber insbesondere mein neuestes Werk betrifft, so kann ich nur wünschen, daß es ihm vergönnt sein möge,

nicht bloß in den Punkten, in welchen es in das Parteileben und die Fragen des Tages unmittelbar eingreift, sondern nach allen Seiten hin, soweit es die geistigen und moralischen Interessen der Menschheit berührt, anregend, läuternd und erhebend auf die Zeitgenossen zu wirken.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich, hochgeehrter Herr, Ihr ergebenster R. H."

Vielleicht glauben nun manche, daß ich innerlichst von „mittelalterlichem Judenhaß" glühe und nur aus Furcht vor den Juden mich nicht zur Partei der Antisemiten zu schlagen wage. Aber ich fürchte weder die Juden noch die Antisemiten. Ich fürchte überhaupt so eigentlich niemanden; und wenn einmal irgendwer durchaus in einen frischen, fröhlichen Kampf mit mir sich einlassen will, so werde ich, meinem leiblichen Befinden zum Trotz, mich mit etwas mehr Energie zu verteidigen wissen, als ich in den größtenteils ziemlich harmlosen Neckereien meines „Homunkulus" entwickelt zu haben glaube. Mit Feigheit darf die oben erwähnte Scheu, irgend jemanden, der mir nichts zuleide getan, persönlich zu beleidigen, nicht verwechselt werden.

Die Aufnahme des „Homunkulus" war im ersten Moment dieselbe, wie sie in der Regel auch meinen früheren Werken, insbesondere der „Aspasia", im ersten Moment des Erscheinens zuteil geworden. Bedenkliches Kopfschütteln und lebhafte Angriffe — verbunden mit großartiger Anerkennung meiner früheren Leistungen, die doch in dem Augenblick, als sie zu allererst ans Licht traten, ganz mit demselben Kopfschütteln, mit denselben lebhaften Angriffen empfangen wurden! Das letzte meiner Werke ist immer das am wenigsten gelungenste, oder gehört wenigstens „nicht zu meinen besten". Aber auch diesmal hat im Laufe weniger Monate die Zahl angesehener Blätter, die mit Wärme für das neueste Werk eintraten, beträchtlich zugenommen. Man fängt an zuzugeben, daß im ersten Moment der Satiriker zuviel, der Poet zu wenig beachtet wurde.

Ein kleiner Erfolg des „Homunkulus" wäre ein großer Mißerfolg. Wer mit mir in den letzten Jahren in persönliche Berührung kam, der weiß, welches Gewicht ich auf die Vollendung dieser Arbeit legte. Auch dem aufmerksamen Leser wird es nicht zweifelhaft sein können, daß mich große

Absichten dabei leiteten, daß ich damit meinen bisherigen Erzeugnissen das im Entwurf bedeutendste und eigentümlichste anzureihen gedachte. Dem dichterischen Wollen muß nun allerdings nicht in jedem einzelnen Falle die Tat und der Erfolg wirklich entsprechen; aber man wird gut tun, auch das Gegenteil nicht allzu vorschnell anzunehmen. Was die Ausführung des Werkes, seinen Zusammenhang, die Bedeutung der Einzelheiten betrifft, so habe ich mit den hier niedergelegten Bemerkungen zur rechten Auffassung und Würdigung vielleicht einiges beigetragen.

Der buchhändlerische Erfolg des „Homunkulus" war bisher der bedeutendste, der einer meiner Dichtungen zuteil geworden, indem von 5000 gedruckten Exemplaren binnen sechs Monaten die Hälfte verkauft wurde, was einem Absatz von zwei bis drei gewöhnlichen Auflagen innerhalb desselben Zeitraumes gleichkommt.

So war ich denn seit meiner Übersiedelung nach Graz im Laufe von zwei Jahrzehnten mit dreizehn neuen Werken hervorgetreten: mit der Leopardi-Übersetzung, dem König von Sion, Danton und Robespierre, Teut, den Sieben Todsünden, der auf das Doppelte des Umfangs vermehrten zweiten Auflage von Sinnen und Minnen, mit Aspasia, Lord Luzifer, Amor und Psyche, Prosa, den Hesperischen Früchten, den Blättern im Winde und Homunkulus.

Eine Art von angeborener Treue und Hingabe an die Macht der Gewöhnung hatte mich auch die Verbindung mit der „Triester Zeitung" nicht ganz aufgeben lassen. Ich schrieb von Zeit zu Zeit einen Grazer Brief für das Feuilleton dieser Zeitung, wobei ich mich aller Buchstaben des Alphabets der Reihe nach als Chiffren zu bedienen pflegte. Von diesen Grazer Gedenkblättern dürften namentlich die aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges nicht ganz ohne einiges bleibende Interesse sein.

Für die dritte Auflage von Meyers Konversationslexikon und die sämtlichen Nachträge, sowie für Bornmüllers Schriftstellerlexikon der Gegenwart lieferte ich die Biographien der italienischen Schriftsteller des Jahrhunderts, sowie die Jahresübersichten der italienischen Literatur.

Als Rosegger seinen „Heimgarten" gründete, verstand es sich bei meinen freundschaftlichen Beziehungen zum Heraus-

geber von selbst, daß ich dann und wann mich mit einem Beitrage an dem Blatte beteiligte. Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich's in den Kopf gesetzt haben, daß ich dem Herausgeber sogar auch ein wenig beim Redigieren helfe. Das ist eine ungemein naive Voraussetzung. Nichts stand mir, dem Kranken und von eigenen Arbeiten vollauf in Anspruch Genommenen so unendlich fern, als mir eine Beteiligung an fremden Sorgen aufzubürden, etwa gar neben den Einsendungen, mit welchen ich selbst im Übermaß behelligt wurde, auch noch solche anzusehen, welche dem „Heimgarten" zugehen. Ebensowenig ist es dem Herausgeber des „Heimgarten" eingefallen, für ein Unternehmen, das er mit Lust und Eifer nach den eigensten Ideen und Absichten leitet, sich einen Ratgeber oder Helfer beizugesellen. Zur Verbreitung des für Kenner der wirklichen Verhältnisse geradezu lächerlichen falschen Gerüchtes hat am meisten ein gewisser Jahrgang von Kürschners „Literaturkalender" beigetragen, in welchem der Herausgeber, nachdem ich ihm als ein „Hauptmitarbeiter" des „Heimgarten" genannt worden war, mißverständlich mich als „Mitredakteur" desselben bezeichnete. Ich verwahrte mich dagegen öffentlich in einem Eingesendet der „Neuen Freien Presse"; aber erst kürzlich bat mich ein junger Mensch, ich möchte ihm auf sein Schreiben Antwort geben im — „Briefkasten" des „Heimgarten"!

Es ist nun an der Zeit, nachdem ich von meiner Dichterarbeit übersichtlichen Bericht gegeben, ein Wort auch von einer anderen Richtung meiner Tätigkeit zu sagen: von meiner Denkarbeit, meinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Um das Jahr 1870 nahmen die Ergebnisse dieser von früher Jugend an betriebenen Studien zuerst eine feste Gestalt an und der Plan eines größeren Prosawerks, in welchem dieselben niedergelegt werden sollten, trat in bestimmten Umrissen hervor. Gegenwärtig liegt das Werk zwar nicht vollendet, aber doch in solchem Umfange und in allen Teilen soweit gediehen vor, daß das, was ich anstrebte und was ich sagen wollte, wenn auch in abgerissener Form, klar genug daraus sich würde ersehen lassen. Auf eine dichterisch gefärbte Popularphilosophie darf man sich bei diesem Buche nicht gefaßt machen. Wie der „Homunkulus" zu einer poetischen Kritik der modernen Gesittung wurde, so dürfte

sich das Prosawerk ausgestalten zum Versuch einer Kritik der modernen Erkenntnis. Ist mir eine Lebensfrist von ein bis zwei Jahren noch gegönnt, so wird das Werk in durchgängiger Vollendung der Öffentlichkeit übergeben werden können.

Ich habe schon bei der Skizzierung meines Jugendlebens Erwähnung getan von einem gewissen, früh in mir lebendig gewordenen Drange nach „Universalität“, nach Allseitigkeit der geistigen Richtungen und Bestrebungen. Mein Trachten war nicht das verrufene „aus allem etwas“; es war kein sprunghaftes Naschen hier und dort an einzelnem; vielmehr war es mir immer um das Erfassen des Häuptsächlichen zu tun, des Allgemeinen, der Ganzheit. Das Fragmentarische, Lückenhafte, Willkürliche oder rein Zufällige des Schauens, Erkennens und Genießens im weiten Lebens- und Weltbereich war mir wider die Natur. Auch das bloße Gelüst, mein Gedächtnis mit dem Verschiedensten vollzustopfen, war niemals maßgebend für mich; davor bewahrte mich zunächst schon eine leidige Schwäche des Gedächtnisses. Ich rechnete darauf, daß in den Geist übergehen würde, was das Gedächtnis nicht behielt.

Von demselben Triebe dürften auch meine Sammlungen Zeugnis geben, die Art, wie ich da mit geringen Mitteln und in meist bescheidenem Maßstabe immer etwas Abgerundetes, Ganzes oder wenigstens die Ganzheit Vertretendes in guter Ordnung herzustellen bemüht war. So vereinigte ich im Laufe der Jahre eine Münzsammlung, fast nur aus Kupfer- und kleineren Silberstücken bestehend, aber einen wohlgeordneten Überblick über das in diesem Fache Bedeutsame und Charakteristische der Zeiten und Völker gewährend. Desgleichen eine Mineraliensammlung, nicht reich an teuren Prunkstücken und seltenen Arten, aber eine fast lückenlose Überschau des Kennenswertesten. Ferner eine große Photographiensammlung, Abbilder der Werke aller hervorragenden Meister sämtlicher Schulen: eine Sammlung, wie sie so leicht nicht wieder vereinigt getroffen werden dürfte. Einem ähnlichen Bedürfnis entsprechend, hatte sich im Laufe der Zeit die Klaviermusik der bedeutenderen Meister in meinem Musikalienschranke fast vollständig zusammengefunden. Ich gehörte nicht zu den Genügsamen,

welche an etlichen Sonaten von Beethoven, an einigen Stücken von Bach, Chopin, Schumann jahrelang knuspern; meine Neugier, alles, was die Besten geschrieben, bis auf die letzte Notenzeile kennen zu lernen — lieber unvollkommen, als gar nicht — war zu groß, meine Genußgier in künstlerischen Dingen überhaupt „neronisch“.

Von Büchern haben sich im Laufe meines Lebens nunmehr gegen 4000 Bände bei mir angehäuft — auch sie kein bunter Wust, sondern eine gewählte Gesellschaft von Vertretern aller Literaturen und Wissenszweige.

Und das alles wurde mit geringen Kosten, zum Teil sogar fabelhaft billig in Benützung günstiger Gelegenheiten erworben. Es mag dafür im ganzen nicht mehr in barem aufgegangen sein, als ein leidenschaftlicher Raucher während eines ebenso langen Lebens durch seine Nüstern hindurch in Rauch aufgehen läßt.

Ich habe hiermit einen Überblick gegeben über meine literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in der Grazer Epoche. Auf meine „intimeren“ menschlichen Schicksale und Erlebnisse während dieser Epoche einzugehen, unterlasse ich. Schweigen ist das Recht der Toten — und manchmal die Pflicht der Lebendigen. — Es sei mir indessen gestattet, der Personen, mit welchen ich während dieser Zeit in mehr oder weniger freundschaftlichen Beziehungen stand, dankbar zu gedenken.

Als diejenige Persönlichkeit, welche mir von allen, mit welchen meine Lebenspilgerschaft mich in nähere Berührung brachte, am längsten treu zur Seite stand, habe ich jene seit 1862 mir befreundete Frau zu bezeichnen, welche ich in früheren Abschnitten dieser Lebensschilderung dem Leser als Frau Minona vorgeführt. Seit 1879 war ihr durch die waltende Macht meines Hauses in günstiger Stunde der Besuch des letzteren gestattet worden, und von 1883 an erhielt die vieljährige freundliche Beziehung eine weitere Kräftigung dadurch, daß Frau Minona ein meiner Obsorge anvertrautes Kind in ihr Heim aufnahm, ein jetzt elfjähriges Mädchen, das im näheren und entfernteren Freundeskreise nun schon sattsam als mein Mündel Berta bekannt ist. Ich will hier nicht in dürrer Prosa wiederholen, was ich anderswo über den Trost gesagt und gesungen, den es gewährt, im Nieder-

gange des eigenen Daseins sich an dem Bilde eines frisch aufsprossenden Lebens zu erquicken. Heiter-freundliches Wesen, lebhaftes Temperament, scharfe Sinnesauffassung versprechen eine schöne Entwicklung des tüchtigen und blühenden Mägdleins. Und wie es selber bisher, in einem weichen Nest von Liebe und Fürsorge gebettet, nicht einen Augenblick Vater und Mutter vermißt hat, so hoffe ich, es werde auch seinerseits bis zuletzt mir ein bißchen Liebe erweisen — ein bißchen, sag' ich mit Bedacht:

> Denn allzuhart wär' mir der Weg
> Zur letzten Ruhestätte,
> Blieb' jemand hinter mir zurück,
> Der gar zu lieb mich hätte.

Von den übrigen Mitgliedern des älteren Grazer Freundeskreises gab dann und wann „Frau Fanny“ ein Zeichen der Erinnerung aus der Ferne. Mit dem Dichter der „Runen und Reime“, jetzt rühmlich bekannten Vorstand des Grazer Münz- und Antikenkabinetts, führten insbesondere numismatische Angelegenheiten mich noch manchmal zusammen. Zu Sacher-Masoch blieb mein Verhältnis immer ein gutes. Warme Freundschaft verknüpfte mich mit Friedrich Marx, dem von mir hochgeschätzten Dichter der „Olympias“. Nicht sehr häufig, aber immer in anregender, für mich wohltuender Weise verkehrte ich mit Anastasius Grün; desgleichen mit dem seither zum zwiefach jubilierten Dichtergreise gewordenen ehrwürdigen C. G. v. Leitner. Mit dem rührigen H. Penn und dem geistreichen Karl Pröll wirkte ich in den von ihnen gegründeten Grazer belletristischen Wochenschriften zusammen; F. Kürnbergers originelle Kraftnatur erschloß sich mir in persönlichem Umgang während seines Grazer Aufenthalts; K. E. Franzos verpflichtete in seiner Grazer Studienzeit mich durch Beweise warmer Ergebenheit. Auch Dr. Valentin Pogatschnigg und Dr. Emanuel Hermann gehörten zu den mir befreundeten strebsamen Geistern jener Epoche in Graz.

Und so kam ich auch weiterhin in freundliche Beziehungen zu Vertretern der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, älteren und jüngeren, wie sie nacheinander auf die Bildfläche des Grazer Lebens traten: mit P. K. Rosegger, mit dem Philo-

sophen Prof. A. Riehl, dem Geologen Prof. K. Peters, mit V. A. Svoboda, Oskar Teuber, Mels, M. Reymond; mit W. Fischer, einem jüngeren Poeten von feiner und eigentümlicher Begabung; mit K. E. Kleinert, der schon von Wien aus in idealer jugendlicher Begeisterung sich brieflich mir warm befreundete; nicht minder mit seiner jetzigen Gattin, der vortrefflichen Dichterin Sophie von Khuenberg; mit den begabten, aufstrebenden Talenten E. Wechsler und Thomas Schlegel, von welchen der erstere in musterhafter Treue auch aus der Ferne mir anhänglich und ergeben geblieben; neuestens mit den Dichtern Adolf Hagen (Harpff) und Aurelius Polzer.

Unter den eben aufgeführten Dichtern und Schriftstellern befindet sich einer, von welchem ich mehr zu sagen habe, dessen Namen, auch wenn ich ihn nicht ausdrücklich nenne, der Leser ohne Zweifel im ersten Augenblick errät. Es ist für einen Poeten an und für sich schon ein erhebender und erfrischender Gedanke, mit einem genialen Kunstgenossen zusammen in einer und derselben Stadt zu wohnen und zu wirken. Ich fühlte das immer, als wir in Graz das Glück hatten, Anastasius Grün noch den unsern nennen zu dürfen; ich fühle jetzt Ähnliches in dem Bewußtsein, in einer und derselben Stadt zu wohnen und zu wirken mit dem genannten Ungenannten. Daß nun überdies mit ebendiesem jüngeren Genossen seit vielen Jahren eine, nie auch nur einen Augenblick getrübte Freundschaft mich verknüpft, wird vielleicht niemanden allzusehr wundern, der uns beide kennt. Er, der ohne Widerspruch gefeierte Liebling des Publikums und der Kritik, verschmäht nicht, Hand in Hand zu gehen mit dem bestgescholtenen Poeten Österreichs, und wie er mir ohne Stolz, so stehe ich ihm ohne Neid gegenüber. Ihn hat der Geniusfunke, der den Dichter in ihm weckte, auch zu einem der taktvollsten und zartfühlendsten Menschen gemacht, die ich kenne, und mit einem solchen zu verkehren, tut mir wohl.

Erfreulich war es mir auch, das gegenwärtig zahlreiche Hervortreten junger künstlerischer Talente in unserer Murstadt zu verfolgen, und mit den hervorragendsten dieser Talente in anregende persönliche Berührung zu kommen. So mit den hochbegabten Tonkünstlern Richard Heuberger, Wilhelm Kienzl, Felix Weingartner, Richard Sahla; mit

dem Maler Glantschnigg, den Bildhauern Hackstock und Brandstetter.

Glantschnigg, der Kunst seither leider durch einen frühen Tod entrissen, malte 1873 mein Porträt. Hackstock lieferte 1877 eine gelungene Gipsbüste von mir, und mit einer ebensolchen fand mehrere Jahre später Hans Brandstetter verdienten Beifall. Mit Brandstetter entwickelte mein freundschaftlicher Verkehr sich zu einem regen und dauernden. Er hat außer der bekannten Büste noch zwei Werke gefertigt, welche zu mir in einer näheren Beziehung stehen. Wie Roseggers Waldlilie, so hat auch das arkadische Hirtenmädchen Kora in der „Aspasia“ ihn zu einer plastischen Schöpfung angeregt. Er hat seinen Entwurf mehrmals umgeformt, immer in höchst anmutender Weise; das endgültige Modell erfreut sich des regsten Beifalls aller Kenner. Im Auftrage von Wiener Freunden meiner Poesie schuf Brandstetter im Jahre 1888 ein in Bronze ausgeführtes, zum Geschenk für mich bestimmtes Bildwerk, das eine geflügelt sitzende, kranzwindende Muse vorstellt, eine Gestalt von klassisch gediegenen Formen und edelstem Ausdruck *).

Den mir Befreundeten aus künstlerischen Kreisen habe ich noch den Namen Gustav Starckes beizufügen, des bekannten trefflichen Bühnenkünstlers, dessen ich schon einmal gedachte. Von andern, nicht den eigentlichen literarischen und künstlerischen Kreisen angehörenden Persönlichkeiten, die sich mir seit vielen Jahren immer freundlich erwiesen, nenne

---

*) Dies mir zu meinem Geburtstage 1888 überreichte Wiener Geschenk war von einer Widmungsrolle begleitet, welche die Namen der 118 Spender und Spenderinnen enthielt; darunter die von Elimar, Herzog von Oldenburg, Natalie, Herzogin von Oldenburg, Bauernfeld, Hofrat Prof. Meynert, Baronin Ebner-Eschenbach, Betti Paoli, Ada Christen, Christine Hebbel, Gräfin Therese Kinsky-Wrbna, Sophie Baronin Todesco, Anzengruber, Dombaumeister Schmidt, Graf Lamezan, Hofrat Prof. Miklosich, Hofrat Prof. R. Zimmermann, Graf Hausenstamm, Hofrat Weilen, L. A. Frankl, Gräfin Prokesch-Goßmann, Prof. Zumbusch, Prof. Kundmann, Gräfin Elise Salm-Lichtenstein. Ich greife diese Namen heraus, um bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß die Widmung von Personen sehr verschiedener Stellung und Parteirichtung ausgegangen ist.

ich die rühmlich bekannten Grazer Rechtsanwälte Dr. Julius Kosjek und Dr. J. B. Holzinger und den stadträtlichen Amtsdirektor Dr. Feill.

Das Vergnügen mancher interessanten, wenn auch flüchtigen Begegnung ist mir durch auswärtige Dichter, Schriftsteller, Künstler usw., die ihr Weg in die gern besuchte Murstadt führte, zuteil geworden.

Was die Personen betrifft, mit welchen ich längere oder kürzere Zeit in einem lebhafteren brieflichen Verkehr stand, so mache ich für diese Grazer Epoche aus der Erinnerung namhaft: Karl Egon Ebert in Prag, Frau Genoveva Miller v. Milborn in Wien, Frau Anna Schimpff in Triest, Frl. Lina Vagt in Wismar, Eduard Grisebach in Göttingen (als Dichter des „Neuen Tannhäuser" bekannt geworden), Maler George-Mayer in Wien, Fercher von Steinwand, jetzt in Wien, dem Dichter der „Gräfin Seelenbrand", des „Dankmar", der „Deutschen Klänge", Schöpfungen, über deren zum Teil männlich-spröder Form man die Urkraft eines tiefen und edlen Dichtergeistes übersah. Ferner mit K. van Bruyck in Wien, einem Komponisten, dessen Lebensschicksal so eigentümlich ist wie sein Talent und das Ringen einer Künstlerseele mit inneren und äußeren Dämonen in bedeutsamster Weise veranschaulicht; mit Frl. Elise Prusse in Bury St. Edmonds (England), mit Eduard v. Hartmann in Berlin, mit Oskar Linke in Berlin, einem der ältesten und treuesten meiner Freunde; mit Frau Ottilie Ehlen in Prag, mit Levin Schücking und Franz Giese in Münster, dem Verfasser des köstlichen Münsterschen Dialektromans „Frans Essink"; mit Ernst Wechsler in Berlin, Fritz Lemmermayer und Alfred Stroß in Wien, einem jungen Komponisten, welcher die Klaviermusik mit Stücken von fesselnder Schönheit und Originalität bereicherte.

Unter den mit diesen und anderen Personen gewechselten Briefen sind die an Frau Ottilie Ehlen in Prag gerichteten fast die einzigen, welche sich eingehender mit mir selbst befassen und Aufschluß geben über Einzelheiten, Wendungen und Wandlungen meines äußeren und inneren Lebens.

Diese Listen meines persönlichen und brieflichen Verkehrs, sie geben nun freilich keinen Begriff von den un-

zähligen wechselnden Berührungen mit der Welt im großen und ganzen, in welche ein Poet, dessen Name einigermaßen über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen, sich unablässig verflochten sieht. Darf ich nach dem Maße schließen, in welchem dies bei mir der Fall war und ist, so kann ich auf meine Laufbahn mit dem Bewußtsein zurückblicken, im weitesten Kreise manches Herz entflammt, manche Seele begeistert zu haben. Die Poesie unserer Zeit trägt im allgemeinen, obgleich sehr viel in ihr von des Bacchus Gabe und vom fröhlichen Zechen die Rede, doch einen etwas nüchternen Charakter; sie hat viel Ergötzliches, aber wenig in höherem Sinne Begeisterndes geliefert. Die Wirkung des Idealismus in meiner Poesie — nicht eines schablonenhaften, sondern blutwarmen, mit dem realen Leben sich durchdringenden Idealismus — war vielleicht eben deshalb, und nicht bloß in Jugend- und Frauenkreisen, eine tiefer greifende.

Auch von einem andern Elemente in meiner Poesie ist viel die Rede gewesen, dem sogenannten „sinnlichen“. Man ging so weit, den „ganzen Hamerling“ moralisch in Acht und Bann zu tun, weil in dem einzigen „Ahasver“ und zum Teil im „König von Sion“ der Stoff einige Schilderungen der Entartung gebieterisch erheischt hatte. Aber steckt darin in der Tat der „ganze Hamerling“? Ist meine ganze Lyrik, ist „Sinnen und Minnen“, die „Blätter im Winde“, „Venus im Exil“, das „Schwanenlied der Romantik“, der „Germanenzug“, „Aspasia“, „Amor und Psyche“, „Danton und Robespierre“, „Teut“, „Lord Luzifer“ — ist das alles von einem andern Hauche durchweht, als von dem eines sittlichen, idealen Empfindens?

Aber ich schildere zu glühend, sagt man, und den „Ahasver in Rom“ wenigstens dürfen junge Mädchen nicht lesen. Mag sein; aber lüsterne junge Mädchen unserer Tage verlangen sich's gar nicht mehr, pathetische Gedichte, wie den „Ahasver in Rom“ zu lesen. Sie haben eine weit mundgerechtere Kost an vielen der neuesten deutschen Romane und Novellen, die man ihnen unbedenklich zu lesen gibt. In diesen finden sich zwar keine Schilderungen großartiger Bacchanale auf dem Hintergrunde sittlich-ernster epischer Tragik, aber um so saftiger ausgemalte Mysterien verliebter Stelldicheins in Dachstuben und Boudoirs, wobei die Leidenschaft

zwar des poetisch-verführerischen Aufputzes entbehrt, aber die „tierisch-rohen Zuckungen" derselben mit großer Treue wiedergegeben werden, und wo der „ethische Gehalt" in dem Nachweis liegt, daß der Mensch ein Geschöpf, welches gar nicht anders kann, als willenlos sich der Gewalt seiner Triebe hingeben, wenn er nicht elendiglich zugrunde gehen will. — Meine Schilderungen, sagt man, erhitzen das Blut. Aber auch der Wein, auch der Tanz erhitzt das Blut; verpönt man sie deshalb? Man eifert gegen das, was das Blut erhitzt, und duldet, was es vergiftet.

Ich kann diese Bemerkungen über mein Verhältnis zur Öffentlichkeit nicht schließen, ohne auch mein Verhältnis zu den Parteien des Tages, den literarischen sowohl als den politischen, mit einigen Worten zu berühren. Ich weiß nicht, wie angesichts der Mehrzahl dessen, was ich schrieb, bei vielen die Meinung Platz greifen konnte, daß ich, hinter dem Ofen sitzend, mit rückwärts gewandtem Gesichte romantischen Grillen nachhing. Fühlte ich doch selbst von dem abgeschlossenen Winkel aus, in welchen leibliche Zustände zuletzt mich bannten, die Welt und ihr Treiben immer lebendig genug auf mich wirkend. Die Fortschritte und Richtungen des Geistes der Gegenwart dürfte kaum einer mit lebhafterem Interesse verfolgt und gewürdigt haben als eben ich. Auf dem Gebiete der neuesten Weltliteratur blieb nichts irgendwie Bedeutendes mir fremd, und was von wirklicher Berechtigung dem sogenannten „Realismus" innewohnt, entging keinem weniger als mir. Aber eben weil ich vertraut bin mit allem besten dieser Richtung, kann mir das Unzulängliche nicht genügen, wo es mit gleichem Anspruch auf Beachtung hervortritt. Nicht weil ich die Zeit in dieser Beziehung nicht verstehe, sondern weil ich sie verstehe und eine gute Meinung vom „Realismus" habe, bedaure ich, daß letzterer in Deutschland noch nicht seine rechte Form gefunden hat, daß vielfach Gekünsteltes, Verschrobenes, Unnatürliches und Krankhaftes bei uns unter dieser Flagge fährt. Man gehe in der Darstellung des Natürlichen und Wahren soweit wie Zola, wenn man will; aber es sei auch wirklich ein Natürliches und Lebenswahres, wie es in der Tat bei Zola immer ist. Unerquicklich schwanken viele unserer neuesten strebenden Geister zwischen den Schatten von Idealen, die sie nicht mehr be-

sitzen, und den Schemen eines Realismus, dessen sie noch nicht mächtig, hin und her.

Mir selbst wird man wohl zugestehen können, daß ich als Dichter nicht ohne Erfolg idealem Gehalt realistische Form gegeben, andererseits realistischen Inhalt in ideale Form gekleidet habe.

Meiner Meinung über das Verhältnis, in welchem ein Dichter naturgemäß zu dem politischen und nationalen Parteileben seiner Zeit steht, will ich bei dieser Gelegenheit unverhohlenen Ausdruck geben. Nichts hindert den Dichter, einer Parteirichtung sich anzuschließen und für dieselbe zu kämpfen. Aber seine Sendung ist damit nicht abgetan; ihm bleibt noch eine andere, höhere zu erfüllen. Es muß — ich habe das schon öfter gesagt und kann es nicht oft genug wiederholen — es muß auch jemanden geben, der in den Kämpfen des Zeitlichen das Ewige vertritt; etwa wie man Feldprediger bestellt, welche im Kriege für das Seelenheil der Kämpfenden sorgen. Es muß jemanden geben, der von Zeit zu Zeit sich zwischen die Parteien stellt und ihnen zuruft: „Es ist unwahr, daß im Parteileben mit allen Mitteln gekämpft werden darf und muß — es ist unwahr, daß im Parteileben Moral und Gerechtigkeit in die Schanze geschlagen werden dürfen und müssen — es ist unwahr, daß im Parteileben der Wahrheit nicht die Ehre gegeben werden darf, daß gelogen und verleumdet werden muß.“ Und wenn die vermeintlich Klugen achselzuckend sagen, in so schweren und kritischen Zeiten könne man es mit der Wahrheit so genau nicht nehmen, so muß ebenderselbe des alten Shakespeares schlagenden Ausspruch in Erinnerung bringen: „Keine Zeit ist so schlimm, daß ein Mann in ihr nicht wahr sein sollte!“ There is no time so miserable, but a man may be true!

„Dergleichen zeugt von idealer Gesinnung,“ sagen die Parteimänner, „ist aber durchaus unpraktisch!“ Darauf entgegne ich immer und immer wieder: „Nein! die Unpraktischen sind nicht wir, sondern diejenigen, welche glauben, daß man das ‚stabile‘ Gleichgewicht der ewigen Ideen völlig aufgeben und mit wirklichem, dauerndem Erfolg sich dem ‚labilen‘ Gleichgewicht der Tagestendenz ausschließlich anvertrauen kann!“

Diesen Kurzsichtigen gegenüber wird der Weitblick des Dichters und Denkers immer recht behalten. Ich erinnere mich, z. B. als achtzehnjähriger „Legionär" im Jahre 1848 bei Einführung der Konstitution sofort sonnenklar vorausgesehen und begriffen zu haben, wer in einem österreichischen Parlament früher oder später die Majorität haben würde. Und so erinnere ich mich, in der Regel das, was geschehen mußte, lange vorausgewußt, namentlich auch stets einen klaren Blick gehabt zu haben für das „hippokratische Gesicht" der Parteien, in deren Tun und Lassen sich das alte Wort bewährte: „Quem perdere vult deus, dementat."

Es ist eine seltsame Täuschung der Menschen, welche sich zur Anstrebung gemeinsamer Ziele vereinigen, daß sie glauben, einer, der nicht Mann an Mann in ihren Reihen marschiert, könne nur *hinter* ihnen sein, und keine Ahnung davon haben, daß er ihnen auch *voraus* sein könnte. Wer zur Reife und Klarheit durchgedrungen, von dem verlangt man, daß er sich zurückversetze auf den Standpunkt der Unreifen und Unklaren. Mit den Errungenschaften der Einsicht und der Erfahrung, der großen Lehren, die er aus der Geschichte und dem Leben seiner Zeit geschöpft, soll er den Neulingen sich anschließen, die für unerhört neu halten, was *ihnen* neu, und worüber er längst im reinen. „Er versteht die Zeit nicht!" heißt es dann. Nun, es kann ja sein, daß einmal ein Dichter seine Zeit nicht mehr versteht; es kann aber auch geschehen, daß eine Zeit den *Dichter* nicht mehr versteht.

Das hier Gesagte wird mißdeutet werden und vielen Anstoß geben. Hätte ich aber Gelegenheit, das, was ich meine, völlig klar zu machen, so würden alle damit einverstanden sein. Es könnte jeder guten Sache nur nützen, niemals schaden. Man würde mit mir zufrieden sein, wäre es mir vergönnt gewesen, meine Überzeugungen in einer persönlichen Teilnahme am öffentlichen Leben zu betätigen. Aber durch einen leidigen Umstand wurde nicht bloß in dieser, sondern auch in mancher andern Hinsicht meinem Streben und meinem Tätigkeitsdrange ein gewaltiger Dämpfer aufgesetzt: durch den vieljährigen, immer ungünstiger sich gestaltenden Zustand meiner Gesundheit.

Es hat etwas Peinliches, über eine so ganz persönliche

Sache, wie das leibliche Befinden ist, öffentlich Auskunft geben zu sollen. Glücklich, wer über Einzelheiten leiblichen Elends nicht bloß in weiterem, sondern auch im engeren und engsten Kreise schweigen darf! Aber wer irgendwie der Öffentlichkeit angehört, der wird auch mit dieser Seite seiner Existenz unerbittlich ins volle Tageslicht gerückt und hängt am Marterholz seines Leides auf offener Straße wie der Gekreuzigte. Er muß Rede stehen, er muß sich rechtfertigen, warum er den unzähligen an ihn gerichteten Ansprüchen nicht zu genügen imstande ist, und er muß auch in betreff seiner leiblichen Zustände leichtfertigem Gerede mit der einfachen Darstellung der Tatsachen begegnen.

Ich habe vom Beginn und vom Verlaufe meines chronischen Übels in der Schilderung meines Triester Aufenthalts erzählt. In Graz blieb einige Jahre der Zustand ziemlich unverändert; von 1870—1880 aber trat, wenn auch keine wirkliche Pause, doch ein gewisser Nachlaß der Beschwerden ein. Ich war krank, ja, aber ich war es erst so, wie viele andere Leute. In welchem beneidenswerten Lichte erscheint mir jetzt diese entzückende Art des Krankseins, bei welcher man noch spazieren gehen, Ausflüge und Reisen machen, an Wirtstafeln essen, Gesellschaften, Theater, vielleicht sogar einen Ball besuchen und gelegentlich Champagner trinken kann!

Mit den achtziger Jahren trat das Unterleibsleiden wieder bedeutend stärker hervor. Als Hauptsymptome desselben begannen seither Schmerzen unterhalb der Herzgrube und ein beständiger Reizzustand der Eingeweide sich dauernd festzusetzen. Dazu das unselige Erbe aus meiner frühesten Jugendzeit, die rheumatische Anlage, welche ein Jahr lang auch unter der Maske eines Nierenleidens ihr Wesen trieb. Man denke nicht an Verzärtelung; wer der Triester Bora zehn Winter lang trotzen mußte und wirklich trotzte, und auch später viele Jahre lang durch keinen Regen, kein Schneegestöber, keinen Sturm sich von seinen täglichen gewohnten Gängen abhalten ließ, der darf wohl den Verdacht zurückweisen, daß er die Gelegenheiten, sich abzuhärten, versäumt hat. Gehirndruck, Schwindel, unsicherer Gang, Frost- und Schwächeanfälle, zeitweilig neben jenen Beschwerden auftretend — eine harte Drüsengeschwulst unter dem rechten

Kiefer sich bildend, nachdem früher zwei Balggeschwülste zur Vereiterung gekommen — das Sprechen meist ungemein erschwert, da es — ohne Zweifel durch Vermittlung des Zwerchfelles — die Schmerzen der oberen Unterleibsgegend heftig aufregt und vermehrt — seit mehr als einem Jahre sowohl der Schmerz als der Reizzustand der Eingeweide zu unglaublicher, niemals mehr eine Pause gönnender Hartnäckigkeit entwickelt — auf dem Krankenlager nur die Rückenlage erträglich, was das Schreiben, bei welchem dieselbe mit der Seitenlage vertauscht werden muß, sehr beschwerlich macht — von welcher Art kann das Allgemeinbefinden sein, das diesen Umständen entspricht? Sollte in solcher Lage der Leidende sich nicht darein finden müssen, daß sein Dasein tagelang auf ein dumpfes Vegetieren beschränkt ist, sein Bewußtsein manches Mal auf das einer Molluske herabsinkt und auf die besseren Momente, in welchen Lesen, Schreiben möglich, gelauert, jeder als kostbares, flüchtiges Göttergeschenk mit Eifer ausgenützt werden muß? Ach, man hat da immer das Gefühl, daß, wenn einem nur ein voller Tag in Behagen und ungeschwächter Kraft gegönnt wäre, man an einem solchen Ungeheures leisten, die Welt aus den Angeln heben könnte! — Längst erscheine ich mir wie einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pakt geschlossen: es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Not — in allem übrigen sollte ich tot und begraben, das Leben und die Welt für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist, und die nur mehr klingen kann.

Welch ein Gefühl, selbst umgeben von sommerlich prangender Waldnatur, den Hauch des Lebens mit Wonne in sich zu schlürfen verlangend, ein Opfer zu sein der jämmerlichsten Beschwerden, die nicht einen Augenblick ein reines Behagen aufkommen lassen. Kein Gang im Freien mehr ohne die heftigsten Schmerzanfälle möglich!

Dabei überhäuft mit Korrespondenzen — behelligt mit unzähligen Ansprüchen und Anliegen, die in den meisten Fällen doch wenigstens eine Antwort erheischen, eine moti=

vierte höfliche Ablehnung! Nicht alle sind so leicht zu befriedigen, wie die harmlosen Autographenbettler!

Eine solche Existenz ist zuletzt nur erträglich, wenn man leben muß, nicht sterben darf. Will doch, nachdem unter diesen Umständen „Homunkulus“ vollendet worden, auch das bewußte Prosawerk zur Vollendung gedeihen!

Von der Heftigkeit meines Übels, von meinem unablässigen Kampfe mit demselben, wußte man in Näh' und Ferne wenig oder nichts. Nicht daß ich darüber geschwiegen hätte; aber wenn man zu jemandem von „beständigen Beschwerden“ spricht, so nimmt er dies „beständig“ für eine Redensart, welche er zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus gehen läßt. Es fällt ihm nicht im Traume ein, sich die Tragweite und Bedeutung dieses Wortes einmal ernstlich vorzustellen. Die den Kranken besuchen, ahnen nicht, wenn er mit ihnen spricht, vielleicht sogar zu lebhaftem Sprechen sich hinreißen läßt, was ihn diese Lebhaftigkeit kostet; die, welche Briefe von ihm erhalten, lesen zwischen den Zeilen die Mühe nicht heraus, die das Schreiben ihm gemacht; die ihn vielleicht gar einmal im Freien treffen und ihn zu seiner „Wiedergenesung“ beglückwünschen, ahnen nicht, wie ihm bei dieser „Wiedergenesung“ soeben zumute ist . . .

Die ärztliche Untersuchung hat bisher kein sicheres Ergebnis über die Natur des Übels geliefert. Bekanntlich ist die Erkenntnis chronischer Unterleibskrankheiten selbst dann oft eine schwierige, wenn sichtbare und greifbare Symptome vorhanden sind; um so schwankender muß sie sein, wo solche fehlen. Eine vernünftige, für alle Fälle passende Lebensweise bleibt hier das einzig Tunliche und Zweckmäßige; vielmehr läßt sich ja bei solchen Leiden auch dann nicht tun, wenn man ihr Wesen ergründet zu haben glaubt und einen Namen dafür gefunden hat. Sowohl in gegenwärtiger als in früheren Epochen meiner Krankheit fehlte es mir nicht an Gelegenheit, ärztlichen Rat zu vernehmen, Heil- und Linderungsmittel zu erproben. Ich selbst, einstiger Hörer der Medizin an der Wiener Universität, also nicht unwissend in medizinischen Dingen, kenne den Heilmittelschatz der ärztlichen Wissenschaft so gut wie die Grenzen ihrer Kunst. Immer waren die Ärzte bald mit mir einig, daß Arzneien mir nicht zuträglich, wie ja schon im Jahre 1862 ein Triester Arzt mich einem

Homöopathen übergab, weil er sich überzeugt zu haben glaubte, daß Arzneien meiner Natur widerstrebten. Auch erwiesen Heilmittel, welche durch ein Symptom meines Leidens geboten schienen, sich oft mit Rücksicht auf irgendein anderes Symptom als unzulässig. Für kalte und warme Wasserkünste erschien ich ebenfalls als kein geeignetes Versuchsobjekt. Von allen Mitteln bewährten für meine Beschwerden immer nur Wärme und Ruhe ihre lindernde Wirkung.

Mit den Ärzten also verständigte ich, wie gesagt, mich immer leicht. Aber die Laien — ach, die Laien, das sind die unversöhnlichen Quälgeister des chronisch Kranken!

Aber sie meinen es gut — und das eben ist das Peinliche an der Sache! Über Lieblosigkeit, vielleicht der nächsten Umgebung, wie sie manchmal vorkommt, kann der Kranke sich hinwegsetzen, kann im Laufe der Zeit sich schweigend darein zu finden gelernt haben. Aber was soll man anfangen mit Menschen, die es gut meinen, die dem Unterleibskranken, dessen ganzes Eingeweide sich schon gegen die bloße Vorstellung von Obstgenuß wild empört, und für den das Verzehren einer einzigen Pflaume einem Selbstmordversuch gleichkommt, dringend empfehlen, doch ja eine Zeitlang „bloß von Milch und Obst zu leben?" — Dergleichen mit Geduld anzuhören, genügt nicht. Der Ratgeber will, daß ihm gehorcht werde, und geschieht es nicht, so erklärt er vor Gott und der Welt, dieser Kranke verdiene sein Schicksal.

Zum mitleidlosen Wütrich aber wird der Ratgeber, wenn er an der Krankheit des Kranken zweifelt. Unter einem kranken Dichter stellen sich die Leute einen Menschen vor, in dessen Heim man auf der Treppe dem Arzt begegnet, im Vorgemach eine Wärterin mit dem Erwärmen von Kleiensäckchen, dem Streichen von Senfpflastern u. dgl. beschäftigt findet, während der Kranke selbst, auf dem Schmerzenslager ausgestreckt, von Arzneifläschchen und Salbentöpfen umgeben liegt, ein zärtliches „Mütterlein" zur Seite, das Tag und Nacht mit wackelndem Kopf und zitternden Händen in ängstlicher Sorge bei dem geliebten Sohne wacht. Betritt nun der Besucher eine Dichterkrankenstube, in welcher von all dem nichts zu sehen ist, so gilt es ihm auch sofort für ausgemacht, daß hier von ernstlicher Krankheit keine Rede sein kann.

Warum man den überzeugungskräftigen Apparat der gebräuchlichen Linderungsmittel in der Regel bei mir nicht fand? Ei, man kann z. B. gewärmte Tücher stunden-, tage-, wochenlang auf schmerzende Teile legen, man kann es aber nicht monate- und jahrelang!

Seine Tage hinbringen auf dem Krankenbette — in der einzig erträglichen Rückenlage — lechzend nach einem Augenblick der Erholung — nach einem Atemzug unter Gottes freiem, sonnigem Himmel — nach einem Tropfen aus dem Labebecher des Lebens — man sollte meinen, daß dieser Zustand ein peinvoller sei und nicht leicht überboten werden könne. Und doch kann er überboten, kann er gesteigert werden. Und wie? Dadurch, daß ein harmloser Besucher sich vor den Kranken hinstellt und ihm auseinandersetzt, er täte doch eigentlich viel besser, spazieren zu gehen, statt das Bett zu hüten, Ausflüge zu unternehmen, womöglich ins Hochgebirg — im Winter namentlich sei die Luft im Hochgebirge sehr gesund und erfrischend — und eben jetzt sei der Himmel draußen voller Sonnenschein . . . Dem armen Kranken wird dabei zumut, wie einem ans Kreuz Genagelten, oder aufs Rad Geflochtenen, oder an einen Fels Geschmiedeten, oder an einen Galgen Gehängten, zu dem einer sagte: „Wertester! ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Körperhaltung, die Sie da einnehmen, eine der Gesundheit keineswegs zuträgliche ist, und daß Sie unrecht tun, dieselbe so hartnäckig beizubehalten!“

Sich das, was man als das drückendste Ungemach empfindet, als schweren Schicksalsfluch beklagt, schließlich auch noch zum *Vorwurf* gemacht zu sehen, als wäre es eine Sache der freien Wahl — bei Gott, das geht fast über die Grenze des Erträglichen hinaus!

Aber der wohlmeinende Ratgeber läßt von seiner Überzeugung nicht: Der Kranke könnte schon, wenn er nur ernstlich wollte! Das betrachtet er nicht bloß als *möglich* — was ja zuzugeben wäre —, sondern es steht bei ihm unumstößlich fest. Gesetzt nun aber — möglich ist ja auch wohl das — der arme Kranke könnte *wirklich* nicht, wie soll er es anfangen, den Zweifler zu überzeugen?

Ist er nun gar lebhaften, beweglichen Temperaments, so wird er im Laufe einer vieljährigen chronischen Krankheit

jeden kurzen Moment der Erleichterung benutzen, sich seinem Krankenlager zu entreißen und einen Schritt ins Freie zu tun. Wird einer, der sein Leben lang nichts weniger als ein Stubensitzer gewesen, durch seine Beschwerden sich auch nur eine Stunde länger in seine vier Wände bannen lassen, als es unumgänglich nötig ist? So kann es sich aber fügen, daß er, von Schmerzen gequält, im Bette getroffen, denselben Tag, nach überstandenem heftigem Anfall, noch im Freien gesehen wird. „Seltsame Krankheit!“ sagen hernach die Leute; wie kann man vormittags krank gewesen sein, wenn man nachmittags spazieren geht?“

Seit 30 Jahren überhaupt leidend, war ich auch in früherer Zeit, als es mir noch lange nicht so schlimm erging wie jetzt, so manches Mal, namentlich durch rheumatische und gastrische Anfälle, das Bett zu hüten genötigt. Aber ich gehörte zu den Lebhaften, Beweglichen — auch war ich jünger und die Widerstandskraft meiner Natur größer als heute: um so leichter konnte es da geschehen, daß ich oberflächlichen Beobachtern Anstoß gab durch brüsken, scheinbar willkürlichen Wechsel im Verlassen des Krankenlagers und Wiederaufsuchen desselben. Ich mußte mir das Wiederaufsuchen zum Vorwurfe machen lassen, wo ich mir eher durch das Verlassen gesündigt zu haben bewußt war.

Bis zur entschiedenen Verschlimmerung meines Zustandes in den achtziger Jahren betrug die Zeit meiner täglichen Gänge, ineinander gerechnet, ein bis zwei Stunden im Winter; im Sommer wurde der ganze Vormittag und der größte Teil des Nachmittags auf Waldspaziergängen hingebracht. Bei solcher Gewöhnung ist es begreiflich, wenn ich später, immer häufiger und länger zum Aufenthalt im Bette gezwungen, es wenigstens auf Augenblicke verließ, so oft als möglich. In den Augen mancher erschien ich deshalb als ein Sonderling.

Sollte der Wohldenkende, Unbefangene, wenn er über das Tun und Lassen eines Kranken urteilt, sich nicht doch erst fragen, ob er es zu tun hat mit einem Menschen, der sich in wunderlichen Streichen und Lebensweisen gefällt, oder mit einem besonnenen, vernünftigen Manne, der, wie in allen Lebenslagen, so auch als Kranker, das Tunliche und Zweckmäßige so gut, vielleicht noch besser als der Nächstbeste herauszufinden und zu ergreifen imstande ist?

Ich bin etwas weitläufig geworden über das Thema meines vieljährigen Krankseins: ist diese Krankheit doch die wichtigste und folgenschwerste Wendung meines Lebens und Schicksals. Von Krankenpflege nur das unumgänglich Nötige in Anspruch nehmend, und längst davon abgekommen, die Personen meiner unmittelbaren Umgebung mit Schilderungen meines Befindens zu quälen, bin ich allein über meine Krankheit und mein Verhalten als Kranker wahrheitsgetreu Aufklärung zu geben imstande, und das habe ich hiermit getan.

Die unfreiwillige Zurückgezogenheit, zu welcher mein Gesundheitszustand mich leider verurteilte, hatte für mich auch noch eine Folge von eigentümlicher Art. Da der Kreis, in welchem ich mich bewegte, ein immer engerer und zuletzt der denkbar engste werden mußte, so waltete außerhalb desselben in Beziehung auf meine Person, meine Lebensweise, meine Verhältnisse um so zwangloser die mythenbildende Freiheit der Phantasie. Personen, die ich nie gesehen, wollten mit mir umgegangen sein. Einigen Nachrichten zufolge war ich eine Art Diogenes im Fasse, nach andern ein Epikureer, der z. B. nur ausgesuchte Zirkassierinnen zu Mägden hatte. Eine Dame aus Graz wurde in einer norddeutschen Stadt nicht etwa scherzweise, sondern in vollem Ernste gefragt, ob es wahr, daß ich auf meinem Landsitze mit allen Hausgenossen in altgriechischem Kostüm umhergehe. Gedruckt las man nicht selten gemüt- und phantasiereiche Schilderungen meines häuslichen Lebens. Friedliche Idyllen wurden hingemalt, wo der Ernst des Lebens in seiner Strenge waltete. Sprach doch jemand in aller Unschuld sogar — er hatte es vom Hörensagen — öffentlich das große Wort gelassen aus: „H.s einzige Liebe war und blieb — seine Mutter!" — Man sieht, die „mythenbildende Phantasie" trägt kein Bedenken, ihr Opfer heute zum Don Juan und morgen zum Eunuchen zu stempeln!

Mein Widerwille gegen das Unwahre, gegen Ungenauigkeit, Schönfärberei und Phrasentum in der biographischen Literatur war es ja auch hauptsächlich, der den Entschluß in mir reifen ließ, diese kurze Schilderung meines eigenen Lebens in Angriff zu nehmen. Erst kürzlich erzählte jemand in einem mich betreffenden Feuilletonartikel merkwürdige, aus

der Überlieferung geschöpfte Dinge, wie ich, als Knabe heranwachsend, im Schlosse zu Kirchberg am Walde mich unter den damaligen königlichen Insassen desselben umhertrieb, während meine Eltern Kirchberg schon verließen, als ich kaum das erste Lebensjahr überschritten hatte. Würde man solche romantische Ausschmückungen meiner Knabenzeit nicht auf mich selber zurückzuführen geneigt sein, wenn ich es versäumte, die nackte, simple Wahrheit an deren Stelle zu setzen?

Freilich ist mir während der Ausführung dieses Unternehmens auch das Bedenkliche derselben klar geworden.

Den Glorienschein, welcher einem in der Öffentlichkeit Wirkenden gestattet, von sich selbst zu reden, sich selbst zum Gegenstande einer gedruckten Lebensbeschreibung zu machen, kann ihm nur die Ferne verleihen. Sein äußeres, inneres und innerstes menschliches Leben, wenn auch letzteres nur andeutungsweise, bloßzulegen, macht auf die Umgebung desjenigen, der es tut, ungefähr den Eindruck, wie wenn jemand angesichts der Nachbarsleute unbekleidet über die Straße ginge. Aber was die nähere Umgebung wie eine Bloßstellung berührt, über welche sie die Nase rümpft, das nimmt der Fernstehende dankbar auf und betrachtet es als eine gegen ihn geübte Pflicht. „Ich will," sagt er, „einen Blick tun in dein Inneres, in dein Wesen und Schicksal, und nicht abgespeist werden mit bloßen Äußerlichkeiten!"

In diesem Sinn habe auch ich diese Aufzeichnungen für persönlich Fernstehende gemacht, und für diejenigen, die sich etwa nach meinem Hinscheiden noch um mich, meine Werke und meine persönlichen Schicksale kümmern mögen.

Alles was auf mein Leben und Schicksal entscheidend einwirkte, findet in dieser gedrängten Skizze sich wenigstens angedeutet. Die Grundtatsache, die freilich erst in einer ausführlichen Darstellung meiner Erlebnisse ins volle Licht treten würde, läßt sich ihrer allgemeinen Bedeutung nach in die Worte fassen: Ich habe als Mensch in allen Epochen meines Lebens mit vergeblichen Kämpfen, mit dem Einsatze meiner ganzen Persönlichkeit und alles dessen, was ich zu bieten hatte, mich abgemüht, nur einen bescheidenen Teil der Ruhe und des Behagens, welches der Mensch als solcher erstrebt, mir zu erringen und zu sichern — in Kämpfen von

meist so kleinlicher Natur, daß sie vielleicht schon an sich nicht zum Gegenstande einer Schilderung in dieser Lebensskizze gemacht zu werden verdienten. Gibt es einen Trost für solches Lebenslos, so kann er nur in dem Bewußtsein liegen, dasselbe nicht verdient zu haben, keine abnorme, keine Sonderlingsnatur gewesen zu sein, die sich selbst ihr Glück verdarb, niemanden je lieblos gekränkt und in jeder Lage treu und ehrlich seine Pflicht gegen jedermann getan zu haben. Wenn auch gegen die Lüge wehrlos, braucht man in solchem Falle wenigstens die Wahrheit nicht zu scheuen, die doch meist — so Gott will — zuletzt den Sieg und das letzte Wort behält.

Verhängnisvoll war mir in früheren Jahren ein gewisses Festkleben an Gewöhnungen, des Verkehrs z. B., selbst dort, wo ich nichts wahrhaft Erwünschtes zu bieten, und selbst auch nichts von dem, was ich suchte und brauchte, für die Dauer zu hoffen hatte.

Geistige Naturen, wie Poeten, setzen ihren Stolz oft mehr in die literarischen Erfolge, als in die rein menschlichen, und entbehren in letzterer Beziehung aller persönlichen „Eitelkeit". Dieser gänzliche Mangel an Eitelkeit hat den Vorteil, daß eine nicht vorhandene Eitelkeit auch nie verletzt werden kann; aber den Nachteil, daß sie leicht zu unmännlicher Selbstdemütigung verführt. Und Bescheidenheit der Ansprüche scheint zwar das einzige Mittel, sich vor schmerzlichen Enttäuschungen zu bewahren; aber man bezahlt in bescheidenen Herbergen die schlechteste Behandlung oft mit der teuersten Zeche.

Manche Bitternis bereitete mir im Leben eine Eigenheit meiner Natur, die darin bestand, daß ich immer als Charakter unbescholten dastehen wollte, daher meinte, mich jeder einzelnen Person gegenüber gegen jeden ungerechten Vorwurf, jede Unwahrheit, jede Verleumdung, die den Menschen in mir traf, verteidigen zu müssen, und unglücklich war, wenn man sich dagegen verstockte und verschloß. Durch eine solche Ängstlichkeit macht man sich oft zum Spielball der Lieblosigkeit und der Bosheit, welche ihren Spaß daran hat, daß eine edlere Natur ihnen so große Gewalt über ihr Gemüt einräumt.

Einer der Gründe, die mich nicht mit Befriedigung auf

mein Leben zurückblicken lassen, liegt auch darin, daß ein ganz bestimmt in mir waltender Drang, eine entschieden in mir vorhandene Richtung meines Wesens niemals zum Ausdruck und zur Geltung kam. Vielleicht überrascht es den Leser, der nur den Dichter in mir kennt, einigermaßen, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern darüber ausspreche, daß ich nicht Gelegenheit gefunden, durch eine „praktische" Tätigkeit in größerem Maßstabe mich der menschlichen Gesellschaft nützlich zu erweisen. Freiheit von allen Vorurteilen, Einseitigkeiten und Beschränktheiten, allseitig offener Sinn, unparteiisch erwägendes Urteil, Umsicht, Genauigkeit und Pünktlichkeit, eine gewisse Leichtigkeit, mit aller Welt im persönlichen Verkehr mich zu verständigen: diese Eigenschaften hätten vielleicht in einem weiten, angemessenen Wirkungskreise mich Gutes zu leisten befähigt. Aber die Umstände, vor allem mein Gesundheitszustand, eröffneten eine tiefe Kluft zwischen mir und dem „Felde der Taten". Stand doch so fast jeder Richtung meiner Natur eine Schicksalsfügung entgegen, die sie gar nicht, oder nur mit Mühe zur Betätigung gelangen ließ.

Und so blieb, in schroffem Widerspruch mit meinem Wesen und inneren Drange, mein äußerer Lebenslauf einer der einfachsten, die sich denken lassen. Nichtsdestoweniger ist er zugleich einer der absonderlichsten. Daß ich zu keiner Zeit, weder in der Kindheit noch in der Jugend, noch im früheren oder späteren Mannesalter eine Epoche hatte, bei welcher meine Erinnerung mit ungetrübtem Vergnügen verweilen könnte, ist als ein merkwürdiges Spiel des Zufalls der Erwähnung wert. Ein Dämon löste immer den andern ab. Die Verhältnisse, unter welchen ich das Licht der Welt erblickte, haben verhängnisvoll nachgewirkt bis zuletzt. Manche wunderten sich, daß ich selbst dann noch, als meine Lage eine materiell behagliche hätte sein können, bei einer auf Schmuck und Annehmlichkeiten des Daseins verzichtenden Lebensweise verharrte. Diesen Umstand aufzuklären, würde hier zu weit führen. Ohnedies haben die wenigen gegebenen Andeutungen über Tatsachen, die mein Lebensschicksal bestimmen, mich Selbstüberwindung genug gekostet. Aber der Erzähler des eigenen Lebens darf dem Leser Winke über seine menschlichen Schicksale und über Charaktereigenschaften, welche darauf ein-

wirkten, nicht gänzlich vorenthalten, sollten sie auch von der Art sein, daß ihre Erwähnung den Eindruck unmännlicher Klage machen und mit Naserümpfen aufgenommen werden kann.

Über manche Schicksalsungunst hätte literarischer Erfolg mich trösten können; wäre er nur nicht selbst mit so viel Bitterem verquickt gewesen! Wie gering war im ganzen das Verständnis, die Würdigung dessen, was ich für das beste in mir halten mußte! Ich war, wie gesagt, in der Betätigung meines Wesens und meiner Gesinnungen gänzlich auf die Feder angewiesen. Aber ich glaube, dem Schriftsteller und Dichter kam die Gewissenhaftigkeit des Menschen zugute. Wie viele mich auch an poetischem Talent übertroffen haben mögen, nur wenigen ist in gleicher Art wie mir der Kult des Schönen, Wahren und Rechten lebenslang ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priestertum gewesen. „Große Talente und kleine Geister!“ möchte man zuweilen ausrufen, wenn man eine Reihe von Tagesberühmtheiten überblickt. Ich gehe so weit, der Zuversicht Ausdruck zu geben, daß ich weder in Prosa noch in Versen jemals etwas Unbedeutendes, Flüchtiges, leichtfertig Hingeworfenes geschrieben. Das klingt unbescheiden; aber ich war lange so bescheiden als möglich. Bescheidenheit ziemt der Jugend; ich bin nun älter geworden, und dem Alter steht vielleicht ein bißchen Selbstgefühl nicht übel an.

Manches ruht, teils vollendet, teils unvollendet, in meinem Pulte, geeignet, das bisher von mir Gebotene durch etwas nach Inhalt und Form wieder Neues zu ergänzen.

Damit sei denn nun diese Skizze abgeschlossen. Aber wahrlich — warum sollt' ich es verschweigen? Mir ist nicht zumut, als wäre nun *alles gesagt*, und als sollte das Leben, das ich beschrieb, nun auch abgeschlossen sein. Trotz der dem Leser rückhaltslos geschilderten Leidenslage habe ich das Gefühl, als ob diesen biographischen Blättern ich selbst oder ein anderer noch einige weitere anzufügen haben würde. Ist sie eine Täuschung, die Stimme in der Brust des Leidenden, sich nach Ruhe Sehnenden, die ihm zuruft: „Du darfst nicht ruhen, du kannst nicht von hinnen gehen, bevor dein irdisches Tagewerk getan?“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Vierzehnter Band.

Inhalt: Lehrjahre der Liebe.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Lehrjahre der Liebe.

Tagebuchblätter und Briefe.

Einleitung des Herausgebers.

„Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ war das letzte Buch, das Hamerling selbst herausgab; es erschien Mai 1889. Am 13. Juli desselben Jahres starb Hamerling.

Im Nachlasse fanden sich eine Reihe von Manuskripten, die für den Druck mehr oder weniger vorbereitet waren. So lag vor allem eine Sammlung von Tagebuchblättern und Briefen unter dem Titel „Lehrjahre der Liebe“, als Ergänzung der Autobiographie, vollständig druckfertig vor; ferner fand sich eine Sammlung von Prosaaufsätzen und Prosaaphorismen (als Ergänzung der 1884 erschienenen beiden Prosabände); eine Mappe „Neueste und ältere Gedichte — nicht enthalten in den Sammlungen ‚Sinnen und Minnen‘ und ‚Blätter im Winde“ — war umfangreich gefüllt; ein großes philosophisches Werk (allerdings Torso) „Die Atomistik des Willens“ heischte Veröffentlichung; endlich eine kleine Sammlung venezianischer Geschichten „Venezianische Sagen. Nach italienischen Quellen.“

Als erste Publikation aus dem Nachlasse erschien nun — Herbst 1889 — „Lehrjahre der Liebe, Tagebuchblätter und Briefe.“

Das Buch muß, wie bereits betont, als Ergänzung einiger Partien der Autobiographie gelten.

„Meine Ferien in der Heimat 1851“ und „1852“ ergänzen den Abschnitt der „Stationen“: „Lehrjahre und Wandertage.“ Dort spricht der Dichter über seine Sommer im Waldviertel: „. . . Ich könnte viel davon erzählen . . . aber ich will lieber früher oder später Urkundliches aus meinen Ferientagebüchern mitteilen, welche nicht bloß mein Tun und Treiben, Dichten und Trachten, Schwärmen und Träumen in der Heimat

am besten schildern, sondern auch einer Mädchengestalt ihr Recht widerfahren lassen werden, die beanspruchen darf, in der Geschichte meiner Jugend dem Leser vorgestellt zu werden: der ‚Lilie‘ von Schweiggers . . ., der Heldin eines noch vorhandenen Sonettenkranzes.“ Diese „Lilie von Schweiggers“ (geboren 26. Dezember 1826) hieß Genoveva Meister und starb als Notariatsbeamtenswitwe Dworžak 1. Februar 1905 in Bozen. — —

Das Tagebuch „Pauline“, das dritte Stück der „Lehrjahre“, ergänzt den Abschnitt „von der Mur zur Adria“ und behandelt ein sehr ernstes Verhältnis Hamerlings zu einem schönen Grazer Mädchen, der „Nora“ der „Stationen“. Auch der entschiedenste Bewunderer Hamerlings wird sich gestehen müssen, daß in diesen Tagebuchblättern, die sich tatsächlich wie eine Novelle lesen, der Mensch Hamerling nicht günstig wegkommt. Hamerling hat es übrigens auch selbst zeitlebens empfunden, daß er (freilich ein Opfer seiner häuslichen Verhältnisse und seiner leider zu großen Willensschwäche gegenüber seiner herrschsüchtigen Mutter) an dem Mädchen Pauline Quadri schwer gesündigt. Hamerling hat (in reifen Jahren) wie oft sein Verhalten bedauert und tat, zu Ruhm und Ehren gekommen, was er schließlich allein noch zu tun vermochte: — er rettete die Bedauernswerte wenigstens für die poetische Unsterblichkeit, ohne sich selbst dabei zu schonen. Das Sophokleische Motto, das er dem Tagebuche gab, besagt alles. (Ein authentisches Porträt des schönen Mädchens brachte dann der „Wiener Almanach“, 15. Jahrgang 1906, zwischen S. 240 und 241.) Es mag vielleicht hier weiter interessieren, daß kurze Zeit nach Erscheinen der „Lehrjahre“ die Dichterin Gräfin Edith Salburg den Stoff dieser „Pauline“-Tagebuchblätter zu einem einaktigen Schauspiel verarbeitete, betitelt „Robert Hamerling“. Das Grazer Stadttheater nahm das Stück an, die Rollen waren bereits ausgeschrieben, da legte die greise Mutter Hamerlings, die bekanntlich ihren Sohn um etliche Jahre überlebte, Protest ein gegen die Aufführung, die somit unterblieb. Die alte Frau fühlte wohl, daß die Pauline-Episode im Leben ihres Sohnes eine furchtbare Anklage gegen sie bedeute, und wollte, obgleich der Inhalt des Stückes der Mutter keineswegs nahe trat, an diese Affäre um alles in der Welt nicht gemahnt werden. Das Stück ist dann auch niemals im Drucke erschienen. — —

Die beiden letzten Teile der Lehrjahre kommentieren endlich zwei in den „Stationen“ erwähnte Episoden der Triester

Zeit, die Beziehungen Hamerlings nämlich zur Harfenvirtuosin Marie Mösner und die zu einer merkwürdigen Schauspielerin Antoinette Julius.

Für Marie Mösners Schicksale interessierte sich Hamerling übrigens auch noch in späterer Zeit, und als die Künstlerin schließlich einen Grafen Spaur in Salzburg geheiratet, ersuchte z. B. Hamerling den Schriftsteller Anton Breitner in Mattsee (bei Salzburg), über die Gräfin, soweit es ihm möglich, Forschung anzustellen und Hamerling von dem Erkundeten Bericht zu erstatten. Was denn auch Breitner gewissenhaft tat.

* *
*

Ob eine (vielleicht kommende) kritische Gesamtausgabe der Werke Hamerlings den Inhalt der „Lehrjahre der Liebe" so bringen wird, wie ihn der Dichter zusammengestellt hat, ist sehr fraglich. Eine historisch-kritische Gesamtausgabe wird wohl die ersten drei Abteilungen der „Lehrjahre der Liebe" unter die „Tagebücher Hamerlings" verweisen, die zwei letzten Abteilungen unter die „Briefe".

Hamerling hat umfangreiche Tagebücher geführt: von seinem 14. Lebensjahre an bis zu seinem Tode. Drei dieser Tagebücher bieten die „Lehrjahre der Liebe". Ein anderes Tagebuch, das „Tagebuch meiner Heimatreise im Jahre 1867", wurde im ersten Bande der Hamerlingbiographie des Herausgebers (Hamburg, 1896) veröffentlicht. (Dieser erste Band bietet auch aus den Jugendtagebüchern reichliche Proben.) Leider müssen die interessantesten Tagebücher des Dichters (aus den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens) laut testamentarischer Bestimmung vorläufig noch (und auf Jahre hinaus) versiegelt bleiben. (Sie finden sich wohlverwahrt im Hamerlingmuseum des Stiftinghauses.)

Zahlreich sind die vorhandenen Briefe Hamerlings; der rührige Böck-Gnadenau hat einen Teil derselben bereits in Buchform erscheinen lassen. Bezüglich der Briefe gilt freilich ein Gleiches wie für die Tagebücher: — für eine große Zahl Briefe ist die Zeit noch nicht gekommen.

Immerhin bieten die „Lehrjahre der Liebe" in unserer Ausgabe auch eine wertvolle Probe aus Hamerlings umfangreichen Tagebüchern und Briefen.

Inhaltsverzeichnis.

Meine Ferien in der Heimat. 1850.

Schweiggers, 18. August 1850.

Ich sitze gottlob wieder auf meinen Schlössern im Waldlande.

Am 8. fuhren ich und Bruckner mit dem Donaudampfer stromaufwärts von Wien ab. In Krems angelangt, setzten wir unsere Reise zu Fuße fort nach Stift Göttweih, wo wir nach fahrender Studenten Brauch die Gastfreundschaft der geistlichen Herren für ein Abendessen und ein Nachtlager in Anspruch nahmen. Man empfing uns freundlich, entschuldigte sich aber, wenn die Bewirtung, bei dem Umstande, daß in den Ferienmonaten täglich 12—20 wandernde Studiosen sich einzufinden pflegten — auch mehr, wenn das Wetter schön — nur eine frugale sein könne. Wir sahen das auch ein, aßen nicht mehr, als man uns vorsetzte, und schliefen dafür desto besser.

Am 9. machten wir uns zeitig auf und frühstückten in Cetium, welches Unwissende Mautern nennen, und verfolgten dann den Weg nach unserem nächsten Ziele, dem Stifte Mölk. Wir durchwanderten zunächst die Ortschaften Mauternbach, Ober- und Unterbergern, Schenkabrunn und Geyersberg. Bei letzterem Orte wird der Weg reizvoll; es tut mit einem Male die Welt der Berge sich auf, die kulissenartig hintereinander sich vorschiebend, steil gegen die Donau abstürzen. Durch eine Schlucht gelangten wir nach Langeck, das mitten im Bergwald liegt, wo wir zu Mittag aßen, dann ging es wieder durch eine überaus tiefe und romantische Talschlucht wohl eine Stunde lang abwärts. Riesige Bergwände treten von beiden Seiten enge zusammen. Allenthalben sprudeln kühle Wasser und eilen dem schönen Aggsbach zu, der den Grund der Talschlucht durchfließt. Wir erreichten mit ihm die Donau, die hier, in der sogenannten Wachau, bis Mölk zwischen hohen, steilen Waldhöhen eingeengt hin-

wallt*). Wir sahen die alte Burgruine Aggstein und verfolgten in olympischer Stimmung unseren Weg an den schroffen, waldigen Hängen hin. Wir rasteten an einer Felsenquelle, die mich entzückte, und welche mir auch die Anregung gab zu einem in Hexametern auszuführenden Gedichte**).

Nun erreichten wir Mölk. Prachtvolle Front. — Feste. — Markt. — Blonde Babenbergerin. — Gartenterrasse.

Dritter Wandertag:

Überfahrt ans andere Stromufer. Zu schön!

Lubereck (an der Donau fort, Zelting).

Weiteneck mit Schloß und Ruine. Links am Weitenbach fort, Höhe, Talschlucht bis Leiben.

Leiben. Schloß und Dorf. Schöne Föhren.

Pöggstall. Höhe (Aschelberg). Prospekt.

Kirchschlag. Von hier an fühlt man sich im Waldviertel.

Ottenschlag. Schloß.

Lugendorf. Abend. Idylle. Tiefe Stille. Wald. Flachland. Enger Horizont.

Grafenschlag. Bruckner hier daheim. Zum Essen geladen beim Pfarrer. Nächsten Tag ich nach Schweiggers.

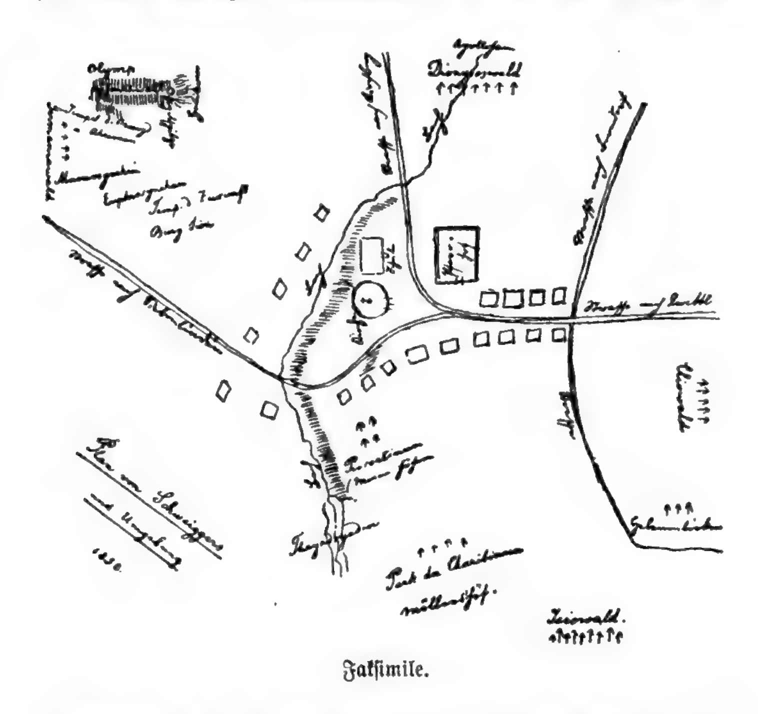
20 August.

Ich will es einmal versuchen, eine landschaftliche Übersicht von Schweiggers zu entwerfen. Schweiggers liegt auf einer Art Hochebene, die man sich aber freilich weder als hoch, noch als eben vorstellen darf, und deren ziemlich engen Horizont im Süden der Wald, nach den anderen Richtungen waldige Hügel begrenzen. Bemerkenswert ist nur die Hügelreihe, welche im Nordwesten gegen die böhmische Grenze sich hinzieht. An ihrem Fuße liegen Engelstein und Großschönau, jenseits der Niederung, in welche nach dieser Seite die wellige Hochfläche von Schweiggers sich abdacht. Der Johannisberg hinter Großschönau zieht in dieser Hügelreihe, kegelförmig

*) Bruckner wollte Studentenlieder zu singen anheben, ich verwies diese Störung heiliger Waldes- und Bergesstimmen mit einem Sonette, das ich unter einer Eiche sitzend ausarbeitete, während er im kühlen Bache ein Bad nahm.

**) „Bergesquellen“ in „Sinnen und Minnen“, S. 174 (umgearbeitet).

ansteigend, den vorderen Abhang nackt, den rückseitigen von Wald umgürtet, mit seinem altersgrauen Kirchlein auf felsiger Spitze den Blick auf sich. Weder Großartigkeit noch Anmut zeichnet diese Rundsicht aus; aber welch ein idyllischer Geist schwebt über ihr! Welch eine bunte Mosaik von Feldern füllt diese welligen Flächen aus bis auf den Kamm der



Faksimile.

Berge hinauf, wo sie, wie unten, nur der dunkle Wald ablöst. Die Natur ist hier keine Kokette, sie ist ein naiv-schönes, einfaches Hirtenmädchen mit Waldblumen im Haar.

Da es den schönsten Plätzen und Plätzchen in der nächsten Umgebung von Schweiggers ganz und gar an Namen fehlte, so habe ich ihnen welche gegeben, wobei ich so sinnreich als möglich das alte mythische Griechentum ins Waldviertel übertrug.

Mein nächster und liebster Spazierort ist ein ganz kleines Wäldchen, welches man erreicht, wenn man hinter den oberen Häuserreihen des Orts über einige Felder aufwärts geht. Man überblickt von hier den ganzen Ort. Hierher komme ich täglich, am häufigsten in den Morgenstunden, lustwandle oder liege unter den Bäumen. Hier las ich 1846 die Ästhetik von Piskorz, das erste Buch dieser Art, das mir in die Hände fiel, weshalb ich das kleine Gehölz seither Piskortinum oder schlechtweg „Meine Föhren" zu nennen pflege. Zwischen der Straße nach Siebenlinden und der Straße nach Kirchberg, hinter Manhartsschlag, liegt der Olymp, herwärts von diesem, mehr gegen erstere Straße, der Mnemosynehain, der Euphrosynehain, der Tempel der Zukunft, die Burg Sion, der Germaniawald. Geht man vom Pfarrhofe abwärts, dem Laufe des Baches folgend, so erreicht man den Dionysoswald mit dem Apollohain. An der Straße nach Zwettl, eine Strecke außerhalb des Orts, findet man den Kliowald, dahinter, gegen die andere Straße hin, die Helenenbirken, bei Möllershof den Park der Charitinnen, gegen Jagenbach hin den Isiswald. Verfolgt man den Bach, der Schweiggers durchfließt, rückwärts bis zu seinen Quellen, so gelangt man zu den Thaya-Dryaden.

Meinen Olymp beherrscht die Göttin der Schönheit und Liebe, deshalb heißt der Wald, der ihn bedeckt, der Aphroditewald, und weil der Schönheit und Liebe sich die Poesie gesellen muß, so nenne ich den anmutig mit Gesträuch bewachsenen Vorhügel des Olymps gegen Osten den Helikon; und weil mir mit Schönheit und Poesie die Erkenntnis in gleicher Reihe steht, so benamse ich die Spitze des Olymps die Hegelspitze. Und damit neben dem Schönen und Wahren auch das Gute nicht vergessen sei, gilt ein südlicher Vorhügel als Tempel des Ormuzd und Ahriman.

Der Dionysoswald ist geweiht dem herrlichen Gotte der besonnen-begeisterten Wonne und Freudigkeit, ihm, den die Böotier verkennen, und dessen getreuester Bacche ich bin.

Im Isiswald grüble ich über den Geheimnissen der Natur, im Kliowald sinne ich den Rätseln des Menschheitlebens nach. — Klio! — Was ist Geschichte? Geschichte ist ein Buch, von dem wir nur herausgerissene, vergilbte Blätter besitzen. Nimmermehr erscheint auf diesen Blättern

die Tatsache und das individuelle Leben so verständlich und so lebendig, wie in einem genialen Dichterwerk. Wer belauscht die Triebfedern längst vergangenen Tuns? Und wer vermag auch nur das selbsterlebte, gegenwärtige Ereignis in seinem Vorübereilen zu erfassen und unumstößlich festzustellen? Mit der Zuverlässigkeit der geschichtlichen Tatsachen steht es nicht anders, als es z. B. mit unserer Zoologie stehen würde, wenn jedes Tier nur einmal flüchtig an uns vorübereilend gesehen worden wäre. Aber wenn diese vergilbten Blätter auch die Tatsachen und die Wahrheit des individuellen Lebens nicht rein überliefern, eins bleibt doch möglich: den Geist ihrer Zeit darin zu vernehmen. Nimmer freilich werden diesen Geist diejenigen vernehmen, die immer nur starr auf die Buchstaben der trockenen Blätter schauen, bis ihnen die Organe selbst vertrocknet sind, mit welchen man Geist vernimmt! Nimmer werdet ihr Geist rauschen hören in verschrumpften Pergamentblättern, wenn ihr ihn nicht rauschen zu hören und zu verstehen gelernt in den Blättern säuselnder Wipfel!

Im Germaniawalde habe ich dem welterlösenden deutschen Geiste eine Stätte geweiht. Hier erscheinen dem Auge des Thuiskonsenkels im Abenddunkel die Geister Hermanns, Gutenbergs, Luthers, Goethes und Hegels. Hier sieht er den deutschen Aar brüten auf moosigem Gestein und die Schwinge prüfen zum Sonnenfluge der Zukunft. Hier erscheint ihm die hehre Mutter Germania und reicht dem Ahnungglühenden eine Leier, einen Schild und eine Rose:

> Zieh' hin, ein heiliger Bote,
> Und sing' in freudigen Tönen
> Vom tagenden Morgenrote,
> Vom kommenden Reiche des Schönen! —

Was die Burg Sion betrifft — unfern dem Germaniawalde gelegen — so sollte ich eigentlich vorderhand noch alles verschweigen. Sie birgt ein Geheimnis, eine Idee, ein Vorhaben, das nur langsam reifen wird. Der Name besteht, seit ich auf dem Dachboden des Onkels Leopold in Kirchberg ein altes, vergilbtes Buch gefunden, ein Trauerspiel: „Johann von Leyden" (Wien, bei J. Ochß 1793). Daraus hab' ich die Kunde vernommen, wie Johannes, der Prophet zu

Münster, ein Reich der Erkenntnis und der Glückseligkeit hat aufrichten wollen, ein „neues Sion“ — und dieser phantastische Schneider von Leyden hat mir's angetan, daß ich immer an ihn denken muß, und während alle Welt glaubt, daß er längst in seiner eigenen Asche gebettet schlafe, lebt er und besucht diesen Hain, und wenn die Wipfel desselben im letzten Strahl der Sonne glänzen, wie einst die Zinnen der Burg Sion zu Jerusalem, erzählt er mir heimlich von sich und seinem Schicksal und seinem neuen sionischen Reich zu Münster. Und ich sinne und sinne, wie ich das einmal schön und würdig nacherzählen könnte, schöner und würdiger, als es in dem alten anonymen Trauerspiel von 1793 geschehen. . . .

Bei den „Thaya-Dryaden“ hört der Poet die Dryaden des Wäldchens mit den Thayanixen plaudern. — Ich habe nämlich entdeckt, daß die Thaya hier bei Schweiggers auf einer Wiese entspringt, in der Richtung gegen Möllershöf. Einige Wiesenquellen sammeln sich zum Bach, der dann die Niederung sucht, den unteren Teil von Schweiggers und den Dionysoswald durchschneidet, sich nach Kirchberg am Walde wendet, wo er im Tiergarten schöne Kaskaden bildet und dann, von anderen Bächen geschwellt, seinen Weg nach Waidhofen fortsetzt. — Mit Geflüster sprechen die Dryaden aus den Föhren, und mit Geriesel antworten aus der Quelle die Nixen. Das Gespräch klingt kindlich, märchenhaft; denn die Bäumchen sind noch jung und klein, und die Gewässerchen ebenfalls.

Ich will nur noch den Euphrosynehain erwähnen. Derselbe ist nicht der Grazie geweiht, welche diesen Namen führt, sondern des Vetters und der Suleika dreijährigem Töchterlein, von ihren Erzeugern Rosine, von mir aber Euphrosyne geheißen. Ich weihe das anmutige Plätzchen dem lieben Kinde, weil es mich gerne küßt und herzt und sogar frisiert wie seine Puppe, wobei die Kleine, den Kamm in der Hand, mit mütterlichem Pathos ausruft: „Roberterl, halt still, heut muß's sein!“ — Mögen die Charitinnen ihr hold sein!

25. August.

O meine Heimatwälder, Heimathöhen,
O Heimatströme, Heimatblumen ihr,

Die ihr erscheint im alten Glanze mir,
Ein Lied zum Gruß beim frohen Wiedersehen!

Nun weiß ich erst, nun kann ich erst verstehen,
Daß ich nicht Fremdling ganz im Erdrevier,
Daß ich auch eine Heimat habe hier,
Wo ich mich froh und ruhig mag ergehen.

Im Meer ein Tropfen war ich — ruhelos
Strebt' ich nach dem geliebten grünen Lande
Und klagte, rauschend an den Strand, mein Los.

Nun ruh' als Perle Taues ich am Strande;
Doch nicht in einer Rose üpp'gem Schoß —
An eines Lilienkelches schneeigem Rande.

Dies Sonett entstand schon am 13., nachdem ich meine Heimat und meine Lilie wiedergesehen.

Ich lese jetzt die Sonette Petrarkas in der Ursprache und fühle mich dadurch angeregt, auch mein Empfinden gerade in diese Form zu gießen.

1. September.

Kirchtag. Musik und Tanz. — Meine Lilie. — Auch eine Helene von Schrems kennen gelernt und viel mit ihr getanzt. Bruckner bei mir zu Besuch, Teilnehmer am Kirchweihfeste.

Grafenschlag, 6. September.

Heute residiere ich zu Grafenschlag im Pfarrhofe. Ich habe Bruckner, der hier hauset, besucht, und der Pfarrer war kosmopolitisch genug, mich auf Abendessen, Nachtlager und Frühstück zu sich einzuladen. Den Nachmittag habe ich mit Bruckner, meinem wackeren Mitgesellen im Handwerke des Lebens, so gut als möglich benützt. Er hat mir seine Wälder und Berge gezeigt, und hat unter anderm ein ganz treffliches Exemplar der letzteren Sorte aufweisen können, den Guttenberg. Ganz unansehnlich erscheint derselbe vom Orte, und selbst von seinem Fuße aus gesehen. Aber nach einigem Steigen wird man schon durch einen weiten Gesichtskreis überrascht, der sich nach Norden und Osten hin öffnet. Erklettert man den schroffen, gebüschreichen Gipfel, so glaubt man, die Blicke nach unten und in die Weite hineinschweifen lassend, sich fast auf eine Alpenhöhe versetzt. Da grüßen von Osten der Loschberg und Wachberg herüber, da tauchen im Westen

die Flächen von Schrems, die Anhöhen von Weißenalbern und Siebenlinden auf. Überrascht verfolgt das Auge die Reihe waldiger Gipfel, die vom Losch- und Wachberge bis zum Johannisberge bei Großschönau sich hinziehen, und von diesem bis zum Brünlberge, der im Nordwesten imposant genug den Horizont und die Bergreihe schließt. In den Niederungen dieses Höhenzuges entspringt der Kamp. Schön liegt im Tale Rappottenstein. Rätselhaft-hochaufragend blickt über die Berge der schwarze Turm von Albrechtsberg herüber. Diese Berge sind freilich nur Ausläufer und Lückenbüßer, mit welchen die Alpen von jenseits der Donau her dem Böhmerwalde, wenn nicht die Hand, doch den kleinen Finger reichen; da aber das Größere nicht zur Hand ist, woran man sie messen könnte, so erschienen sie großartig genug.

Romantisch ist der westliche Abhang des Guttenberg. Er fällt hier ganz steil ab und ungeheure Felsenkanzeln laden ein, sich hinzulagern und in die Talschlucht, den Schwindel besiegend, niederzuschauen. Mancherlei Gesträuch und Gehölz umgürtet den Bergrücken, selbst einen Kirschbaum fand ich darunter. Reste alten Gemäuers erinnern an ein Nonnenkloster der Vorzeit, das hier gestanden. Die Sage umspielt den Berg. Erst neulich machten hier einige Bauern den Versuch, nach Schätzen zu graben; wir fanden die Erde an einer Stelle noch aufgewühlt.

Der Berg hat etwas einfach Großes, Deutsches, wie der Johannisberg bei Großschönau. Herde und Hirt nehmen sich da ganz patriarchalisch aus.

Befriedigt stiegen wir abwärts. Abends wurde beim Pfarrer recht gemütlich und lustig geschwatzt. Als ich spät mich in das mir angewiesene Schlafgemach verfügte, geriet ich über einen Bücherkasten und alte Zeitungen und tat mir hier noch ein paar Stunden gütlich.

7. September.

Abgesegelt von Grafenschlag und wieder im Hafen von Schweiggers glücklich eingelaufen.

12. September.

Vormittags nach Berndorf, von hier über Sallingstadt nach Hause. Mittags beim Essen Kontrovers über Religion.

Suleika sehr orthodox. Nachmittags im Charitinnenhain. „Lilie“ in die Bäume inskulpiert und das Messer dabei abgebrochen. Gute Lehre hieraus geschöpft.

13. September.

Vormittags mit einem jungen Maler aus Wien gesprochen, der mir gefiel. Dann im Kliowald. Nachmittags in die Linden bei Schwarzenbach „Lilie“ inskulpiert, dann gegen den Isiswald zugegangen und auf dem Abhange liegend ins romantische Tal von Jagenbach hinuntergesehen. Abends im Laden des Vetters mit der Rose geschäkert und ihr dabei die Kerze zerbrochen, die sie eben gekauft.

14. September.

Vormittags im Kliowald. Nachmittags auf dem Olymp, der Hegelspitze. Vier Stunden im Aphroditewalde herumgestiegen und beim Tempel des Ormuzd und Ahriman herausgekommen.

15. September.

Sonntag. Dem Hochamt beigewohnt, in Rührung geraten, und den Plan einer politischen Komödie entworfen: „Germania, oder des Teufels Glück und Ende“. Nachmittags über Siebenlinden und die romantische Höhe, durch den Wald bis zum westlichen Abfall der Höhe, wo ich links ganz nahe Großschönau, rechts das Schloß von Weitra liegen sah. Abends mit der Rose geschäkert.

16. September.

Vormittags über Schwarzenbach bis zum Staudenhof; nachmittags bei den Thayadryaden; abends mit der Rose geschäkert.

17. September.

Vormittags nach Reichenbach. Einen weißen Pudel mitgelockt. Erfreut gewesen über diesen von einem lebenden Wesen mir erzeigten Beweis einer weder durch Pflicht noch durch Natur bedingten Anhänglichkeit. Nachmittags im Dionysoswald.

18. September.

Vormittags im Tempel der Zukunft. Nachmittags im Dionysoswald. Beinahe schon am Ausgange des Waldes sah

ich von der steilen, baumbewachsenen Wand, an deren Fuß der Thayabach und neben ihm der Waldsteig hinläuft, eine mächtige Felsenzinne durch die Bäume herabschimmern. Neugierig arbeitete ich mich durch das Gehölz und über die schlüpfrige Streu glatter Nadeln empor und erreichte triumphierend den herrlichen Felsenthron. Entzückt stand ich auf der moosigen Kuppe und blickte hinunter auf das wogende Meer von Föhrenwipfeln, durch welche die Waldwiese und der Silberstreif des Baches in der Tiefe sichtbar blieben. Freudetrunken weihte ich diesen Felsenaltar dem Dionysos. Eng und dicht umgatterten die dunklen Wipfel meinen lustigen Thron, tiefaufrauschend mit geheimnisvollen Schauern, als ob Geisterheere sie durchzögen. Raben kreisten vertraulich mit scharfem Gekrächz über meinem Haupte, als begrüßten sie den Gast. Ein Eichhörnchen begann dicht neben mir auf einem Föhrenstamme hin und her zu rutschen, mit dem eigentümlichen klappernden und klatschenden Geräusch, das es in solchen Fällen vernehmen läßt. Allmählich bemächtigte sich meiner ein wunderbares Gefühl von Abgeschiedenheit und Weltvergessenheit, als wär' ich geboren auf dieser Felsenzinne und hätte nie unten verweilt bei den Rosen und Dornen und Tauben und Nattern im Tale . . . .

Die Erinnerung abgestorben — mein vergangenes Leben versenkt in schwarze Nacht — nur ein blaues Augenpaar mir wie im Traum erscheinend . . .

Hoch oben auf den moos'gen Felsenfesten,
  Die schwarze Föhrenwipfel dicht umsausen,
  Wo Specht und Rabe ruft, Waldwasser brausen,
Und Schauer wehen in den breiten Ästen:

Hier thron' ich, weiß in diesen Waldpalästen
  Nichts mehr von Tälern, Flächen, Mauerklausen,
  Von Blumen, blonden Locken, die dort hausen —
Nichts mehr von jenen öden Erderesten.

Vergessen ganz ist meines Lebens Lauf!
  Entwuchs ich ganz den ird'schen Tränenlaugen?
Weilt' ich hier immer? Kam ich erst herauf?

Nicht weiß ich's mehr — nichts will Erinnrung taugen.
  Nur ein Gedanke dämmert dunkel auf,
Und wie im Traum seh' ich zwei blaue Augen.

Nachdem dies Sonett meiner Stimmung entquollen und ich nach Hause zurückgekehrt war, fand ich einen inzwischen angelangten Brief von Freund Hans Gebhart vor, worin er mir das interessante Urteil Grillparzers über sein Dramamanuskript „Zwei deutsche Kaiser“ mitteilt.

Abends im Laden des Vetters mit der Rose geschäkert und ihr dabei die soeben gekaufte Zichorienstange zerbrochen.

19. September.

Letzter Reigen.

Es braust der Tanz — die schönen Klänge locken —
Du mit den Augen voll des blauen Glanzes,
Mein Liebchen, folg' mir in den Strom des Tanzes
Zum letztenmal — dann läuten Abschiedsglocken!

Wir stürmen hin — doch weh', auf einmal stocken
Fühl' ich das Herz, mein Aug' wird trüb — als Ganzes
Seh' ich nicht mehr die Blumen deines Kranzes —
Er flattert, Liebchen, welk dir um die Locken!

Ein Schwindel faßt mich — halt — die Klänge schweigen,
Der Tanz verrauscht, der jubelnd erst erscholl;
In müde Gruppen rasch zerfällt der Reigen.

Und nun fahr' wohl — auf ewig fahre wohl!
Du, der ich wagte einst ein Herz zu zeigen,
Fahr' wohl, du meine Blume — fahre wohl!

Vormittags, bei greulichem Nebel, dies Sonett geschrieben, dessen Idee mir seit dem „Kirchtag“ im Kopfe lag. Nachmittags nichtsdestoweniger bei den Helenenbirken gewesen und „Lilie“ in die weißen Stämme geschnitten. Abends die Rose geküßt (ländlich, sittlich!), indem ich ungesehen und ungehört mich ihr hinter ihrem Rücken näherte. Ich wiederhole den Spaß heute zum zehnten Male, auch hat die Tür geknarrt und eine Nußschale gekracht, auf die ich trat, und die Rose hat nichts gehört, gar nichts — wiewohl Cousine Suleika anderer Meinung ist und viel hierüber sprach — desgleichen von einem gewissen nicht ganz reinlichen Rock, den die Rose an einem gewissen Sonntag getragen haben soll.

20. September.

Vormittags Griechisch und Historie; wegen Nebels nicht ausgehen können. Nachmittags mit meinem Justinus im Germaniawalde.

21. September.

Vormittags Nebel — Mathematik, Historie und Griechisch. Nachmittags im Aphroditewald, dann in Waldenstein.

Weil ich eben Zeit und Lust habe, so will ich einmal einen Nachmittag recht in der Länge und Breite beschreiben.

Zuerst ging ich (um 1 Uhr) gegen die Thayadryaden hinaus, dann hinüber nach Manhartsschlag am Fuße des Olymps, wo ich auf eine Birke stieg und „Lilie“ ganz oben inskulpierte. Dann stieg ich durch das felsige und moosige Gehölz den Berg hinan. Auf der Hegelspitze amüsierte ich mich eine Zeitlang mit einem Eichhörnchen. Wie zart-behend das braunrote Tierchen mit dem breiten, haarigen Schweife den Föhrenstamm auf und nieder glitt und von der schwankenden Spitze eines Astes auf den eines entfernt stehenden Baumes hinübersetzte! Und das Geklapper, das es vollführte! Ich machte mir den Spaß, letzteres nachzuahmen und zog in der Tat die Aufmerksamkeit des herzigen Geschöpfchens in dem Grade auf mich, daß es sich still verhielt und mich horchend anblickte. Als ich dann aus den Bäumen ins Freie trat, stieß ich auf einen Bauer, der mich mit offenem Munde anstarrte, da er mein Eichhörnchengeklapper gehört haben mochte, und vielleicht einem unbekannten Waldungeheuer, dem jene wunderliche Art von Geschrei eigentümlich, auf der Spur zu sein glaubte. Ich ging wieder in den Aphroditewald zurück und schlenderte so eine Zeitlang hin, bis mir ein Platz auffiel, der mit dem üppigsten Moose gepolstert war. Ich sah hierin einen mir von den Dryaden bereiteten Sitz, lagerte mich hin und träumte, wie die Dryaden ihre grünen Samtteppiche festlich über die Felsenbänke gebreitet, Laubgezelte darüber errichtet, Kristallwasser rings umhergeleitet, die Waldvögel als Musizi bestellt und sich selbst das Haar mir zu Ehren mit Waldblumen bekränzt. Ich träumte, sie umkreisten und umtanzten mich, umschlängen mich mit Kränzen von Eichenlaub und neckten mein Herz mit allerlei Verheißungen. Ich aber erhob mich düster vom Fest der Dryaden. „Fort mit Kränzen und Träumen von Ruhm und winkenden Zielen der Zukunft!“ rief ich. „Macht mir ein Herz geneigt, o, ein einzig Herz! Was hilft es mir, Geistern zu gebieten und bewirtet zu sein von Göttinnen,

wenn eine spröde Blume des Tals mir Glück und Ruhe raubt?"

Finster wie ein unglücklicher Berggeist, der einsam und ungeliebt zwischen seinen funkelnden Schätzen wandelt, schritt ich tiefer in den Wald und begann in meinem Unmut laut zu pfeifen, nach dem Beispiele der Helden Ossians.

Lauter und lauter gellte durch die Waldeinsamkeit mein Pfiff, schwärzer und schwärzer umstarrten mich die Tannen. Plötzlich vernahm ich unfern, zur Rechten, ein eigentümliches Klopfen. Ich schlich auf den Zehen der Richtung des Schalles nach, in der Erwartung, irgendeinen selteneren Vogel oder sonst ein Waldtier zu überraschen. Durch das finstere Gestrüpp mich drängend, gelangte ich auf einen kleinen freien Platz, in dessen Mitte eine einzelne, riesig-hohe Föhre stand. Jetzt war das Klopfen ganz in meiner Nähe; ich sah mich in der Runde um, konnte aber nichts entdecken. Ich trat dicht vor den Baum, das Klopfen war vor mir; ich trat hinter denselben, das Klopfen war hinter mir. Kein Zweifel mehr — das Klopfen war in der Föhre selbst! Es kam aus dem untersten, dicksten Ende des Stammes, als sei dieser hohl, und als klopfe jemand von innen so stark als möglich an die Rinde. Ich betrachtete den Baum genau: riesig ragte, wie gesagt, der auch ungewöhnlich dicke Stamm empor — kein Ast daran, nur ganz oben unter dem Gipfel einige Zweige — auch keine Öffnung, kein Spalt in der Rinde zu sehen, weder oben noch unten. Und doch klopfte, hackte etwas da drinnen! Sollte ein Geist dahinein gebannt sein, der Erlösung heischt? Sollte eine der kurz vorher verschmähten Dryaden mich necken wollen? Ich nahm einen Stein und klopfte von außen an die Rinde, den von innen kommenden Schall taktmäßig erwidernd. Das Klopfen dauerte fort. Ich horchte noch lange — bedauerte, daß man Waldbäume nicht mit einem Federmesser fällen kann, und fand am Ende, daß mir nichts übrig blieb, als still und sinnend meiner Wege zu gehen.

Seltsam angeregt, schritt ich weiter durch den tiefen, einsamen, finsteren Wald.

Endlich gelangte ich wieder hinaus in den freundlich heiteren, goldenen Sonnenschein. Ich befand mich am nordwestlichen Ende des Aphroditewaldes, hinter Reichenbach.

Nun schritt ich über einige Äcker und Wiesen. Noch immer nachsinnend über das rätselhafte kleine Waldabenteuer, stand ich eine Weile unschlüssig, welchen Weg ich weiter verfolgen sollte. „Der kennt sich a nit aus!" sagte ein Bauer zu einem andern auf dem Felde. Jawohl, ich „kannte mich nicht aus".

Wieder geriet ich in tieferes Berggehölz, auf eine sehr einsame Waldwiese, wo eine junge hübsche Bäuerin Heu rechte. Als ich an ihr vorüberging, hustete sie zufällig, aber auf eine ganz eigene zarte Weise. Hierauf verfiel ich, ich weiß selbst nicht wie, in verschiedene Betrachtungen über Liebe, Weiblichkeit u. dgl., bis ein wunderschöner Falter mit roten Flügeln, der schwirrend hin und her flatterte, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich entbrannte in heißem Wunsche, das prächtige Ding zu besitzen, und tat ein Stoßgebet zu meinen Freundinnen, den Dryaden. Und siehe, der reizende Schelm flog nieder und begann zu kosen mit einer Waldblume. Ich zog den Hut und beschlich den Falter — worin ich wie im Berganlaufen, Baumklettern, Fußwanderungen, Inskulpieren von Namen in die Bäume u. dgl. mir eine namhafte Geschicklichkeit erworben habe. Der Hut schwirrte nieder über die Waldblume. Ich drückte ihn fest um dieselbe zusammen und dachte nun, wie ich ihn wieder heben könne, ohne daß mir der kostbare Gefangene von dannen flöge. Nach zehn Minuten angestrengten Überlegens hob ich den Hut sehr sacht und vorsichtig und gewann sofort die Überzeugung, daß mir der Falter unter dem Hute hervor nicht entfliehen könne, denn — er befand sich gar nicht darunter, sondern lag, wie ich nun bemerkte, etwas seitwärts tot im Grase, vom Hutrande beim Niederdrücken getroffen. Tief betrübt steckte ich ihn in eine Papiertüte, um wenigstens seinen Leichnam heimtragen und der Cousine Suleika zeigen zu können.

Nun kam ich auf eine gebahnte Straße. Es mochte 4 Uhr sein. Die Straße lief am Rande einer sehr schönen Waldung in nordöstlicher Richtung hin; zur Linken breitete ein Wiesengrund sich aus, von einem hübschen Bache durchrieselt. Nun kam ich in ein Dorf; ich erkundigte mich nach dem Namen, es hieß Zehenthöf. Die Umgebung gefiel mir: ich ging also weiter bis zu einer anderen Ortschaft, Neusiedl genannt. Und noch weiter wandernd erblickte ich einen weißen

Turm und ging los auf den Turm, und — war in Waldenstein, zwei Stunden von Schweiggers. Ich durchschritt das Dorf, traf am nördlichen Ausgange desselben eine romantische Waldhöhe und überlegte hier, ob ich nicht im Wirtshause nach einer schönen Schenkin sehen solle. Ich liebe schöne Schenkinnen — auf dem Lande — hasse aber den sauren Wein und habe überhaupt die Gewohnheit, auf Spaziergängen und Ausflügen nicht einzukehren, keine „Erfrischungen" einzunehmen. Man muß sich das nicht angewöhnen, um es entbehren zu können. Als ich aber auf dem Rückwege am Wirtshause vorbeikam, hörte ich eine feine Frauenstimme darin. Ich überwand also die Scheu vor saurem Wein, wich von meiner Gewohnheit und meinem Prinzipe ab und folgte der Sirenenstimme. Dieselbe gehörte jedoch keiner schönen Schenkin, sondern der Schullehrerin von S., die mit ihrem Manne eben anwesend war. Bruckner hatte mir von dieser Dame in unfreundlichem Sinne gesprochen; er kannte sie als frühere Haushälterin des Pfarrers in C., bei welchem er sich öfters in den Ferien aufgehalten. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an und sagte, daß ich schon von ihr gehört, durch meinen Kollegen Bruckner. „So? Durch den Bruckner?" erwiderte sie giftig; „den haben wir in C. versprengt!" — „Warum das?" — „Ei, wir konnten doch keinen solchen Taugenichts behalten!" Ich blickte sie betroffen fragend an. „Als der Herr Pfarrer einmal nicht zu Hause war," fuhr sie fort, „da . . ." Ich spitzte die Ohren, zitterte und dachte nicht anders, als von einem fluchwürdigen Attentat meines Freundes auf die Butterfässer oder Zuckerhüte der Pfarrersköchin, wenn nicht gar auf ihre Person, vernehmen zu müssen — „da sagte er: Heute müssen Sie mir einmal kochen, was ich will, weil der Herr Pfarrer nicht zu Hause ist!" — (O Bruckner, Bruckner, glaubst du an keinen Gott?)

Sie fragte mich dann, ob es wahr sei, daß Bruckner in Wien sich von einem Mädchen „aushalten" lasse, er habe sich dessen ausdrücklich gerühmt. Ich konnte ihr versichern, daß ich als Bruckners bester Freund von einem solchen Mädchen nichts wisse, und daß, wenn es ein solches gebe, es meinen Freund schlecht beköstige und sehr oft hungern lasse.

Um 5½ Uhr brach ich auf und trat über Neusiedl, Zehenthöf und Reichenbach meinen Rückzug an. Bei Zehenthöf

ging ich quer über die Felder und dachte dabei an Comenius, wie er sagt: „Il viandante non abbandona la strada maestra per profittare della scorciatoja, qualora non sia un sentiero battuto.“ Ich verlor die kostbare Zeit, in den Kartoffeläckern mühsam umherhumpelnd. Auf die Straße zurückgelangt, beschloß ich, ein anderes Mal, wenn ich Eile habe, dem Comenius zu folgen, dessen Orbis pictus — ein Buch voll unanfechtbarer Weisheit und Wahrheit — ich eben jetzt in italienisch-griechisch-lateinischer Ausgabe studiere.

Zu Hause wußte ich durch die Erzählung von der verzauberten Föhre im Walde solches Aufsehen zu erregen, daß Suleika hinter dem Ofen erbleichte und der Vetter den Mund beinahe weiter auftat als nötig.

22. September.

Vormittags die zwei Sonette ausgearbeitet, zu welchen ich gestern im Aphroditewald die Anregung empfing.

Die Dryaden.

Heut deckten meine Liebchen, die Dryaden,
Den Fels mit Samt, wo kühle Wasser schäumen,
Umgatterten ihn dicht mit grünen Bäumen
Und luden Vögel auch zu Serenaden.

Ich bin ihr Gast, sie haben mich geladen;
Sie wollten sanft mein Herz mit Ruhmesträumen
Und Kränzen, die ein Dichterhaupt umsäumen,
Und Zukunftsahnungen in Wonne baden.

Dank eurer Huld, Dryaden, die mich rührte!
Doch ach, was hilft mir Ruhm, ein Kranz von Golde,
Was hilft's, daß Götterhauch ich um mich spürte,

Wenn ich vergebens schmacht' nach Minnesolde?
Wenn spröd' die Liebliche, die ich erkürte,
Vor mir verschließt des Herzens Blütendolde?

Der Berggeist.

Im Hochgebirg steht mein uralter Thron,
Kristall- und Goldpalast im Felsenschacht;
Da thron' ich über Wolkenzug und Nacht,
Ein Geisterfürst mit Zepter und mit Kron'.

Da rauscht der Wald, klingt Geisterflüsterton,
Da stürzt die Flut, hält Aar und Gnome Wacht,
Qualmt Dampf und Flamme, funkelt goldne Pracht —
Doch ewig einsam ist der Geistersohn!

Im Tal einst war ich, hoffte süße Rast,
Liebt' einer Jungfrau liebliche Gestalt:
Sie aber hat verkannt den edlen Gast.

Nun ist so düster Hochgebirg und Wald,
Einsam ist mein Kristall- und Goldpalast,
Von seinen Wänden Seufzerhauch nur hallt!

Nachmittags in meinem Park um Möllershöf. Dann bei den Thayadryaden etwas Griechisch vorgenommen. Abends die Rose überrascht und geküßt, wie gewöhnlich, während sie im Laden des Vetters etwas einkaufte, wie gewöhnlich, und indem ich vom Wohnzimmer aus mich durch die laut knarrende Tür an sie heranschlich, wie gewöhnlich, und sie nichts hörte, wie gewöhnlich. Noch etwas. Sie nahm zufällig, vor dem Laden stehend und plaudernd, ein Stückchen Kreide in die Hand. „Bitte, schreiben Sie hier etwas auf den Ladentisch!" sagte ich. — „Was denn?" — „Bloß ja oder nein — bloß eines dieser beiden Wörtchen!" — Sie lachte und weigerte sich. Wir kamen auf etwas anderes zu sprechen. Nach einiger Zeit aber kritzelte sie, mitten im Gespräch, so leichthin etwas auf den Laden hin. Mein Blick streifte das Geschriebene — es war ein holdes süßes Ja. Sie lächelte, ich errötete, erschrak beinah', wußte mich nicht zu fassen, faßte mich aber doch und tat, als hätte ich nichts gesehen.

23. September.

Endlich — meine Lilie wiedergesehen!

La riscontrai, cammin facendo a passeggio pel villaggio, stando ella dianzi ad una casa e ragionando con qualcuno. Affrettato il mio passo, passai dinanzi ad essa, salutandola, al mio parere, d'un aria d'amoroso cordoglio. Ed ella — contracambiando la mia salutazione, mi fece vedere — o bell' ora! — spuntare una — una rosa sulle sue guance tenere — una rosa dolce, infinitamente dolce!

O vista angelica, o conforto, o speme, o solazio dopo lunghi martiri!

Bella, dolce rosa, non ti dimenticherò mai, non mai sfiorirai!

Ma bella, dolce rosa, chi è tuamadre? Sei tu figlia b'amore? — Ah nò, certo no! — o della pietà, la quale dene avrebbero meritata la conzone, le lagrime d'un poeta?

Ma qualsiasi la tua origine, mi godrò del tuo fiore, del tuo odore! —

Das übrige in Sonetten, die ich sogleich zu Dutzenden entworfen.

Übrigens Vormittag mit Petrarka in der Burg Sion.

Nachmittags im Isiswald und in Jagenbach. Dann der Cousine Suleika geholfen beim Abpflücken („Abrebeln") der Holunderbeeren, wobei viel Jokus getrieben wurde.

24. September.

Vormittags Nebel, Griechisch, Historie. Dann in meinen Föhren mit Justinus. Nachmittags bis hinter Rieggers mit Petrarka.

Di sera baciata la Rosa, dal dietro sorprendendola.

25. September.

Nachmittags im Tempel der Charitinnen. Der Herbst reißt von meinen lieben Birken die gelblichen Blätter und warf sie mir, mit gelber Schrift beschrieben, als Fehdebriefe vor die Füße. Ich legte mich auf einen Haufen solcher Fehdebriefe des Herbstes und sah von den gelben Blättern auf die schwarzen meines Petrarka. Aber auch von diesen wandte ich bald den Blick auf die roten — die blutigen Lettern, welche der scharfe Diamantrand eines spröden Lilienkelches in mein Herz geritzt. — O Petrarka! Entsagen, oder den Reiz der Geliebten sich durch den Tod entblättern sehen, das ist noch erträglich. Aber die Qual, welche die Götter für mich ausgesonnen! Ich bin verzaubert, immerdar in den Kelch einer Lilie zu starren, in ewiger Sehnsucht harrend, bis . . . Doch ich setze lieber die beiden Sonette her, die ich heute an besagtem Orte gedichtet:

Liebeszauber.

Petrarkas Lieder hab' ich aufgeschlagen,
Doch immer seitwärts blick' ich von den Blättern,

Und les' in eigner Brust viel tiefre Lettern,
Viel ärgre Schmerzen und viel heißre Klagen.

Auf ewig der Geliebten zu entsagen,
Verlieren sie in des Geschickes Wettern,
Sehn ihrer Schönheit Rose sich entblättern —
Das sind noch linde Schmerzen, leicht zu tragen.

Doch das ist Qual und Zauber, Stund' um Stunde
Das Aug' versenken müssen, unbewußt,
In eines Liljenkelches schnee'gem Grunde;

Und hoffen müssen in wahnwitz'ger Lust
Auf einen Laut aus totem Blumenmunde,
Auf einen Schlag in kalter Liljenbrust.

Nur eine Blume.

Wo bist du, meine Blume? Lange Wochen
Hat neidisch dich verborgen mir die Ferne;
Ich habe dich gesucht, ach, nah' und ferne,
Und meine Klag' in Liedern ausgesprochen.

Hat deine Blüte auch ein Wurm durchstochen,
Ich schau' sie liebend noch — noch schau' ich gerne
In deine süßen blauen Augensterne,
Sind es auch Veilchen, die ein Nord gebrochen.

Weißt du, daß eine Rose, hold und lose,
Selbst lüstern nur nach Lieb' und Liebesruhme,
Mich trösten will mit freundlichem Gekose?

Doch sieh — in meines Herzens Heiligtume
Stiehlt sich vergebens ein die schönste Rose;
Nur dein gedenk' ich, stille weiße Blume! —

Als ich, zu Hause angelangt, diese beiden Sonette eben niederschrieb, kam durch Macarius ein Gruß von der Lilie an mich, mit der Frage, warum ich ihr „die Liebe aufgesagt habe?"

O Lilie!

Ich brachte die Sonette erst gelassen zu Papier, dann nahm ich den Liebesboten vor und befragte ihn, peinlich genug, um den eigentlichen Hergang der Sache. Worauf er angab, die Lilie habe ihn gefragt, ob ich noch hier sei, und, nachdem er dies bejaht, habe sie ihn beauftragt, mich zu grüßen und mich zu fragen, warum usw.

O meine Lilie! Die Worte, die aus deinem Munde kommen, sind nicht so fein, so wunderzart, wie die Rosen, die ich am 23. auf deinen Wangen habe erblühen sehen. Indessen, ich will absehen von der ländlich-, fast bäurisch-scherzhaften Form deiner Frage; ich will nur ergründen: was ist der Gedanken- und Gefühlsgehalt, der unter jener scherzhaften Frage sich birgt? Willst du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mit meinem Liebesleid dir nicht unverhohlener, brüsker auf den Leib rücke — schon darum, weil manches mich gekränkt, und weil ich bei dir als gebranntes Kind das Feuer fürchte?

Nachdem ich jene Auskunft von dem Boten erhalten habe ich studieren wollen und eine halbe Stunde lang in meine „Stenographischen Siegel und Monogramme" nach Heger sehr fleißig hineingesehen, bis ich nach Ablauf der halben Stunde plötzlich bemerkte, daß ich meine „Stenographischen Siegel und Monogramme" nach Heger vor mir habe. Inzwischen war ich mit mir selbst so ziemlich darüber ins reine gekommen, daß jener etwas täppische Gruß der Lilie immerhin eher den guten als den bösen ominibus beizuzählen sei.

Noch ein Gedanke kam mir übrigens. Sollte die Lilie von ihrer Schwester, der Rose, gehört haben, daß ich mit dieser im Laden des Vetters zu scherzen pflege, und sollte sie hierin einen Abfall von ihr selbst erblicken? — Ist's meine Schuld, daß immer nur die Rose in den Laden des Vetters kommt und niemals sie, die Lilie, selbst?

Nach all diesen Ereignissen habe ich kein Bedenken getragen, im großen Mörser den Mohn zu stoßen für die Mohnnudeln, welche Cousine Suleika zum Abendessen bereitete.

26. September.

Wieder ein Sonett geschrieben. Es lautet:

Zukunft.

Oft glaub' ich, Blume, dich, für die ich glühte,
Als eines andern trautes Weib zu sehn,
Im Hause walten, an dem Herde stehn,
Das zarte Kind, das solcher Reiz umsprühte!

Ein Falter wird — o Stachel dem Gemüte! —
  Auf meiner holden Blume Kelch sich blähn,
  Der Wind wird Blatt um Blatt an ihr verwehn,
Ein Sproß sich nähren von der weißen Blüte.

Und ich? Ich werde, Wanderlust zu kosten,
  Durch Länder ziehn, verwandelt, ohne Klage,
Und unter Palmen ruhn im fernen Osten.

Dann kommen wohl, wie alte, liebe Sage,
  Mir in den Sinn, die mir im Westen sproßten,
Die Lilje und der Jugend goldne Tage.

Heut habe ich mir einmal Weißenalbern näher angesehen und bin auch im Gasthause eingekehrt.

27. September.

In Kirchberg bei Onkel Leopold.

28. September.

Vormittags nach Schweiggers zurückgekehrt. Nachmittags mit Petrarka im Isiswalde. Abends baciato la Rosa, sorprendendola dal di dietro. „Jesus, was war denn das?" rief sie, ungemein erstaunt. (Die gute Seele denkt wohl im stillen: „Lassen wir ihm seine Freude.")

29. September.

Nachmittags im Dionysoswald mit Petrarka. Heute habe ich meine Sonette durchgesehen und gefunden, daß sie sehr gewöhnlich, sehr alltäglich sind. Diese Überzeugung — mag sie nun begründet oder durch die Stimmung des Augenblicks veranlaßt sein — hat mich sehr mißmutig gemacht. Ich werde meine poetischen Anmutungen lieber unterdrücken, da nun einmal nichts Ausgezeichnetes daraus werden zu wollen scheint.

30. September.

Vormittags im Dionysoswald. Ich setzte mich auf den Dionysosaltar, schlug den Justinus auf und wollte mich in ihn vertiefen. Nach einer halben Stunde jedoch war folgendes Sonett fertig:

Im Walde.

Ich les' im Wald, an moos'gem Felsentische,
Was auf den Baum des Wissens ward gepfropft,
Was Pforten öffnet, die der Wahn verstopft —
Und du, mein Herz, eilst seitwärts durch die Büsche?

Du freust dich nur des Walds, der Morgenfrische,
Schaust auf den Tau, der von der Föhre tropft,
Verfolgst den Specht, der hoch im Wipfel klopft,
Und merkst im Waldbach auf die flinken Fische?

O Herz! Jüngst fluchtest du des Nordens Qualmen,
Und lechztest zu genießen und zu wirken.
Nun zwitscherst du mit Lerchen eitle Psalmen?

Du schmachtetest nach östlichen Bezirken,
Im Wahn, beruhigen können nur die Palmen;
Nun können es die Föhren und die Birken?

Ich verfolgte dann den Specht, der, während ich dies Sonett machte, im Wipfel über mir klopfte, eine Weile von Baum zu Baum. Dann schrieb ich noch ein zweites Sonett: „Meine Föhren". Denn ich schreibe immer zwei auf einmal, und könnte eigentlich unzählige hintereinander schreiben, höre aber beim zweiten aus diätetisch-ästhetischen Rücksichten auf.

Nachmittags auf dem Olymp von Regen überrascht; Schutz gesucht in Manshalm unter einem Kirschbaum.

Meine Föhren.

Einsam, wo Schauer wehn und Schatten düstern,
Bei Föhren, die den moos'gen Fels umgattern,
Wo Spechte klopfen, Raben heimisch flattern,
Da weil' ich, nach Waldeinsamkeit nur lüstern.

Euch lieb' ich, meine Föhren; euer Flüstern
Faß ich in Lieder; fern des Tales Nattern,
Leb' ich bei euch als traulichen Beratern,
Mit euch, statt Freunden, Liebchen und Geschwistern.

Wohl möcht' ich einst mit Zedern euch vertauschen,
Und Tempes säuselnden Platanenchören,
Wohl hört' ich gern des Ostens Palmen rauschen —

Doch sterben möcht' ich unter meinen Föhren,
Den trauten Märchen noch einmal zu lauschen,
Noch einmal meiner Jugend Klang zu hören.

1. Oktober.

Nachmittags spazieren gegangen gegen den Isiswald.

2. Oktober.

Vormittags in meinen Föhren; nachmittags in dem sehr romantischen Waldtal hinter Manshalm. Herrliche Waldszene. Föhrenumgürtete Bergwände, im Schiffe des Tals ein Bach. Ein starkes Unwetter brach los und begeisterte mich zu dem Sonett:

Gewitter im Walde.

Es braust der Forst, die Wetterwolken fliegen,
Der Waldstrom schwillt von wilden Regengüssen,
Gestein und Trümmer stürzen hingerissen,
Und krachend sich die hohen Wipfel biegen.

Die Tiere tief sich in die Klüfte schmiegen —
Wer leitet mich aus diesen Finsternissen?
Doch — bei der Blitze Schein, dem ungewissen,
Seh' ich vor mir die sichre Grotte liegen.

Ich lagre hin in weichem Moose mich.
Sieh', da erscheint die Schönste mir der Schönen
Und neigt zu mir sanft mit Gekose sich.

Und während fernher die Gewitter dröhnen,
Erschließt mein Herz wie eine Rose sich
Und stillt den Sturm mit Lieb' und Liedestönen. —

Nun kann mir die Hölle selbst nichts mehr anhaben: selbst aus Donner und Blitz und Unwetter mache ich ein Sonett.

Aus Regen und Wind in die warme Stube heimgekehrt, verlebte ich einen paradiesischen Abend mit Cousine Suleika. Ich schrieb mein Sonett, das ich im Walde und auf dem Heimwege im Kopfe fertiggebracht, ins reine. Suleika guckte mir über die Achsel und fragte, was ich da schreibe. „Vom Gewitter," versetzte ich, „und, wie du siehst, von der Schönsten der Schönen". — „Wer ist denn die?" fragte sie. Ich schrieb schweigend weiter und nach einer Viertelstunde fragte sie neuerdings: „Nun wer ist denn die?" — Da rückte ich mit allen meinen Sonetten heraus und las sie ihr vor und schwatzte von Poesie und Ruhm, und Unsterblichkeit der Dichterliebchen usf. Es entspann sich ein langes,

langes Geplauder, eine trauliche Idylle, deren Reiz noch vermehrt wurde durch das Geflacker und Geknister des Herdfeuers, bei welchem Cousine Suleika die Abendsuppe kochte.

3. Oktober.

Nachmittags mit Petrarka im Dionysoswalde. Es ist eine rührende Erscheinung: ein großes, reiches Herz, das mit seiner ganzen Liebe, seiner ganzen Poesie, einem einzigen Gegenstande sich hingibt. Seiner Laura weiht Petrarka jede Regung seines Herzens, jeden Klang seiner Leier, ein ganzes Leben lang! — Ich glaube, ich werde mit meiner Liebe, meiner Poesie, mich nie so beschränken können. Ich bete in der Welt des Schönen nicht einen persönlichen Gott an, sondern wo das Göttliche, das Schöne mir erscheint, im Kelch der Blume, im Rauschen der Föhre, im blauen Aug' eines Mädchens — da knie ich hin und bete an — und liebe — und besinge . . . Ich verehre die Frauen als den Auszug, die Quintessenz, den Mikrokosmus des Schönen, aber ich kann nicht umhin, das Ganze noch lieber zu haben als den Auszug. Ich liebe mehr als ich ans Herz drücken, mehr als ich mit Armen umfangen kann. Meine Liebe ist unendlich wie das All, und meine Poesie allumfassend wie meine Liebe.

Alles einzelne sprüht nur Funken der Schönheit und entlockt mir deshalb auch nur Funken der Liebe.

Ist das der Unbestand eines jugendlichen Dichterherzens und werde ich einmal anders lieben?

Der Dionysoswald zeigte sich mir heute in neuem Lichte. Der Himmel war von schweren Regenwolken verhangen, die Umgebung von Nebel verschleiert. Tief in den Wald hing der bewegliche Nebel herein, so daß es schien, als rauchten die Wipfel. Die Äste waren wie bereift und traten unter dem weißen Dunstschleier mit eigentümlichem Ausdruck und in ungewohnter Färbung hervor. Der ganze Wald starr, lautlos, nur der regengeschwellte Waldbach wälzte die trübgelben Fluten heiser murmelnd durch die Öde hin. Ich begab mich eilig auf meinen Dionysosaltar, überließ mich dem wundersamen Eindrucke dieser Waldszenerie, in welcher die zerrissenen Nebelschleier gespenstig zwischen den Bäumen und

Büschen hin und her wallten. Ich dachte an die Geister Ossians.

Ich schweifte dann noch einige Stunden im Gehölze umher, schmale bemooste, wurzelüberwachsene Waldsteige verfolgend. Ein Geräusch drang durch die Waldstille zu mir; ich hielt es für das Geflüster der Thayanixen und gelangte auch bald an den Bach, dessen Lauf verfolgend ich mich am leichtesten aus dem Walde hinaus und nach Schweiggers zurechtzufinden hoffte. Aber die bösen Nixen führten mich immer tiefer in mir unbekannte Waldwildnisse hinein, und ich entdeckte endlich, daß ich nicht dem Thayaflüßchen, sondern einem durch den Regen stark geschwellten Seitenbache desselben gefolgt und weit vom Ziele abgekommen war. Es war die Nacht bereits eingebrochen, als ich heimkam in die trauliche Stube zur Cousine Suleika, die schon mit einiger Angst auf mich gewartet hatte. Ich plauderte wieder eine Ofenidylle mit ihr durch.

Übrigens habe ich auch heute ein Sonett, „Waldeswiderhall", gedichtet, das aber nicht sonderlich gut ausgefallen. Die Nebelwaldszene denke ich auch noch poetisch auszugestalten *).

4. Oktober.

Nachmittags im Aphroditewald. Abends sprachen ich und Suleika sehr ernsthaft von der Liebe, d. h. von der Liebe im allgemeinen. Aber Frauenwesen pflegen das Allgemeine immer ins Besondere, Individuelle herabzuziehen. Suleika sagte: „Mir ist es gleichviel, ob ich häßlich oder garstig bin. Ich habe nun einmal meine Eroberung gemacht. Ich brauche keinem zu gefallen und mir darf keiner gefallen."

5. Oktober.

Nachmittags im Tempel des Ormuzd und Ahriman. An die böse, böse Scheidestunde gedacht, die immer näher und näher rückt. Wenn ich doch etwas wüßte in Wien, worauf ich mich freuen könnte! Ich weiß nichts, als etwa den Anakreon und den Sophokles, die auf meinem Bücherschrank stehen und die ich nun endlich werde übersetzen können. Denn

---

*) Geschah erst viel später in der Hymne: „Waldgang im Herbste" (Sinnen und Minnen).

ich habe an nebligen Vormittagen soviel Griechisch zusammenstudiert, daß ich nun auf Spaziergängen mit mir selber und mit Cousine Suleika an traulichen Abenden einiges auf Hellenisch parlieren kann. In der Tat, die Cousine Suleika ist nicht ohne alles Griechisch; ich habe ihr z. B. das Wort ἔσθει*) eingelernt, dessen sie sich nun bei Tisch ganz fertig gegen mich bedient. Cousine Suleika ist überhaupt sehr gelehrig; sie hat mir z. B. Lieder abgelauscht, die ich in meinem Kämmerlein einsam gesungen.

Es fallen bereits rührende Szenen zwischen ihr und mir vor, als Vorspiele des Abschiedsjammers, d. h. Späße und Neckereien. Sie versprach sich meiner zu erinnern, so oft sie ihren Haubenstock ansehe. Darauf ich: wenn sie eines Haubenstocks bedürfe, um sich meiner zu erinnern, so brauche sie sich nur in den Spiegel zu sehen und könne den hölzernen entbehren. Darauf sie: eben des hölzernen bedürfe sie zu recht lebhafter Erinnerung uff.

6. Oktober.

Ich habe heut wieder nachgedacht, ob es in Wien außer dem Anakreon und dem Sophokles wirklich nichts gebe, worauf ich mich freuen könnte. Es fiel mir doch noch etwas ein. Da ist zum Beispiel mein bescheidener Klimperkasten, will sagen mein Klavier. Ferner die Hofbibliothek. Und ist denn ein gewisses liebliches Schwesternpaar nichts, das ich jeden Sonntag sehe, von mir „die Blume“ und „das Vöglein“ getauft, von der übrigen Welt aber Leopoldine und Amalie Köfferlein geheißen? Ja, ist dies Schwesternpaar nicht beinahe wert, daß man Lilie und Rose und Suleika und Dionysoswald und Charitinnenhain und den Olymp selber samt der Hegelspitze darüber vergißt?

Mittags 11½ Uhr.

Eben komme ich aus der Kirche, wo ich der hochämtlichen Chormusik lauschte. Herrlich war das Offertorium. Gelockt von den Engelstimmen der Klarinette, hob der Diskant der Schullehrerstochter wie das Herz einer Nonne sich himmelan. Wohl schienen die eitelweltlichen Klänge der Violine des jüngeren Schulgehilfen sie zurücklocken zu wollen, aber mah-

*) Iß!

nend und warnend brummte der Baß des älteren Schulgehilfen dazwischen, und schrecklich dröhnte die Orgel ihres Vaters, des alten Schulmeisters, wie die Stimme des Gerichts.

Abends.

Wieder einmal mit der Rose geschäkert. Heute war sie ein allerliebster Schatz und recht freundlich. Man will mich damit necken, daß man sagt, *ὅτι στέργει ἐμέ. ἀλλ' οὐ δύναμαι πείθεσθαι.* Ich weiß recht wohl, woran ich mit ihr bin. Von der Lilie nichts zu sehen und nichts zu hören. Übrigens war ich heute nachmittags in meinen Föhren, dann im Kliowald.

7. Oktober.

Mittags habe ich mich auf des Vetters großer Wage gewogen und mit unsäglichem Vergnügen gefunden, daß mein Gewicht nunmehr auf 98 Pfund gestiegen, während ich bei meiner Ankunft deren bloß 93 gehabt.

Im Jahre 1846 wog ich 85 Pfund
" " 1847 " " 89 "
" " 1848 " " 92 "
" " 1849 " " 92 "
" " 1850 August 93 "
Oktober 98!!!

Cousine Suleika fand sich durch diese meine rapide Gewichtszunahme unendlich geschmeichelt, indem sie dieselbe, gewiß nicht mit Unrecht, den vielen Mohnnudeln, Fleischknödeln, Hasen, gebratenen Hühnern und Tauben zuschrieb, mit welchen sie mich während meines Hierseins genährt hat.

7. Oktober, nachmittags.

Jetzt habe ich etwas auf dem Herzen, was ich nicht so leicht niederschreiben und aus der sprudelnden Sprache der Empfindung in die stammelnde des Wortes übersetzen kann.

Nachmittags vom Olymp heimkehrend, kam ich an dem Hause vorbei, in welchem meine Lilie wohnt. Ich bemerkte im Garten ein Mädchen in blauem Kleide, das ich für die Rose hielt. Als ich näher kam, glaubte ich die Lilie in ihr zu erkennen. Und seltsamerweise mußte ich, noch näher

kommend, neuerdings zweifeln, ob ich die Lilie oder die Rose vor mir habe. Die Statur schien mir höher, das Gesicht sanfter gerötet, zarter, als ich es je bei der Lilie gesehen. Schon hatte ich grüßen wollen, aber ich zauderte, nicht wissend, wie ich mit diesem Wesen daran sei. Es kann ja auch ein ganz fremdes Mädchen sein, dachte ich, und schon wollte ich ohne Gruß vorübergehen. Da blickte sie mich an und grüßte zwar nicht, aber über ihr Antlitz flog ein seltsames Lächeln — das ich weiter mit keinem andern Beiwort entheiligen will — und in ihren Zügen lag ein Ausdruck, wie ich ihn nie und nirgends weder an ihr, noch sonst einem weiblichen Wesen gesehen, und in welchem Liebreiz, Innigkeit und Ernst in wundersamer Weise gemischt erschienen. Das ernste Lächeln des in unbeschreiblicher Lieblichkeit aufblühenden, zarten Angesichts überzeugte mich nun, daß ich keine Fremde, daß ich auch nicht die Rose, daß ich die Lilie selbst vor mir habe. Ich grüßte und ging unendlich verlegen an ihr vorüber; aber ich schäme mich vor ihr dieser Verlegenheit nicht.

Nein, nie habe ich sie geliebt — nein, nie war sie schön — meine Lieder sind Lüge — aber heut war sie schön — heut habe ich sie geliebt!

Ich habe die Lilie nie brennend geliebt, und ich werde sie vielleicht nie brennend lieben — aber einen Moment durchzuckte mich nach dieser Begegnung der Blitz der Liebe mit all seinen Wonnen und all seinen Schmerzen! Ich lief mehr als ich ging in meine Föhren und warf mich unter die Bäume auf den Boden hin.

Vor mir stand das süße, süße Bild, und mein Herz quoll über von wonneseliger Ahnung, gemischt mit einem Gefühle unendlicher Wehmut. Ich drückte das Gesicht tief ins Moos — und — dichtete kein Sonett — nein — was ich tat, das wissen nur die Waldblumen, auf welchen meine Augen lagen.

Nun ist alles vorbei, ich bin wieder idyllisch-selig und kann morgen wieder Sonette an meine Lilie dichten.

O! die sanfte, flüchtige Liebesregung tönt vielleicht unsterblich im Liede, und den einzigen stummen Zeugen höchster Leidenschaft trocknet die Sonne nach wenigen Minuten aus dem Kelch einer stillen Blume weg!

(Ein Sonett, welches das Erlebnis des heutigen Tages wiedergibt, kam erst am 15. März des folgenden Jahres zur Ausführung und dürfte in diese Abschrift des Tagebuches passend einzuschalten sein:)

Begegnung.

Nein, Lüge war's, was ich bis heut gesungen,
Nie liebt' ich sie, nie war sie reizumfangen;
Erst heut ist all ihr Reiz mir aufgegangen,
Erst heut hat sie mein ganzes Herz bezwungen!

Ich fand sie heut — lang war mir's nicht gelungen! —
Und sah sie, ach, unendlich zarter prangen;
Mit süßen Röslein rührten mich die Wangen,
Und tief ist mir ihr Blick ins Herz gedrungen.

Und wie ein Hirsch, des Herz der Pfeil durchschossen,
Sucht' ich den tiefsten Wald, mich auszuklagen,
Von allem Lärm des Tages abgeschlossen.

Wie mir geschehen, kann ich euch nicht sagen;
Die Gräser wissen's, die im Walde sprossen,
Auf denen lange meine Augen lagen.

Kirchberg, 8. Oktober.

Heute machte ich dem Onkel Leopold hier in Kirchberg noch einen Abschiedsbesuch. Ich habe soeben den schönen Schloßgarten durchwandert und die Zypresse, welche von jener am Grabe Napoleons auf St. Helena stammt, wieder besehen.

Nun aber liege ich im Grase an einem gar traulichen Plätzchen im Tiergarten. Dies Plätzchen verdient wohl etwas genauer beschrieben zu werden. Geht man ein paar Schritte vom Eingange in den Tiergarten nicht den geraden Hauptweg fort, sondern verfolgt den Fußpfad zur Rechten durch eine Pflanzung hoher Birken neben einem rauschenden Bache hin, so gelangt man alsbald zu einer Art von griechischem Tempelchen, einer kleinen Rotunde, deren Kuppel von einigen Säulen getragen ist. Dieses Tempelchen umrauschen herrliche Birken und Fichten, und umflüstern die Fluten eines lieblichen Weihers. In den Weiher stürzt sich ein künstlich angelegter Fluß, der durch eine breite Allee ungeheuerer Fichten in Kaskaden herabrauscht und weiter oben in einer

terrassenförmigen Rundung aus drei künstlichen Brunnen seinen Ursprung nimmt. Blickt man von der Rotunde rückwärts über die Gartenmauer, so sieht man ganz nahe ein weißes, nettes Häuschen herüberschimmern. In diesem weißen Häuschen ist jener Poet geboren, der eine Lilie in Sonetten verewigt, der aber leider, just wie die Bourbonen, die da drüben im stolzen Schloß ein Asyl gesucht, kein Glück bei und mit den Lilien hat.

Er selbst besang dies Plätzchen in dem Sonette:

„Meine Wieg' umrauschten schöne Bäume" usw.

Und nun liegt er, derselbe Poet, hier im Grase und zeichnet flüchtige Gedanken auf flüchtige Blätter.

Er schaut in die Wolken und auf das gelbe Laub zu seinen Füßen, und denkt an eine Königstochter, an Luise von Bourbon, die vor sieben Jahren Gefallen fand an den Reimen des dichtenden Knaben und seine Mutter eine glückliche Mutter nannte. Da schwebt sie vor mir — ich sehe sie — o du süßes Königskind, du hast ja eine holde Gestalt und liebe Augen wie meine Lilie! O komm doch einmal her zu mir und laß mich dir recht tief in die Augen schauen, und sage mir, ob ihr auch Herzen habt, ihr Königstöchter?

So weit hatte ich gekritzelt, da versank ich in einen Traum, in welchem mir das Bild der Lilie und das der Königstochter ineinander verschwammen. Der Lilienkelch gestaltete sich zu einem Diadem mit scharfen Rändern, und als ich die holde Gestalt an mich riß, da stieß ich mir die scharfen Spitzen des Diadems ins Herz. Ich glaubte zu verbluten, zu sterben; aber als das heiße Blut verströmt war, da fühlte ich mich wieder froh und leicht und merkte sogar im Traum, daß alles nur ein Traum gewesen.

Ein recht wunderlicher Traum! Denn ein Lilienkelch ist am Ende doch kein Diadem, und die Lilie von Schweiggers ist kein Königskind, sondern die Tochter Genoveva des verstorbenen Ortschirurgen Meister, und die Lilienprinzessin Luise von Bourbon ist Herzogin von Parma geworden und wiegt auf Mutterarmen einen viel kleineren Roberto!

9. Oktober.

Vormittags von Kirchberg wieder nach Schweiggers zurückgekehrt.

Morgen werde ich abreisen.

Ich habe heute Abschied genommen von meinem Olymp und von den olympischen Tagen! Geben die Götter, daß mir doch etwas von der olympischen Stimmung bleibe!

Die Lilie habe ich also vorgestern zum letztenmal gesehen.

Auch von der Rose habe ich Abschied genommen, indem ich sie im Laden des Vetters unzählige Male, in gewohnter Weise, durch Überrumpelung auf Nacken und Wangen küßte. Dabei ging die eben gekaufte Kerze an drei Stellen in die Brüche, so daß der gute Vetter sich veranlaßt sah, dieselbe durch eine neue, unversehrte zu ersetzen. Bei dieser Gelegenheit sah ich, wieweit die feindselige Stimmung gediehen ist, die zwischen der Cousine Suleika und der Rose gegenwärtig herrscht. Suleika erging sich, nachdem die Rose sich entfernt hatte, in bitterbösen Reden über sie; nie habe ich sie so aufgeregt gesehen. Sie mag wohl einen Grund dazu haben.

Von ihr habe ich im Grunde auch schon Abschied genommen. Ich bat sie, da eben ein Blumenstrauß im Wasserglase vor uns stand, um eine Blume zum Andenken. „Gibst du mir eine rote oder eine weiße Rose?" fragte ich. Sie gab mir keine von beiden, sondern eine grüne Reseda.

In Kirchberg, bei Onkel Leopold, der immer gern die Zeitereignisse bespricht, ist mein Blick von den ruhigen Studien und Bestrebungen und den Angelegenheiten des Herzens, die mich hier beschäftigten, wieder ins Weite hinaus und auf den Weltlauf gelenkt worden. Der Kontrast des idyllischen Lebens, das ich seit ein paar Monaten führte, mit den politischen und nationalen Kämpfen des Tages hat allerlei in mir angeregt, was ich durch folgendes Sonett in Kirchberg selbst zum Ausdruck brachte:

Liebesbotschaft.

Ich sog der Liebe Milch aus deinen Brüsten,
Natur, indes ihr, blut'ge Waffen, klirrtet,
Und mit der Liebe Flammenschwert umgürtet,
Geh' ich, mich gegen Haß und Krieg zu rüsten.

Daß alle doch der Liebe Botschaft wüßten,
Mit der mein Herz ihr Waldesstimmen rührtet,
Mit der ihr Bergeslüfte mich umschwirrtet,
Mit der, o Flut, mich deine Tiefen grüßten!

Ich höre Bruderwaffen klirrend tönen,
Ich sehe haß- und mordentbrannte Züge —
Mir ruft ein Gott: Zieh' hin, sie zu versöhnen!

Führ' du, mein Lied, die Liebe denn zum Siege:
Du mußt den Klang der Schwerter überdröhnen,
Ein Grabgesang der Zwietracht und dem Kriege.

Meine Ferien in der Heimat. 1851.

Wien, 20. Juli.

Seit einigen Tagen besteht meine Hauptbeschäftigung darin, die Landkarte des Erzherzogtums Österreich vor mir auszubreiten, den rechten Arm auf den Neusiedlersee jenseits der Grenze, den linken auf die Salzburger Alpen gestützt, die Blicke schweifend von Wien über Heiligenkreuz und Lilienfeld bis zum Ötscher, vom Ötscher zur Donau zurück, von der Donau über Krems nach Schweiggers. Ja, es ist der Ferienreiseplan, der mein Dichten und Trachten jetzt in Anspruch nimmt. Ich gedenke mit Bruckner den Ötscher zu besteigen und ein bißchen in die Welt zu sehen. Die Wanderung wird ganz zu Fuße gemacht; ich freue mich darauf, denn wandernd *schaue* ich, und im Schauen bin ich

„Selig wie der Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält."

Die Ferne sei mein Reich, mein Zepter der Wanderstab. Schließlich raste ich in der Waldheimat.

24. Juli.

Heute hatte ich die letzte Sanskritstunde bei Professor Boller. Ich scheide nicht ohne Rührung aus dem Kollegium, in welchem ich, beinahe möchte ich sagen *trauliche* Stunden verlebte — bildete ich doch beinahe das ganze Kollegium! — in welchem ich vertraut wurde mit den Urlauten menschlicher Rede, und mein Blick zum erstenmal von den Blüten des Westens weg auf die Strahlen des Ostens hingelenkt wurde.

Heiligenkreuz, 26. Juli.

Begriffen in der Erfüllung dessen, was ich gerne als meinen schönsten Erdenberuf betrachten möchte — des Wanderns — sitze ich behaglich in einem Gemache des Stiftes Heiligenkreuz und ruhe von der Pilgerschaft des ersten Tages aus.

Gestern nachmittags fuhr ich in Gesellschaft Bruckners mit der Eisenbahn bis Mödling; von dort traten wir die Fußreise an und durchwanderten die Brühl. Gleich hinter Mödling tat das berühmte Felsental der „Klause" die Riesenpforten vor uns auf. Ungeheure schroffe Kalksteinmassen türmen zu beiden Seiten sich empor, bald kühn sich zuspitzend, bald in gewaltigen Vorsprüngen auslaufend. Föhren wuchern im ragenden Gestein auf schwindelnden Höhen; zartes, aber energisches Pflanzenleben triumphiert über die Steinriesen und trotzt ihnen Raum ab. Die Burg Lichtenstein erscheint rechts auf der Höhe; weiterhin tritt großartig auf einer waldumgürteten Bergkuppe die Krone der Reize dieses Tals hervor: die Burg Mödling. Schönes, rauschendes Gewässer, ohne welches keine Gegend Leben hat, führt der Schwechatbach diesen Bergen zu.

Allmählich nimmt der Waldwuchs überhand, die Wände des Tales legen sich in sanfteren Abhängen auseinander, auf welchen Felder und schöne Gebäude in großer Anzahl sichtbar werden; die ernste Schönheit des Gebirges wird durch das Anmutige der Zutaten mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Künstliche Ruinen machen hier neben den echten sich breit, was nicht zu billigen, da eine künstliche Ruine ohne den Reiz der Erinnerung und einer wirklichen Vergangenheit noch unter den Wert einer Theaterkulisse herabsinkt. Selbst das Malerische, das ein solches Machwerk an sich haben könnte, wird durch das geschmacklos Lügenhafte seiner Scheinexistenz verkümmert. Das wäre vielleicht zuviel gesagt von Ruinen in Parkanlagen, aber noch zu wenig gesagt ist es von künstlichen Ruinen, die man in freier, großartiger Natur neben die echten hinpflanzt.

Als wir aus der Brühl hervortraten und die gewaltigen Berge hinter uns hatten, zeigte sich eine alltägliche Gegend ohne sonderlichen Reiz. Wir kamen über Graden

und über eine waldige Höhe, den Sandriegel, der großen Straße folgend, nach Heiligenkreuz, das ziemlich unansehnlich in einem Talkessel am Sattelbache liegt. Das Nachtlager nahmen wir nach wandernder Studenten Brauch im Stifte. Beim Abendessen sah ich die „Sängerknaben“, und dachte an Raphael Donner, der hier, selbstverständlich auch an mich selber, der ich im Stifte Zwettl diesem edlen musikalischen Berufe oblag.

27. Juli.

Wir besuchten heute morgens unsern ehemaligen Kollegen Zwieauer, der jetzt als Kleriker des Stiftes Zwettl die theologische Schule in Heiligenkreuz besucht. Dieser stellte uns dem Prior vor und erwirkte uns die Erlaubnis, den heutigen Tag noch hier im Stifte zubringen zu dürfen, was uns um so gelegener kam, da das Wetter sich sehr unfreundlich anließ. Zwieauer machte nun für uns den Führer und wies uns alle Merkwürdigkeiten des Stiftes. Ich hatte mich am meisten auf die Schöpfungen der beiden Meister Giuliani und Altomonte gefreut, welche durch ihre Bildwerke diese Räume verherrlicht haben. Der Kreuzgang, der, im Viereck umlaufend, ein Gärtchen einschließt, ist mit Bildern aus dem Leben des heiligen Bernhard, ferner mit zwei Bildhauerarbeiten von der Hand Giulianis geziert. Mich sprachen insbesondere die letzteren an; von einer derselben, die heilige Magdalena vorstellend, wie sie dem Heiland die Füße salbt, konnte ich mich fast gar nicht trennen: es ist eine Gruppe voll Leben und von süß-anmutigem Ausdruck. Ich eilte im Verlaufe des Tages, fast leidenschaftlich angeregt, immer wieder auf einige Momente zu meiner süßen Magdalena zurück, so oft wir in die Nähe des Kreuzgangs kamen.

Im Kreuzgang steht auch ein schönes Wasserbecken, in einer Rotunde, deren Fenster mit uralten Glasmalereien geschmückt sind.

Vom Kreuzgange gelangt man in das „Kapitelhaus“, einen einfachen Saal mit neuen Glasmalereien und dem Grabe Friedrichs II. des Streitbaren, auf welchem ein sehr schlecht gearbeiteter, verstümmelter Ritter liegt. Zwieauer führte uns auch in die Anlagen, welche am Abhange des Berges, unmittelbar hinter dem Stifte vor kurzem gemacht

worden sind. Ganz oben steht ein hübscher runder Turm, von welchem aus man eine schöne, aber beschränkte Aussicht genießt. Gegen 9 Uhr begaben wir uns in die Kirche und besahen dort Werke Giulianis und Altomontes, wie auch die Grabmäler der beiden hier ruhenden Meister. Nach dem Hochamte geleitete uns Zwieauer in das Naturalienkabinett, wo ich viel Interessantes fand; den größten Eindruck aber machte mir eine ägyptische Mumie, die hier grausenhaft aus einer Ecke hervorgrinst. Seltsame Gefühle, urweltliche Schauer, möchte ich sagen, erfaßten mich beim Anblick dieser der Vernichtung abgetrotzten Reste organischen Lebens. Ein tief aufregender Gedanke: diese Knochen, diese Zähne, diese langen Haare, dieser Byssus sind vielleicht 3000 Jahre alt, und doch unversehrt, fast unverändert! Ich blickte lange in die großen, tiefen Augenhöhlen der Mumie, und mir war dabei zumute, als schaute ich von einer schwindelnden Höhe in einen tiefen Abgrund hinab!

Im Gemälde- und Kupferstichkabinett empfing ich keinen Eindruck von besonderer Art. Bei der Mittagstafel im Refektorium hatte ich Gelegenheit, das schöne Gemälde Altomontes, die Speisung der Fünftausend und andere kleinere Wandgemälde zu besichtigen.

Nachmittags gingen wir mit Zwieauer nach Meierling, wo vom Garten des Gasthauses aus eine sehr schöne Aussicht in das Tal sich eröffnet, welches die gegen Baden hinziehenden Höhen bilden. Besonders anziehend ist ein hoher, steiler Felsberg, der zur Linken sich auftürmt. Wir gingen auf einem angenehmen Waldwege über die Spazieranlagen am Sattelbach und den Kreuzweg, der Heiligenstatuen von Giuliani voll gewinnender Anmut aufweist, nach dem Stifte zurück.

28. Juli.

Im Morgengrauen, um 3½ Uhr verließen wir Heiligenkreuz bei anfangs regnichtem, windigem Wetter. Wir kamen durch Alland — schöne Gegend, Bergkessel — und Kroisbach; dann überschritten wir den Hafnerberg, von dessen Höhe sich ein herrlicher Rückblick bot. Rings hohe Berge, Kalkwände und Risse. Rechts: Kloster auf einem Berge. Zur Linken glaubten wir in der Ferne eine goldig leuchtende

Morgenwolke zu sehen, während sonst noch alles im Dunkel lag: es war aber die von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtete Höhe des Schneebergs. Ein unvergeßlicher Anblick. Über die Ortschaft Hafnerberg und eine wilde, pittoreske Höhe gelangten wir um 7 Uhr nach Altenmarkt, am Fuß einer kolossalen Waldbergreihe. Dann über Dornau und Kaumberg zum Araberg, dessen Höhe mit der schönsten Burgruine prangt, die ich bisher gesehen. Die Gegend ist dann eine Weile ohne sonderlichen Reiz; nur der Rückblick auf den Araberg immer außerordentlich imposant. Um 12 Uhr Hainfeld erreicht, wo wir zu Mittag aßen. Dann über Gültenbach, St. Veit und St. Johann. Göttliches Tal am Ufer der Traisen von St. Johann bis Lilienfeld. Während dieser Wanderung trat die Sonnenfinsternis ein, für welche wir uns schon mit rauchgeschwärzten Gläsern versehen hatten. Die Traisen entzückte mich durch ihr kristallklares Gewässer. So stellte ich mir den griechischen Peneus vor.

Um 5 Uhr trafen wir im Stifte Lilienfeld ein, besahen den Park von innen, das Wohnhaus des Dichters Castelli von außen und anderes. Bruckner fühlte sich sehr unwohl und ganz appetitlos; er zog deshalb vor, sein Nachtquartier im Gasthause zu nehmen, während ich mich zu den geistlichen Herren ins Stift verfügte. Ich wurde vom Prior sehr menschenfreundlich aufgenommen, und nach dem Abendessen führte mich ein äußerst gemütlicher und gesprächiger Geistlicher Arm in Arm in ein komfortables Schlafgemach. Très bien! Aber ganz gut lief die Sache doch nicht ab; denn ich hatte mich kaum zu Bette gelegt, so wurde ich von einem Schüttelfroste befallen. Ich schlief jedoch ein und damit war es abgetan. Es scheint, daß das ungemein erfrischende, aber eiskalte Gebirgswasser, dem ich nach der Ermüdung und Erhitzung des Tages begierig zusprach, diese Unordnung in meinem Gefäßsystem hervorrief.

29. Juli.

Nachdem ich Bruckner bei den „Drei Lilien“ abgeholt, brachen wir um 6 Uhr morgens auf. Auf der Tagesordnung stand die Besteigung des Ötscher. Aber Bruckner fühlte sich noch nicht völlig hergestellt: das erregte Bedenken. Überdies war es empfindlich kalt, und, was das Schlimmste,

ein dichter Nebel breitete sich weithin über die Gegend. Nach langer Überlegung fügten wir uns der Notwendigkeit, das winkende Ziel, das unsere Phantasie so lange schon zum voraus beschäftigt hatte, links liegen zu lassen und die Richtung nordwärts gegen St. Pölten einzuschlagen. Über St. Johann, Rothnau und Klafterbrunn kamen wir um 10 Uhr nach Wilhelmsburg. Zu Mittag gegessen beim „schwarzen Mann". Schöne Wirtstochter — ein sumadevhâ, wie der alte Indier sagt. Um 1½ Uhr ließen wir Wilhelmsburg und die sumadevhâ und die schöne Traisen hinter uns, neben welcher bisher unser Weg sich hingezogen, in herrlichen Bergwaldgegenden, wo, namentlich an der Wehr außerhalb Klafterbrunn, die Rückblicke auf das Gebirge sich höchst malerisch gestalteten. Von 3¾ bis 5½ Uhr weilten wir in den Mauern St. Pöltens, besichtigten die Kirche und den Domherrnhof und nahmen dann unsern Weg über einen Berg, an dessen schattigen Abhang sich traulich Viehofen lehnt, mit einem Schlosse. Herrlicher Rückblick von der Höhe des Berges auf St. Pölten, das Steinfeld und die im weiten Kreise umhergelagerten Bergriesen, über welche großartig aufragend der Ötscher herüberwinkte. Es gab uns einen Stich ins Herz bei dem Anblick!

Um 6½ Uhr traten wir zu Kleinheim in das erste Gasthaus links und fanden hier eine paradiesische Schenkin. Griechisch edler Gesichtsschnitt, wundersame Weiße der Haut. Drei Handwerksburschen hatten wir zu Tischnachbarn, von welchen einer ein sehr humoristischer Kauz war. Als wir merkten, daß er satirische Seitenblicke auf das Wasser warf, das wir statt des schlechten, sauren Weins zum Abendessen tranken, boten wir ihm ein Glas davon an und verlangten, er solle uns Bescheid tun. „Das da," rief er, „das mag ich nicht einmal in den Stiefeln haben, geschweige im Magen!" Dann begann er sich über ein fremdes Pilgerpaar, einen Pilger und eine Pilgerin, auszulassen, mit welchen er und seine Genossen auf der Straße zusammengetroffen waren. „Saubere fromme Pilgerschaft!" rief er. „Herumziehen in Klöstern und Pfarrhöfen und dabei gut essen und trinken! Und just Pilger und Pilgerin! Sapperment, ich werde Pilger und suche mir auch so eine Pilgerin wie die! Auf dem Wagen ist sie gesessen, ganz schwarz angezogen, sogar der Hut war

schwarz, und der Unterrock und alles; und er hat mit dem Esel, der das Fuhrwerk zog, auf Italienisch geflucht, was das Zeug hielt, und dann haben die beiden wieder zu beten angefangen, daß der Staub aufging! Ha, ha, ha! Gelacht haben wir bei dem Anblick, daß uns die Rippen krachten!" — In diesem Tone ging es fort, und so fehlte uns neben der stillen Augenweide des Anblicks der paradiesischen Schenkin auch die lustigste Unterhaltung den ganzen Abend über nicht.

30. Juli.

Früh 4½ Uhr verließen wir Kleinheim und nahmen erst in Stazendorf einen Morgenimbiß. Der Ötscher tritt von da an zurück; wir waren beinahe froh, seines aufdringlichen, vorwurfsvollen Herüberwinkens nun endlich ledig zu sein. Wir wanderten eine Zeitlang durch flaches Land, dann ging es bergan auf schattenlosem Wege, bis Göttweih, dann über Meidling und Furt nach Mautern. Hier schrumpfen die Bergriesen zu Rebenhügeln am Donauufer ein.

Um 9½ Uhr waren wir in Stein an der Donau. Granitmassen ziehen von hier längs des Stromes sich türmend zu beiden Seiten hin. Die Pietät für die historische Erinnerung, daß in der Burgruine oberhalb des Städtleins Dürnstein Richard Löwenherz gefangen gesessen, hinderte uns nicht, Dürnstein ein elendes Nest zu nennen und zu verwünschen, denn diese sogenannte „Stadt" ist armseliger als jedes Dorf, und die Art von Gasthaus, die wir nach langem Suchen in dem romantischen aber öden Felsenneste ausfindig machten, hatte uns nicht einmal ein Mittagessen zu bieten, so daß wir zornig und hungrig in der Mittagshitze fürbaß zogen. Erst Weißkirchen hatte einen warmen Löffel Suppe für uns. Hier rasteten wir und setzten erst spät unsere Wanderung nordwärts fort. Wir genossen von der Höhe den herrlichen Rückblick auf die Donau, die Donauberge und weiterhin die Alpen. Fern im Süden tauchte noch einmal des Ötschers in Abendnebeln verschleiertes Bild empor. Fahr' wohl, du Riese im Süden! Wir haben dich zwar, wie Moses das gelobte Land, nur von ferne gesehen, aber wir haben ein halbes Jahr lang von deiner Besteigung gesprochen und uns auf dich gefreut! Das ist doch auch etwas.

Zu Himberg langten wir um 8 Uhr an, zogen aber

bei wetterleuchtendem Nachthimmel noch 1/2 Stunde weiter fort bis Kottes, wo unter ergötzlicher Entfaltung ländlicher Wirtshauskomik uns ein Nachtlager bereitet wurde.

31. Juli.

Nachdem früh morgens auch die ländliche Frühstückskomik zu ihrem Rechte gekommen, wanderten wir über Kottesschlag, Heinrichs und Sallingberg bis Grafenschlag, dem Heimatorte Bruckners, dem Wohnsitze seiner Eltern.

1. August.

Mittags setzte ich meinen Weg solo nach Schweiggers fort.

Schweiggers, 2. August.

Schweiggers steht auf seinem alten Platz, der Vetter Koppensteiner und Cousine Suleika leben und befinden sich wohl, die Wälder grünen und rauschen, die Thayanixen flüstern wie zuvor — nur eines fehlt: es gibt hier keine „Lilie" mehr. Sie ist fort. Sie ist in Wien.

Nach dem Tode ihres Vaters, des Ortschirurgen, hatte die Witwe einen sogenannten „Provisor" aufgenommen, und da sie selbst für eine Heirat nicht mehr in Betracht kam, so hatte der Provisor die angenehme — und doch auch wieder unangenehme — Wahl zwischen den beiden Töchtern, zwischen der Lilie und der Rose. Nach langer Überlegung entschied er sich für die Rose, vielleicht weil sie die gutmütigere ist — die Lilienkelchspitzen sind bekanntlich etwas scharf. Nun schnürte die Lilie ihr Bündel und sucht ihr Glück in Wien.

Die Binderin, auch eine Cousine von mir, hat neulich mit der Mutter der Lilie gesprochen und diese hat ihr gesagt, die Lilie sei jetzt ganz anders als vorher, viel gesetzter und gescheiter und habe das frühere laute Lachen ganz verlernt.

3. August.

Zu meiner freudigen Verwunderung gewahre ich, daß ich nach der unfreiwilligen Pause, die ich während meiner Reise im Sanskritstudium gemacht, mehr Sanskrit verstehe als

vorher. Das Übersetzen geht rascher und leichter vonstatten, und die Grammatik haftet mir besser im Gedächtnis, als vor einigen Wochen. Eine solche nicht allzulange Pause scheint uns also jene Frische des Geistes und dem Gegenstande jenen Reiz der Neuheit zurückzugeben, der bei der ununterbrochenen Beschäftigung mit einem Gegenstande unmerklich verloren geht. Ich habe eine ähnliche Erfahrung auch schon beim Klavierspiel gemacht. Nach Verlauf der zwei Monate, die ich jährlich auf dem Lande zubringe, entfernt von meinem Klavier, kehre ich nicht bloß mit gesteigerter Lust dazu zurück, sondern glaube auch in der Fertigkeit und Sicherheit fortgeschritten zu sein.

8. August.

Auf den Höhen von Jagenbach herumgeschweift. Mein Studium ist jetzt Sophokles in der Ursprache, dazu Physik und Chemie. Ich stelle auch kleine chemische Versuche an. Den Abend bringe ich meist in „meinen Föhren" (dem „Piscortinum") zu, auf und nieder wandelnd, sinnend, dichtend, wohl auch mit Tannenzapfen Ball spielend, und sonstige Leibesübungen betreibend, bis die Sonne hinter der „Burg Sion" hinabgesunken ist.

12. August.

Ich weiß nicht, wie es kommt, und was es bedeuten soll, daß ich gegenwärtig, durch die Wälder schweifend, immer unwillkürlich Melodien erfinde und vor mich hinsumme und zu dieser Art von Musikdichtung jetzt fast mehr aufgelegt bin als zum Versemachen. Übrigens zeigt sich mir die Tonmuse auf dem Lande auch insofern immer günstiger, als meine Stimme sich kräftigt und ich damit zu höheren Noten hinaufreiche als in der Stadt. Hätte ich doch wenigstens meine Gitarre hier, um von Polyhymnias flüchtiger Gunst einigen Vorteil zu ziehen!

Es ist doch schön, auf einsamen Waldstellen, im Moose liegend, wenn auch von den Föhren noch so eng umsäumt, doch immer das unendliche Blau des Himmels über sich zu haben, wohin der Blick emporsteigen und sich im Grenzlosen verlieren kann. Was wäre die Welt, was wären alle

Blumen der grünen Erde, fehlte es an diesem immer und überall möglichen Ausblick ins Unendliche?

13. August.

Die Leute haben noch immer die schlechte Gewohnheit, mich zu fragen, „was ich werde“. Nun, ein Mensch will ich werden! Aber das kann ich den Neugierigen nicht so kurzweg sagen; sie würden es für Scherz halten, oder für Spott! In der Verlegenheit pflege ich zu sagen, ich wolle Astronom oder Philolog oder Dichter oder sonst etwas werden. Tatsächlich aber will ich nichts von alledem so eigentlich „werden“. Freiwillig werde ich mich nie in dieser Weise selbst beschränken. Es wird sich ja zeigen, was ich bin. Kann denn der Mensch etwas anderes werden, als er ist?

15. August.

I.

Wieder nun in meinen Reichen,
Berg' und Wald und dunkler Tale Schlund,
Grüß' ich meine Föhren, Eichen,
Meinen Felsenthron im Waldesgrund.

Springen, Nixen, eure Bronnen?
Weht der Elfen Chor vom Felsenast?
Habt, Dryaden, ihr umsponnen
Mir mit Moos die Stätten meiner Rast?

Habt ihr meine goldne Laute
Treu gehütet in der Felsenkluft?
Gebt zurück die anvertraute,
Hell von Klängen beb' aufs neu' die Luft!

II.

Meine Rosen blühen wieder,
Meine Sterne gehen wieder auf.
Wieder steigt der Quell der Lieder,
Schönes Leben neu beginnt den Lauf.

Lange wund von argen Pfeilen
War mein Herz, zum Tode krank und wund;
Bergeslüfte nun es heilen,
Waldeselfen machen es gesund.

Wieder steigt der Quell der Lieder,
Schönes Leben neu beginnt den Lauf;
Meine Rosen blühen wieder,
Meine Sterne gehen wieder auf.

Diese Verse schrieb ich heute. Auch erweckte abends eine Lilie, welche in dem, vor den Fenstern des von mir bewohnten Hinterstübchens liegenden Gärtchen prangt, in mir folgende

Erinnerung an meine Lilie.

Da schwankt die weiße Lilie
Im Mondlicht hin und her;
Die hohe süße Lilie,
Sie macht das Herz mir schwer.

Was mag es wohl bedeuten?
Wenn ich die Lilje seh',
Mahnt mich's verklungner Zeiten,
Beschleicht mich altes Weh'.

Ein Liljenpaar von Wangen
Kommt mir dabei in Sinn;
Es bringt dies weiße Prangen
Mir Leid von Anbeginn.

20. August.

Wenn auch der Anblick der Lilien, besonders bei Mondschein, mir trübe Gedanken weckt, so sehe ich doch bei fröhlichem Tageslichte von meinem Hinterstübchen gerne hinaus auf den hochstämmigen Blütenflor; die prachtvollen Blüten türkischen Mohns, die in allen Schattierungen des Rot prangenden Nelkenbüsche und die süßen duftigen Rosen im Gärtchen. Je länger ich die Blumen betrachte, desto klarer wird es mir, daß Gott nicht der Vater, sondern der Bräutigam der Welt ist. Schreibt er ihr nicht auf Blumenblättern die duftigsten Liebesbriefe? Hätte er bloß väterlich für sie zu sorgen, so würde er sich damit begnügen, das Korn im Felde reifen zu lassen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt diese Liebesbriefe verstehen lernt und sich mit bräutlichem Entzücken an die Brust desjenigen wirft, den sie bisher als ihren Vater mehr gefürchtet als geliebt. Dann werden sie ganz ein Herz und eine Seele sein, sie werden

erkennen, daß sie eigentlich eins und nur um der Liebe willen zwei sind. Das Kind dieser höchsten Ehe aber wird die Schönheit sein.

25. August.

„Sei würdig dieser grünen Zweige,
Des Blumendufts, der Einsamkeit!“

Diese Worte meines alten Lieblingsdichters Johann Mayrhofer kamen mir heute recht lebhaft in den Sinn, als ich in einer engen, dunklen Waldschlucht am Rande des Bachs auf einem bemoosten Felsblocke, meinen Gedanken überlassen, lag. Würdig sein der Gesellschaft, des Umgangs, den man pflegt, das ist fast selbstverständliche Regel; man muß sich seiner Genossenschaft verähnlichen, oder wird von ihr ausgestoßen. Sollte nicht auch der Verkehr mit der Natur gewisse Anforderungen an uns stellen? Sollten wir ohne Mißmut, ohne Unzufriedenheit mit uns selbst unvollkommen und ungeregelt zu erscheinen vermögen, wo, seine ewigen Normen schön und selig erfüllend, ein bedeutendes Naturleben uns umgibt? Sollten wir gerne häßlich sein unter soviel Schönem? Sollte, wo soviel Göttliches ausgestrahlt wird, nichts davon auf uns übergehen? Es geschieht gewiß, wenn wir uns dessen auch nicht immer bewußt sind. Denn wie die Potenzen der natürlichen Welt, Wärme, Elektrizität u. dgl., nach Ausstrahlung, Mitteilung, Gleichgewicht streben, so will sich gewiß auch das Schöne, das Göttliche in der äußeren Natur mit dem, was in unserer geistigen und seelischen Natur ist, ins Gleichgewicht setzen.

26. August.

Das Sonett „Ermüde nicht“ geschrieben. („Sinnen und Minnen“ S. 143.) Auch entstand in diesen Tagen das kleine Gedicht „Elfenrede“:

Was legst du an Waldespforten
Dein lüstern lauschendes Ohr? usw.

(Später in „Venus im Exil“ eingeflochten).

28. August.

„Selbstbekenntnisse“ sind eine löbliche Sache, besonders wenn man sie sich selbst macht. Ich lege daher in dieser kleinen Chronik auch ein Selbstbekenntnis nieder, zu dem ich heute veranlaßt bin: Ich habe noch immer nicht gelernt, mich selbst zu beherrschen. Sich selbst beherrschen! Es hieße die Welt beherrschen, wie sich selbst erkennen die Welt erkennen hieße. Ja, sich selbst beherrschen und sich selbst erkennen — das wäre erst die Verwirklichung des wahren Ich, des wahren Seins. Jenseits dieses zu erstrebenden Doppelziels würde der Sterbliche aufhören und der Gott beginnen.

29. August.

Soeben erfahre ich, daß der Kaiser die Minister und den Reichsrat unter seine alleinige Verantwortlichkeit gestellt hat und die gänzliche Aufhebung der Verfassung vom 4. März in Aussicht steht, die man an die Stelle der ursprünglichen, vom Reichstag beratenen gesetzt hat. Immerhin! Werft auch den Strohmann, der nach dem Tode der Freiheit den trauernden Hinterbliebenen als Scheinersatz zur Schau gestellt wurde, in die Rumpelkammer! — Die Freiheit von 1848 ist wie mein blauer akademischer Legionsrock vom selben Jahre: zerrissen und verschlissen hängt er im Schrank, die Ärmel sind an den Ellbogen durchlöchert, die Knöpfe baumeln locker oder fehlen, die Knopflöcher sind ausgerissen usf. Mögen ihn nun vollends die Schaben fressen!

31. August.

Nachmittags im Euphrosynehain gewesen und Haselnußernte gehalten, die quantitativ und qualitativ sehr ergiebig war. Besonders große „Böcke“, darunter ein neunfacher, den ich der Mutter nach Wien mitbringen werde.

2. September.

Seliges Genügen ist's, durch pfadlose Wälder schweifen, oder, in wilder Waldschlucht am Rande des Gießbachs liegend, der über bemooste Gesteinstrümmer tanzt, zu ruhen. Seliges Genügen ist es auch, in geselligem Kreise, wo Aphro-

dite und Dionysos den Reigen führen, sich freudeberauscht zu bewegen. Verhaßt aber bleibt Philistergesellschaft, und Straßenstaub, und wirres Menschengedränge, und die Pein, eine endlose Zeit lang seichte Schwätzer anhören zu müssen.

4. September.

Nach Kirchberg zu Onkel Leopold gegangen und Besitz ergriffen vom reizenden Dachstübchen, das noch traulicher ist als mein Hinterstübchen zu Schweiggers.

Kirchberg, 5. September.

Vormittags in den Wäldern herumgeschweift und viele schöne Steine gefunden. Es ist mir auf meinen Wanderungen schon sehr verdrießlich, daß ich in der Naturgeschichte noch so wenig bewandert bin. Ich freue mich sehr auf die Zeit, wenn ich nach Abschluß meiner laufenden Studien meine Neugier auch in diesem Punkte werde befriedigen können. Vorderhand bin ich darauf angewiesen, mit den Blumen und Steinen bloß zu *spielen* — wie ein Kind.

Beim Nachhausekommen habe ich mir von des Onkels kleinem Zieh- und Nährsohn Ludwig im Garten die verschiedenen Blumen und Kräuter nennen lassen, die ich nicht kannte, und machte so wenigstens die Bekanntschaft des Majorans, des Salbeis, des Lavendels, des Ysops, des Wermuts, der Krauseminze und anderer.

Die Nachtviolen sind mir für immer geheimnisvoll-lieb und wert geworden durch Mayrhofers Nachtviolenlied:

Nachtviolen! Nachtviolen!
Dunkle Augen, seelenvolle!
Selig ist es, sich vertiefen
In das samtne Blau! usw.

Der kleine Ludwig ist ein außerordentlich begabter Knabe, voll von Anlagen, wie sie sich in einem achtjährigen Knaben wohl selten in solcher Frühreife zusammenfinden dürften. Er hat bei mir Sanskritschrift und Stenographisches gesehen und soviel lebendige Neugier dafür verraten, daß ich mich veranlaßt fand, ihm die beiderseitigen Alphabete aufzuschreiben und zu erklären. Er begann sogleich mit Eifer und Erfolg

die wunderlichen Zeichen nachzubilden. Seine Sanskritbuchstaben fielen prächtig aus. Ich fand ihn heute in einem Drama von Schiller lesend und forderte ihn auf, mir eine Stelle daraus zu deklamieren. Es war die „Jungfrau von Orleans", die er vor sich hatte. Er begann also eine Stelle daraus laut zu lesen und tat dies mit gewaltigem, dabei aber gar nicht übel angebrachtem Pathos, mit einem Ausdruck, überraschend wahr und ganz dem Leben abgelauscht. Nun kam aber die Stelle, wo es heißt: „Komm herein, du Chatel! Meister Ludwig, der von französischer Aussprache nicht die entfernteste Idee hatte, tat sein Bestes und rief mit gebieterischem Nachdruck:

„Komm herein, du Kathl!"

Ich brach in ein helles Gelächter aus, in welches der Knabe zuletzt selbst mit einstimmte.

Hierauf stellten wir ein Scheibenschießen an mit einer Windbüchse, welches Schießwerkzeug ich nie zuvor in die Hand bekam. Mein erster Schuß ging — durchs Küchenfenster, alle folgenden aber ins Schwarze.

Schweiggers, 7. September.

Heute ist hier „Kirchtag". Gleich nach Mittag stellten die Musizi auf dem Platze vor dem Büschingerschen Gasthause sich auf und legten los mit einigen heiteren Tonstücklein. O diese naiven Klänge einer Dorfmusik! Die pure, helle Lustigkeit spricht aus ihnen und doch zerreißen sie mir das Herz. Ich habe mich aufgemacht und bin spazieren gegangen, aber das drollig-herzrührende Gequieke und Gefiedel verfolgte mich über alle Felder und Hügel hinaus.

Eine hübsche Fremde in schwarzem Anzug habe ich auch schon bemerkt, eine Schremserin, wie man mir sagte, Tochter eines Kürschners, die über Nacht hier bleiben wird, und deren Bekanntschaft ich beim Tanze in Büschingers Gasthaus zu machen gedenke. Sie gefällt mir; werde ja sehen, ob sie ein Engel oder eine Gans ist. Aber ist nicht jedes junge Mädchen beides zusammen?

8. September.

Der Kirchtag ist vorüber. Ich ergreife den Pinsel, oder richtiger den Griffel, oder noch richtiger die Feder, um zu

schildern, was ich erlebte. „Heil Mus'! et cetera." — Bei meiner Rückkehr vom fluchtartigen Spaziergange fand ich das musikalische Unheil auf einen bedenklichen Grad gestiegen. Die nunmehr aus allen Wirtsstuben des Orts erbrausenden Ländler, Walzer und Polkas vereinigten sich zu allem eher als zu einem harmonischen Ganzen. Die wie im Wettkampf ringenden Tonmassen beleidigten das Ohr, sprachen aber das Gemüt an durch den gemeinsamen Grundton sprudelnder Lustigkeit, der sie durchwaltete, sie zu einer Art Einheit und Harmonie verwob, aus welcher man die einzelnen falschen Töne nicht mehr heraushörte.

Die sanfte Helene von Schrems, die Heldin meines Kirchtags-Tanzvergnügens vom vorigen Jahre, war auch schon angekommen; auch eine Frau H. aus Schrems hatte vorläufig bei Vetter Koppensteiner zu Besuch sich eingefunden, die mich durch die Bemerkung in Verlegenheit setzte, daß doch „alle Studenten so schön gewachsen seien."

Gegen 8 Uhr verfügten wir — d. h. Vetter Koppensteiner, Cousine Suleika, ich usw. — uns in Büschingers Tanzlokalitäten. Großer Drang und Ellbogenkampf am Eingang! Vor uns kreist ein undurchdringlicher Wirbel von Tönen und Menschen! Mit der Zeit aber findet sich auch Raum. — Nun, Satyr, der du mein Tintenfaß umgaukelst, entweich, sonst ergeht es dir wie dem Teufel bei Luther! Von jetzt an muß die Sache ernsthafter behandelt werden. Ich hatte es vor allem auf die schwarze Schöne von Schrems, die Kürschnerstochter, abgesehen. Ich dachte von ihr bemerkt zu werden und wollte sie aus Koketterie ein wenig warten und schmachten lassen, bevor ich sie zum Tanz aufforderte. Sie nahm aber — etwa in derselben Absicht? — gar keine Notiz von mir. Das ärgerte mich sehr. Auch sonst machte ich kein Glück. Das versetzte mich in eine äußerst melancholische Stimmung, und als nun gar die schöne Helene von Schrems auf meine Frage: „Haben Sie mir schon verziehen, daß ich Sie voriges Jahr halb zu Tode getanzt?" die dumme Antwort gab: „So? Davon weiß ich gar nichts mehr?" Da bebte ich scheu und verletzt wie die Sensitive zurück. Ich fürchtete, die Nacht werde eine langweilige, peinliche für mich werden. Damit nun dieselbe später in der Erinnerung das Interesse der Sonderbarkeit für mich habe,

faßte ich den Entschluß, gar nicht zu tanzen. Diesen Entschluß machte jedoch nach einiger Zeit ein aufmunternder Blick aus den hübschen Augen der Tochter des Wirts, der Büschinger Lisi, zuschanden. Ich sah das Vergehen der schönen Helena mit milderen Augen an, und ich stürzte mich mit ihr in den Wirbel einer brausenden Polka. „Sie habe ich ja heute noch gar nicht tanzen sehen!“ sagte sie. Dieser verbindliche Beweis von Aufmerksamkeit versöhnte mich vollends. Ich tanzte nun oft mit ihr; ich tanzte auch mit vielen andern, ich tanzte mit der Maurer Pepi, ich tanzte mit der hübschen Büschinger Lisi, ich tanzte mit der schönen Baumgärtnerin (einer jungen Bauersfrau aus der Umgebung von Kirchberg), ich tanzte mit allen — nur nicht mit der schönen Schwarzen von Schrems. Dabei spähte ich aber immer heimlich nach dieser aus, um aus ihren Mienen zu erkunden, ob sie sich ärgere. In der Tat merkte ich, daß sie, als ich den Paris der schönen Helena spielte und meinem Gespräche mit ihr den Anschein eines Liebesgeflüsters gab, aufmerksam auf uns war und einmal sogar, an uns vorbeigehend, meine Helena mit festen Blicken musterte.

Für diese kam nun aber die Zeit, fortzugehen. Ich bedauerte dies sehr und sie, wie es schien, desgleichen, denn als sie mir die Notwendigkeit des Fortgehens enthüllt und wir einander zum Scheiden gerüstet eine Weile stumm gegenüberstanden, da flüsterte sie mit warmer Empfindung die Worte: „Wenn sie nur noch schnell einen aufspielen möchten!“

Und dies Stoßgebet — es blieb nicht unerhört. Einer Polka brausende Töne erklangen, und wir folgten den lockenden. Als sie verstummten, schieden wir mit folgendem kleinen Zwiegespräch:

Sie begann: „Es ist vielleicht das letztemal, daß wir mitsammen tanzen!“

„Wie das? Ich komme auch künftiges Jahr nach Schweiggers, und Sie wohl auch?“

„Ich *nicht*. Ich ziehe fort von Schrems.“

„Vielleicht nach Wien?“

„Ja, zu einer Verwandten von mir.“

„Wirklich? Nun, da haben wir einander ja näher als bisher und es ist leicht möglich, daß wir noch eine Polka zusammen tanzen.“

„Das würde mich sehr freuen. Leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen!"

Es war längst Mitternacht vorbei. Ich saß eine lange Zeit für mich allein und versank in Träumereien. Ich dachte an den „letzten Reigen", den ich voriges Jahr mit der Lilie getanzt, und den ich leider zwar nicht in meinem Tagebuche beschrieben, aber in einem Sonette besungen habe. Um die Erinnerung an diesen letzten Reigen zu dämpfen, zu betäuben, hätte ich wieder einen solchen tollen letzten Reigen vor dem Fortgehen tanzen mögen. Aber mit wem? Die Lilie — ach, so fern! — Ihre Schwester, die Rose — jene Rose, die ich voriges Jahr so oft im Laden des Vetters über zehn krachenden Nußschalen hinweg von hinten überrascht und auf Nacken und Wange geküßt — die Rose war da, aber als Braut — als Braut des Herrn Chirurgen Weißbrot. Hole der Kuckuck die Bräute anderer Leute — es ist nichts mit ihnen anzufangen. In der Verzweiflung kam mir der tolle Gedanke: wie, wenn du den wilden Schlußreigen tanztest mit der schwarzen Schönen von Schrems? — Aber mit dieser zu tanzen habe ich ja verschworen — habe geschworen, mich an ihr zu rächen, sie zu strafen für den Übermut, mit welchem sie sich erkeckt hat, einen aus Wien anwesenden Studenten gar nicht zu bemerken! Aber ließe sich nicht am Ende der Tanz und die Rache vereinigen? Könnte ich mich nicht eben dadurch am gründlichsten an ihr rächen, daß ich mit ihr tanzte, tanzte, tanzte, bis keine Faser von ihr mehr zusammenhielte, bis sie, in ihre Atome aufgelöst, in meinen Händen zerflatterte und zerstäubte?

Der Gedanke erfüllte mich mit einer Art grausamer Wollust. Ich schritt auf sie zu.

„Fräulein," sagte ich, „mit Ihnen habe ich noch gar nicht getanzt!" — Sie lächelte sehr fein, so fein, als ob sie sagen wollte: „So ist's; aber warum denn eigentlich, du Tropf?"

Na, warte!

Ich faßte sie, ohne weiter ein Wort zu sagen, und riß sie fort, stürmte hin, raste, daß mir selber schwindelte. Kein Korybant auf dem Tmolus kann ärger gerast haben — selbst der tote Wilhelm in Bürgers „Lenore" kann die Entführte auf seinem gespenstigen Rosse nicht ungestümer und rast-

loser mit sich fortgerissen haben, als ich die schöne Tochter des Kürschners von Schrems mit mir fortriß. Jeden Augenblick war ich eines Hilferufes von ihr, oder der Auflösung in ihre Atome gewärtig, und da sie dazu doch noch keine Miene machte, so warf ich ihr mitten im Rasetanz mit giftigem Hohn die Worte zu: „Sind Sie etwa schon müde, mein Fräulein? Wünschen Sie etwa auszuruhen?“ — „O nein!“ versetzte sie kurzatmig, aber unbefangen, „wenn ich Ihnen anders nicht zu schlecht tanze!“

Ich stürmte weiter, und als die Musik verstummte, da stand sie zwar mit hochwogendem Busen und krebsrot erglühtem Gesicht, im übrigen aber komplett und nett und unversehrt vor mir und lächelte freundlich.

Auch gut. Mein Hauptzweck war erreicht. Ich hatte mich ausgetobt. Ich verabschiedete mich mit zwei Worten von der Schwarzen und schickte mich an, den Tanzort zu verlassen. Bevor ich die Türe erreichte, sah ich die kleine Schwester der Schwarzen auf einem Stuhle in einem Winkel eingeschlummert. Da ein großes Gedräng im Raum herrschte, dachte ich, daß die Schwarze ihr Schwesterlein vermissen und vielleicht lange suchen könnte. Ich hielt es also für meine Pflicht, sie von meiner Entdeckung zu unterrichten, um so mehr, da das Kind eben wegen des langen tollen Tanzes mit mir von ihrer Seite gekommen und gleichsam verloren gegangen war. Ich kehrte zurück und sagte ihr: „Ihr kleines Schwesterchen ist dort drüben auf einem Sessel eingeschlafen!“ — „Ich danke, ich danke!“ antwortet sie und eilt nach der angedeuteten Stelle hin. In diesem Moment läuft ihr aber das Kind schon munter entgegen. „Sie scheint (!!!) indessen wach geworden zu sein!“ bemerke ich — und im Augenblick wird mir auch die entsetzliche Albernheit dieser Bemerkung klar. Sie aber nimmt mit edlem Wohlwollen ihren Teil von dieser Albernheit auf sich, und antwortet verlegen-höflich, ernsthaft, ohne den leisesten Anhauch von Ironie: „W a h r s c h e i n l i c h!“

Es ist nicht zu beschreiben, wie mich dieses Zartgefühl, diese schonende Nachsicht dem Mädchen näher brachte. Ich war sofort überzeugt, daß sie mehr Engel als Gans sei; aber jetzt war es auch 4 Uhr morgens und die Leute verloren sich. O Schwarze, warum fanden wir uns so spät!

Früh 6 Uhr war ich schon wieder auf den Beinen und ging spazieren bis Waltersschlag, eine Stunde weit. Schöne Gegend, weite Umsicht, gleichsam die vereinten Gesichtskreise von Schrems und Schweiggers. Ich blickte lange nach Schrems hinüber, und gedachte zweier Mädchen, die dort weilen, und die heute vielleicht auch ein bißchen an mich denken. Es fragt sich nur, was sie denken? Die Schwarze wird denken: „Seltsamer! Erst vernachlässigt er mich die ganze Nacht durch auffallend, und bevor er geht, tanzt er mit mir wie rasend! Schließlich spricht er dummes Zeug!" Wollte mich an ihr rächen — und habe mich nur „kompromittiert". Aber es tut nichts. Es war doch auch schön, und ich befand mich den ganzen Tag über in köstlicher Stimmung, wie immer, wenn ich mich tanzend tüchtig ausgetobt.

9. September.

Schon öfter hatte man mir vom hiesigen Färber erzählt: daß er ein närrischer Kauz sei und über Religion und Priester Schimpfreden im Munde führe; ferner daß er geäußert, ich müsse, dem äußeren Ansehen nach, ein „sehr gescheiter Mensch" sein, weshalb er gerne einmal sich mit mir in einen Diskurs einlassen möchte. Zufällig kam er heute in den Laden des Vetters, um einen Kessel zu kaufen, als ich eben auch darin war. Der Vetter bot ihm einen Stuhl an und brachte, weil er sich von den Reden des Färbers und seinem Gespräch mit mir einen guten Spaß versprach, ein politisch-religiöses Thema aufs Tapet. Der Färber tat einige kernige Aussprüche, verständig und gemütvoll, und geriet schließlich in so begeisterten Eifer, daß er den sämtlichen Anwesenden ernstliche Zustimmung und mir ein freudiges Erstaunen abnötigte. Von Gerechtigkeit und Liebe sprach er mit einer fast mystischen Innigkeit, und doch klar, verständig, ohne einen Anflug von eigentlicher Schwärmerei. Er sprach davon, wie notwendig es sei, daß der Mensch durch eigenes Nachdenken sich aufzuklären strebe, und wie er selbst noch vor wenigen Jahren so gedankenlos in den Tag hineingelebt „gleich einem Kalbe"; wie er aber nun von allem sich „einen Begriff zu machen suche", von allem sich überzeugen wolle, wie er ferner sich fortwährend „prüfe",

wie er bei seiner Arbeit „spekuliere“, und wie ihm allmählich gar vieles so ganz anders bedünke, als es der gewöhnliche Glaube der Menschen ist.

Ich fragte ihn, ob er gern lese; er antwortete, daß er ein Buch besitze, aus welchem er sehr viel Aufklärung geschöpft habe: das Erbauungsbuch von Eckhartshausen. Darin lese er sehr gerne, aber eine gewisse Stelle sei ihm noch immer nicht recht verständlich. Und nun sagte er zu meinem Erstaunen diese ganze, gewiß seitenlange Stelle auswendig her. Ich suchte sie ihm nach Kräften zu deuten, worüber er sich sehr erfreut zeigte. Späterhin erzählte er, der Schneider Breßlmeyer im Stifte Zwettl habe ihm einmal ein handschriftliches Gedicht von mir zu lesen gegeben; sein Lebtag habe er „so was Schönes nicht gelesen“. Auf mein Befragen sagte er, es habe von einem verlassenen Kinde gehandelt; es stellte sich heraus, daß er ein Gedicht meine, welches aus meiner Knabenzeit stammte. Noch zweier andern Lieder gedachte er, die ihm sehr gefielen, und deren eines er von einem wandernden Handwerksburschen, das andere von einem umherziehenden Harfenisten gelernt, welchem er nachgelaufen, um das Lied, nachdem er es von ihm gehört, zu erhalten. Er sagte nun beide Gedichte mit guter Betonung her; es waren einfache, natürliche Lieder.

Es schien dem Manne so wohl zu geschehen, daß er sich einmal recht aussprechen konnte! Wohl zehnmal nahm er seinen Kessel auf, um fortzugehen, immer stellte er ihn wieder hin, um sich neuerdings in sein Thema zu vertiefen.

Unter anderm tat er die Äußerung, wenn es einmal dazu käme, allem Unrecht auf Erden ein Ende zu machen, so wollte er gerne dafür sein Leben hingeben; ja, wenn es sich auch nur darum handelte, den einzigen Ort Schweiggers „glücklich zu machen“, so wäre ihm der Preis seines Lebens dafür nicht zu hoch.

Fast der ganze Vormittag ging in diesen Gesprächen hin. Mir wurde der Mann unendlich wert; ich betrachtete ihn nur immer mit Rührung und Verwunderung.

Ich habe mir das Bild und Wesen dieses einfachen, ungebildeten, aber begeisterten Mannes tief eingeprägt und werde in meinem „König des neuen Sion“, einer Dichtung, zu welcher ich im vorigen Jahre durch die Lesung eines alten

Trauerspiels die Anregung erhielt, solche Charaktere zu zeichnen haben.

Kann es einen erfreulicheren Anblick geben, als den eines solchen Mannes, in welchem die Macht des Göttlichen sich so rein und unmittelbar betätigt?

Mir ist es eine höhere Befriedigung, meine Ideen von einem solchen Natursohne und Selbstdenker bestätigt zu sehen, als in dickleibigen, philosophischen Werken die Beweise dafür zu finden.

14. September.

Von meiner Mutter einen Brief erhalten. Ein unbedeutender Brief — und doch habe ich ihn wohl zehnmal gelesen. Ich bin gewiß nicht sentimental; aber ich muß gestehen, es ist immerhin ein süßes Bewußtsein, eine Mutter zu haben. Wenn ich an die meinige, entfernt von ihr, denke, so sehe ich sie stets von einer Art Nimbus umgeben.

15. September.

Auf dem nachmittägigen Spaziergange habe ich Novalis' Hymnen an die Nacht wieder gelesen. Diese Hymnen sind mir unendlich lieb, ohne doch die ausschließliche Stimme meines Herzens zu sein. Denn bin ich auch mit Novalis ein Bräutigam der süß-geheimnisvollen Nacht, so glaube ich doch auch ein Kind des Lichts zu sein.

16. September.

Meine Geliebte ist die Nacht — mein Freund der Mond.

Wenn ich abends zwischen meinen stillen, hochstarrenden Föhren auf und nieder wandle, da werden der Wald und meine Seele immer dunkler, düsterer. Steigt aber sodann der volle Mond herauf, da wird es im Wald und in der Seele wieder hell. Was wäre die Nacht ohne den Mond? Tränen und Lieder werden flüssig in seinem Licht.

Nur der Mond ist mein Gespiele,
Meine Freundin nur die Nacht:
Sie gewähren in der Stille,
Was die Seele glücklich macht.

Heimreise nach Wien. (Blatt ohne Datum.)

Im Hause des Postmeisters Martini zu Kirchberg, wo ich mich kurze Zeit aufhielt, um mit der Post meine Heimfahrt nach Wien über Horn und Meissau anzutreten, war mir eine erfreuliche Erscheinung die Tochter des Hauses, nicht mehr jugendlich, aber reizend gekleidet und voll jener ernsten Seelenanmut, die mich an Frauenwesen immer am meisten bezaubert. Wie ein Kreuz am Wege den frommen Pilger, so andachterregend und tröstlich ist mir die Erscheinung der Schönheit auf der Wanderung, zumal wo ich sie nicht erwarte und wo sie mit ihrer Umgebung irgendwie in einem Gegensatze steht.

Der Weg von Kirchberg nach Schwarzenau führte über Hirschbach und Vitis und bot kein besonderes Interesse. Der Horizont ist ziemlich eng, die Gegend ein waldiges Flachland; nur der Rückblick auf die westliche Waldhügelkette, besonders auf die Weitraer Berge, gewährt einigen Reiz. Schwarzenau liegt in einem Tal und hat ein ganz herrliches Schloß mit roten Ecktürmen. Hier sagte man mir, daß die Post erst in einer Stunde abgehen werde. Ich entschloß mich, vor dem Posthause im Freien zu warten und machte mich auf einige Langeweile gefaßt. Indessen kam eine hübsche Magd aus den Wohnzimmern des Postmeisters und fragte mich, ob ich nicht lieber drinnen warten und mir's bequem machen wolle. Eine Minute später saß ich in einem warmen, traulichen Gemach, an der Seite eines hübschen Frauenzimmers, das am Nähtischchen arbeitete. Ich fühlte mich recht behaglich und ließ mich in ein zwangloses Geplauder mit dem Mädchen ein, einer Nichte des Postmeisters, von Waidhofen hier eben zu Besuch. Ich tat einen Blick in eine Mädchenseele, die mir schon etwas lange und vergeblich nach einer verwandten Seele zu suchen schien, und da ich mich in gleichem Falle befindlich fühlte, so hatte ich mich bald in den Bann einer herzlichen Sympathie eingesponnen, und die Post ging mir nach drei Stunden — statt einer — noch immer zu früh ab. Nun kam ich durch das nette Scheideldorf, das schöne Göpfritz mit seinen stattlichen Gebäuden, weiterhin durch Horn und Meissau, von welchem Städtchen ich nicht viel sah, weil die Nacht schon eingebrochen war, endlich über Weikersdorf nach Stockerau, von wo das Dampfroß

mich in sausender Eile der Residenz zuführte, über die große, bebüschte Ebene hin, welche der Strom mit seinem Silber stickt. Es war trüb und regnete, als ich in Wien ankam, aber ich schritt von Entwürfen und Hoffnungen erglühend durch die belebten Gassen meiner stillen Behausung zu.

Pauline.

Tagebuchblätter aus den Jahren 1853—54.

Ἀνδρί τοι χρεὼν
μνήμην προσεῖναι, τερπνὸν εἴ τί που πάθοι.
Soph. Ajas. v. 520.

Diese Aufzeichnungen wurden zu Graz in den Jahren 1853—54 mit stenographischer Schrift aufs Papier geworfen und später in folgendem unverändert ins Reine geschrieben.

Robert Hamerling.

November 1853.

Ach, das holde, süße Kind hat einen Liebsten! Als wir heut zum Besuch dort waren, stand sie mit meiner Mutter am Fenster; plötzlich legte sie schalkhaft mit blitzenden Äuglein den Finger auf den Mund, blickte lächelnd in die Gasse hinab und zeigte der Mutter verstohlen einen jungen Mann. Das ist ihr Geliebter, Heinrich B. mit Namen. Sie liebt ihn glühend, schon seit einigen Jahren, mit aller Innigkeit einer ersten Jugendliebe. Denn der junge Mann ist fast mit ihr aufgewachsen, er wohnte früher jahrelang im Hause, hatte bei der Familie als Studiosus ein Zimmer gemietet. Das habe ich nach und nach jetzt alles erfahren. Sie hat mir, nach kurzem schelmischem Leugnen, nun auch selbst von ihm erzählt, und da sie einmal angefangen, so kommt sie immer wieder auf ihn zurück, viel öfter, als mir lieb ist. Denn hab' ich mit dem herzigen Mägdlein nicht schon an manchem Abend vertraulich gescherzt und geplaudert, hab' ich nicht schon mehr als einmal ihre Hand in der meinigen gehabt und mit ihren weißen, weichen Fingerchen gespielt? Das alles hat sie harmlos geschehen lassen, auch selbst er-

widert. Aber sie ist ja noch fast ein Kind. Und ich? Was bin ich anders? Trotz der zwei Dezennien, die ich jetzt hinter mir habe? Was hab' ich denn erlebt? Ist sie nicht eine Matrone gegen mich, mit ihren mehrjährigen Liebeserfahrungen? Was ist aber nun anzufangen? Soll ich mich aus ihrer Nähe verbannen, weil sie liebt? Um meinetwillen? Ich werde freilich, wie immer, das Glücksalmosen eitler Illusionen und flüchtiger Anregungen wieder mit Ach und Weh bezahlen müssen, aber der Dichter lebt vom Leben; o, ich sehne mich glühend nach den Quellen des Lebens, sollte ich auch nichts davon abschöpfen dürfen, als den poetischen Schaum und Duft, der um sie schwebt. Oder soll ich sie um ihretwillen meiden? O Himmel, ich werd' ihr nicht gefährlich werden, ich werde selbst durch meine kühnsten poetischen Kapriolen keine Verwirrung in ihrem Herzen anrichten. In dieser Beziehung brauche ich mir keinen Gewissensskrupel zu machen. Ich kann sie, wenn mir's der idealen Anregung wegen dienlich scheint, poetisch zart umflattern und umwerben, ganz ohne Gefahr. Ich bin nicht dazu geboren, Weiberherzen zu betören, besonders wenn sie schon ausgefüllt sind von einem süßen Geheimnis. Ich fühle jetzt zum erstenmal eine gewisse Befriedigung über das, was mich früher so tief betrübt hat: daß ich schönen Frauen unter allen Umständen nahe bleiben darf — ohne Gewissensskrupel.

10. Dezember.

Pauline besucht und die Lieder an Sidonie in Gruppes Musenalmanach für 1852 — meine erste und bis jetzt einzige Publikation — ihr vorgelesen. Auch die handschriftlichen, an sie selbst gerichteten Verse — von mir als Scherz ausgelegt und von ihr so aufgenommen. Sie gebeten, ja niemals einen Poeten auch nur mit einem zärtlichen Blick zu beglücken; Poeten müßten durchaus unglücklich sein. Auch möge sie niemals, was ich immer sage und treibe, glauben, daß ich verliebt sei. Es sei das alles nur Scherz und poetisches Geflunker; ich sei es so gewohnt. Sie erwiderte lebhaft: „Aber ich weiß es ja, ich weiß es! Wahrhaftig, ich muß lachen, daß Sie immer glauben, Sie müssen sich gleich entschuldigen, wenn Sie ein Wort gesagt haben. Ich weiß ja, daß alles Scherz ist! Wenn ich es für Ernst hielte,

so dürfte ich es ja gar nicht anhören!" — Ich sagte ihr unter anderem auch, wie froh ich sei, daß die früher von mir besungenen Liebchen mich alle nicht wiedergeliebt hätten, da ich jetzt nicht wüßte, was ich mit ihnen anfangen sollte, und daß ich es als eine große Unbequemlichkeit empfinden würde, wenn sie mich geliebt hätten und mir treu geblieben wären bis auf den heutigen Tag. In solchem Ton ging es fort — aus Gewissenhaftigkeit: denn ich hielt es für meine Pflicht, den Ernst der Lieder zu paralysieren, die ich vorzulesen mir nicht hatte versagen können. Ich will durchaus nicht, daß sie glaube, ich sei verliebt. Sie lud mich zu öfterem Kommen dringend ein. Ihr alter Papa sitzt den ganzen Tag in seiner Kanzlei, hat aber, neben grenzenloser Liebe, so grenzenloses Vertrauen auf seine Tochter, überdies auch soviel Respekt vor mir, daß er nicht gar zu viel einwenden würde, wenn ich Paulinchen zuweilen auch in seiner Abwesenheit besuchte, ohne weitere Aufsicht als die der Magd, die natürlich meist in der Küche oder in sonst einem Winkel des Hauses beschäftigt ist.

11. Dezember.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam Pauline auf Besuch zu Mutter. Sie erzählte, daß Heinrich seit einiger Zeit böse sei und sich nicht sehen lasse. Ich tröstete sie und sagte, daß es nichts zu bedeuten habe, wenn zuweilen kleine Wölkchen durch den Himmel der Liebe hinfliegen. Sie lud mich dringend ein, sie doch zu besuchen.

13. Dezember.

Mittags bei Pauline. Die Lotte von Eggenberg bei ihr getroffen, ihre beste Freundin, ein sehr verständiges Mädchen. Es wurde meiner Lieder im Musenalmanach Erwähnung getan und von einem derselben der erste Vers zitiert; Pauline wußte gleich auch den folgenden aus dem Gedächtnis herzusagen. Lotte war sehr artig; Pauline sehr naiv und mutwillig: sie machte die anfängliche Förmlichkeit meines Gesprächs mit Lotte nicht selten durch eine scherzhaftkecke Zwischenrede zuschanden, und zog die letztere mit dem Interesse auf, das ich an ihr nehme.

14. Dezember.

Mittags bei Pauline. Lotte war wieder bei ihr; sie bleibt einige Wochen da zu Besuch, was mir lieb ist, da ich infolgedessen Pauline, die nun nicht mehr allein ist, ungescheuter besuchen kann. Pauline war sehr reizend und so heiter, wie ich sie selten gesehen. Ich fragte, ob etwa ein Friedensfest (mit Heinrich) gefeiert worden? Sie erwidert, „ich irrte mich gewaltig, es sei vielmehr ungefähr das Gegenteil geschehen.“ „Immerhin,“ sagte ich, „wird dieser Sommerschnee bald schmelzen, und die Blumen werden wieder leuchtend zutage treten, die er bedeckt.“ „Wenn nur diese Blumen der Frost nicht tötet,“ gab sie zurück; „das könnte sehr leicht der Fall sein.“ Ich erschrak fast, ich dachte nicht, daß das Mädchen auch so energisch zürnen könne. Die Verstimmung scheint in der Tat weit fortgeschritten; nach vereinzelten Andeutungen zu schließen, ist Eifersüchtelei von seiten Heinrichs an derselben schuld.

Ich vermutete hinter der übertriebenen Fröhlichkeit Paulinens ein geheimes Leid, aber sie war so zwanglos heiter, dabei so schön, so zart, und so freundlich gegen mich, daß ich nicht recht wußte, was ich von ihr und von ihren Empfindungen für Heinrich denken sollte. Wir trieben vielen Scherz und ich ernannte Lotte feierlich zu meinem „Freunde“, weil sie so lebensklug, so heiter und so männlich-verständig ist, Paulinen aber zu meinem Schwesterlein. Beim Fortgehen, als Pauline mich hinausbegleitete, spielte ich wieder darauf an, daß die Glocken der Versöhnung und des Friedens mit Heinrich bald erklingen würden. „Glauben Sie das nicht,“ sagte sie und reichte mir mit ihrer kindlichen Herzlichkeit und Lebhaftigkeit die Hand.

15. Dezember.

Abends Pauline und Lotte bei uns zum Besuch. Einiger Schmerz wegen Heinrich war bei Pauline bemerkbar. Sie war nicht mehr so resolut wie gestern. Sie sagte höchst naiv, sie wolle noch ein, höchstens zwei Monate warten; wenn er es so fort treibe, so betrachte sie das Verhältnis als aufgelöst. Einen solchen Termin kann man sich schon gefallen lassen.

16. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Heinrichs Aktien sind entschieden im Steigen begriffen. Die Mädchen waren beide etwas verstimmt; ich setzte mich daher zum Klavier. Pauline sah zum Fenster hinaus: Heinrich ging vorbei. „Aber nicht einen Blick hat er heraufgeworfen,“ sagte Pauline zu Lotte, und riß noch ein anderes Fenster auf, um dem Grollenden weiter in die Gasse hinein nachzusehen. Ich phantasierte inzwischen ruhig auf dem Piano weiter. Nach einiger Zeit stand Pauline auf und ging hinaus. Mein prophetisches Gemüt sagte mir, daß sie draußen weine. Als sie wieder hereinkam, sagte ich, ruhig weiter phantasierend: „Nun? schon ausgeweint, liebes Schwesterlein?“ Sie sah mir aufs äußerste betroffen ins Gesicht, als verwunderte sie sich, daß ich ihr Geheimnis erraten, obgleich sie die Spuren ihrer Tränen sorgfältig entfernt hatte. Sie dauerte mich wahrhaft; ich suchte sie zu trösten, war brüderlich zärtlich und ließ Witzraketen zu ihrer Belustigung aufsteigen, so daß sie wieder lachte und guter Dinge war. Ich versprach ihr goldene Berge von Heinrich und seiner Liebe.

18. Dezember.

Pauline hat meiner Mutter davon erzählt, wie wunderbar ich vorgestern erraten habe, daß sie im Verborgenen geweint; sie könne das nicht begreifen. Sie habe geweint aus Ärger, weil ein junger Mensch, der mit Heinrich vorübergegangen, so höhnisch nach ihr hinaufgesehen habe.

20. Dezember.

Mittags bei Pauline. Ich traf nur Lotte, die mir sagte, daß Pauline inzwischen zu meiner Mutter gegangen sei. Weiterhin erzählte sie mir, daß Heinrich in Eggenberg gewesen und dort bei ihrer Familie nachgefragt habe, warum Pauline auf ihn böse sei. Er hatte sich den Anschein gegeben, als sei er der Gekränkte und Gemiedene. Als Pauline zurückkam, gratulierte ich ihr zu dem besseren Wetter, das sich eingestellt. Sie wollte aber nichts davon wissen und schien es nicht gern zu hören, daß Lotte geplaudert hatte. Später ging es wieder ziemlich lustig her, und die Mädchen erzählten mir von der vergangenen Thomasnacht,

und wie sie Los gezogen hätten. „Ich und die Lotte," sagte Pauline, „wir haben beide drei Zettel genommen und auf jeden derselben einen Namen geschrieben: auf den ersten Zettel den Namen desjenigen, den wir am meisten lieben; auf den zweiten Zettel den Namen desjenigen, den" — hier wußte sie nicht recht, was sie sagen solle, endlich fuhr sie fort: „den wir ein bißchen weniger lieb haben, auf den dritten Zettel einen Unbekannten. Diese Zettel haben wir uns nachts unter das Kopfkissen gelegt, und als wir früh morgens erwachten, da zogen wir mit geschlossenen Augen eines dieser Zettelchen hervor. Und wen glauben Sie, daß wir gezogen haben?" — „Nun?" — „Ich Sie und die Lotte den Heinrich!" — Dabei machten die beiden Mädchen sich unendlich viel zu lachen, wie es eben in solchen Fällen die Art von jungen Mädchen ist. Mir dagegen gibt die Sache mancherlei zu grübeln; ich kann nur derjenige gewesen, den man „ein bißchen weniger lieb hat": aber das ist wohl nur eine improvisierte, neckische Umschreibung meiner Freundes- und Vertrautenwürde. Zu Hause sagte mir die Mutter, daß Pauline auch ihr von diesem Vorfall erzählt habe. Auch habe sie unter vielem Lachen geäußert, daß ihr Vater glaube, ich sei in sie verliebt. Die Mutter erwiderte, das sei ja möglich. „O nein," sagte Pauline, „ich kenn' den Robert besser! Zuweilen könnte man freilich glauben, er sei verliebt, aber gleich stürzt er alles wieder um und entschuldigt sich. Sie sagte ferner, daß ich an der Lotte viel Gefallen zu finden scheine; sie schließe dies unter anderm auch daraus, daß ich sie früher nie besucht habe, und erst jetzt öfter komme, weil die Lotte da sei. In Beziehung auf Heinrich hat sie nur wenige Andeutungen über das Vorgegangene fallen lassen, und ohne besondere Freudenäußerung über die, wie es scheint, angebahnte Versöhnung. Sie sagte, es sei doch eine bedenkliche Sache, daß der Vater ihn durchaus nicht haben wolle; ohne den väterlichen Willen könne und wolle sie nicht die Seinige werden."

22. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Ich äußerte, daß ich in der Thomasnacht einen merkwürdigen Traum gehabt, und da Pauline ihn durchaus wissen wollte, so gab ich ihr folgendes

wunderliche Seitenstück zu ihrer Thomaserzählung improvisando zum besten:

„Es war mir, liebes Schwesterlein, als ob wir einander heiraten sollten. Da fiel uns aber auf einmal ein, daß wir ja Geschwister seien und darum nicht heiraten dürften, bevor wir Dispens erlangt hätten. Wir wanderten daher selbander nach Rom und baten den heiligen Vater um Dispens, indem wir ihm sagten, daß wir gerne heiraten möchten, aber Geschwister seien. „Nun," sagte der heilige Vater, „es mag drum sein, ich will euch dispensieren, wenn nur kein anderes Hindernis vorhanden ist. Da zogst du plötzlich ganz traurig eine Schachtel hervor und öffnetest sie, und als ich einen Blick hineinwarf, da sah ich, daß sie voll war von ganz kleinen, winzigen Kinderchen, kaum fingerlang. Ich erschrak sehr und fragte dich, ob denn diese Kinderchen alle dir gehörten? „Freilich," sagtest du, „ich bin ja Witwe und diese Kinder sind aus meiner ersten Ehe." — „Das ist nun allerdings ein Hindernis," sagte der Papst; „wenn ihr euch heiraten wollt, so müßt ihr erst diese Brut ins Wasser werfen; sind sie doch alle Heidenkinder und ungetauft." Mich dauerten aber die armen Kleinen und ich erklärte, da ich Dichter sei, und auch etwas weniges zaubern könne, so wolle ich sie in irgend etwas anderes verwandeln. Ich gab dir die Schachtel zurück, und als du hineinblicktest, da waren lauter weiße Rosen darin. Darüber hattest du Freude und betrachtetest sie lang: bald aber beklagtest du dich, daß die weißen Rosen so traurig und unerfreulich aussähen, und wolltest rote dafür haben. „Wenn ihr rote Rosen haben wollt," sagte der Papst, „statt dieser weißen, so müßt ihr dieselben mit eurem Herzblute rot färben." — Darauf besannst du dich lange und sagtest endlich: „Nun wohl, ich will sie mit meinem Herzblute rotfärben." — „Ist nicht mehr nötig," sagte ich, „verehrtes Fräulein"; denn ich hatte mir inzwischen das Blut schon abgezapft und die Rosen damit rot gefärbt. — „Ach, das hast du schön gemacht, lieber Robert," riefst du aus; „dafür sollst du nun gleich einen Kuß haben." — „Ach," sagte ich, „dazu ist es nun eigentlich zu spät; ich habe mir ja das Herz aufgeschnitten . . ."

Lotte fand den Traum sehr interessant; Pauline sprach

sich nicht darüber aus, schien aber dadurch zum Nachdenken angeregt.

Nachmittags brachte mich der Zufall neuerdings mit den beiden Mädchen zusammen. Ich brannte wieder viel buntes Witz- und Gefühlsfeuerwerk ab, besonders Paulinen gegenüber. Diese wollte zuletzt bemerken, daß Lotte verstimmt sei, weil ich sie vernachlässigte; sie deutete sogar ein paarmal mit etwas boshaftem Lächeln verstohlen auf ihre, wie sie sich einbildete, schmollende Freundin. Im übrigen war Pauline zutraulich, wiewohl ernst. Es ist nicht zu leugnen, daß Pauline in Augenblicken eine gewisse Wärme mir gegenüber entwickelt, die ich zu meinen Gunsten deuten könnte, wenn ich ein Narr wäre. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Wärme und Zärtlichkeit in ihrem Temperament liegen. Gewiß ist aber, daß sie mich in gewissem Sinne wohl leiden mag und sich, als harmlos-naives, lebensfrisches, reizendliebes Kind, gern auch mit dem wunderlichen Poeten unterhält, der sie mannigfach anzuregen weiß. Und das ist mir auch ein vollkommen genügender Triumph.

23. Dezember.

Ich muß leider gestehen, daß ich und die beiden Mädchen es mitunter ein bißchen toll treiben. Es kommt in kindischem Mutwillen manches Mal so weit — wie? Das weiß ich selbst nicht, es ergibt sich so eines aus dem andern —, daß ich Lotten und zuweilen sogar mein Schwesterlein Pauline mit einem Küßchen, natürlich in Scherz und in Ehren, verfolge: wobei letztere freilich es immer so einzurichten weiß, daß ich nur die Wangen und nicht die Lippen treffe. Heute waren wir aber alle drei zusammen noch kindischer und mutwilliger als sonst. Pauline war viel hingebender. Sie wehrte sich zwar auch, wie sonst, gegen meine scherzhaften Liebkosungen, aber es lag in ihrer Strategie doch etwas Eigentümliches, das mich noch mehr bezauberte und entflammte. Sie besann sich zuweilen erst etwas spät, gab sich einen Moment wie selbstvergessen hin, und wußte, wenn sie auf der einen Seite versagte, auf der andern zu entschädigen. Wenn ich sie scherzend ein wenig an mich drückte, wendete sie den Mund und das Antlitz seitwärts, aber es

drückte sich dabei der hintere Teil ihres Köpfchens wie unwillkürlich fester an meine Brust.

Wenn man das alles so beschrieben liest, so sollte man freilich meinen, daß Pauline etwas für mich empfindet. Mir selbst, wenn ich das Geschriebene wieder überlese, macht es, obgleich ich mich der größten Objektivität befleißige, einen bedeutungsvolleren Eindruck, als mir die Wirklichkeit gemacht hat. Es mag dies daher rühren, daß in meinem Tagebuche nur die schönen, die lichten Momente wie an die Schnur gereiht sind: aber in der Wirklichkeit, ach, da gibt es auch viele kalte, gleichgültige Momente; Momente, wo Pauline von mir nichts weiß und wo ihr Auge sehnsüchtig nach dem Grollenden in die Ferne schweift.

24. Dezember.

Weihnachtsabend — in Paulinens Hause zugebracht, wo eine kleine Gesellschaft versammelt war. Pauline war in ihrem geschmackvollen Anzuge sehr reizend; sie empfing mich äußerst warm. Ich hatte in der Konditorei ein sehr nettes, kleines Kochgeschirr aus Zuckerwerk gekauft, und auch ein winzig kleines, allerliebstes Büblein in der Wiege. Diese Sächelchen stellte ich verstohlen auf den Toilettentisch Paulinens, damit sie dieselben dort zu angenehmer Überraschung gelegentlich entdecke. Ich entfernte mich dann für ein paar Augenblicke, um Freund Cicigoi zu holen, der auch eingeladen worden war. Pauline begleitete mich mit einem Lichte hinaus. Draußen vor der großen Gittertür, durch welche man auf die Stiege gelangt, blieb ich noch ein wenig plaudernd bei ihr stehen. Sie bat mich, ja nicht lange wegzubleiben. Ich stand schon außerhalb des Gitters, aber ich lehnte noch mein Gesicht an die Stäbe des Gitters und blickte ihr in die wunderschönen Augen. Es war ein seltsamer süßer Moment. Ich war in einer Art von Taumel, wußt' nicht, wie mir geschah, und schwatzte das albernste Zeug. Ein solcher Taumel muß ansteckend sein, denn Pauline benahm sich nicht viel klüger. Während ich nämlich ihre Hand in der meinen hielt und ihr mit verliebter Gedankenlosigkeit ins liebreizende, warmbelebte Gesichtchen starrte, bat sie mich neuerdings, ja recht bald zurückzukommen. Ich erwiderte scherzend: „In

ein paar Stunden hoffe ich wohl wieder hier zu sein.“ Sie sagte, wenn es so stehe, so lasse sie mich gar nicht fort. „Ich weiß nicht,“ fuhr ich fort, „ob ich überhaupt heute noch zurückkomme.“ Es war dies der offenbarste Scherz, denn ich ging ja eben nur fort, um meinen Freund, der ganz in der Nähe war, zur projektierten Unterhaltung herbeizurufen, was, wie Pauline recht wohl wußte, in ein paar Minuten geschehen konnte. Es schien aber, als wäre sie gleich mir benebelt; statt mir ins Gesicht zu lachen, sah sie mir in die Augen wie ich ihr, und erwiderte nach einer Pause ganz ernsthaft, wie gedankenlos vor sich hinstarrend und doch wieder sehr innig: „Nein — kommen Sie ganz gewiß wieder zurück,“ und dabei sah mich das holdselige Mägdlein an, als ob ich gestiefelt und gespornt vor ihr stände, bereit, eine lange Reise in einen fremden Weltteil anzutreten.

Ich entfernte mich endlich und brachte nach wenigen Augenblicken meinen Freund C. zurück. Inzwischen hatte Pauline die Bescherung auf ihrem Toilettentisch entdeckt. Sie führte mich dazu hin, und nachdem ich ihr bestätigt hatte, daß die Sächelchen von mir herrührten, zeigte sie eine kindische Freude. Und nun ging es um das kleine Wiegenkindlein her gar lustig zu. Während die übrige Gesellschaft im Zimmer nebenan sich unterhielt, liebkosten wir das kleine Püppchen, wiegten es, machten Pläne, wie wir es kleiden und erziehen wollten u. dgl. Dabei berührten unsere Stirnen und Wangen sich zuweilen, und einen Augenblick kam mein Gesicht auf ihren Busen zu ruhen, der durch einen dünnen Flor gar warm und wonnig hindurchglühte. Sie zuckte verschämt empor, und in ihrem Gesichte lag ein schmerzlicher Ausdruck. Ich fixierte später diesen Moment in folgenden Versen:

Ach unsre Herzen fanden
  Sich einen Moment voll Lust:
Ich lehne mein glühendes Antlitz
  An deine wogende Brust.

Dein Busen ist warm, und wonnig
  Durchglüht er den zarten Flor;
Mein Lieb', was zuckst du so schmerzlich
  Und so verschämt empor?

O laß mich dir ruhn am Busen!
Scheint Frevel dir seine Glut?
Ich will sie stillen und kühlen
Mit meiner Tränenflut.

Lotte kam und erinnerte uns, daß es Zeit sei, sich der Gesellschaft anzuschließen. Wir folgten ihr, und es wurde nun ein Spiel arrangiert, bei welchem es Nüsse gab. Nach einiger Zeit kam Paulinens Papa aus seiner Kanzlei nach Hause. Da bei dieser Gelegenheit alles aufstand und man sich von den Plätzen etwas entfernte, wollte Pauline, die bisher nicht neben mir gesessen, kurzweg den bisherigen Platz Lottens an meiner Seite einnehmen. Aber Lotte ging wieder herzhaft auf ihren Stuhl zu und nötigte dadurch stillschweigend Pauline zum Rückzug. Ich bat indessen Lotte ganz einfach, mich zwischen sich und Pauline setzen zu lassen, und so waren die Gemüter, das meinige mit eingeschlossen, beruhigt. Im übrigen ließ sich wenig tun, denn der Papa saß mir und Paulinen gerade gegenüber und hatte uns immer im Auge. Kupido weiß jedoch auch mit geringen Mitteln oft viel zu leisten. Unsere Hände kamen oft auf dem Tische nebeneinander zu liegen. Da machte nun der kleine Finger meiner rechten Hand zuweilen einen kleinen Streifzug unter die Finger ihrer linken, ohne daß ein Mensch dessen gewahr wurde. Auch unter dem Tisch begegneten unsere Hände sich auf Augenblicke, und das holde Mädchen war dann gar nicht träge, meine Finger zwischen die ihrigen einzuklemmen. Dabei machten wir die ernsthaftesten Gesichter von der Welt, blickten einander kaum an und schienen nur mit dem Spiele beschäftigt. Es kann nichts Zarteres, aber auch nichts Süßeres geben, als ein so verstohlenes, vor aller Welt Augen geübtes und doch von aller Welt unbemerktes Kosen. Da Lotte mir ebenfalls ihren freundlichen Willen beweisen wollte — ich war ja wie der Hahn im Korbe — so knackte sie während des Spieles Nüsse für mich auf und legte die Kerne vor mich hin. Als dies Pauline sah, so tat sie ihr es nach. Ich dachte, ich müsse doch heute einen besonders guten Tag haben, weil die Mädchen mit mir gar so liebenswürdig waren. Meine Laune war darum auch die rosigste.

Später jedoch schien Pauline etwas nachdenklich zu

werden und kam meinen Scherzen nicht mehr so kindlich-harmlos entgegen. Sie blickte trüb ins Licht, vermutlich dachte sie an Heinrich. Ich sprach darauf eine halbe Stunde lang nur mit Lotte, und zwar sehr vertraulich. Dann aber wandte ich mich wieder zu Pauline, und weil ich fürchtete, sie halte mich für gekränkt durch ihre Zurückhaltung, so flüsterte ich ihr wieder einmal im unerhörtesten poetischen Wortschwall eine weitläufige und großartige Liebeserklärung ins Ohr. Sie schien aber durch diesen Scherz im Augenblicke nicht erbaut und unterbrach meine Tirade mit den Worten: „Ach ich bitte Sie, sprechen Sie doch nicht gar so sehr drauf los!“ — Da man also von dieser Seite meinen Humor für diesmal nicht mehr goutieren wollte, so wendete ich den Überschuß derselben der Gesellschaft zu. Es herrschte die heiterste Stimmung und man trennte sich erst gegen 12½ Uhr nachts.

Der heutige Tag hat mir mehr als einer der früheren gezeigt, daß Paulinens Freundschaft für mich in der Tat in manchen Augenblicken sich zur Zärtlichkeit und Innigkeit steigert. Aber eben dieser Tag hat mir auch klarer als einer der früheren gezeigt, daß sie von solchen Anwandlungen immer zurückkommt, und sich bald wieder auf Heinrich und auf ihre Liebe besinnt. Ich wünsche es ja auch nicht anders. Ich nehme die geist- und gemütanregenden Momente, die mir der Umgang mit Pauline beschert, nach öde durchseufzten Jahren meiner ersten Jugendzeit mit einer Art von Instinkt als eine Gabe des Himmels hin und kann immer noch nicht glauben, daß Paulinen durch mich eine ernste Gefahr erwachsen sollte. Wenn ich nur darüber Gewißheit hätte, ob die erwähnte Zärtlichkeit und Wärme Paulinens auf Rechnung der Freundschaft und etwa noch des Temperaments fallen kann, oder ob man darin schon notwendig ein Symptom erwachender Herzensneigung finden müsse. Wäre letzteres der Fall, nun, dann gälte es freilich, ihr Lebewohl zu sagen. Die nächsten Tage werden — ich denke aufmerksam und möglichst kühl zu beobachten — die Sache wohl endgültig ins reine bringen.

25. Dezember.

Dieser Christtag wird mir unvergeßlich bleiben. — Abends waren Pauline und Lotte bei uns. Lotte unterhielt

sich mit der Mutter und mit Freund C., ich mit Pauline. Sie saß auf dem Sofa, ich auf einem Sessel neben ihr, traulich zu ihr geneigt, in bester Laune: „Ich habe mich nun schon ganz an Sie gewöhnt," sagte ich unter vielen anderen scherzhaften und ernsten Dingen; „schade, daß Sie mich nicht leiden können."

„Wissen Sie das so gewiß?" antwortete sie nach einer Pause. „Wenn leiden können so viel ist als lieb haben," versetzte ich, „so weiß ich es freilich gewiß. Ich habe einen äußerst klaren Blick . . ."

„Was habt Ihr wieder miteinander?" unterbrach unser Gespräch die Mutter, die meine letzten Worte gehört hatte. „Was zankt er da wieder mit Ihnen?" fuhr sie zu Pauline gewendet fort.

„Er hat recht gehabt, diesmal hat er ganz recht gehabt" . . . versetzte Pauline.

Nicht diese Worte an sich, die ich hätte für Scherz nehmen können, aber der Ton, in welchem sie gesprochen waren, machte auf mich einen höchst eigentümlichen Eindruck. Es lag in diesem Tone nichts Scherzhaftes, Neckisches; vielmehr etwas Spontanes, etwas Ernsthaftes. Pauline hatte die Worte fast nur halblaut vor sich hingesprochen: sie schienen ihr gewissermaßen entschlüpft. So kam es, daß ihre Rede mich frappierte, verwirrte, in vollkommene Bestürzung versetzte. Ja, ich war gekränkt, verletzt und dankte Pauline mit kalter Höflichkeit für die Präzision und Klarheit ihres Ausspruches. „Aber was habe ich denn gesagt?" rief sie, einigermaßen erschrocken über die leidenschaftliche Gereiztheit meiner Rede. „Sagen Sie doch, was habe ich gesagt?" — „Wie?" versetzte ich, „verlangen Sie im Ernste, daß ich es Ihnen ins Gedächtnis zurückrufe? Sie waren so gütig, zu bestätigen, daß ich wirklich einen klaren Blick habe..." — „Nun freilich," rief sie, auf meine Augen deutend, „freilich haben Sie einen klaren Blick!" — Ich erstaunte über die Gewandtheit, mit welcher das Mädchen ihrem Ausdruck rasch eine unverfängliche Deutung zu geben wußte, ließ mich aber durch diese geistreiche Wendung nicht irremachen. Ich versicherte ihr, daß ich nicht durch ihren Ausspruch, sondern einzig dadurch befremdet sei, daß sie plötzlich ganz ungebeten eine solche Erklärung abzugeben sich

veranlaßt glauben konnte. Sie beteuerte, durch meinen tiefen Ernst in nicht geringe Bestürzung versetzt, sie habe ja nur gescherzt. Ich bat sie, nicht aus Höflichkeit ihr Wort wieder zurückzunehmen. „Nein,“ erwiderte sie, „wenn ich einmal etwas im Ernst sage, so nehme ich nichts mehr zurück. Aber meine Rede war nicht Ernst: so etwas im Ernste zu sagen, wäre ja offenbare Grobheit gewesen.“ — Ich blickte schweigend vor mich hin. „Sind Sie jetzt wirklich böse?“ fragte sie, und sah mich dabei mit glühenden Wangen und treuherzigen Augen so wahrhaft flehend an, daß ich nahe daran war, mich von meiner Bestürzung zu erholen. Aber ich sah in den glühenden Wangen und treuherzigen Augen schließlich doch nur das gute Herz, die mitleidige Seele, die es schmerzlich empfand, daß ich gekränkt war und mich abhärmte. „Bereuen Sie nicht,“ sagte ich, „was Sie sich haben entschlüpfen lassen. Die Wahrheit ist am Ende doch immer erwünscht, wenn sie auch ungebeten sich kundgibt.“ — „Wäre das, was ich sagte, die Wahrheit, so hätte ich es nicht gesagt!“ — „Es ist also nicht die Wahrheit?“ — „Nein!“ — Pauline betonte dies Nein mit einer Entschiedenheit, der man die Absicht wohl anmerkte, mich um jeden Preis zu versöhnen. Ich fuhr aber fort, mich in einer gewissen, höflich-kühlen Entfernung von ihr zu halten, worüber sie, wie es schien, Verstimmung und Ärger empfand. Zum Unglück widerfuhren mir an demselben Abend auch von anderer Seite her Kränkungen, die mich aufs äußerste niederdrückten. Es schien sich alles gegen mich verschworen zu haben. Was mich bei dem Begegnis mit Pauline so nachhaltig ergriff und schmerzte, war nicht eigentlich eine persönliche Kränkung und noch weniger die Zerstörung von Hoffnungen, die ich etwa früher genährt hätte. Es ist etwas anderes, was mich in solchen Fällen immer tief und schmerzlich berührt. „Ut ameris, amabilis esto,“ sagt Ovid, und von diesem ersten und einzigen Grundsatz aller ars amandi bin ich so tief durchdrungen, daß ich, wenn irgendwo mir Gleichgültigkeit oder Kälte begegnet, nur mir selber die Schuld beimesse und mich bitterlich darüber härme, daß ich nicht liebenswürdig bin. Ich härme mich wie Goethes Tasso, nicht sowohl über das, was mir geschieht, als über das, was mir das Geschehene bedeutet. Die Frage, ob ich geliebt

werden, d. h. liebenswürdig sein könne, stelle ich bei jeder Begegnung mit einem schönen Mädchen an das Schicksal, und daß diese Frage bis jetzt noch niemals mit voller Klarheit und Entschiedenheit beantwortet worden ist, das hat mich in den meisten Fällen nicht um des einzelnen Mädchens willen, sondern darum gekränkt, weil ich an meiner Liebenswürdigkeit, an der Möglichkeit, geliebt zu werden, verzweifeln mußte. So kommt es auch, daß, obgleich ich von Pauline nichts hoffte noch beanspruchte, die unverlangte Erklärung, die sie abgab, doch einen schmerzlichen Eindruck auf mich machte. So sehr ich auch die lieblichen Illusionen, die sie mir oft machte, zurückweisen zu müssen glaubte, so sehe ich doch jetzt, wie sehr, wenigstens in dem soeben angegebenen Sinne, mein Herz bei demselben interessiert war. Ich habe einmal ein Lied gedichtet, worin es hieß,

„. . . daß nichts die Rosen
Der Wangen, und nichts der Schlag
Des Herzens bedeuten, und daß man kosen
Auch ohne Liebe mag.“

Diese Strophe liegt mir jetzt immer im Sinn. Die „Fragen an das Schicksal“ sind mir auf eine gute Weile verleidet. Was Pauline betrifft, so soll sie mich nie wieder so sehen, wie sie mich gesehen hat: sie soll mich überhaupt so bald nicht wiedersehen.

26. Dezember.

Der Augenblick, in welchem irgendein Leid uns am schwersten aufs Herz fällt, ist der des Erwachens am Morgen nach dem Tage, an welchem es uns betroffen. In Schlummer und Traum vergessen wir, was uns drückt, aber wenn wir erwachen, fällt der Gedanke an unser Unglück uns gleich wieder wie mit Tigerkrallen an. Nachdem ich gestern die halbe Nacht in bitteren Empfindungen hingebracht, spannen sich am Morgen die betrübten Gedanken über mein jüngstes Erlebnis unermüdlich weiter. Sofort aber drängte sich mir die Erwägung auf: Soll ich entschieden und für immer mich von aller Gemeinschaft mit Pauline lossagen, oder soll ich den Verkehr zwar fortsetzen, aber auf dem Fuße kalter Höflichkeit und ernster Zurückhaltung? Das erste fiel mir

schwer, sehr schwer, aber auch das zweite war nicht leicht, ja vielleicht noch schwerer als das erste. Kalte Höflichkeit und ernste Zurückhaltung legten mir einen unnatürlichen Zwang auf und bildeten überdies eine sehr zweifelhafte Schutzwehr, die jeder wärmere Augenblick wieder einzureißen drohte. Ich grübelte sehr lange über dieser Alternative und fand sie schrecklich. Da ging mir plötzlich der Gedanke eines vernünftigen Mittelweges auf. Wie wär' es, dacht' ich, wenn du weder ganz mit Pauline brächest, noch dich kalter Zurückhaltung beflissest, sondern noch diesen Vormittag dich aufmachtest, in aller Gemütsruhe und Heiterkeit Paulinen und Lotten einen Besuch machtest und dabei so tätest, als wäre gar nichts vorgefallen? Hätte Pauline nicht glauben müssen, wenn ich mich kalt und verletzt gezeigt hätte, daß ich Anspruch auf ihr Herz gemacht, und jetzt um der Treue willen grolle, mit welcher sie an ihrem Heinrich festhalte? So durfte ich sie von mir nicht glauben lassen. Ich ging und besuchte die beiden Mädchen. Pauline empfing mich mit einem unwillkürlichen Ausruf der Freude. Da sie noch etwas an ihrer Toilette zu ordnen hatte, so sprach ich indessen mit Lotte. Diese fragte mich, warum ich denn gestern abend plötzlich so ernst geworden sei. Ich antwortete mit Scherzreden, zeigte mich durchaus heiter und unbefangen. Pauline trat zu uns: ich bemerkte nun erst, daß sie niedergebeugt, fast krank aussah. Die „Amarant" von Redwitz lag auf dem Tisch, ich schlug das Buch auf und deklamierte den Mädchen das Kapitel „Der erste Kuß" vor, wofür ich, da ich eben nicht übel disponiert war, vielen Beifall erntete.

Später brachte ich absichtlich, doch in ganz heiterer Weise, das Gespräch auf den gestrigen Abend und drückte meine Freude über die Anerkennung aus, die mir in betreff des „klaren Blickes" widerfahren sei. „Wenn ich aufrichtig sein soll," versetzte Pauline, „so habe ich von einem klaren Blicke bei Ihnen bis jetzt nicht viel bemerkt!" — „Wenigstens scheint dieser klare Blick zuweilen etwas getrübt zu sein!" fügte Lotte hinzu. Ich fragte, ob ich meinen klaren Blick nicht kürzlich erst bewiesen, indem ich erriet, daß Pauline im Verborgenen geweint hatte, und ob es nicht ferner ein Beweis für meinen klaren Blick sei, daß ich das, was Pauline mir gestern sagte, längst erkannt und niemals im

geringsten bezweifelt hatte." — „In einem dieser beiden Punkte haben Sie sich aber doch geirrt," versetzte Lotte mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck. „Jawohl," bestätigte Pauline. Dabei sahen die beiden Mädchen, fast möchte ich sagen feierlich aus. Die ernsten, fast schmerzlichen Blicke, mit welchen sie sich ansahen, waren mir auffallend, machten mich wieder an meinen jüngsten Erkenntnissen irre und verdrehten mir den Kopf aufs neue.

Bevor ich mich entfernte, sah ich das kleine Wiegenkindchen an, das Angebinde vom Christabend, und fragte Paulinen, ob wir es nicht lieber aufessen wollten als aufbewahren. Sie riß es mir mit größtem Eifer aus der Hand und brachte es in Sicherheit. Schließlich äußerte ich noch, ich wolle das gestrige Wort gern vergessen, wenn sie mir nur nicht damit habe zu verstehen geben wollen, daß ihr mein bisheriges Benehmen unliebsam und lästig gewesen sei. Sotane Auslegung und die Erwähnung dieser ganzen Sache überhaupt schien die gute Pauline herzlich satt zu haben, und machte in ihrer Niedergeschlagenheit keinen weiteren Versuch, sich zu rechtfertigen, sondern bat mich nur, nicht weiter von dieser Angelegenheit zu sprechen. Sie überließ es Lotten, als ich Abschied nahm, mich hinauszubegleiten, vermutlich um nicht draußen unter vier Augen noch eine Bemerkung über die leidige Angelegenheit vom „klaren Blick" ausstehen zu müssen.

27. Dezember.

Ich glaubte in der gestrigen Niedergeschlagenheit Paulinens wieder die Spur schmerzlicher Gedanken an Heinrich bemerkt zu haben. Mit einem Gasel in der Tasche, das sich auf diesen Umstand und zugleich auf das Vorkommnis vom Christtag in versöhnlichster Weise bezog, wanderte ich heute mittags wieder zu den beiden Mädchen. Pauline war aber zufällig eben lustig gelaunt, hüpfte und lachte fortwährend. Sie zeigte mir mit kindischer Freude das kleine Püppchen, das sie auf ein kleines rotes Pölsterchen gelegt, mit einem kleinen Flor bedeckt und mit einem seidenen Bändchen festgebunden hatte, was sich allerliebst ausnahm. „Der liebe Kleine!" rief ich, „wenn er nur auch getauft wäre!" — — „Gut," sagte Pauline, „Robert — Berterl — Werterl soll

er heißen!" — „Also Werter?" versetzte ich; „nun, eine Lotte haben wir auch; nicht wahr, Pauline, wenn er herangewachsen ist, dann müssen unser Werter und unsere Lotte ein Paar werden!" Dieser Gedanke fand heiteren Anklang und wurde sogleich aufs lustigste weiter ausgesponnen. Lotte bewies gleich den besten Willen für ihren kleinen Verlobten und stickte ihm in den Flor, mit dem er zugedeckt war, ein großes W.

Pauline nahm eine kleine Nuß aus der Tasche und fragte mich, ob ich sie kenne. Es war eine durch besondere Kleinheit auffallende Nuß, die ich ihr am Weihnachtsabend mit dem Bedeuten übergeben hatte, dieselbe gehöre für den Kleinen. In dieser fröhlichen Stimmung befanden wir uns sehr wohl, es wäre mir aber doch lieb gewesen, die Mädchen etwas ernster zu sehen, denn ich hatte ja mein sehr ernsthaftes neuestes Gasel in der Tasche, und konnte mir von demselben nur dann eine Wirkung versprechen, wenn die Mädchen dafür die rechte Stimmung hatten. Ich versuchte daher einiges Ernsthafte aufs Tapet zu bringen, und nachdem mir dies gelungen, rückte ich mit meinem Gasel hervor:

Ich zürne nicht um jenes Wort, das kalt von dir gesprochen ist:
Mich schmerzt es tief, daß gar so schwer es gleich an dir gerochen ist.
Mein eignes Herz vergeß ich ganz und auf das deine blick' ich hin
Und sehe, wie es siebenfach von scharfem Pfeil durchstochen ist.
Ich sehe, wie du tief gebeugt, gleich einer stillen Blume, welkst,
Um jenen, der so ferne dir, so fern seit langen Wochen ist.
In tiefer Nacht da wach' ich auf, und denke wie mein eigner Gram
Nichts gegen jener Triebe Glut, die schmerzlich in dir kochen, ist.
Wie sollt' ich zürnen, daß dein Ohr nicht meiner Liebesrede lauscht,
Wenn dumpf von deinen Seufzern es und deines Herzens Pochen ist?
Wie sollt' ich zürnen, daß du kalt mein heißentflammtes Herz durchbohrst,
Wenn still im Liebesgrame nun das deine selbst gebrochen ist? —

Die Mädchen lauschten diesen Reimen mit größter Spannung: die Wirkung auf sie schien eine außerordentliche. Lotte sprach ihren Beifall sehr lebhaft aus, und Pauline war sichtlich ergriffen. Nachdem ich so diesen Trumpf mit Erfolg

ausgespielt, entfernte ich mich befriedigt. Ich denke nicht daran, Heinrich gefährlich zu werden und ihn bei Pauline zu verdrängen, aber ein klein wenig Schadenfreude gegenüber den geschniegelten Herren Pflastertretern und Mädcheneroberern empfinde ich doch, wenn ich, der stille, unbeholfne Poet, zuweilen doch auch etwas weniges durch holde Musenkunst auf Frauenherzen wirke.

28. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Ich traf Pauline beschäftigt, Gedichte aus Daumers „Frauenbildern und Huldigungen", einem Buche, das ich ihr auf dringendes Bitten geliehen hatte, abzuschreiben. Neugierig warf ich einen Blick auf ihre Abschrift, und zu meinem Erstaunen fand ich da Gedichte, die von glühender, verschwiegener, verkannter Liebe handelten — Gedichte, die doch wohl der Ausdruck ihrer eigenen Gefühle sein mußten — andere als solche pflegt ein junges Mädchen nicht abzuschreiben —, auf ihr Verhältnis zu Heinrich aber in keiner Weise paßten. Sie las mir unaufgefordert einige derselben vor, und zwar eben diejenigen, die am wenigsten auf Heinrich paßten, mit einem Ausdruck und einer Betonung, überdies mit einer so auffallenden Hervorhebung des Du in manchem Gedichte, daß ich in eine eigentümliche Verlegenheit geriet, über welche ich mir wieder durch Scherz hinwegzuhelfen suchte. Ich pries den Daumer glücklich und sagte, daß ich von Neid geplagt werde, da man seine Gedichte so hoch halte und die meinigen darüber vernachlässige. „Glauben Sie das nicht," sagte Lotte, „man merkt sich sehr genau, was in Ihren Gedichten steht." Pauline schrieb inzwischen immerfort aus Daumer ab, woran ich sie auf neckische Weise zu hindern suchte „aus Neid gegen Daumer". Da nahm Pauline ein Blatt Papier und fing an, mein im Musenalmanach befindliches Gedicht an Sidonie: „Nach deiner Reize Bronnen" aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben. Ich bat sie, ihre Zeit nicht so zu verschwenden; sie ließ sich aber nicht stören und schrieb das ganze Gedicht wörtlich bis zu Ende. Welche ungeahnten Dinge! Sie weiß Lieder von mir auswendig! Mein Herz beschlich ein eigentümliches Gefühl.

Nachmittags erhielten wir Besuch von den beiden Mäd-

chen: Ich begleitete sie dann zurück in ihre Wohnung. Auf dem Wege sprach ich mit Paulinen ziemlich ernst und sagte ihr unter anderm, daß ich die Notwendigkeit einsähe, mich ihr gegenüber zu ändern. Sie zitierte halblaut vor sich hin aus einem Gedichte, das sie vormittags abgeschrieben: „So wie du bist, so . . .“ Der Schluß lautet: „so liebt man dich.“ Um ihr noch etwas genauer den Puls zu fühlen, sagte ich ferner, es freue mich von ihr bemerkt zu haben, daß sie nicht bloß solche Gedichte aus Daumer abgeschrieben, die ihre eigenen Empfindungen ausdrückten, sondern auch für andere ein ästhetisches, ihrem Geschmack Ehre machendes Interesse genommen, die zu ihrer Gefühlswelt in gar keiner Beziehung stünden, oder höchstens sie an Momente und Phasen aus den ersten Zeiten ihrer Liebe zu Heinrich erinnern könnten. „O,“ sagte sie, „es haben sich durchaus nicht alle Gedichte auf Heinrich bezogen!“ — Mir kam der Gedanke, daß die nicht auf Heinrich bezüglichen Gedichte sich auf einen Dritten, mir Unbekannten, bezogen haben könnten.

Ich ging mit den Mädchen in die Wohnung hinauf und blieb bis gegen 10 Uhr. Es war Kugelmeier, der drollige kleine Zeichenmeister da, der mit dem Papa konversierte und mir so Gelegenheit verschaffte, mit den beiden Mädchen ungestört zu plaudern. Pauline gab ihm, so oft er aufstehen und fortgehen wollte, einen flehenden Wink, zu bleiben. Es war dies wieder ein höchst merkwürdiger Tag für mich. Mein Herz befindet sich in einer seligen und doch auch wieder qualvollen Verwirrung, aus welcher mich die nächsten Tage befreien müssen.

31. Dezember.

Mittags überbrachte ich Paulinen meine bisher an sie gerichteten Lieder und Gaselen, in ein kleines feines Büchelchen zusammengeschrieben. Ich zeigte es ihr anfangs nur, sie nahm es mir aber aus der Hand und bewies großen Gefallen daran. Ich bat sie, es mir aufzubewahren. „Ich hätte es Ihnen ohnedies nicht mehr zurückgegeben,“ erwiderte sie. Dann setzte sie sich aufs Sofa und begann die Gedichte durchzulesen, obgleich dieselben einzeln ihr schon früher bekannt geworden waren. Sie lächelte oft dabei und hatte be-

sondere Freude an den Gaselen, weil sich bei diesen alles „so hübsch reime“. Nachdem sie das Heftchen durchgelesen, wendete sie sich zu mir mit den Worten: „Nun sagen Sie mir aber, gehören diese Gedichte wirklich mir?“ „Kein Mensch,“ erwiderte ich, „hat auf dieselben ein größeres Anrecht.“ Es knüpfte sich hieran ein weiteres trauliches Geplauder und Gekose. Lotte war ausgegangen. Wir waren allein. Ich kleidete meine Vermutungen wegen des „Dritten“, auf welchen sich gewisse Gedichte bezögen, in einen Scherz. „Es gibt keinen Dritten,“ sagte sie lebhaft und bestimmt. „Ich weiß nur soviel,“ fuhr ich fort, „daß ich diesen Dritten in Heinrichs Namen prügle, wenn ich ihn finde.“ — „Das werden Sie nicht,“ versetzte sie lachend, und fügte hinzu: „Sie verkennen mich doch immer und ewig!“

Ich trug in diesen Tagen stets das Gefühl in mir herum, es müsse bald der Augenblick eintreten, der mich von Paulinen trennte. Das stimmte mich nur weicher. Ich hatte wieder einen Moment, in welchem ich nicht ganz zurechnungsfähig war. Ich hielt Paulinens Mitte mit meinem Arm umschlungen. Sie ergriff meine Hand, um sie wegzudrängen, zog aber dieselbe, statt sie nach rückwärts zu schieben, in holder Gedankenlosigkeit nach vorn auf ihren Schoß und ließ sie dort liegen.

Ich weiß nicht, wie es kam, bald schlang mein Arm sich wieder um ihre Mitte. Sie bog sich unter dieser Umschlingung, wie ausweichend, allmählich so weit seitwärts, daß ihr Köpfchen einen Augenblick auf der Seitenlehne des Sofas und meine Brust über der ihrigen ruhte. Sehr lieblich war es auch, wie ich selbst einmal in eine geneigte Lage kam und sie einen Moment traulich auf mich niederzog. Während dieses Moments, in welchem ihre Brust über der meinigen ruhte, hob sie das Köpfchen und blickte mit holden Augen auf mich herab, als ob sie sehen wollte, wie sich mein Gesicht, von der Vogelperspektive betrachtet, ausnehme. „Aber Paulinchen,“ sagte ich, „was tust du denn? Du drückst mich ja! Du tust mir ja ein Leid an! Geh, du bist heute sehr unartig!“ — „Sie sprechen an meiner Statt!“ sagte sie, indem sie sich aufrichtete.

Ich riß mich los und erklärte Paulinen zum Abschied, wie sehr ich die Notwendigkeit einsähe, mich durch einen

raschen Entschluß von ihr zu verbannen, da mein Naturell selbst in der Freundschaft zu einer Wärme und einer Zärtlichkeit hindränge, die nur der Liebe gezieme.

Abends war ich mit meiner Mutter wieder in Paulinens Hause zu Besuch. Pauline war unendlich reizend. Ein unbeschreiblich sanfter Zug, ein Ausdruck stillseliger Wehmut lag fast rührend in ihrem Antlitz. Einmal legte sie das Gesicht in die Hände und sah mich zwischen den Fingern mit kindlicher Schalkhaftigkeit und doch wieder fast schmerzlich an. Sie äußerte, daß sie nachmittags in der Domkirche gewesen und gebetet habe, sie wisse nicht mehr für wen und für was alles.

Als Heinrichs Name erwähnt wurde, sagte sie zu meiner Mutter, er sei ihr durch die lange Zurückziehung schon fast fremd geworden. Zu traulichem Gespräch war wegen der Anwesenheit des Papas nicht viel Gelegenheit, aber wir halfen uns einigermaßen, indem Pauline meinen Fuß verstohlen mit ihren Zehen drückte. Es war von Essen und Trinken die Rede, und da stellte sich denn zu unserer großen Freude heraus, daß wir durchaus gleichen Geschmack hatten. Wir konnten das Thema kaum erschöpfen. Als später der alte Herr eine Weinsorte auf den Tisch brachte, von welcher er eine Probe zum Geschenk erhalten hatte, und ich erklärte, daß dieser Wein mir munde, obgleich ich sonst nie Wein trinke, so rief Pauline mit fröhlicher Überraschung, daß höchst merkwürdigerweise gerade nur dieser Wein auch ihr behage, und nun ging die Verwunderung von vorn an.

Ich fand einen Moment mit ihr ein paar Worte insgeheim zu flüstern. „Sagen Sie mir doch, liebe Pauline," begann ich, „sollen wir denn fortfahren, soviel kindischen Scherz miteinander zu treiben, oder sollen wir damit aufhören, oder was sollen wir überhaupt tun?" — „Wie Sie wollen," erwiderte sie; „wie Sie, so ich!"

Später, beim Abschied, drückte ich ihr die Hand und sagte leise aber bedeutungsvoll nur das einzige Wort: „Nun??" — Sie verstand mich und wiederholte den früheren Ausspruch: „Wie Sie wollen!" — „Wirklich?" — „Ja!" — „Sie geben mir den Schlüssel zu Heil und Unheil in die Hand?" — „Ja!"

Auf der Stiege, beim Abschied, sagte sie nochmal zu

mir: „Also es bleibt dabei: wie Sie, so ich!“ — „Gewiß?“ — „Ja!“

Ich bin in meiner Neugier, die Gesinnungen Paulinens zu erforschen, weiter gegangen, als gut war. Mein Plan ist gefaßt. Ich will mit ihr im ernstlichsten Ton über die Sache sprechen: der Moment der Trennung ist gekommen. Dieser letzte Tag des Jahres hat mich mit Ahnungen berauscht, die mir ewig bedeutungsvoll, ewig entzückend bleiben werden. Traurig, unendlich traurig ist es nur, und ganz im Geiste meines bisherigen Verhängnisses, daß ich in dem Momente, wo meiner lechzenden Lippe der Becher des Lebens zum erstenmal verheißungsvoll entgegenschäumt, ihn ausgießen muß wie ein Trankopfer den finsteren Gewalten des Schicksals, ohne einen Tropfen davon über meine Lippen zu bringen. Was ich nie gehofft, nie geahnt: ein Herz zu finden, das für mich fühlt, das scheint sich nun fast verwirklichen zu können: aber ich muß diesem Herzen sagen: „Fahre hin!“ — Aber wie? Bewahrt eine schleunige Entsagung mich nicht möglicherweise vor einer späteren, viel qualvolleren Enttäuschung? Das höchste, was ich nach dem Vorausgegangenen mir von Pauline versprechen dürfte, wäre doch nur dies, daß sie in manchen Augenblicken zwischen mir und Heinrich schwankt. Ist es denn so gewiß, daß bei diesem Schwanken das Zünglein der Wage sich entschieden auf meine Seite neigt? Kann der endliche Entscheid nicht auch zugunsten Heinrichs ausfallen? Ich habe keine Lust, es bei dieser Sache auf die Probe ankommen zu lassen: ohne Zweifel wäre doch ich zuletzt der Betrogene. Daß sie Heinrich noch liebt, ist ganz gewiß; hat sie doch noch vor wenigen Tagen mit Tränen seiner gedacht. Sie neigt sich jetzt zu mir, weil Heinrich fern ist; aber wenn er sich wieder einstellt und ihr zur Versöhnung die Hand reicht . . . dann würde ich höchst wahrscheinlich mit viel weniger Selbstzufriedenheit den Rückzug anzutreten mich veranlaßt finden als im gegenwärtigen Augenblicke.

2. Jänner 1854.

Zur Ausführung meines Entschlusses begab ich mich heute vormittag zu Paulinen. Anfangs wurde Gleichgültiges gesprochen. Zuletzt erwähnte ich Heinrichs und fragte, ob die

Versöhnung noch nicht eingetreten und die Wiederherstellung des alten Verhältnisses noch immer nicht zu erwarten sei. „Ich gebe Ihnen meine Hand darauf,“ sagte sie, „daß es aus ist damit.“ Ich nahm aber ihre Hand nicht an. Ich setzte mich neben sie und eröffnete ihr, daß ich einmal auch recht ernsthaft mit ihr sprechen wolle. Wir waren ganz allein und konnten uns ungehindert ausplaudern. „Freilich,“ sagte ich, „war schon in meinem bisherigen Scherze sehr viel Ernst, ja zuviel Ernst und ich fürchte, daß er immer mehr überhand nimmt, wenn wir nicht ganz damit ein Ende machen. Um deutlich zu reden: Ich habe bisher im Umgange mit Ihnen wie ein mutwilliges Kind am Rande eines Abgrundes gespielt. Unter Umständen mag auch das Zugrundegehen süß sein, das Flattern um ein Licht, bis man mit versengten Flügeln herunterfällt: aber es gibt Umstände, unter welchen man sich auch nicht einmal diesen traurigen Trost des Hinabstürzens in einen unwiderstehlich winkenden Abgrund gönnen darf, wenn man auch wollte. Ich meine den Fall, wenn man, um dieser Passion zu folgen, nicht bloß sein Leben oder sein Glück, sondern auch seine Selbstachtung aufs Spiel setzen müßte. In einem ähnlichen Falle glaube ich mich jetzt zu befinden. Sie haben mich gewiß verstanden, liebes Fräulein. Es erscheint mir als eine Notwendigkeit, Ihnen von jetzt an soviel als möglich fernzubleiben.“

Pauline hatte diese Rede zum Teil mit Lächeln angehört; sie schien befremdet, daß ich gegen meine Gewohnheit so viel Ernstes in einem Atem vorbringe. Als ich aber geendet, schien sie verletzt und antwortete nichts.

„Es würde mir sehr leid tun, liebes Fräulein,“ fuhr ich fort, „wenn Sie mich mißverstanden hätten und sich durch meine Worte irgendwie verletzt glaubten. Sie begreifen doch wohl, was ich eigentlich tun will, und aus welchen Gründen ich es tun will? Sagen Sie mir, ich bitte Sie sehr darum, haben Sie mich verstanden?“ — „Ja,“ versetzte sie kurz. — „Und konnte, durfte ich anders sprechen? Wissen Sie ein anderes Mittel, wie da zu helfen wäre?“ — „Nein!“ antwortete sie mit derselben Kürze und Kälte. Ich schwieg, sie auch. „Sie scheinen verletzt,“ fuhr ich nach einer Pause fort; „sprechen Sie sich doch aus, liebes Fräu-

lein!“ — „Sie haben mir sehr wehe getan!“ sagte sie; „der zweite Jänner wird mir unvergeßlich bleiben.“ — Ich erwiderte, wenn meine Worte sie gekränkt, so müsse sie dieselben durchaus mißverstanden haben. Ich faßte das früher Gesagte noch einmal kurz zusammen und schloß mit der Äußerung, es sei mein herzlicher Wunsch, daß sie an Heinrich festhalte und in der Liebe zu ihm ihr Glück suche und finde. Dabei kam ich ins Feuer und war am Ende so tief gerührt, daß meine Augen feucht wurden. Ich stand auf und wollte mich entfernen. „Aber bleiben Sie doch, ich bitte Sie,“ sagte Pauline mit naiver Herzlichkeit; „warum wollen Sie so schnell fortgehen?“ „Nein, das kann ich nicht zugeben,“ fuhr sie fort, „daß Sie mich jetzt verlassen und gar nicht wiederkommen wollen!“ — Ich ließ mich aber nicht irremachen und nahm mit ein paar herzlichen Worten Abschied. Pauline begleitete mich bis zur Tür. Plötzlich aber wendete sie sich um mit den Worten: „Nein, das hätte ich nie gedacht!“ Ich war dadurch genötigt, mich ebenfalls wieder umzuwenden. Pauline war ans Fenster getreten. Ich näherte mich ihr und sagte: „Es gibt kein anderes Mittel, liebes Fräulein! . . . Sie haben es ja selbst zugestanden . . .“ „Vielleicht wird die Zeit eines bringen,“ entgegnete sie. „Wie meinen Sie das?“ fragte ich. Sie schwieg, aber ihre Brust wogte. Ich konnte mich nicht halten, ich mußte den Arm noch einmal um sie legen. Freundlich kosend bat ich sie, doch nicht so verschlossen zu sein und frei herauszusagen, wie sie es meine. Nach einigem Besinnen sagte sie plötzlich entschlossen: „Ja, ich will Ihnen etwas sagen.“ Sie ging zum Sofa zurück; ich stand ihr gegenüber und blickte sie harmlos an. Sie wollte reden. — „Nein, ich kann nicht!“ rief sie, ein Strom von Tränen entstürzte ihren Augen, und mit lautem Schluchzen barg sie ihr Gesicht in den Polstern des Sofas. „Ach,“ sagte ich, „es muß etwas sehr Trauriges sein, was Sie mir vertrauen wollen.“ — „Nein,“ entgegnete sie unter fortwährendem Schluchzen, „es ist nichts Trauriges, aber ich kann es nicht sagen!“ — „Darf es vielleicht eben i c h nicht wissen?“ — „Wohl, eben nur Ihnen dürfte ich es sagen.“ — „So sagen Sie es doch!“ — „Ich kann nicht! O, wie schwer das ist, wenn man gerne reden möchte und nicht kann!“

Ich fühlte mein Herz pochen. Es mußte etwas geschehen, das holde Kind zu besänftigen. Ich hielt es für das beste, die Szene ins Scherzhafte hinüberzuspielen. Das liebe Köpfchen ruhte noch immer schluchzend auf den Kissen. Ich bat sie schmeichelnd, nicht mehr zu weinen. „So geht es," sagt' ich; „ich habe vorhin geweint und Sie haben gelacht dazu; jetzt fällt es Ihnen auf einmal ein zu weinen, und nun hätte ich fast Lust, zur Wiedervergeltung zu lachen. Es freut mich sehr, daß wir nun alle beide geweint haben und einander nichts vorzuwerfen brauchen. Freilich ist dabei der Unterschied, daß ich um Sie geweint habe und Sie —" „Und ich um Sie!" fiel sie rasch ein, mit diesem Worte dem durch Tränen noch nicht ganz erleichterten Herzen wie notgedrungen Luft machend. „Wie?" rief ich kosend, denn ich konnte mich vor Freude über dies Bekenntnis nicht länger halten; „um mich? Was soll das heißen? Ei, ei, was sind das doch für sonderbare Geheimnisse? Also meinetwegen geweint — das ist ja herrlich! Nun schäme ich mich meiner eigenen Tränen schon gar nicht mehr!" — Unter solchen kosenden und neckenden Worten hatte der Ernst der Lage bald unmerklich einer kindlich unbefangenen Fröhlichkeit Platz gemacht und Paulinens Gesicht war wieder heiter. Wir plauderten eine Zeitlang traulich und selbstvergessen. Aber ich besann mich und schied zuletzt mit der Erklärung, daß es mir mit meinem Entschluß Ernst sei.

4. Jänner.

Mittags besuchte uns Pauline, in sehr trüber Stimmung. Sie hatte einen Brief von Heinrich erhalten, einen sehr langen, inhaltreichen Brief, in welchem die innigste Liebe und zugleich leidenschaftlicher Unwille sich aussprach über die Kälte, welche Pauline ihm gegenüber in letzter Zeit an den Tag gelegt habe. Pauline wollte den Brief anfangs mich nicht lesen lassen, erst auf den Rat meiner Mutter tat sie es. Sie beobachtete, während ich ihn las, sehr sorgfältig meine Mienen. Nachdem ich zu Ende gelesen und aus demselben die volle Überzeugung von Heinrichs edlem Sinn und aufrichtiger Liebe geschöpft hatte, sagte ich Paulinen mit eindringlichen Worten, daß nach meinem

Dafürhalten Heinrich sie wahrhaft liebe und ihrer auch würdig sei; ich könne ihr nichts Besseres raten, als ihm zu gänzlicher Versöhnung auf halbem Wege entgegenzukommen. Sie sah aber den Brief nicht mit so günstigen Augen an wie ich; sie war beleidigt durch die ihr darin gemachten Vorwürfe und glaubte diese Zeilen eher für die Ankündigung eines förmlichen Bruchs als für einen Schritt zur Versöhnung halten zu müssen.

Sie sagte mir weiterhin, sie habe sich ein Heft gemacht und fahre fort, Gedichte aus Daumer abzuschreiben. Auch erwähnte sie, mich am Zweiten dieses Monats im Theater gesehen zu haben, an eben dem Tage, an welchem ich ihr durch Kundgebung meines Vorsatzes „wehe getan" hatte. Als sie fort war, sagte mir meine Mutter, daß ihr Pauline erzählt habe, sie sei an jenem Tage in einer solchen Stimmung gewesen, daß sie sich am Ende nicht mehr zu helfen gewußt, und um nur aus dem Zimmer zu kommen, sei sie zu Frau von Sölder gelaufen und habe sie gebeten, mit ihr ins Theater zu gehen.

Auch erzählte mir meine Mutter, Pauline habe geäußert, mit dem Fluche ihres Vaters werde sie nie einen Gatten nehmen; wenn er nicht einwillige zu ihrer einstigen Verbindung mit Heinrich, so werde sie seinem Willen nicht zuwiderhandeln; schon hätten ihm die Söhne zu viel Verdruß gemacht, die Tochter müsse mehr Rücksicht auf sein Glück und seine Zufriedenheit nehmen und dergleichen. Es scheint also nach allem, daß Pauline mit dem Gedanken, von Heinrich sich loszusagen, schon einigermaßen vertraut zu werden anfängt. Trotzdem bin ich überzeugt, daß es sie noch einen gar gewaltigen und ungewissen Kampf kosten würde, wenn sie damit Ernst machen müßte. Ein paarmal ist mir der Gedanke durch den Kopf gelaufen: Wenn Pauline wirklich den Heinrich nicht so eigentlich liebte, wenn ihre Anhänglichkeit nur Angewöhnung wäre: sollte dann nicht ein entschiedener Bruch besser für beide sein als dies Hinschleppen eines, durch keine innere Notwendigkeit begründeten Verhältnisses? Im allgemeinen aber bin ich doch noch zu sehr von Paulinens Liebe zu Heinrich überzeugt, und in jedem Falle habe ich von der aufrichtigen und leidenschaftlichen Neigung des letzteren für Pauline zuviel Beweise, als daß ich mich entschließen

oder mir verzeihen könnte, zur Aufhebung dieser Verbindung wissentlich etwas beizutragen.

Nachmittags führte mich eine dringende Angelegenheit gegen meinen Willen wieder zu Pauline. Sie hatte gewußt, daß ich kommen werde. Ihr Anzug fiel mir auf: sie war ganz wie in Trauer gekleidet — ein schwarzes Kleid, ein Leibchen von schwarzem Samt, auf dem Kopf ein schwarzes Flornetz. Ich hatte sie nie so gesehen. Dazu war sie bleich und gestand mir auf die Frage nach ihrem Befinden, sie sei sehr unwohl. Ich setzte mich zu ihr, und da es an ihrer Seite gar zu traulich war, so fühlte ich wieder großes Verlangen, nicht bloß in ihr kindlich-naives, mildschönes, jetzt von Wehmut doppelt reizend überhauchtes Angesicht, sondern auch in ihr duldendes Mädchenherz zu blicken. „Erlauben Sie nur ein Wort, liebes Fräulein", sagte ich. „Fürchten Sie nicht . . ." fuhr ich zögernd fort. — „Nun was?" fragte sie. „Ich fürchte gar nichts." — „Gar nichts?" fragte ich, „was ich immer fragen mag?" — „Gar nichts!" versetzte sie entschieden. — „Nein," sagte ich, „ich werde doch lieber nichts fragen. Sie sollen wissen, daß ich nicht allzu neugierig bin." — „Desto schlimmer!" sagte sie halblaut. — „Wie?" fuhr ich fort; „Sie wünschen selbst, daß ich frage? Nun denn, so hören Sie, was ich gar so gerne wissen möchte. Wird eine Zeit kommen, wo Sie mir alles sagen, auch das, was Sie mir neulich sagen wollten, aber nicht sagen konnten?" — Sie besann sich einige Augenblicke und erwiderte dann: „Höchst wahrscheinlich!" — Ich wußte nun, was ich wissen wollte. Da sie nicht gesagt hatte: „Gewiß!" sondern nur: „Höchst wahrscheinlich!" so hatte es mit ihrer Lossage von Heinrich noch gute Weile. Es war mir eben interessant gewesen, zu erfahren, bis zu welchem Punkte der Reife ein solcher Entschluß etwa bei ihr fortgeschritten sein möchte.

Es drängte mich nach ein paar Augenblicken, mich ans Piano zu setzen. Pauline folgte mir und setzte sich neben mich. Es war schon etwas abendlich dämmerig im Zimmer geworden; die dunkle Trauergestalt des Mädchens, von welcher die feinen, bleichen Züge des jugendlichen Antlitzes voll schmerzlich gedämpfter Lebensfrische sich so rührend abhoben — das alles erschien mir so zaubervoll verlockend,

wie die betörende Erscheinung einer Nixe oder Waldfrau im Dämmerlichte der Mondnacht. Ich ergriff die Hand des minniglichen Waldfräuleins und blickte ihr ins Auge mit dem stummen Gedanken: „Fahr' wohl, du trautes, liebes Kind; ich darf mich nicht länger mehr erquicken an deines Auges Strahl, nicht wärmen an deiner holden Glut; ich muß hinaus in die kalte, finstere Nacht!" — Noch einmal schlang mein Arm sich um ihren Nacken — es sollte ja das letztemal sein — aber ich werde mir nie verzeihen, daß ich es tat. Als ich es tat, da wußte ich, ein unerfahrener Neuling, nicht, was ich jetzt weiß: daß, wenn man von einer lieben Seele scheiden will, man nur recht raschen, recht kühlen Abschied nehmen muß, denn ein gerührter, zärtlicher Abschied ist nur ein neues, festeres Netz, das uns umstrickt und festhält. Das erfuhr ich bei dieser Gelegenheit. Denn als ich, noch am Piano sitzend, meinen Arm, wie gesagt, um Pauline geschlungen, da kam auch mein Haupt immer näher an ihre Brust; endlich ruhte es ganz darauf, und sie ließ es schweigend geschehen. Aber dabei blieb es nicht: ich fühlte, wie auch sie ganz leise die Hand auf meine Schulter legte und sie darauf ruhen ließ. Dies vermehrte meine Glut. Meine Lippen berührten die ihrigen — und ich war nicht mehr imstande, sie zurückzuziehen. Wie festgezaubert war mein Mund auf dem ihrigen, und sie wehrte dem Drucke desselben nicht; sie war wie bewußtlos: unbeweglich hielt sie, von meinen Armen umschlossen, das Haupt unter meinem Kusse und drückte mit geschlossenen Augen zuletzt ihre Lippen den meinigen entgegen. Dabei war ihr Antlitz tief-ernst und bleich; in höchster, fast krankhafter Erregtheit erschien sie wie starr und tot, aber als mein Kuß unwillkürlich feuriger wurde und meine Lippe plötzlich die Fläche der ihrigen inniger berührten — da durchzuckte sie ein Schauer und ihr Atem wehte mir glühend entgegen! — Ich riß meinen Mund zuletzt von dem ihrigen; sie kam zu sich und lehnte verschämt ihr Angesicht auf das Piano nieder.

„Es ist sonderbar," sagte ich nach einer Pause, „wie ich mit meinem guten Vorsatz umspringe." — „Übrigens," fuhr ich fort, „kommt es mir vor, als ob über diesem guten Vorsatz immer eine Art von Damoklesschwert hinge. Es steht ihm am Ende gar noch ein trauriges Ende bevor. Was

meinen Sie?“ — „Jawohl,“ sagte sie fröhlich. Während dieses Geplauders hatte ich mir den Ernst und die Forderungen des Augenblickes noch immer nicht zur Geltung kommen lassen; mein Haupt lehnte an ihrer Brust. Ich ließ es tiefer und tiefer hinabsinken — da beugte sie schalkhaft lächelnd ihr eigenes Haupt zu dem meinigen nieder, als wolle sie mir neckisch ein Küßchen anbieten, etwa in der Weise, wie es eine Mutter mit ihrem Kinde tut. „Nun,“ sagte sie herzinnig, „reichen Sie nicht herauf?“ — Schnell hob ich das Haupt etwas höher empor; sie zog das ihrige zwar zurück, aber ich „reichte doch hinauf“ zu ihr, und meine selige Lippe spürte den Druck und Hauch des zartesten Kusses — manchen Kuß hab' ich ihr geraubt, aber dies ist der erste, den sie mir gegeben hat — nichts auf Erden kann je für mich die Süßigkeit dieses Augenblicks überbieten.

Es war der schönste, der höchste Moment meines zärtlichen Verkehrs mit Pauline, aber ebenso gewiß soll es auch der letzte gewesen sein. Wenn ich die Ergebnisse der letzten Tage überdenke, so ekelt mich die unmännliche Sophistik an, mit welcher ich mich seither selber getäuscht habe. Freilich kommt mir meine Schuld eigentlich erst jetzt zum Bewußtsein, wo ich den Gang der Dinge in diesen Blättern im Zusammenhange aufgezeichnet überblicke. Es erscheint mir jetzt unzweifelhaft, daß Pauline in einen ernstlichen Zwiespalt ihrer Neigungen hineingeraten ist. Sie liebt mich vielleicht wirklich, aber ebenso liebt sie noch immer Heinrich, und wenn sie sich heute mir mit größerer Wärme hingab, so geschah es wie bei mir im Gefühle, daß wir einander preisgeben müssen. Bei der Gleichheit ihrer Gefühle für mich und Heinrich wird das Gefühl der Pflicht den Ausschlag geben. Pauline kann denn versöhnlichen Annäherungen Heinrichs kaum mehr ausweichen: sie wird sich die Lösung des Zwiespalts gefallen lassen, die sich ihr durch die Rückkehr Heinrichs und durch meine Zurückziehung darbietet.

5. Jänner.

Pauline erzählte meiner Mutter heute, daß Heinrich gegenüber bei seinem Freunde am Fenster sich gezeigt und sie an ihrem Fenster „weinen gesehen habe“. — Desto besser!

Ich habe es ja vorausgesehen, daß bei Wiedererscheinen Heinrichs sogleich eine Veränderung in der Konstellation eintreten wird.

6. Jänner.

Die Schwankung, welche bei Paulinen zugunsten Heinrichs eingetreten zu sein scheint, erleichtert mir die Harmlosigkeit, mit welcher ich ihr begegne, da ich äußerer Umstände wegen es nicht ganz vermeiden kann, mit ihr zusammenzutreffen. Ich gratulierte ihr heute wegen Heinrich; sie lehnte es jedoch ab und sagte, es sei noch „alles im Alten". Im übrigen war ich anfangs einsilbig; aber Pauline war so reizend und trug namentlich eine so wahrhaft bezaubernde Frisur, daß ich große Mühe hatte, nicht in den früheren Ton zu verfallen. Einige Scherze wagte ich doch, auf welche sie — trotz der Schwankung auf Heinrichs Seite, der sie „weinen gesehen" — ziemlich wacker einging. Ihr Kleidsaum blieb einmal im Vorüberstreifen an mir hängen. „Zieht es Sie denn zu mir?" fragte ich. „Ja!" erwiderte sie. Es war vom Alter die Rede. „Wenn ich alt bin," sagte ich, „dann werde ich mich zuletzt auch in den guten Vorsatz hineingefunden haben." — „Oder daraus gefunden!" warf sie hin. Sie hielt bei einer gewissen Gelegenheit meinen Finger fest. „Ich will doch sehen," sagte ich, „ob ich mich wirklich nicht von Ihnen losmachen kann." Darauf hielt sie den Finger erst recht fest, so daß ich ihn durchaus nicht losbrachte. Sie hatte Freude darüber und verspottete mich.

Der Mutter teilte sie mit, daß Heinrich wiederholt gegenüber ans Fenster komme und auf sie herüberblicke.

Noch etwas hätte ich bald vergessen. Wir lasen mitsammen die Zeitung. Da fanden wir einen Artikel, der mit einem Fragezeichen schloß. „Das ist nicht gut," sagte ich; „mit einem Fragezeichen soll man nicht schließen. Zweifel und Unklarheit sind kein guter Abschluß. Wollen wir nicht etwas Bestimmtes dahinter setzen?" — „Ich denke," versetzte sie, „wir setzen einstweilen das Zeichen der Pause hin, bis das Bestimmte, das Rechte sich einstellt."

8. Jänner.

Bei Pauline. Es wurde am Klavier musiziert und gesungen. In einem Liede kamen die Worte vor: „In den

Augen spricht das Herz." — „Merken Sie auf," sagte sie zu mir, „in den Augen spricht das Herz. Den Augen muß man glauben, wenn auch der Mund das Gegenteil sagt." Als ich fortging, fragte sie mich draußen an der Gittertür, was der „gute Vorsatz" mache.

11. Jänner.

Ich hatte es für angemessen erachtet, Pauline seltener zu besuchen, und war daher drei Tage weggeblieben. Sie war indessen krank gewesen, litt an Schwindel, Kopfweh, hatte von sich selbst nichts gewußt. Kugelmeier wollte zu uns, um es uns mitzuteilen. Sie sagte aber: „Weil sich von selbst niemand um mich umsieht, so will ich sie auch nicht rufen." — „Es ist schon eine Ewigkeit, daß Sie nicht da waren", sagte sie zu mir.

Später allerlei Geplauder. Ich erwähnte unter anderm den guten Vorsatz. „Jetzt werde ich aber auch bald einen guten Vorsatz fassen," sagte Pauline, „und so halten, daß Sie nie wieder etwas von mir sehen und hören." — Auch auf ein anderes, Paulinen sehr unangenehmes Thema, den „Christtag", kam noch einmal das Gespräch. „Bereuen Sie die damalige Offenherzigkeit noch immer?" fragte ich. „Es war keine Offenherzigkeit," erwiderte sie, „es war Scherz." — „Die Frage ist aber nicht so eigentlich," fuhr ich fort, „ob es im Ernst oder Scherz gesagt war, sondern ob das Gesagte an sich die Wahrheit war oder nicht?" — „Es war nicht die Wahrheit — ich gebe Ihnen hier meine Hand darauf!" — „So soll ich das Gegenteil glauben?" — „Das kann ich Ihnen nicht sagen!" — Ich fragte sie, was sie mit dem kleinen Liederbüchlein angefangen habe, das ich ihr neulich geschenkt. „Ich habe es erst heute wieder durchgelesen," sagte sie, „es liegt bei den Gedichten von Heinrich."

Während ich Klavier spielte, sagte sie zu meiner Mutter: „Ich glaube Ihrem Sohn gar nichts, er reißt doch immer Witze." Auch erzählte sie der Mutter, sie habe neulich die Ludmilla (ihre Freundin) gerufen und sie gebeten, Klavier zu spielen und zu singen, da sie es nicht mehr aushalten könne und fürchte, den Verstand zu verlieren.

Mir erzählte sie, Heinrich blicke von dem gegenüberliegenden Hause in Gesellschaft von mehreren andern öfters

nach ihr herüber. „Ich weiß nicht," sagte sie, „wollen sie ihren Spott mit mir treiben? Sie meinen vielleicht, ich werde hinübersehen, aber ich wende ihnen den Rücken zu."

Was mich betrifft, so sind ein paar meiner heutigen Reden allerdings unnötig gewesen, aber im ganzen bin ich mit meinem Verhalten zufrieden und hoffe mich in die neue Rolle zu finden.

12. Jänner.

Um 11 Uhr ging ich zu Pauline. Sie war eben im Begriff gewesen, meine Mutter zu besuchen, blieb aber nun zu Hause. Sie zeigte mir die Gedichte, die sie von Heinrich aufbewahrte. „Sie sehen, er liebt Sie wahrhaft", sagte ich. — „Aber der Vater will es nicht; er hat mir mit seinem Fluche gedroht, und ich kann nicht zuwiderhandeln." — „Ziehen Sie dabei einzig Ihr Herz zu Rate," sagte ich; „alles übrige würde sich ja wohl finden: Sie wissen, daß Sie über das Gemüt Ihres Vaters eine unbegrenzte Gewalt haben." Später sagte sie unter anderm: „Ich möchte wirklich sterben. Da würde mich niemand mehr ärgern und niemand mehr zum besten haben." — „Warum nicht gar", versetzte ich. „Muß es denn gleich gestorben sein? Trösten Sie sich, in ein paar Tagen wird er sich wieder einstellen!" — „Ich bitte Sie, hören Sie doch damit auf!" rief sie zornig und mit dem Fuße stampfend.

13. Jänner.

Vormittags kam Pauline um 10 Uhr zu uns; ich entfernte mich unter einem Vorwande und kam erst um 11 Uhr zurück. Wir wechselten einige Worte. „Mir hat heute geträumt," sagte ich scherzend (jedoch mit Bezug auf einen wirklichen Traum), „daß Sie mich als Reserve für den Notfall aufbehalten. Ist das wahr?" — „Ich will gar nichts!" sagte sie ungehalten, mit Ernst und innerer Bewegung. — Zur Mutter hat sie geäußert, Heinrich habe ihr eine Einladung melden lassen, zu einer Besprechung mit ihm nach Eggenberg (in Lottens Haus) zu kommen, wo sich beide früher häufig trafen. Sie werde dieser Einladung vielleicht folgen." (Daher also ihr heutiges, mehr gemessenes und zurückhaltendes Benehmen.) Doch wiederholte sie bei

dieser Gelegenheit, daß sie Heinrich niemals gegen den Willen ihres Vaters angehören wolle; auch erinnere sie sich, daß, als er einmal krank war, die Ärzte äußerten, er habe einen organischen Herzfehler. Mir erzählte sie, ihr Vater sage immer, daß ich und sie ineinander zum Sterben verliebt seien. Sie fragte mich, was denn meine Mutter sagen würde, wenn so etwas Ähnliches je der Fall wäre. Ich erwiderte, ich wisse es nicht.

14. Jänner.

Mittags kam ich zu Pauline. Sie war sehr nett angezogen und trug Locken. „Ei," sagte ich, „ist für heute vielleicht ein Friedenskongreß anberaumt?" — „Ist schon vorüber!" erwiderte Pauline. „Wie?" — „Ja, gestern abend kamen wir zusammen." — „Wahrhaftig, ich wäre sehr neugierig zu erfahren, was da entschieden wurde." — „Ich habe ihm meine Meinung gesagt und er mir." — „Dürfte ich denn als Freund und Vertrauter auch fragen, worin diese Meinung bestand?" — „Nun, er hat mir gesagt, daß er mich noch liebt." — „Und Sie haben ihm dasselbe gesagt?" — „So ungefähr etwas Ähnliches. Wäre er mir nicht zur Versöhnung entgegengekommen," fuhr sie fort, „ich hätte sicher mit ihm gebrochen!" — Ich gratulierte mit heiterer Miene und rief: „Was bekomme ich für meine Prophezeiungen, die nun eingetroffen sind?"

So rief ich, aber im Innern war mir sonderbar zumute. Was nun eingetroffen war, das hatte ich selbst gewünscht; aber wie sehr auch meine Vernunft es billigte, der Eindruck auf mein Herz, auf mein Gefühl war doch ein schmerzlicher. Was mir seit zwei Monaten Tröstliches und Holdes widerfahren, das war nun alles mit einem Striche wieder ausgelöscht; die Bedeutung desselben war dahin; Pauline hatte sich endgültig für Heinrich entschieden: das war schön und löblich, aber, bei Gott, nicht schmeichelhaft für mich. Was sich mir als allgemeines Ergebnis aus diesem besonderen Fall aufdrängt, war der alte Gedanke meiner Unliebenswürdigkeit, meiner Unfähigkeit, eine tiefe und dauernde Neigung einzuflößen. Ich war kein wirklicher Liebhaber gewesen, und kam mir doch jetzt so lächerlich vor, wie ein abgedankter. Überdies war die ziemlich unbefangene Art,

mit welcher Pauline mich mit dieser neuesten Wendung der Dinge bekannt machte, mir einigermaßen unzart vorgekommen. Ich konnte eine gewisse Empfindlichkeit darüber nicht unterdrücken und statt nach abgestattetem Glückwunsche abzuziehen, ließ ich mich noch in einige Auseinandersetzungen ein, die besser unterblieben wären. Ich sagte Pauline, es schicke sich für sie jetzt nicht mehr, meine Gedichte neben denen Heinrichs aufzubewahren; ich wolle sie daher wieder zu mir nehmen. „Ich hätte sie Ihnen niemals überlassen sollen," sagte ich, „aber da der Fehler nun einmal begangen worden, so weiß ich ihn nicht anders gutzumachen, als indem ich mir diese Blätter wieder zurückerbitte. Heinrich könnte sie leicht mißdeuten, wenn er sie bei Ihnen sähe." Sie weigerte sich lange. „Sie sollen Sie bekommen," sagte sie; „aber muß es denn sogleich sein?" — Ich bestand darauf, bis sie mir dieselben ausfolgte. Sie wendete dabei das Gesicht seitwärts, vermutlich um mir einen Ausdruck, sei es des Unwillens, sei es der Wehmut, auf ihrem Gesichte zu verbergen. Ich küßte ihr die Hand dafür: sie entzog sie mir mit einer unwilligen Gebärde.

„Leben Sie wohl", sagte ich zuletzt. „Es ist manches zwischen uns in letzter Zeit vorgefallen, was ich nicht vergessen werde." — „Auch ich nicht!" gab sie zurück. — „Manches ist sogar kaum mehr zurückzunehmen!" — „Jawohl!" — „Sagen Sie mir doch, liebes Fräulein, pflegen Sie allen Männern, mit welchen ein Zufall Sie zusammenführt, soviel Holdes zu erzeigen, wie Sie mir erzeigt haben?" — „Nein!" — „So müssen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich von den zarten Geheimnissen, die ich ahnen mußte, nie mit frecher Hand den Schleier weggezogen habe, daß ich Ihre Gefühlsanwandlungen nicht mißbraucht und Ihnen die vollste Freiheit gelassen habe, sich in Ihren rechtmäßigen Gefühlen und Entschlüssen wieder zu befestigen. Oder hätte es keine solchen Geheimnisse gegeben? Befinde ich mich über diesen Punkt in einem ungeheuren Irrtum?" — „Nein!" — „Wenn es der Fall ist, so reden Sie ganz offen!" — „Nein!" — „Dann habe ich Sie nur noch um Vergebung zu bitten, daß ich den Schleier, den ich früher respektierte, in diesem Augenblick ein wenig lüftete. Wenn die Geheimnisse eine abgetane Sache sind,

was soll der Schleier, der sie deckte, noch respektiert werden? — Ich habe mit Schmerz gesehen, wie unter einer Teilung Ihrer Gefühle, unter einer Zersplitterung Ihrer Herzenswärme Ihr ganzes Wesen gelitten hat; beglücken Sie von jetzt an wieder und seien Sie beglückt in ungeteilter Glut!" — Ihr Auge wurde feucht, aber sie sagte nichts.

Abends war ich mit meiner Mutter wieder zu Besuch in Paulinens Hause. Sie war bleich wie Wachs. Der Mutter erzählte sie die Zusammenkunft mit Heinrich und fügte hinzu: „Er sieht sehr schlecht aus, er dauert mich sehr." Ich war heiter und scherzte viel, wenn es mir auch nicht von Herzen ging; sie war gebeugt und angegriffen. Wir hatten die Rollen seit Vormittag getauscht.

„Ich fühle Stiche in der Brust", rief sie einmal, vom Sofa aufspringend.

Zur Mutter sagte sie, als sie mit ihr allein war: „Ich habe beide gleich lieb. Früher habe ich den Heinrich lieber gehabt, aber jetzt sind sie mir ganz gleich. O, ich leide entsetzlich! Sie können nicht glauben, wie ich kämpfe. Was kann ich dafür, daß ich es nun einmal so im Herzen empfinde — es ist nun einmal darin! Ich bin nur froh, daß es nie über meine Lippen gekommen ist: schon ein paarmal war ich nahe daran, es herauszusagen." Sie sagte noch, eine innere Stimme flüstere ihr zu, daß Heinrich nicht für sie bestimmt sei, und daß sie am liebsten sterben möchte. Meine Gleichgültigkeit und scherzhafte Stimmung nahm sie übel auf; sie sagte zur Mutter: „Sehen Sie, er trotzt, er spricht kein Wort mit mir, er zieht sich zurück."

16. Jänner.

Abends ging meine Mutter zu Pauline. Ich folgte ihr später. Pauline zeigte Freude darüber, ich hielt mich aber auf dem Standpunkte unbefangener Höflichkeit. Wir blieben nicht lange. Bevor ich gekommen, hatte Pauline meiner Mutter erzählt, sie sei in Heinrichs Begleitung in Eggenberg bei der Lotte gewesen. „Aber ich muß Ihnen sagen," äußerte sie, „daß ich bei allem, was Heinrich sagte und tat, doch immer an den Robert denken mußte, denn ich habe ihn so lieb wie den Heinrich. Indessen, so bang ist mir doch nicht mehr zumut wie früher." Ich

glaub' es gerne, daß ihre Bangigkeit sich mindert. Während ich mich kühl zurückziehe, umgibt sie Heinrich mit neuen Beweisen seiner Liebe; sie kommt hinter dem Rücken des Papas mit ihm zusammen, sieht ihn mehreremal des Tages und feiert gleichsam neue Flitterwochen mit ihm. Dabei muß sich ihr innerer Kampf mehr und mehr beschwichtigen, wenn auch mein Andenken ihr nicht ganz entschwindet. Im übrigen fühlt sie wohl, daß sie mich und den Heinrich, jeden in seiner Weise, fort und fort haben und genießen kann. Sie hat den Heinrich wiedergewonnen und mich eigentlich nicht verloren; und wenn ich für den Augenblick auch nicht die alten Späße treibe, so hofft sie doch vielleicht, daß es ehestens wieder geschehen kann. Darin aber täuscht sie sich. Sie äußerte unter anderm, ziemlich gleichgültig, daß Heinrich zu Ostern von Graz nach Marburg überzusiedeln gedenke. Sie erkundigte sich, ob ich traurig sei; die Mutter sagte nein, ich sei ganz lustig, pfeife und singe und hätte gesagt, daß es mich sehr freue: Paulinen wieder mit Heinrich versöhnt zu sehen.

22. Jänner.

Nachmittags besuchten uns Pauline und Lotte. Pauline war sehr einsilbig, während ich mit Lotte scherzte; sie setzte sich zuletzt ins andere Zimmer hinaus zum Vater, der wegen Krankheit das Bett hütete. Später hatte ich jedoch ein Zwiegespräch mit ihr, sehr ernsthaft; sie will fort von Graz, auf ein halbes Jahr nach Pettau zu Verwandten. Als die Mädchen aufbrachen, begleitete ich sie in Gesellschaft meines Freundes C., der auch da war, in ihre Wohnung zurück, denn es dunkelte bereits. Ich sprach immer sehr ernsthaft und zurückhaltend. Als wir vor dem Hause angelangt waren, folgten ich und C. der Einladung Paulinens und gingen mit hinauf, den Papa zu begrüßen. Wir entfernten uns aber bald. Pauline erschrak förmlich, als ich aufstand. Ich bat sie um Verzeihung wegen der verursachten Belästigung. Sie sagte darauf, sie könne diese Spannung nicht länger aushalten; ob denn das kein Ende nehmen werde?

Zur Mutter hat sie geäußert, sie könne es nicht mehr aushalten, daß ich so trotze, es sei jetzt genug; sie hätte

gehofft, ich würde, da die Lotte wieder bei ihr sei, auch wieder alle Tage zu Besuch kommen, sie habe gestern geweint. — „Ich habe ihn beinahe lieber," sagte sie, „als den Heinrich. Was kann ich dafür? Ich habe ihn so lieb, ich könnte ihn erdrücken. Ich kann ohne ihn nicht leben."

25. Jänner.

Vormittags war die Mutter bei Pauline. Diese beklagte sich, daß ich „nie komme". Darauf führte die anwesende Lotte einige alberne Reden und gab ihr zu verstehen, sie hätte mit Heinrich das Verhältnis nicht wieder anknüpfen sollen. Pauline sagte, sie habe es nun einmal ihrer Mutter (die das Verhältnis mit Heinrich begünstigte und gegenwärtig im Irrenhause weilt) versprochen, an Heinrich festzuhalten, auch habe sie Mitleid mit ihm.

Abends besuchten wir die beiden Mädchen. Ich hielt im Gespräch die rechte Mittelstraße. Der kleine Zeichenmeister Kugelmeier war da und neckte Paulinen mit Zeichnungen, die auf ihr vermeintliches Verhältnis zu mir Bezug hatten. Ich bat Paulinen gelegentlich um die Erlaubnis, mich „vernünftig benehmen zu dürfen". Sie gewährte mir dieselbe. Ich bat sie aber, mir dies dann nicht so auszulegen, als ob ich ihr grolle. Darauf gab sie mir durchaus keine Antwort, wie sehr ich auch in sie drang. Später wurde wieder einmal — der Himmel weiß wie? — der „Christtag" erwähnt. Pauline stand auf und ging hinaus.

26. Jänner.

Mittags waren Pauline und Lotte bei uns. Es fiel nichts Bemerkenswertes vor. Ich war sehr harmlos. Zur Mutter sagte sie unter vier Augen, sie habe keine Freude mehr; sie werde entweder nach Pettau oder ins Kloster gehen; ich sei jetzt ganz anders als früher, nicht mehr so herzlich.

29. Jänner.

Abends bei Pauline. Sie war krank und lag im Bette. Es fügte sich aber, daß ich einige Zeit an ihrem Bette verweilte — leider allein mit ihr.

Sie schlang den Arm um mich, spielte mit meinem Kinn,

strich mir das Haar aus dem Gesicht. Als ich fortgehen mußte, verlor ich den Kopf und drückte ein Küßchen auf ihre Stirn. Sie erwiderte dasselbe mit einem raschen, aber sehr herzhaften Kuß.

30. Jänner.

Mittags bei Pauline. Ich sagte: „Wir haben uns doch gestern ein wenig wie ein Liebespaar benommen. Sie schweigen über das, was Sie empfinden, weil Sie glauben, daß Worte bindend sind. Aber es gibt Dinge, die ebenso bedeutsam, ebenso bindend sind als Worte. Gestehen Sie es, liebe Pauline, Sie haben eine unglückliche Leichtigkeit, solchen, die Ihnen viel nahe kommen, sich anzuschließen. Ich fürchte, Sie werden einmal die Beute des ersten besten Pflastertreters, der gewissenlos genug ist, Ihr leichtes Anschmiegen zu mißbrauchen." — „O nein!" erwiderte sie; „ich schmiege mich nicht so leicht an, als Sie meinen. Es hat noch keiner Eindruck auf mich gemacht als Heinrich und — Sie!" — „Wie," rief ich, „kann man zwei auf einmal lieben!" — „Nein," sagte sie, „das kann man nicht, ich fühle es nur zu sehr, daß man nicht zwei auf einmal lieben kann!"

Abends war ich wieder bei Paulinen; da ich morgen einen Ball besuche, habe ich sie gebeten, mir vorher eine kleine Tanzlektion zu geben; ich vergesse nämlich die Touren der Quadrille von einem Karneval zum andern. „Haben Sie sich heute nach der Singstunde gut unterhalten?" fragte ich. Heinrich trifft nämlich immer mit ihr zusammen, wenn sie von der Singstunde kommt. „Nicht besonders," gab sie zur Antwort. „Ich war nicht gut gelaunt."

Sie hatte sehr große Freude darüber, daß ich ein guter Tänzer bin und tanzte furioso mit mir.

Zur Mutter sagte sie insgeheim: „Ich habe mich geprüft: ich habe ihn viel lieber als den Heinrich. Mit diesem war es nur eine Gewohnheitsliebe. Wenn ich den Heinrich nicht sehe, so kann ich es leicht ertragen; aber wenn ich ihn nicht sehe, so bin ich krank; den Heinrich kann ich entbehren, ihn nicht."

31. Jänner.

Bei Paulinen. Ich saß am Fenster, sie stand neben mir in traulichster Nähe.

„Wenn Sie den Heinrich lieben," sagte ich, „warum lieben Sie mich, und wenn Sie den Heinrich nicht lieben, warum lieben Sie mich nicht?" — Sie lachte.

„Sie sagten neulich," fuhr ich fort, „man könne nicht zwei auf einmal in demselben Maße lieben?" — „Ja! das sagte ich." — „Aber kann man vielleicht den einen mehr, den anderen weniger lieben?" — „Vielleicht." — „Ich behaupte aber, daß selbst in diesem Falle die schwächere der beiden Neigungen nicht wahre Liebe ist." — „Das sage ich auch!" — „Darum also, liebe Pauline, bilden Sie sich nicht ein, Sie könnten neben Heinrich noch irgend jemand wirklich lieben! Auch ist die Rolle eines zweiten Liebhabers eine so traurige, daß ich nicht so leicht mich darum bewerben könnte!" Auf diese Rede schaute mich Pauline schweigend mit einem langen, unendlich herzlichen, aber zugleich eigentümlich schalkhaften Blick an, als wollte sie sagen: „Aber du stellst dich doch ein wenig gar zu dumm: meinst du denn, daß ich dir die Rolle des zweiten Liebhabers zugedacht habe?" — „Ja," fuhr ich fort, „nicht einmal erster Liebhaber würde ein Mensch von Ehre sein wollen, wo es noch einen zweiten gibt." — „Reden und glauben Sie, was Sie wollen," rief Pauline, „es wird auch die Zeit kommen, wo ich rede." — „Wie, Sie haben mir wieder etwas zu sagen?" — „Seien Sie versichert, ich werde es Ihnen gewiß sagen, vielleicht bald!" — „Es hängt vermutlich noch von Umständen ab." — „Nein, es hängt von keinen Umständen mehr ab." — „Sie scheinen wieder an Schwankungen zu leiden." — „Nein! Ich schwanke nicht mehr, ich bin fest entschlossen. Ich werde es Ihnen sagen, aber wann, das weiß ich noch nicht genau, vielleicht recht bald!"

„O, wenn Sie wüßten, wie schwer es mich manchmal ankommt zu schweigen!" fuhr sie fort. — „Nun, so sprechen Sie doch in des Himmels Namen!" sagte ich, indem ich mein Ohr zutraulich lauschend ihrem Gesichte näher rückte. Sie gab mir aber einen Kuß darauf. Dann errötete sie und blickte

verschämt zu Boden. „In **Worten**," sagte sie, „bringe ich es nicht heraus. Ja, wenn ich so reden könnte wie Sie, wenn ich alles so zu drehen und zu wenden wüßte . . ."

1. Februar.

Was für Dinge habe ich heute aufzuzeichnen! — Meine Mutter hatte Paulinen versprochen, mit ihr nach Eggenberg zur Lotte zu gehen. Beide machten in der Tat sich diesen Morgen auf den Weg. Sie waren in bester Laune und kamen dem Ziele ihrer kleinen Wanderung ganz nahe, als sie plötzlich den Heinrich von Eggenberg her ihnen entgegenkommen sahen, und zwar in einem krankhaft aufgeregten Zustande, welcher der Mutter nicht wenig auffiel. Ohne zu grüßen, rief er Paulinen von weitem zu: „Also doch nach Eggenberg gegangen?" Durch diese barsche Frage fühlte sich meine Mutter einigermaßen verletzt und fragte ihn, ob es ihm unangenehm, daß Pauline in ihrer Gesellschaft sei." — „Durchaus nicht," versetzte Heinrich ganz artig; „erlauben Sie mir, daß ich mit Pauline ein paar Worte spreche; es soll mir lieb sein, wenn Sie, gnädige Frau, es auch mit anhören wollen."

„Sagen Sie mir, Pauline," fuhr er fort, „was Sie zu dem Betragen veranlaßt, das Sie gegen mich angenommen haben? Warum beachteten Sie mich gestern gar nicht, als ich Ihren Fenstern gegenüber bei meinem Freunde war, wo Sie mich doch sonst mit Blicken und Zeichen zu begrüßen pflegten? Ferner habe ich erfahren, daß Sie gestern nachmittag zur französischen Stunde nicht zu Hause blieben, sondern den Meister durch die Köchin fortschicken ließen; wo waren Sie während dieser Zeit?" — Pauline blieb stumm auf diese Frage — sie brachte mit diesem Schweigen mir ein großes Opfer, denn der Sachverhalt war folgender: Ich hatte Paulinen gefragt, ob wir nicht abends vor Anfang des Balles, den ich besuchen wollte, bei ihr noch einmal die mir erteilte Tanzlektion wiederholen könnten. Sie hatte geäußert, daß leider der französische Sprachmeister kommen werde, daß sie aber die Sache doch möglich machen wolle. Dies der Anlaß jener Umstände, über welche Heinrich sich Erklärungen ausbat. Weiter warf er Paulinen

vor, daß er mit ihr zu sprechen verlangt und sie um eine Zusammenkunft für heute gebeten, sie aber geantwortet habe, sie müsse nach Eggenberg gehen; könne sie dies vermeiden, so werde sie ihm das Rendezvous geben, wenn nicht, so müsse er sich bis zum folgenden Tage gedulden. Da sie ihm sonach die Gelegenheit zu einer Unterredung nicht freiwillig gegeben, so müsse er diesen Moment benutzen, um eine ernste Frage an sie zu richten. Er verlange von ihr auf das dringendste eine bestimmte Erklärung und ein offenes Geständnis. Er habe sie schon früher oft um volle Aufrichtigkeit gebeten, und namentlich dies ihm nicht zu verhehlen, wenn sie fühle, daß ihre Liebe zu ihm erkalte, oder wenn sie einen anderen fände, mit welchem sie glücklicher zu sein hoffte. Er wiederhole diese Bitte noch einmal feierlich in diesem Augenblicke. So drang er eine Zeitlang in sie und bat um Antwort. Sie hatte ihn schweigend angehört. Plötzlich aber brach sie dies lange Stillschweigen und gab mit Ruhe und Entschiedenheit eine Antwort, wie sie auf eine solche Frage wohl nie so einfach und offen gegeben worden ist. Sie sagte: „Ich liebe den Hamerling mehr als Sie!" — Die Mutter war wie vom Donner gerührt. Heinrich sagte mit tiefer Bewegung: „So ist es denn wahr? Konnte ein Mann, von dessen ehrenwertem Charakter so viel gesprochen wird, in der Tat so ruchlos sein?" — „Wie aber?" fuhr er zu Pauline fort, „erwidert er auch wirklich Ihre Neigung?" — „Ich weiß es nicht," antwortete Pauline. — „Hat er es Ihnen nie gesagt?" — Pauline schwieg; er fragte nochmals. „Ich weiß es nicht," antwortete sie zögernd und leise.

„Das also," rief Heinrich nach einer Pause, „erfahre ich heute von Ihnen? Nachdem wir seit sechs Jahren einander kennen, nachdem wir als Kinder angefangen uns zu lieben?" — „Ich habe Sie ja recht lieb," sagte Pauline gelassen, „ich schätze und achte Sie sehr, aber unser Verhältnis war Gewohnheit. Ich empfinde jetzt, daß es so ist — ich kann nichts dafür!"

In der bewegtesten Stimmung waren jetzt die drei vor dem Hause von Lottes Eltern in Eggenberg angelangt. Schon die Mienen der Eintretenden verkündeten Lotten und ihren Angehörigen, daß etwas Besonderes vorgefallen. Pau-

line eilte nach der ersten Begrüßung in ein Nebenzimmer und ergoß sich in einen Strom von Tränen. Das Vorgefallene kam offen zur Sprache. Die Familie ist Heinrich sehr geneigt, man stürmte daher auf Paulinen mit Vorwürfen ein. Heinrich besprach sich mit meiner Mutter und wollte von ihr wissen, ob ich Paulinens Neigung teile oder nicht. Die Mutter sagte, sie wisse es nicht, und riet ihm, persönlich Rücksprache mit mir zu nehmen: ich hätte schon längst gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen. Sie sagte ihm auch, ich hätte bei Paulinen immer seine Partei genommen. Er antwortete, daß er dies schon von Paulinen gehört habe und daß er mich jedenfalls aufsuchen werde. Hierauf entfernte er sich, nachdem er noch zu Lotte geäußert, daß jetzt alles darauf ankomme, ob ich die Neigung Paulinens erwidere oder nicht. Auch sagte er, zwei Studenten hätten ihn vor einiger Zeit gefragt, ob er denn noch immer in die Hofgasse gehe wegen seines Liebchens — es sei dort gegenwärtig der Hamerling am Brett . . .

Pauline und die Mutter blieben bis gegen Abend. Pauline brachte den ganzen Tag nicht einen einzigen Bissen über ihre Lippen. Ein paarmal umarmte sie meine Mutter und fragte sie, ob auch *sie* ihr zürne. Die Mutter sagte, sie zürne nur *mir*, und werde mich tüchtig ausschelten, daß ich solche Dinge angestiftet. Darauf bat aber Pauline schmeichelnd, mir ja keine Vorwürfe zu machen. Auf dem Heimwege sagte ihr die Mutter: „Aber warum mußten Sie es denn so frischweg heraussagen, daß Sie Heinrich nicht mehr lieben?“ — „Sollte ich ihn denn betrügen?“ erwiderte sie. — „Liebt Sie der Robert wirklich?“ fragte die Mutter weiter. „Hat er Ihnen so etwas gesagt?“ — „Ich weiß nicht,“ versetzte Pauline, „er hat wohl so etwas merken lassen, als wenn er mich lieb hätte, aber davon habe ich dem Heinrich nichts gesagt, und werde auch nichts sagen: eher lasse ich mir die Zunge herausreißen!“ Als die Mutter sich von ihr trennte, äußerte sie, daß sie sich sehr unwohl fühle, und bat nochmal, mir keine Vorwürfe zu machen.

Der Eindruck, den die Ereignisse dieses Tages auf mich gemacht haben, ist nur zum geringsten Teil ein freudiger — er ist im ganzen ein schmerzlicher, der Grundton der wechselnden Stimmungen meiner Brust ist *Wehmut*. Was ist

die Liebe? Hat Pauline ihren Heinrich nicht glühend geliebt? Dieser Gedanke verfolgt mich wie ein Dämon und läßt keine reine Freude an Paulinens Hingebung in mir aufkommen. Ich denke daher auch, die Hand, die sie mir bietet, keineswegs sofort zu ergreifen. Ich will ihr Bedenkzeit lassen, Zeit zu reiflicher Selbstprüfung. Wer weiß, ob sie den heutigen Entschluß nicht morgen wieder bereut? Jede leiseste Spur einer solchen Gesinnungsänderung in ihren Mienen, in ihrem Wesen — ich habe für solche Dinge ein sehr feines Gefühl — würde mir eine unerträgliche Qual bereiten. Auch mangelt es mir an Selbstvertrauen: ich denke, daß es ziemlich leicht ist, ein Mädchen anzuziehen, zu verwirren, zu betören, sehr schwer aber, es dauernd zu fesseln und in immer gleicher Wärme zu erhalten. Wer bürgt mir dafür, daß ich von Paulinen nicht auch einmal durch eine ähnliche Erklärung, wie heute Heinrich, überrascht werde? Einem solchen Schlage würde meine Natur erliegen.

Wenn übrigens Heinrich auch sein Schicksal vielleicht gefaßter erträgt, als ich es ertragen würde, so weiß ich doch, daß er Unendliches leiden wird, und bei dem Gedanken an ihn erfaßt mich das tiefste Mitgefühl. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich die Veranlassung zu den Qualen gewesen bin, die jetzt sein bitter getäuschtes Herz bestürmen müssen. Allerdings hatte ich niemals unredliche Absichten, aber meine verwünschte Neugier, zu erforschen, ob ich geliebt werden könne — das Bestreben, Paulinens Empfindungen zwar nicht zu beeinflussen, aber zu beobachten und auszuspähen — ferner in manchen Augenblicken auch der Taumel eines Dichterherzens, und endlich die hartnäckige Einbildung, ich könne Paulinens Herz, wenn auch vielleicht ein wenig für mich einnehmen, doch niemals dem Heinrich dauernd entfremden: das alles hat mich, oder vielmehr Paulinen, so weit gebracht, daß ich mich jetzt vor mir selber beschämt fühle. Meinte ich doch, die Natur habe mir, wie für das Schöne, so auch für das Gute und Edle einen regen Sinn gegeben. Hat dieser Sinn mich in diesem Falle so ganz verlassen? Aber ich war bis jetzt nur ein träumerischer Jüngling, ein Lebensneuling ohne Erfahrung: erst der heutige Tag hat mich zum Manne gereift. Gesinnungsstärke und Charakter sind mir jetzt erst in

ihrer Bedeutung klar geworden und sollen von jetzt an die Angelpunkte meines Lebens sein.

2. Februar.

Mittags ging ich zu Paulinen, um ihr zu sagen, wie ich über die Katastrophe von gestern denke. Ich war in Verlegenheit, den rechten Ton zu finden. Ich dankte ihr mit Rührung für die mir bewiesene Zuneigung, erklärte aber zugleich, daß ich mir Vorwürfe mache, die Veranlassung ihrer Losreißung von Heinrich gewesen zu sein; daß ich jedoch an die Möglichkeit ihrer Wiederversöhnung mit Heinrich glaube, und daß es meine Absicht sei, in diesem Sinne an letzteren zu schreiben. Sie wollte aber davon nichts wissen. Im übrigen schien sie ziemlich ruhig.

Abends war ich wieder bei ihr. Sie war etwas verstimmt. Ich trieb Scherze in harmlosester Art und brachte sie zum Lachen. Dann Klavier gespielt. Endlich rückte ich mit meinem Vorschlag heraus und bat sie, sich durchaus nicht als gebunden zu betrachten, es sei besser, wenn wir uns erst prüften. Sie schüttelte den Kopf leise; ihr wäre ein festes Bündnis lieber, meinte sie, jedoch unter der Bedingung, daß es auch ihr Vater erfahre. „Wenn es einmal Ihr Vater weiß," sagte ich, „dann sind wir fester gebunden, als wir vielleicht wünschen." — „Was schadet das," versetzte sie; „warum sollen wir nicht fest gebunden sein?" — Ich bestand aber auf meinem Vorschlage. Sie fand denselben „sonderbar". Nach einer Pause blickte sie mich nachdenklich an und sagte: „Könnte ich Ihnen nur ins Herz hineinschauen!" — Ich fragte sie, ob sie denn fühle, daß ihre Liebe zu mir glühend und unerschütterlich sei — meine Ansprüche seien in dieser Beziehung groß. Ich setzte ihr auseinander, daß mich nur eine tiefe, innige Liebe beglücken könne. Ihre Augen schienen zu fragen, ob denn ich so liebe. „Wenn Sie mich lieben wollen," sagte ich, „so müssen Sie mich leidenschaftlich lieben: eine andere Liebe genügt dem glühenden Bedürfnis meines eigenen Herzens nicht." Sie wußte nicht, wie sie sich diesen Ausdruck deuten solle, kam in eine naive Aufregung und fragte etwas später meine Mutter, was ich denn wohl verstehe unter

leidenschaftlicher Liebe. „Ich liebe ihn aufrichtig," sagte sie, „was will er mehr?"

3. Februar.

Mittags bei Paulinen, die eben einen Brief von Heinrich erhalten hatte. Ich nahm davon Veranlassung, ihr die Notwendigkeit auseinanderzusetzen, daß man sich vor übereiltem Eingehen eines Herzensverhältnisses hüten müsse. Ihre Erfahrungen mit Heinrich hätten sie belehrt, wie sehr und wie lange Zeit man sich über seine eigenen Empfindungen täuschen könne. Heinrichs Vorwürfe seien gerecht, und damit sie nicht ein zweites Mal im Leben Gefahr laufe, solche Vorwürfe hinnehmen zu müssen, so möge sie auf meinen gestrigen Vorschlag eingehen und sich nicht als an mich gebunden betrachten, bevor sie sich noch einer längeren Selbstprüfung unterzogen hätte. Nach langem Zaudern sagte sie: „Nun ja, wenn Sie es durchaus wollen." — „Nicht weil ich es so will," sagte ich, „es muß Ihr eigener Entschluß sein." — „Wenn Sie nun einmal glauben," erwiderte sie, „ich könne nicht treu lieben, so können wir es ja auf die Probe ankommen lassen! Bleibt es aber bei dem, was Sie gestern gesagt haben, daß nämlich, wenn auch jetzt unser Bündnis nicht gleich ein festes ist, es doch später ein solches werden kann?" — „Warum nicht?" gab ich zur Antwort, „wenn wir es beide im Lauf der Zeit so wünschenswert finden sollten?" „So sind wir also über diesen Punkt im reinen?" fuhr ich fort. — „Ja!" versetzte sie und sah mich dabei mit forschenden Augen an, als ob sie nicht recht sicher wäre, welchen Eindruck ihre Zustimmung zu meinem Vorschlage auf mich machen würde. „Ich für meine Person," sagte sie, „hätte bei weitem vorgezogen, ein bindendes Verhältnis einzugehen, aber es ist vielleicht wirklich gut, wenn wir uns erst prüfen. In meinem Innern bin ich ganz entschieden, aber ich will nicht so leicht mehr etwas gewiß behaupten oder versprechen. An meiner Liebe zu Ihnen können Sie aber in keinem Falle zweifeln, wie hätte ich sonst mich zu dem Schritte entschließen können, den ich um Ihretwillen getan habe?" — „Es könnte aber der Fall eintreten," sagte ich, „daß Sie einen Mann fänden, den Sie noch

lieber gewännen als wie mich?" — „Ich glaube nicht!" versetzte sie.

„Ich glaube nicht" — diese Worte klangen mir ein wenig naiv. Ich muß überhaupt gestehen, daß ich bei dieser ganzen Angelegenheit einen kleinen Hintergedanken hatte. Aus der größeren oder geringeren Raschheit und Entschiedenheit, mit welcher Pauline auf meinen, im übrigen ganz ernst gemeinten Vorschlag einging, glaubte ich immerhin auch eine Art von Maßstab für die Stärke und Entschiedenheit der Empfindungen, die sie für mich hegte, zu gewinnen. Ich hätte es nicht ungern gesehen, wenn sie sich gegen die aufgedrungene Prüfungszeit noch etwas ernstlicher gesträubt hätte.

5. Februar.

Meine Mutter ließ Paulinen einladen, heute den Zirkus mit ihr zu besuchen, wo eine Kunstreitergesellschaft sich produzierte. Pauline kam nachmittags, die Mutter abzuholen; ich ging ebenfalls mit. Wir sprachen aber nur das Nötigste mitsammen, obgleich wir im Zirkus nebeneinander saßen. Ich war verstimmt: das leidige „Ich glaube nicht" von gestern hatte einen Stachel in meiner Brust zurückgelassen. Nach der Vorstellung gingen wir mit Paulinen in ihre Wohnung. Ich setzte mich dort nicht wie sonst zu ihr, sondern zu ihrem Papa und sprach mit ihm. Darüber wurde sie gleich traurig. Dann spielte ich Klavier. Sie stellte sich zum Ofen im Hintergrunde des Zimmers, in Gedanken versunken, soviel ich merken konnte. Als der Papa ihr bedeutete, es schicke sich nicht, sich zum Ofen zu stellen, und sie anwies, am Tische Platz zu nehmen, ging sie aus dem Zimmer und kam nach einiger Zeit mit Spuren von Tränen in den Augen zurück.

Ich sagte ihr später, daß ich einen Brief an Heinrich geschrieben und daß ich ihr denselben vor der Absendung mitzuteilen wünsche. Sie wußte es so einzurichten, daß ich ihr denselben ungehindert im Nebenzimmer vorlesen konnte. Nachdem ich damit zu Ende gekommen, fragte sie: „Also Sie haben die Überzeugung, daß meine Liebe zu Ihnen nur eine vorübergehende Empfindung sei?" (Diesen Ausdruck hatte ich nämlich in meinem Briefe gebraucht.)

Ich bejahte es. „Und woher haben Sie diese Überzeugung?“ fragte sie weiter. Ich kam einigermaßen in Verlegenheit. „Sie haben ja doch selbst zugestanden,“ sagte ich, „daß Sie nicht leicht mehr etwas gewiß versprechen können; auch haben Sie die Möglichkeit nicht abgeleugnet, daß, wie ich Ihnen lieber war als Heinrich, so ein Dritter Ihnen früher oder später lieber werden kann als ich.“ — Diese Worte versetzten sie in eine unbeschreibliche Aufregung. „Jetzt verstehe ich Sie ganz,“ rief sie, „jetzt weiß ich, wo Sie hinauswollen. Nachdem Sie die Sache früher so lange gedreht und gewendet hatten, bis ich mich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärte, machen Sie mir nun wieder aus meiner Zustimmung den unerträglichsten Vorwurf. Glauben Sie jetzt, was Sie wollen, ich werde nichts mehr sagen.“

Bald darauf entfernten wir uns. Pauline war im höchsten Grade niedergebeugt; ich selbst war mit mir nicht ganz zufrieden. Sie war so schön gewesen, die Locken standen ihr so gut. Morgen will ich jedenfalls wieder zu ihr gehen und sie versöhnen.

6. Februar.

Mittags bei Paulinen. Sie lag im Bette, mit Kopfweh, ganz krank und matt. Bei meinem Eintreten erschrak sie: sie hatte mich nicht erwartet. Ich bat sie wegen des Gestrigen um Vergebung. Sie sagte: „Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt; schon gestern konnte ich, als Sie fortgingen, kaum mehr sprechen und gehen; es hatte mich das, was Sie mir sagten, unendlich angegriffen. Schon tausendmal habe ich es bereut, Ihren Vorschlag angenommen zu haben. Es hat mich noch am selben Tag gereut, gleich als Sie fort waren, und ich hätte Ihnen dies auch gestern gesagt, wenn mir Ihr Benehmen nicht allen Mut dazu geraubt hätte.“ — „Sie sagen das alles wohl aus Mitleid mit mir,“ versetzte ich. — „Hören Sie auf mit diesem Wort,“ rief sie. „Habe ich denn mit Heinrich Mitleid gehabt? O wenn Sie wüßten, was ich diese Nacht alles gedacht und gefühlt habe, Sie würden gewiß nicht so sprechen!“

Sie wollte mich gar nicht fortlassen, hielt mich an allen Zipfeln zurück und wollte durchaus wissen, was es denn nun

weiter mit uns sein werde. — Ich sagte, es freue mich unendlich, daß sie mir heute so gut sei, was morgen komme, wollen wir abwarten.

8. Februar.

Nachmittags kam Pauline, die Mutter zu einem Spaziergange abzuholen. Während diese sich bereit machte, las ich Paulinen aus „Hafis“ von Daumer vor. „Wie doch der dazu kommt,“ sagte sie, „alle die Gedanken auszusprechen, die man auch gehabt hat!“ Wir waren beide in zärtlicher Stimmung. Der Zielpunkt unseres Spazierganges war der Schloßberg. Als wir ganz oben auf der Spitze standen, ringsumher die Stadt zu unseren Füßen, da kam mir plötzlich ein kecker Einfall. „Wie wäre es,“ sagte ich in rosigster Laune zu Paulinen, während meine Mutter abseits mit irgendeinem Gegenstande beschäftigt war, „wie wäre es, Pauline, wenn wir jetzt hier, auf der Spitze des Berges, im Angesichte der ganzen Stadt, einander einen Kuß gäben. Die Leute fangen ohnedies an, von unserem Liebesverhältnis bedeutend zu munkeln: können wir das Philistergeschwätz, das schon an meinen Besuchen bei Ihnen Ärgernis nimmt, genialer verachten, als durch eine Umarmung hier oben vor dem Auge des Himmels, der Berge ringsher und der ganzen Stadt da unten, neben den Kanonen und Schilderhäuschen der Zitadelle obendrein? Können wir der Welt besser ein Schnippchen schlagen?“ — Pauline war einverstanden, wir küßten einander, und der ehrwürdige Schloßberg erschien uns sofort nur wie ein hochaufgerichtetes Monument, bestimmt, das Andenken unseres Kusses zu verewigen. — Wir gingen dann mit Paulinen in ihre Wohnung. Sie war ganz Hingebung und erwiderte meine Zärtlichkeiten mit inniger Wärme. Es kam später eine alte Frau zu Besuch. Das war mir und Paulinen sehr unbequem, aber unter einem gewissen Vorwande konnten wir im Nebenzimmer eine Zeitlang plaudern. Da wir aber alles um uns her vergaßen, so ließen wir, allem guten Anstande zum Trotz, die alte Frau und meine Mutter ungebührlich lange allein. Pauline war unendlich liebenswürdig. Wir kosten und scherzten wie die Kinder. Ich fragte sie, wer sie küssen gelehrt. Sie sagte: Heinrich, aber so süß wie die meinigen seien

seine Küsse nicht gewesen. Als wir zuletzt unmöglich noch länger bleiben konnten, sagte sie: „Jetzt gebe ich Ihnen noch ein Küßchen, dann gehen wir hinein.“

9. Februar.

Ich war heute mittag und auch nachmittag mit Pauline zusammen. Sie erzählte mir, wie ihr die Leute jetzt sehr viel Böses nachsagen, und man ihr die Lossagung von Heinrich sehr verargt.

13. Februar.

Heute war ich es, der Paulinen verschiedenes mitteilte, was man von ihr spreche. Ich gab ihr zu verstehen, daß man namentlich mit Bezug auf ihren Bruch mit Heinrich ihr den Vorwurf eines leichten, wankelmütigen Sinnes mache, und daß man, wie es die Art der Leute ist, manches andere Gerede daran knüpfe. Sie verteidigte sich mit Lebhaftigkeit.

„Sie hätten vielleicht,“ sagte ich unter anderem, „Heinrich längst aufgegeben, wenn sich Ihnen z. B. Aussicht zu einer vorteilhaften Heirat geboten hätte.“ — „Als ich Heinrich entsagte,“ versetzte sie, „da wußte ich nicht, ob ich je mit Ihnen vereinigt werden könne, und weiß es ja im Grunde auch jetzt noch nicht. Sie tun mir also unrecht, wenn Sie den Beweggrund meiner Hingebung an Sie in Wankelmut oder gar in äußeren Rücksichten zu finden glauben.“

Später kam die Rede darauf, daß ich ihr ihre Freiheit gelassen habe. „Schöne Freiheit!“ sagte sie. „Wollen Sie sie nicht?“ fragte ich. „Nein,“ erwiderte sie; „aber ich will Ihnen nichts aufdrängen, was Sie nicht wollen. Sie kennen meine Gesinnung und ich werde darin unwandelbar bleiben; aber aufdringen werde ich mich Ihnen nicht!“ — „Nun,“ fuhr ich fort, „ich werde mich über die Sache mit mir selbst beraten.“ — „Sie hätten sich aber schon hinlänglich beraten können: Sie nahmen sich ja Zeit genug dazu!“ — „Aber nach den Bedenklichkeiten, die in mir durch das vielleicht nicht durchaus grundlose Gerede der Leute neuerdings angeregt worden sind . . .“ — „Nun freilich, — ich merke schon, wo das Ganze hinaus will!“ — „Wenn ich auch von all diesem Gerede nichts für wahr halten wollte, als was

Ihre Beziehungen zu mir betrifft, so wird mir doch eine gewisse Zurückhaltung von jetzt an dadurch auferlegt. Ich gefährde durch meine öfteren Besuche Ihren Ruf, auch kann ich Ihnen nicht länger verhehlen, daß meine Mutter, die bisher an unserem Verkehr keinen Anstoß nahm, nicht bloß mir die öfteren Besuche bei Ihnen zum Vorwurfe zu machen anfängt, sondern auch selbst ihren Umgang mit Ihnen auf das Notwendige beschränken will." Diese Mitteilung machte auf Pauline, die meiner Mutter eine herzliche Zuneigung entgegengebracht hat, einen sehr tiefen und schmerzlichen Eindruck. Sie war zu Tränen bewegt. Ich wollte gehen: sie verlangte aber von mir Gewißheit über unser Verhältnis. — „In acht Tagen!" sagte ich. „Nein gleich! Sind Sie denn noch immer nicht entschlossen? Da hat sich ja alles umgekehrt! Früher warfen Sie mir vor, daß ich mit mir noch nicht im reinen sei, und jetzt sind Sie es, der schwankt und mich durch Ungewißheit ängstigt!" — „Widerlegen Sie vor allem das Vorurteil der Welt. Wollen Sie das?" — Sie legte die Hand auf meine Schulter und sah mich mit warmem und innigem Blick an. Ich äußerte, daß ich nicht so lammherzig sei wie Heinrich, und daß ich einem Liebchen, das mich verriete, den Tod geben würde. Scherzend fügte ich hinzu, ich sei bereit, mit ihr ein festes Bündnis einzugehen unter der Bedingung, daß sie sich von mir totschießen lasse, wenn sie mir untreu werde. — „Ich darf Sie aber doch auch totschießen?" fragte sie. — „Nein!" versetzte ich; „wenn Sie mir untreu werden, so geben Sie mir den Tod, und dafür verdienen Sie ihn auch." — „Und wissen Sie so gewiß," entgegnete sie, „daß nicht auch ich den Tod davon haben würde, wenn Sie mich verließen?" — „Ich glaube nicht," versetzte ich. Sie war darüber sehr unwillig.

14. Februar.

Ich hatte heute eine Flasche Rheinwein geschenkt bekommen. Obgleich ich sonst nie Wein trinke, hatte ich doch von diesem ein wenig gekostet und war dadurch in eine aufgeweckte Laune geraten, die ich zu Paulinen mitbrachte, als ich sie abends besuchte. Als ich merkte, daß sie an meiner lustigen Stimmung, deren Veranlassung ich ihr erzählte, eine kindische Freude hatte, und sich einbildete, ich

sei ein wenig benebelt, so übertrieb ich ihr zu Gefallen die Symptome meiner Weinlaune, plauderte wunderliches Zeug und trieb allerlei Possen. Sie kam dadurch selbst in die rosigste Laune und aus närrischem Vergnügen an meiner Narrheit trieb sie es am Ende so toll wie ich. Es war ein köstlicher Abend, obgleich meine Mutter und ihr Papa zugegen waren.

15. Februar.

Mittags war Pauline bei uns. Ich sprach wenig mit ihr allein.

16. Februar.

Abends bei Pauline. Sie war verdrießlich. Ich fragte nach dem Grunde. Sie sagte, es sei kein Wunder, sie sei aber zu stolz, den Grund anzugeben. „Wer hat Sie gekränkt. Ich vielleicht?“ — „Ja!“ Nach wiederholten Fragen kam's heraus: „Nun sind es schon acht Tage .... erinnern Sie sich nicht? ....“ — „Sie verargen es mir, daß ich die Bedenkzeit habe verstreichen lassen, ohne Ihnen eine bestimmte Erklärung zu geben. So hören Sie denn, was ich Ihnen zu sagen habe. Nicht sowohl mich als Sie wollte ich prüfen. Soweit ich Sie nun kennen gelernt zu haben glaube, scheint es mir, daß Sie mich allerdings glücklich machen könnten. Ich habe früher als Poet einem weiblichen Ideal nachgetrachtet, aber die Ideale muß man am Ende immer fahren lassen. Ich wünsche nichts weiter als mit Ihnen vereinigt zu bleiben, und, beglückt durch Ihre Zuneigung, Sie selbst so glücklich als möglich zu machen. Im übrigen bleibt es bei dem, was ich vom Totschießen gesagt habe.“

Durch diese Erklärung fühlte sich Pauline beruhigt. Sie war sehr zärtlich und warm. Ich phantasierte ihr vieles vor, wie ich sie einst, wenn ich als Dichter hervorgetreten sein und mir einen Namen gemacht haben würde, glücklich, angesehen, berühmt, unsterblich machen wolle. Sie sagte aber, sie mache keinen Anspruch als den an meine Liebe.

17. Februar.

Heute war ich in Begleitung Paulinens und meiner Mutter in Eggenberg bei Lotte. Auf dem Wege zeigte mir

Pauline die Stelle, wo sie Heinrich die denkwürdige Eröffnung getan hatte. Es sind etwa 3—400 Schritte, bevor man zum Schloß gelangt.

Pauline bekam später Kopfschmerz. Es herrscht noch immer einige Mißgunst gegen sie in Lottens Familie wegen des Bruches mit Heinrich. Ich hatte mit Lotten allerlei Witzgefechte.

19. Februar.

Pauline teilt mir mit, sie habe von unserer Liebe mit ihrem Vater gesprochen; es wäre ihr lieb, wenn ich ebenfalls zu ihm davon eine Erwähnung machte.

20. Februar.

Abends bei Paulinen — Erzählungen aus meiner Kinderzeit — lebhaftester Anteil.

Sie nennt jetzt den Heinrich, wenn sie seiner erwähnt, nicht mehr beim Taufnamen, sondern beim Zunamen: Bancalari.

22. Februar.

Abends bei Paulinen. Mancherlei Geplauder, von Heinrich, von ihrer ersten Liebe u. dgl. Da sie mit Heinrich lange Zeit in ziemlich ungehindertem Verkehr stand, so hatte ich mich schon lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der zärtliche Umgang Paulinens mit Heinrich weiter gediehen sei als mit mir. Als ich mit solchen Andeutungen mich hervorwagte, stellte Pauline die Wahrheit meiner Voraussetzungen aufs entschiedenste in Abrede, und da ich mich ein wenig ungläubig zeigte, so sagte sie zuletzt, indem sie die Hand vertraulich auf meine Brust legte: „Denken Sie, was Sie wollen, ich sage nichts mehr.“

Ich verlangte Küsse von ihr und sagte unter anderem: „Wenn Sie mir zwanzig Küsse geben, so erlaube ich Ihnen aus Dankbarkeit — einen anderen zu lieben.“ — „Sie reden wirklich manchmal so sonderbar,“ versetzte sie gekränkt; „ich glaube, Sie haben sich schon wieder anders besonnen . . .“

Im übrigen war sie sehr warm und liebenswürdig; ich für meine Person war so zärtlich und mutwillig, daß sie zuletzt über „Bosheit“ klagte. Sie ließ mich aber doch nicht fort, wenn ich gehen wollte.

23. Februar.

Mittags kam ich auf kurze Zeit zu Paulinen, um etwas bei ihr abzuholen; abends ging ich wieder hin, hörte aber von der Köchin, bevor ich eintrat, daß Pauline Besuch von ihrer Freundin Ludmilla und vom jungen Sölder habe. Ich zog es daher vor, wieder meiner Wege zu gehen.

24. Februar.

Nachmittags besuchte uns Pauline. Sie fragte mich, als wir uns allein sprechen konnten, ob ich nicht gestern in ihrer Wohnung gewesen sei. Sie sagte, sie habe, als ich anläutete, sogleich gefühlt, daß *ich* es sei, ohne sich einen Grund dafür angeben zu können. Ich und meine Mutter gingen dann mit ihr und blieben den Abend dort. Als ich einmal mutwillig den Kopf auf ihren Schoß legte, nahm sie eine Schere, schnitt mir einen Büschel Haare ab und steckte ihn zu sich. Sie hatte sich für den Abend eigens meine Lieblingsfrisur gemacht.

25. Februar.

Vormittags bei Paulinen; ich las ihr aus Platen vor. Seine Sonette und Gaselen *entzückten* sie. Sie horchte mit größter Spannung zu und wurde ganz warm dabei. Einiges wollte sie sich abschreiben. Abends kam ich wieder zu ihr, in Begleitung meines Freundes C., und bat sie, die neuliche Tanzübung mit mir zu wiederholen, da ich nebst Freund C. und Pauline selbst für morgen abend auf einen Hausball in befreundeter Familie eingeladen bin. Ludmilla und ihre Schwester Charlotte — Paulinens intimste Freundinnen, mit ihr in demselben Hause wohnend — waren eben auch anwesend. Charlotte ist eine noble, sehr interessante Gestalt. Ich unterhielt mich häufig mit ihr, was auf Pauline nicht den besten Eindruck zu machen schien. Als die beiden Schwestern fort waren und ich mich zu Paulinen setzte, sagte sie mir unter anderem, um mich zu ärgern, ich hätte mit Charlotten im Gespräch so viel Eifer entwickelt, daß ich ihr und Ludmillen ein wenig lächerlich vorgekommen sei und daß sie sich erlaubt hätten, meine Gesten und Handbewegungen nachzumachen und zu verspotten. Pure Eifersucht. Seltsamerweise habe aber ich weit mehr Grund, eifer-

süchtig zu sein; denn eben diese Charlotte hat zum Geliebten einen äußerst liebenswürdigen Hauptmann, mit welchem Pauline sehr häufig zusammentrifft, wenn sie ihre beiden Freundinnen besucht. Sie bringt sogar ganze Abende in dieser Gesellschaft zu. Ich habe bemerkt, daß der edle Kriegsmann Paulinen nicht weniger imponiert als allen anderen Mädchen.

26. Februar.

Die Mädchen haben einen Plan gemacht, daß wir übermorgen abend bei Ludmilla und Charlotte tanzen sollen, wozu auch der Hauptmann und noch einige andere Bekannte geladen sind.

27. Februar.

Ein ereignisreicher Tag. Abends fand man sich in verabredeter Weise zu dem Hausball in Charlottens und Ludmillens Familie zusammen. Der Hauptmann war anwesend und machte durch sein blendend schönes Äußere, noch mehr aber durch sein äußerst liebenswürdiges und doch anspruchloses Benehmen einen höchst vorteilhaften Eindruck. Ich habe nicht bald einen Mann gesehen, der den Frauen gefährlicher sein konnte, und doch erschien er mir durchaus frei von Kurmacherei. Die Bescheidenheit seiner Haltung machte aber das Freundliche und Edle seines Wesens nur noch ansprechender. Während ich mich selbst dem wohltuenden Eindrucke dieser Persönlichkeit mit einem gewissen Interesse hingab, glaubte ich zu bemerken, daß auch Pauline mit ihrer gewöhnlichen Naivität sich dem Wohlgefallen überließ, das dieser interessante Mann in ihr erregen mußte. Sie tanzte häufig mit ihm; ihre Augen leuchteten wärmer, wenn sie ihn ansah; mich schien sie zuletzt gar nicht mehr zu bemerken. Ich sprach zum Scheine viel mit Charlotten, während ich Paulinen aufmerksam beobachtete. Daß sie an dem Hauptmann Gefallen fand, hätte ich ihr als etwas Natürliches vergeben können, aber daß sie von der Naturgewalt dieses Eindrucks gar nicht zurückzukommen schien, daß sie nicht so viel Besonnenheit, so viel Selbstbeherrschung verriet, um zu begreifen, daß ihr Benehmen meine Eifersucht erregen müsse, ja daß sie mich, wie gesagt, gar nicht mehr zu be-

merken schien: das war es, was mich mit bitteren schmerzlichen Gedanken erfüllte. Alle marternden Zweifel an Paulinens Charakterstärke fanden neue Nahrung: das Schicksal Heinrichs schwebte mir vor Augen. Sie ist ein Wesen, rief es in mir, das dem Eindrucke des Augenblicks immer besinnungslos sich hingibt, ein Wesen, das in sich selbst nicht den geringsten Halt besitzt, der sie vor Verirrungen schützen könnte; sie ist eine Leichtsinnige, die den Mann, der sie liebt, nur unglücklich machen muß. Wie sie Heinrich verraten, mitleidslos verraten hat, ebenso mitleidslos wird sie auch mich verraten, sobald sie ein neuer Eindruck hinreißt. Ich litt furchtbar, mein Sinn verwirrte sich, ich war meiner nicht mehr mächtig; fiebernd saß ich da.

Endlich kam sie in meine Nähe, setzte sich neben mich und sagte: „Sind Sie mißlaunig?" — „Ja!" — „Warum?" — „Sie fragen warum?" entgegnete ich fiebernd. — „Ja, warum?" wiederholte sie. — Ich blickte sie fest an und sagte ruhig: „Weil Sie eine leichtsinnige Kokette sind!" — Sie starrte mich an. „Was?" stammelte sie. — „Weil Sie eine leichtsinnige Kokette sind!" wiederholte ich. Ihr Busen fing an zu wogen, ihre Augen glänzten, ihre Wangen flammten. Einige Augenblicke war sie sprachlos. Endlich stieß sie die Worte hervor: „Was habe ich denn getan?" Dabei schien sie im ganzen mehr erschrocken als erzürnt. „Mit wem kokettiere ich denn?" fuhr sie fort. „Mit dem Hauptmann!" gab ich zur Antwort. — „Jetzt sagen Sie mir, woraus Sie das schließen? Ich will es wissen, ich muß es wissen." — „Ich weiß was ich weiß. Lassen Sie es gut sein. An ein Verhältnis zwischen uns ist nach dem, was ich Ihnen ins Angesicht gesagt habe, nicht mehr zu denken. Ich sage Ihnen daher nur noch: ändern Sie sich; so wie Sie sind, mit diesem unseligen Mangel an Gesinnung, an Selbstbeherrschung, sind Sie keiner aufrichtigen Liebe wert!" — „O Gott, mit dem Hauptmann!" rief sie; „da soll mich gleich Gott strafen, der Blitz soll mich niederschlagen, wenn das wahr ist! Da könnten Sie ebenso gut sagen, daß ich in den C. oder in den jungen Menschen dort verliebt bin!"

Sie sprach ganz laut, man wurde aufmerksam. Meine Mutter kam und setzte sich neben uns. Pauline erzählte ihr

den ganzen Vorgang, sie sprach mit großer Lebhaftigkeit und äußerte unter anderem, eine so unerhörte Kränkung könne sie nicht dulden, sie werde alles ihrem Vater mitteilen. Diese Zornesäußerung unterbrach aber ein kleines Intermezzo, das mich wenigstens in der Erinnerung rührt, und das von ihrem guten Herzen Zeugnis gibt. Während sie nämlich noch aufgebracht mit der Mutter sprach, bot diese mir ein Glas mit einem kalten Getränk, das man ihr selbst eben gereicht hatte. „Oder bist du vielleicht erhitzt?" fragte sie. Ich griff nach dem Glase wie einer, dem an Gesundheit und Leben nichts liegt. Pauline aber sah, daß ich wirklich noch im höchsten Grade erhitzt und aufgeregt war, und schob unwillkürlich die Hand der Mutter samt dem Glase mit einer abwehrenden Gebärde zurück.

Mein Auftritt mit Pauline war in der kleinen Gesellschaft nicht unbemerkt geblieben; man blickte neugierig nach uns hin. Die schöne Charlotte kam auf mich zu und fragte mich sehr gutmütig mit einem landesüblichen Ausdruck: „Warum so grandig?" — Ich schämte mich vor den Leuten; wenn es allgemein im Saale bekannt wurde, daß mich die Eifersucht mit dem Hauptmann zu einer leidenschaftlichen Szene hingerissen, so mußte ich die lächerlichste Figur spielen; ich unterdrückte daher meine Bewegung und unterhielt die liebenswürdige Dame Charlotte, die neben mir Platz genommen hatte, mit einem bunten, tollen Feuerwerk von Poesie und Humor, wie es mir zuweilen in krampfhaft aufgeregten Momenten gelingt. Ich war galant — und erregte dadurch eine Art von Sensation.

1. März.

Auch der Kaltblütigste dürfte zugeben, daß es sehr schwer ist, einem Mädchen, das schon einmal einen Geliebten verlassen hat, volles Vertrauen zu schenken. Bei aller Dankbarkeit und Zuneigung muß ihr selbst derjenige mißtrauen, zu dessen Gunsten sie untreu gewesen ist. Ich empfinde es unendlich schmerzlich, daß es so ist, aber ich kann es nicht ändern. Pauline hat gestern dies natürliche, nie zu verbannende Mißtrauen durch ihr Benehmen in mir zu einer qualvollen und leidenschaftlichen Aufregung gesteigert. Wenn ich sie so verklärt von innigem Vergnügen, mit so reizend

entflammten Augen und Wangen, ganz Selbstvergessenheit und naive Hingebung, im Arme des Hauptmanns tanzend dahinfliegen sah, wenn ich sah, daß ihre Blicke ihm überall folgten und daß ich schon lange Zeit hindurch für sie gar nicht mehr existierte, da drängte sich mir der Gedanke unwiderstehlich auf: Pauline ist ein reizendes, naives, warmfühlendes, aber leichtsinniges, durch ihre Hingebung an jeden einzelnen Moment sich selbst und andere unglücklich machendes Mädchen. Und weil ich so dachte, so habe ich es auch herausgesagt; denn mein Interesse für alles das, was ich als wahr empfinde, ist so groß, daß ich es aussprechen muß, und daß gegen diesen Drang mir alle anderen Rücksichten der Welt in nichts verschwinden. Der Ausdruck, den ich Paulinen ins Gesicht schleuderte, war ungalant, war grob: aber ich fühlte in jenem Augenblicke ganz andere Bedürfnisse, als das, galant und fein zu sein. So ist mein Naturell: aber ich wünschte freilich, es wäre anders geartet. Ich wünschte, da wir nicht im Naturzustande leben, im Verkehre mit Welt und Menschen mich den Formen anzupassen, welche die Konvenienz festgesetzt hat, und welche, wenn sie den freimütigen Ausdruck der Empfindung hindern, doch auch der Übereilung, der Leidenschaft einen sehr wohltätigen Damm setzen. Ich war gestern ein Barbar, ein Tektosage, ein rebellischer Ingomar, und wenn ich als zivilisierter Mensch gelten soll, so habe ich meiner Parthenia etwas abzubitten. Ich nehme von dem Inhalte meiner Beschuldigung kein Jota zurück, aber die rücksichtslose Art, in welcher ich sie aussprach, diese bereue ich und wünsche sie aus dem Gedächtnis Paulinens auszutilgen.

Diese Gedanken trieben mich schon am Morgen, den altgewohnten Pfad in die Hofgasse einzuschlagen. Pauline war durch mein Eintreten nicht wenig überrascht. „Ich muß noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Fräulein Pauline,“ sagte ich. „Es wäre mir lieber,“ sagte sie, „wenn Sie mit meinem Vater sprechen wollten.“ — „Sie haben ihm also mitgeteilt, was vorgefallen ist?“ — „Ich bin sein Kind; soll er es nicht erfahren, wenn mir so etwas widerfährt?“ — „Sie haben ihm also diese Kränkung nicht ersparen können?“ — „Er hat gesehen, daß ich fortwährend weinte, und da ist er so lange in mich gedrungen, bis ich

ihm alles sagte." — „Hätten Sie nicht eine Erklärung von mir abwarten können?" — „Ich habe nicht gedacht, Sie je wiederzusehen."

Ich ließ mich darauf in eine weitläufige Auseinandersetzung und Rechtfertigung ein. Sie fragte, schon ganz beruhigt: „*Sagen Sie mir doch, hatten Sie wirklich keine andere Ursache zu dieser Übereilung, als die Eifersucht mit dem Hauptmann?*" — „Welche andere sollte ich gehabt haben?" versetzte ich. Sie hatte förmliche *Freude*, daß es nichts weiter sei als dies, und wurde ganz zutraulich. Sie hätte mir, sagte sie, zu einer solchen Eifersucht durchaus keinen Anlaß gegeben; *vielmehr hätte ich sie vernachlässigt, indem ich immer mit Charlotten gesprochen, so daß der Hauptmann zuletzt schon verdrießlich wurde, und daß er und Charlotte etwas gespannt auseinandergingen.* Wäre dies wahr, so hätten wir ja sozusagen eine Eifersuchtspartie zu vieren ausgeführt. Ich war mit Paulinen eifersüchtig wegen des Hauptmanns, der Hauptmann mit Charlotten um meinetwillen, Pauline mit mir wegen Charlotten, und Charlotte vielleicht mit dem Hauptmann wegen Paulinens. — Es ist freilich unglaublich, daß ein stattlicher Hauptmann sich durch einen zwanzigjährigen Poeten eifersüchtig machen lasse, aber er ist vielleicht eifersüchtig von Natur, und die Eifersucht leistet auch Unglaubliches.

Pauline beteuerte nochmals, daß ihr der Hauptmann ganz gleichgültig sei; sie habe erst neulich zu Ludmilla geäußert, er sei zwar ein schöner Mann, aber *lieben* würde sie ihn nicht können. Später kam der Vater Paulinens nach Hause und empfing mich barsch und grob, im höchsten Grade erzürnt; er verbot mir sein Haus für immer. Ich entfernte mich und sagte, ich würde mich schriftlich rechtfertigen. Er entgegnete, er wolle von mir nichts weiter hören und werde keinen Brief von mir annehmen.

2. März.

Gestern abend hatte ich zwei Briefe, einen an Paulinen, den andern an ihren Vater gesendet: heute morgens erhielt ich beide unerbrochen zurück. Auch Daumers „Frauen-

bilder und Huldigungen" kamen mit zurück und Gruppes „Musenalmanach". Im Daumer fand ich durch Papierstreifen angemerkt: Bd. II. S. 185 und 209.

Mittags kam das Dienstmädchen, die Hanni, wieder. Pauline ließ die Mutter dringend bitten, sie zu besuchen. Die Hanni selbst, die Paulinen zärtlich liebt, weinte vor Herzeleid über das Zerwürfnis, weil sie sieht, daß Pauline darunter leidet. „Ach," rief sie, „wenn wir sie nur wieder aussöhnen könnten!" Abends ging die Mutter zu Paulinen und nahm die beiden verschmähten Briefe wieder mit. Pauline empfing sie mit großer Freude; sie erzählte, der Vater habe ihr strengstens verboten, den an sie von mir gerichteten Brief zu lesen: es sei ihr äußerst schwer gefallen zu gehorchen, und sie habe ihn die ganze Nacht unter ihrem Kopfkissen gehabt. Sie fragte, was ich mache, was ich gesagt habe, als die Mutter fortging, ob ich die Gedichte gefunden, die sie mir im Daumer bezeichnet habe. Sie sagt, sie habe mir schon verziehen, aber der Vater sei noch nicht zu besänftigen, indessen wolle sie das möglichste tun, um seinen Zorn zu stillen. Sie habe ohnehin die Schuld auf sich genommen und gesagt, sie sei wirklich mit dem Hauptmann sehr freundlich gewesen und habe immer mit ihm getanzt. Auch habe sie ihm heute gesagt, als er in die Kirche ging: „Siehst du, Vater, du gehst in die Kirche, aber dem Hamerling willst du nicht verzeihen!" Er habe ihr keine Antwort darauf gegeben. Sie bete auch fleißig darum, daß mir der Vater verzeihe, und habe sich deswegen sogar nach Mariazell verlobt. — Die Mutter gab ihr den Brief, und nachdem sie ihn gelesen, sagte sie: „Also doch nur wegen des Hauptmanns!" Dann fügte sie voll Freude hinzu: „Nicht wahr, Frau H., Sie können es bestätigen, daß ich ihm schon verziehen habe, bevor ich den Brief gelesen!"

„Aber was fangen wir nun an," fuhr sie fort, „bis der Vater versöhnt ist? Hereinzukommen, das darf er nicht wagen, bis es der Vater wieder erlaubt; meinen Sie, daß ich hinausgehen soll?" Die Mutter machte ihr bemerklich, daß dies ohne den Willen ihres Vaters auch nicht rätlich sei. Sie ließ mich bitten, ihr doch den Daumer wiederzuschicken, sie müsse noch mehrere Stellen für mich anmerken, und wir wollten jetzt durch den Daumer miteinander sprechen.

Sie erkundigte sich auch, ob ich die Rose noch habe, die sie mir vor einigen Tagen gegeben, und was ich damit getan.

3. März.

Die Mutter ging zu Paulinen und brachte ihr den Daumer zurück, in welchem ich verschiedene Gedichte angemerkt hatte. Pauline hatte darüber viele Freude und sagte, der Vater sei schon etwas mehr besänftigt; sie stehe in der Predigt immer neben ihm, und wenn eine Stelle vorkomme, die auf christliche Liebe und Nachsicht Bezug habe, so stoße sie ihn immer an; den für ihn bestimmten Brief (den er neulich zurückgeschickt), habe sie schon auf seinen Tisch gelegt und ihm gesagt, daß ihn die Mutter selbst gebracht habe; er habe ihn zwar noch nicht gelesen, aber doch auch nicht wieder zurückgewiesen. Sie esse auch nicht viel, um ihn ängstlich zu machen. Sehr angelegentlich fragte sie, was ich tue und sage, und was ich dazu gesagt habe, daß sie mir so schnell verziehen, und was ich dazu sage, daß sie mich grüßen lasse, und ob ich sie noch liebe, und was ich tun werde, sobald der Vater mir verziehen habe. Sie erzählte der Mutter auch, daß Charlotte eigentlich einen kleinen Kropf habe, und daß der Hauptmann sich ein paar Tage nicht mehr habe sehen lassen, aus Eifersucht! (?)

5. März.

Heute nachmittags kam die Hanni von Paulinens Vater gesendet, mit dem Auftrage, meine Mutter für den Abend einzuladen. Als die Mutter hinging, hörte sie schon auf der Stiege Paulinen Klavier spielen und singen. Beim Eintreten kam sie ihr voll Freuden entgegen und war äußerst gut gelaunt, weil der Vater nun einen Schritt zur Versöhnung getan habe. Sie wollte wissen, was ich tun werde, wenn mir der Vater verziehen habe; denn ich hatte ihr bei der letzten Besprechung gesagt, ich begreife sehr wohl, daß unser Verhältnis nach dem, was vorgefallen, nicht leicht wieder angeknüpft werden könne, ob sie mir nun grolle oder nicht. Der Papa redete sehr gemäßigt und schien eine Aussöhnung selbst zu wünschen. Er sagte, er sei gezwungen, mir zu verzeihen, da Pauline sonst allzusehr leiden würde;

sie sei immer bis Mitternacht wach, und er wisse, daß sie weine und bete. Schließlich sagte er, er wünsche nur dies eine, daß ich in die Kirche gehe und Gott um Verzeihung bitte: wenn dies geschehen sei, so wolle auch er mir verzeihen. Die Mutter möge es ihm sagen, sobald ich es getan. — Als die Mutter sich entfernte, gab ihr Pauline eine Rose für mich mit, die erste, die an ihrem Stock aufgeblüht war. Während die Mutter mit ihrem Papa sprach, zitterte sie vor Angst und Aufregung in der Ungewißheit, was wohl jetzt entschieden werden würde; als aber alles gut abgelaufen, küßte sie den Papa und war ganz glücklich. Nur als meine Mutter auf ihre Frage, was ich jetzt tun werde, erwiderte, sie wisse es nicht, wurde sie wieder traurig und sagte: „Ja was soll denn das werden? So kann es doch nicht bleiben; die Ruhe meines Lebens wäre dahin!"

8. März.

Die Mutter war bei Paulinen. Sie ist wegen meines Ausbleibens sehr besorgt, und scheint es übelzunehmen, daß ich mich nicht beeile, für mein Vergehen die Verzeihung des Himmels zu erbitten. In der Tat habe ich keine rechte Lust, mit dieser Angelegenheit den lieben Gott zu behelligen. Bevor ich mir vom Herrn Papa Quadri eine Kirchenstrafe diktieren lasse, mag die Sache gehen, wie sie geht. Die Frauen werden es zuletzt beim Alten schon vermitteln. Überdies scheute ich mich einigermaßen vor der ersten Wiederbegegnung mit Paulinen; ich fürchte, ich werde ein albernes Gesicht machen. — Pauline tat die alten Fragen: was ich mache, was ich sage, was ich tun werde, ob ich sie noch lieb habe usw. Die Mutter erfuhr unter der Hand, daß Pauline gesonnen sei, sie morgen zu ihrem Namenstage mit einer von ihr selbst (unter Kugelmeiers Anleitung) verfertigten Zeichnung zu überraschen. Da nun aber zufällig morgen zugleich Paulinens Geburtstag ist, so müssen auch wir daran denken, sie mit irgendeiner Bescherung zu erfreuen.

9. März.

Die Mutter schickte Paulinen zum Geburtstag ein hübsches Chemisettenband. Ich wußte lange nicht, was ich meiner-

seits absenden könnte. Da fiel mir ein Lorbeerblatt in die Hände, das ich vor einiger Zeit irgendwo abgepflückt und in die Tasche gesteckt hatte. Nach kurzem Besinnen entschloß ich mich, ihr in Ermangelung von etwas anderem dieses Lorbeerblatt mit einigen Versen zu übersenden. In diesen Versen sagte ich ungefähr, wenn es auch mit unserer Liebe aus sei und uns keine Rosen blühen, so wolle ich doch den kühlen, traurigen Lorbeer mit ihr teilen, sofern mir einer beschert sei. — Später kam Pauline selbst, während ich nicht zu Hause war, und überbrachte der Mutter ihre Zeichnung. Ich war absichtlich länger ausgeblieben, um mit Paulinen nicht zusammenzutreffen. Ich will nämlich, so schwer es auch meinem Herzen fällt, die vollständige Aussöhnung mit Paulinen nicht allzusehr beschleunigen; wenn ich auch in betreff der Form jener kränkenden Äußerung mein Unrecht eingestanden habe, so soll es doch nicht scheinen, daß ich auch den Inhalt zurücknehme. Ich meine, es kann für Paulinen nur heilsam sein, wenn ich sie auch ein klein wenig zappeln lasse, damit sie mir ein anderes Mal, womöglich, qualvolle Momente wie die des 28. Februar erspare. Nach den Aufregungen jenes Abends tut mir auch eine ruhige Woche beinahe wohl. Ich kann den Eindruck, den Paulinens Unzuverlässigkeit (freilich mehr eine unbewußte als bewußte Schuld) damals auf mein Innerstes machte, noch immer nicht verwinden, aber ich will das vielfach bewegte, im Grunde doch gute Kind mit den Nachwirkungen dieser Eindrücke nicht plagen. Darum habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gesucht, hinter dem Rücken ihres Vaters mit ihr zusammenzukommen.

Die Mutter erzählte mir hernach, daß Pauline von meinem Lorbeerblatt nicht besonders erbaut und über die beifolgenden Verse sogar im höchsten Grade bestürzt gewesen sei. Sie habe sich, nachdem sie letztere gelesen, auf das Sofa hingeworfen und laut zu weinen angefangen. Sie deutete dieselben als einen förmlichen Bruch. Die Mutter suchte ihr das auszureden, was ihr auch zuletzt so ziemlich gelang. Pauline bat die Mutter, sie möge mir nichts von dem Eindrucke mitteilen, den meine Bescherung auf sie gemacht; sie lasse mir nur sagen, sie habe meine Verse noch nicht ganz verstanden. Ferner erbat sie sich

von mir den Platen. Sie äußerte, sie habe sich im Daumer wieder viele Gedichte angemerkt, die sie mir zu lesen geben wolle. Abends war die Mutter bei ihr; sie schickte mir den zweiten und dritten Band von Daumer und darin folgende Gedichte mit Papierstreifen bezeichnet:

Band II. S. 107 Nr. XXIX. (die Worte „Sehnsucht und „Herzenskind" sind unterstrichen.)

S. 203 Nr. XXIII. (unterstrichen sind die Worte:

„Ich habe keinen echten Zorn für dich:
Dir sinken an den Busen mildiglich
Möcht' ich noch einmal, küssen noch einmal dich,
Mich lösen in einen Tränenstrom und sterben.")

S. 236. Angestrichen sind die Worte: „ich bitte" bis:

„Das Auge bricht, das weinende."

S. 257. Nr. VIII. Doppelt unterstrichen sind die Worte: „doch nimmermehr" bis „prüft das Geschick".

Band III. S. 23 Nr. X. Die erste Strophe ist angestrichen; das Wort „Pein" (3. Zeile) ist dreimal unterstrichen; die zwei folgenden Strophen sind angestrichen.

S. 31 ist angestrichen.

(S. 60 Nr. X. ist angestrichen.)

(S. 84 Nr. XXI. Das Motto aus dem hohen Lied ist angestrichen.)

(S. 90 Nr. XXVI. Z. 4. „ich liebe dich" ist unterstrichen und ein P. daruntergeschrieben.)

(S. 94 Nr. XXIX. ist angestrichen; unterstrichen sind die Worte „die Schätze deines Geistes" [Z. 12]: unter dem Gedicht steht ein P.)

(S. 108 Nr. XXXV. Die zwei ersten Strophen angestrichen, darunter steht ein P.)

(S. 114 Nr. XXXVIII. angestrichen; unterstrichen die Worte „Treue" [Z. 3], „Herz" [Z. 7], „ewig" [Z. 8].)

(S. 192 Nr. VI. angestrichen; ein P. darunter.)

(S. 196 Nr. VII. angestrichen; ein P. darunter.)

Die hier in Klammern eingeschlossenen Stellen waren nicht durch Papierstreifen bezeichnet.

11. März.

Lotte von Eggenberg ist wieder hier; sie besuchte uns,

worauf sie die Mutter zu Paulinen begleitete. Pauline wurde mißmutig, als sie hörte, daß ich mit Lotten gescherzt habe und nicht traurig gewesen sei.

12. März.

Vormittags war meine Mutter mit Paulinen in der Kirche. Auf dem Rückwege begegneten mir beide, ich übersah sie aber und grüßte daher nicht. Später kam sie mit der Mutter in unsere Wohnung; sie war im Zimmer der Mutter; ich war nebenan in meinem Zimmer und ließ nicht merken, daß ich von ihrer Anwesenheit wisse. Abends war die Mutter mit ihr und ihrem Papa zusammen. Dieser tat von der schwebenden Angelegenheit keine Erwähnung. Pauline stieß ihn zuweilen mit dem Ellbogen an und sagte: „Papa, du bist nicht brav;“ sie wollte vielleicht, daß er mich einlade. Er lachte.

Ich beschäftigte mich zuweilen ganz ernsthaft mit der Frage, ob ich nicht jetzt, wo ich schon ein wenig daran gewöhnt bin, Paulinen nicht zu sehen, und die schwersten Kämpfe mit mir selbst schon überstanden habe, am besten täte, ihr ganz zu entsagen, da mir das Verhältnis mit ihr doch nur eine aufreibende Unruhe und die immer erneuten Qualen des Mißtrauens, des Zweifels und der Eifersucht in Aussicht stellt. Jedenfalls will ich ihr so lang ferne bleiben, als ich es nur über mich gewinnen kann.

2. April.

Vormittags um 11 Uhr ging ich zu Paulinen. Sie empfing mich mit soviel Freude, daß mir sogleich das Herz aufging; ich küßte sie warm und sie mich ebenso. Sie ging zur Lade und zeigte mir versiegelte Papierchen — es waren meine Blümchen und das Fichtenreis darin, das ich ihr auf dem Gange nach Eggenberg gegeben. Wir waren beide so warm und herzlich, als ob nie etwas Unfreundliches zwischen uns vorgefallen wäre. Ich konnte vor Liebkosungen kaum zu Worte kommen. Endlich hob ich an und sagte ihr, daß ich es für das Furchtbarste von allem hielte, was mich treffen könne, von ihr getäuscht zu werden, und daß der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit mich seit dem 28. Februar zu dem Entschlusse gebracht habe, ihr lieber fernzubleiben,

als mich der Gefahr eines Verrates von ihrer Seite auszusetzen. Nun hätte ich aber gesehen, daß meine Zurückziehung, mein Fernbleiben sie kränke, und so wolle ich mich denn lieber in Gottesnamen wieder der Gefahr aussetzen, als sie noch länger quälen. Sie möge mir also treu bleiben, solange sie es könne; doch bände ich sie nicht. Sie möge immer ihrem Herzen folgen; nur um das eine bäte ich sie, mir es nicht so trocken herauszusagen wie dem Heinrich, wenn sie einen anderen liebte, da mein Naturell anders geartet und einem solchen Schlage nicht gewachsen sei. Sie erwiderte, ich solle nichts fürchten: ich würde nie so etwas zu hören bekommen. Ich bat sie noch einmal, eingedenk zu bleiben, daß ich bei dem Umgang mit ihr meine ganze Seelenruhe ihr zum Opfer bringe. „Sie werden begreifen," sagte ich, „daß es kein angenehmes Gefühl sein kann, immer vor einer Kanone zu stehen, die jeden Augenblick losgehen kann." — „Sie wird nicht losgehen," sagte sie. — „Geladen ist sie wenigstens," erwiderte ich, „und auch blinde Schüsse könnten mich sehr erschrecken." — Wir kosten und plauderten nun in herzlichster Weise. Pauline war sehr zärtlich; sie wollte mich gar nicht fortlassen. An der Türe drückte sie mir nach vielen Küssen noch lange die Hand aus Leibeskräften.

Nachmittags ging ich mit meiner Mutter, Paulinen und dem Kollegen Ficker auf den Rosenberg. Ich konnte nur wenig mit Pauline allein sprechen. Doch wurde in halben Worten und Blicken und sonstigen Aushilfsmitteln der Liebe, die ihre Wege zu finden weiß, viel Herzliches ausgetauscht. Als wir in den Wald kamen, ergriff mich jene alte Waldlust: die Zeit der „Sonette an meine Lilie" kam mir in den Sinn — ich sprang davon, eilte in das Tal hinab und legte mich dort in einer tiefen Schlucht ins dichteste Gebüsch. Lange lag ich da und mir geschah so wohl, daß ich am Ende den Plan faßte, gar nicht mehr zur Gesellschaft zurückzukehren, sondern mich auf eigene Faust herumzutreiben und meinen Phantasien nachzuhängen. Aber man rief mich unausgesetzt, so daß ich zuletzt nicht länger anstehen konnte, mich wieder zu zeigen. Pauline saß auf einem Baumstrunk und schrie vor Freuden auf, als sie mich erblickte. Ich stürzte über Stock und Stein auf sie zu und legte ihr eine Handvoll Primeln zu Füßen, die ich in der Wald-

schlucht gepflückt hatte. Sie war hocherfreut darüber, ich aber war so voll tollen Ungestüms, der sich austoben mußte, daß ich ihr die Blumen wieder entriß und ringsum verstreute. Das gute Kind vergab mir das und alles andere, weil ich nur wieder zum Vorschein gekommen war. Sie sagte treuherzig: „Ich habe mich da niedergesetzt, als Sie fortgingen, und habe gesagt, ich gehe nicht weiter, bis Sie wieder da sind. Haben Sie mich denn nicht gehört, ich habe Sie ja beim Namen gerufen?“ — In meinem Übermute fuhr ich fort, auf unserem Wege seitwärts über Schluchten zu springen, an den steilsten Anhöhen hinaufzulaufen, und Paulinen durch meine Wagehalsigkeit jeden Augenblick in unsägliche Angst zu versetzen. Zuletzt führte ich sie selbst auf den rauhesten Wegen mit mir fort, und leitete sie an der Hand über Geröll und Abhänge. Da ich noch ein paarmal Lust zeigte, in das Dickicht zu entspringen, so bat sie mich recht innig, es bleiben zu lassen, und um mir ein Zugeständnis zu machen, schlug sie selbst vor, daß die ganze Gesellschaft sich auf ungebahnten Pfaden halte. Sie lief auch voran und ließ sich von mir verfolgen. Zuletzt fing sie an, meine Lieder (aus dem Musenalmanach) zu rezitieren. Es tat mir sehr wohl, meine Verse in waldiger Einsamkeit von süßen Lippen erklingen zu hören. Wir kehrten erst in später Abendstunde nach Hause zurück.

3. April.

Abends bei Paulinen. Wieder herrschte große Herzlichkeit. Sie erzählte mir, was für eine unvergeßlich schwere Zeit die Wochen unserer Trennung für sie gewesen seien. Als ich äußerte, daß ich ihr soviel habe sagen wollen und mir jetzt nichts einfalle, erwiderte sie, daß es ihr auch so gehe; daß sie oft so vieles denke, was sie mir sagen wolle, aber wenn ich da sei, dann könne sie keine Worte finden; am leichtesten könne sie noch durch den Daumer zu mir sprechen. Es wurde viel gekost und geküßt. Als ich einmal in poetischer Ekstase zu ihr sagte: „Sie sind die kleine Königin meines großen Herzens!“ nahm sie an dieser Selbstüberhebung keinen Anstoß, sondern ging darauf ein und versetzte: Sie sind der große König meines kleinen Herzens!“

6. April.

Heute abend brachte ich Paulinen mein Porträt, eine sehr gelungene Photographie, im Profil aufgenommen. Sie hatte sehr viel Freude damit. Es folgte zärtliches Geplauder und Gekose. Auch las ich ihr mein Sonett „Verschollene Liebe" vor, das mit den Worten anfängt: „Was sendest du mir, neu mich zu besiegen" usw., und das ich geschrieben, als ich von ihr den Daumer mit den bezeichneten Gedichten zurückerhalten. Dies Gedicht machte einen sehr großen Eindruck auf sie; sie blickte mir lange mit Innigkeit und Wehmut ins Auge. Auch las ich ihr einige Stücke aus Julius Sturms „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe" vor und erregte damit gleichfalls ihr wärmstes Interesse. Wir konnten uns fast gar nicht trennen; das Liebesgetändel wollte kein Ende nehmen. Verwirrtes Haargelock, brennende Wangen, geschlossene Augen, Momente leidenschaftlicher Hingebung, ekstatische Zustände — und doch alles in harmloser, kindlicher Unschuld — waren wieder an der Tagesordnung.

7. April.

Heute gab ich Paulinen einen Nachtrag zu meinem Porträt; ich schnitt für sie aus einem älteren Konterfei, das ein Wiener Freund vor Jahren gezeichnet hatte, den Schnurrbart heraus, weil ihr dieser so sehr gefiel und auf dem neuen Bilde ein solcher nicht zu finden ist. Von einer anderen Photographie, bei welcher der Kopf mißlungen ist, der Rumpf aber sich sehr gut ausnimmt, schnitt ich ihr den letzteren herab; und so hat sie die disjecti membra poetae beisammen, was ihr unendliche Freude macht.

8. April.

Pauline kam vormittags zu uns, während ich nicht zu Hause war; sie half aus Übermut der Mutter kochen und stellte mir in meiner Stube allerlei Schabernack an.

9. April.

Nachmittags begleitete ich die Mutter zu Paulinen und verfügte mich dann in ein Konzert. Pauline war über mein Weggehen sehr betrübt.

10. April.

Pauline sagte mir mittags, als ich sie besuchte, unter anderem, daß sie gestern abend noch im Bette sehr viel mit meinem Bilde gesprochen habe, und zwar so lange, bis es ihr vorgekommen sei, als ob es ein wenig lächle. Sehr ärgerlich sei es ihr aber gewesen, daß es nicht auch gesprochen habe. „Sie haben also das Porträt schon öfter angesehen?“ fragte ich. „Das versteht sich,“ sagte sie lachend, „alle Tage.“ — „Wann?“ fragte ich weiter. „Des Morgens beim Aufstehen?“ — „Auch beim Niederlegen,“ erwiderte sie; es wundert mich nur, daß das Porträt noch keine Flecken im Gesichte bekommen hat.“

19. April.

Es ist nicht allzuschwer, ein Herz zu betören und zu gewinnen, aber es zu erhalten, das ist schwer. Mehr als alles habe ich bei Paulinen eine gewisse Stagnation zu fürchten, und ich habe mich überzeugt, daß es für sie besser ist, wenn sie sozusagen in der Schwebe gehalten oder durch irgend etwas in Spannung versetzt wird, als wenn sie sich meiner Zuneigung und meiner Treue vollkommen sicher weiß. Ich habe in letzter Zeit unmöglich übersehen können, daß sie zuweilen an Heinrich denkt: sie hat Augenblicke, in welchen ihre Stimmung und Haltung sich nicht anders deuten läßt. Daß er über ihren Verlust, wenn die Leute Wahres berichten, sich so ziemlich getröstet hat, das macht auf sie einen heimlich kränkenden Eindruck, und ich fürchte, es ist nicht bloß ihre weibliche Eitelkeit, sondern auch ein wenig ihr Herz bei dieser Sache interessiert. Es ist sehr möglich, daß alte Gefühle dann und wann wieder, wenn auch nur vorübergehend, aufwachen. Um sie zu zerstreuen und von unersprießlichen Gedanken abzuziehen, habe ich zu einem früher mit Erfolg gebrauchten Mittel neuerdings gegriffen. Ich habe wieder einmal die Äußerung fallen lassen, daß sie sich „nicht für gebunden betrachten möge“, „daß ich ihr auch jetzt noch volle Freiheit lasse“ usw. Es scheint nun, daß dies Mittel von neuem in erwünschter Weise wirkt. Heute mittags war ich bei ihr. Sie war verstimmt und sagte, als ich ihr deswegen Vorwürfe machte, nur, ich sei schuld an ihrer

schlimmen Laune. Aus dem Umstande, daß ich ihr „ihre Freiheit lasse", könne sie nur auf Erkaltung meiner Liebe schließen. Ich versetzte, daß mich dabei nur die Rücksicht auf ihr Wohl leite.

27. April.

Abends bei Paulinen. Sie kam mir mit verweinten Augen entgegen, schien aber jetzt freudig bewegt durch meine Ankunft. Sie sagte, sie habe immerfort nachgedacht, was denn das bedeuten möge, daß ich nicht komme. Dann fing sie gleich vom Balle an, den ich besucht hatte, und stellte sich, als habe sie vieles erfahren, was ich dort getan. Als ich mich traulich zu ihr setzte, da schüttete sie ihr Herz aus und erzählte mir, sie habe die Nacht, welche ich auf dem Balle zubrachte, gar nicht schlafen können, sie wisse selbst nicht warum; sie habe sogar geweint. Der Vater habe dazu beigetragen durch einige Worte. Er habe gesagt: „Nun, heute ist dein Robert auf dem Ball und wird sich wahrscheinlich recht gut unterhalten. Mir scheint, er wird immer kälter gegen dich."

Ich fragte sie, ob sie denn nichts davon gespürt, daß mein Herz immer bei ihr war. Zum Beweis zog ich ein Gedicht hervor, das ich auf dem Balle selbst gemacht hatte:

Umsonst winkt Frauenschöne
Und Glanz und Reigen mir:
Mein Herz ist fortgewandert,
Mein Herz, es ist nicht hier.

Fern in ein trautes Stübchen
Entflog es gar geschwind:
Drin ruht auf weichen Kissen
Das liebe, süße Kind.

Sie seufzt im Traum: „O Lieber,
Wie kränkst du mich so sehr!
Du flatterst wie ein Falter
Um schöne Frauen her!"

So seufzt sie und im Traume
Sehnt sich ihr Herz nach mir,
Und ahnt nicht, daß das meine
Ruht lauschend still bei ihr.

Auch sagte ich ihr, daß ich zum Beweis, wie sehr ich ihrer eingedenk gewesen, ein Zweiglein von dem grünen Gesträuch, mit welchem der Saal dekoriert war, für sie abgepflückt, daß es mir aber jetzt als etwas gar zu Geringfügiges erscheine; sie wollte es aber durchaus haben, und so gab ich es ihr. Später ließ ich die Äußerung fallen, sie werde all das Schöne und Zärtliche, das sie mir jetzt sage, früher auch dem Heinrich gesagt haben. Sie sagte: „Vergleichen Sie sich doch nicht mit dem Heinrich; das ist wie die Faust aufs Auge. Sie wissen, daß ich Sie ganz anders liebe.“ Es kam die Rede darauf, daß er sich über ihren Verlust getröstet zu haben scheine und daß er ihren Ruf vor den Leuten nicht schone. „Ich habe zu Gott gebetet,“ sagte sie, „daß Heinrich sich nicht zu sehr kränke, sollte ich auch selbst darunter leiden. Ich hätte mir sonst nie verzeihen können, was ich ihm angetan, als ich nun einmal nicht anders konnte.“

Es kam die Rede auch wieder auf die Freiheit, die ich ihr gelassen; sie äußerte neuerdings, sie könne sich dabei nicht beruhigen; wenn es ihr auch zuweilen scheine, als täte ich es in guter Absicht, so erhalte doch bald wieder der Glaube die Oberhand, daß Mangel an wahrer Liebe mich dazu verleite. Ich gab mir Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß es zu ihrem Besten geschehe.

Sie sagte noch, ich könne gar nicht ahnen, wie tief manches Mal mein Glaube an die Möglichkeit eines Wandels ihrer Zuneigung sie schmerze. Beim Abschied drückte sie mir die Hand, verlangte selbst einen Kuß und versprach uns morgen zu besuchen.

29. April.

Auch heute sagte Pauline wieder gelegentlich: „Vergleichen Sie sich nicht mit dem Heinrich: das ist wie hundert und eins.“

20. Mai.

Ich habe in letzter Zeit mein Tagebuch ganz vernachlässigt und will daher in der Kürze das Versäumte nachholen. Noch im April kam einmal eine ziemlich lebhafte Szene zwischen mir und Paulinen vor, weil sie, ich weiß

nicht, ob absichtlich oder aus Vergeßlichkeit, mir eine Unwahrheit gesagt hatte. Die Szene fiel abends vor, und als später Paulinens Vater und meine Mutter zugegen waren, sprachen wir beide kein Wort miteinander und fühlten uns infolge der vorhergegangenen Aufregung unwohl, wobei sich der eigentümliche Umstand ergab, daß ich eine Art Fieberfrost empfand, während Pauline sich über Hitze beklagte. Dies machte Paulinens Vater und meiner Mutter Spaß, uns beiden aber gar nicht.

Eines Tages schwur mir Pauline, daß sie sich nichts vorzuwerfen habe und daß ihr außer Heinrich und mir noch niemand einen Kuß gegeben. Zwei Tage später kam sie eigens zu uns und eröffnete mir, sie habe mich neulich unwissentlich belogen: es habe ihr nämlich einmal ein gewisser P. einen Kuß gegeben, was ihr erst jetzt eingefallen sei; ihr Gewissen lasse es nicht zu, daß sie mir dies verschweige.

An einem Mittwoch nachmittag war ich mit ihr in Eggenberg, und als wir in Begleitung von Lottens Familie im Walde spazieren gingen, machte ich ihr wieder viele Angst, indem ich an einem sehr steilen und hohen Steinbruch emporkletterte.

Am ersten Mai machten wir unsern Bund aufs neue „fest“, und Pauline nahm zu größerer Bekräftigung des Treuschwurs am selben Morgen die Kommunion. Nichtsdestoweniger trat bald darauf wieder eine Spannung ein, veranlaßt dadurch, daß Pauline sich zuweilen wieder verstimmt zeigte und gegen mich sich launisch und zweideutig benahm, was mich neuerdings besorgen ließ, daß ihr das Andenken Heinrichs im Herzen spuke. Eines Abends aber saß ich bei ihr, während sie in ihren Sachen kramte; da kam ihr plötzlich ein Büschel von Heinrichs Haaren in die Hände, die sie von ihm vorzeiten zu „ewigem Andenken“ erhalten hatte. Als ich einige Bemerkungen fallen ließ, in welchen sie Spuren von Eifersucht zu erkennen glaubte, hielt sie den Haarbüschel ins Licht und verbrannte ihn vor meinen Augen. Dies Verfahren aber machte auf mich einen ganz anderen Eindruck, als Pauline gewünscht hatte. Ich fand es herzlos. O Unbestand menschlicher Dinge! Diese vor meinen Augen verbrannte Haarlocke des einstigen Geliebten wird mir mein Leben lang als düsteres Symbol

vor Augen schweben. Ich hätte Pauline in jenem Augenblicke ohne Herzeleid verlassen können — — Wohl bin ich grausam und undankbar: wenn ich merke, daß Pauline Heinrichs eingedenk ist, so betrübt es mich, und wenn sie sein Andenken entweiht, so mache ich es ihr auch wieder zum Vorwurf. Aber kann ich anders?

Ich bin mißmutig, und die Launenhaftigkeit Paulinens gibt mir hinlänglichen Grund zu schmollen und mich wieder auf den Fuß kühler Zurückhaltung zu setzen. Pauline ärgert und betrübt sich darüber in liebenswürdiger Weise, aber sie kann sich doch nicht entschließen, durch ein wahrhaft offenes, zärtliches Entgegenkommen zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens die Hand zu bieten.

„Sehen Sie," sagte sie neulich zu meiner Mutter, als wir nach einem Besuche von ihr fortgingen, „sehen Sie, er gibt mir nicht einmal die Hand — aber ich sage nichts!" — „Wenn es von Gott zu erbitten wäre," sagte sie dieser Tage auch einmal zur Mutter, „daß wir friedlich miteinander leben, so müßte ich es schon erbeten haben."

21. Mai.

Spaziergang gegen Maria Trost mit Pauline, Ludmilla, Sophie, Freund Ficker und meiner Mutter. In der Waldhütte wurde Milch getrunken. Pauline bot mir ein Vergißmeinnicht an mit den Worten: „Wenn ich wüßte, daß Sie es nicht wegwerfen —." Wir gingen ins Waldtal hinab, nur Pauline und die Mutter blieben zurück. Als wir zurückkehrten, fand ich Pauline sehr traurig; es schien, als hätte sie geweint. Ich improvisierte ein Waldmärchen von der Nixe, die wir, wie ich behauptete, drunten im Tale gefunden hätten, und brachte dabei viele Beziehungen auf Pauline an, die sie verstehen und beherzigen konnte, wenn sie wollte. Später gingen wir noch einmal in die Niederung hinab, und auch Pauline begleitete uns. Ludmilla gab mir Vergißmeinnichtstengel zum Andenken. Auf dem Heimwege sprach Pauline wieder viel mit der Mutter und beschwerte sich, daß ich sie so ganz vernachlässige. „Was werden die anderen von uns denken?" sagte sie.

22. Mai.

Vormittags begleitete ich Pauline zum Photographen, da sie sich konterfeien lassen wollte. Sie benahm sich immer recht freundlich gegen mich. Abends holte ich die Mutter ab, die bei ihr zu Besuch war. Sie zeigte mir ein Rosenstöckchen, das ihr der schalkhafte kleine Zeichenmeister Kugelmeier verehrt und mit einem Zettel versehen hatte, auf welchem geschrieben stand: „Rosa Hamerlingi purpurea.“ Zwei kleine Knospen waren daran schon erschienen; sie hatte große Freude darüber. Auch von anderen Neckereien Kugelmeiers erzählte sie mir, z. B. wie er um den Rand ihres Zeichenbrettes herum meinen Namen in weit auseinanderstehenden Buchstaben heimlich eingeschrieben. Sie habe es anfangs gar nicht beachtet.

26. Mai.

Pauline beklagte sich heute wieder über meine Kälte. „Stellen Sie sich vor, Frau H.,“ sagte sie zu meiner Mutter, „seit dem ersten Mai hat er mir nicht einen einzigen Kuß gegeben.“

28. Mai.

Pauline zeigte mir wieder eine große Menge von Gedichten, die sie sich aus den „Dichtern der Liebe“ von Diethe abgeschrieben. Sie beweist in der Auswahl immer sehr guten Geschmack.

29. Mai.

Daß ich nach Italien reisen will, sobald ich kann, ist Paulinen nicht angenehm; sie will nicht einmal, daß ich nach Wien gehe. Zu meiner Mutter sagte sie, sie habe erfahren, ich wolle in den Ferien nach letzterer Stadt reisen, und man habe ihr geraten, dies nicht zuzugeben, da ich dort eine frühere Bekanntschaft erneuern würde. Als wir heute abend zum Besuche bei ihr waren, kam die Rede darauf; ich nahm die ganze Sache als Scherz auf. Ich äußerte, daß ich von den wenigen jungen Mädchen, die ich in Wien gekannt, kaum irgendeine wieder antreffen würde, und daß Hermine Seiser (von welcher ich Paulinen einmal erzählt habe) nun wohl schon ins Kloster werde gegangen sein,

da sie die Absicht dazu mir gegenüber wiederholt ausgesprochen, als ich noch in Wien war. — „O nein," sagte Pauline, „sie wird sicher gewartet haben!" Der gereizte Ton dieser Worte belustigte mich fast, aber es kam noch ärger. Nach ein paar ähnlichen Wechselreden, die ich scherzend, sie in tiefem Ernst geführt hatte, stand sie auf und ging hinaus. Als sie zurückkehrte, glaubte ich zu bemerken, daß sie geweint; sie sollte sich zum Abendessen setzen, aß aber nichts, sondern ging neuerdings hinaus. Der Papa suchte sie und fand sie endlich im Nebenzimmer, Tränen vergießend. Ich ging hinaus, führte sie mit heiteren Reden zurück und versetzte sie durch allerlei Scherze wieder in eine ganz lustige Stimmung.

2. Juni.

Abends mit meiner Mutter bei Pauline. Sie fand Gelegenheit, mich allein zu sprechen, und forderte mich nun geradezu auf, mich zu erklären, warum ich denn jetzt ihr gegenüber so verändert, so fremd und kalt sei; ob ich sie denn gar nicht mehr liebe. Ich wisse gar nicht, welchen Schmerz ihr mein Verhalten bereite. Ich suchte ausweichend zu antworten, aber sie ließ mich nicht los. Endlich gab ich ihr zu verstehen, daß sie mir wehe getan, indem sie mir ihr Porträt nicht gegeben, wiewohl ich es sicher von ihr erwarten zu können glaubte, da sie sich kürzlich photographieren ließ, und meine Photographie zuvor erhalten. In der Tat hatte ich es als etwas Selbstverständliches betrachtet, daß Pauline mir ihr Bild geben werde, aber ich hatte mich getäuscht, und dies verletzte mich. Sie ließ mich nun in ihrer Erwiderung erraten, daß sie den Vater gefragt, und dieser ihr widerraten habe, ihr Bild in irgendwessen Hände zu geben. Vermutlich war der alte Herr in einem antiquierten Vorurteil befangen, welches jedoch sein Töchterlein halb und halb zu teilen schien, denn sie hatte gelegentlich einmal geäußert, sie finde es nicht angemessen, daß ein Mädchen einem Manne ihr Porträt gebe, selbst nicht dem Geliebten, da sie ja dieser verlassen und sie mit ihrem Bilde vor anderen Leuten kompromittieren könne. Da mir diese Äußerung vorschwebte, so sagte ich, daß ich in jener Vorenthaltung Mangel an Vertrauen und an wahrer

Liebe erblicken müsse. Sie versicherte aber, daß ich mich, was den Mangel an Liebe betreffe, sehr täusche. „Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht sagen," sprach sie, „wie sehr ich Sie liebe; ich fühle, daß ich in meinem Leben keinen Mann mehr so lieb haben könnte; ja selbst wenn Sie mich ganz verlassen und gar nicht mehr ansehen würden, müßte ich Ihnen noch meine Liebe beweisen."

Zuletzt fragte sie, ob ich denn fortfahren wolle, mich so zu benehmen; sie könne es nicht länger ertragen. Ich sagte, mein Benehmen würde immer den Umständen gemäß sein. Während dieses Zwiegesprächs hatte ihr Papa meiner Mutter erzählt, daß Pauline seit einigen Tagen sehr traurig sei, ihm auch einmal um den Hals gefallen sei und davon gesprochen habe, daß sie in ein Kloster gehen wolle.

3. Juni.

Pauline äußerte heute zur Mutter, daß sie gesonnen sei, mir das Porträt zu geben, das nächstens die Schwester der Ludmilla für sie in Öl malen werde; sie habe sich die Sache überlegt und habe gefunden, daß sie jetzt, wo unser Bund fest geschlossen ist, ihr Bild unbedenklich in meine Hände geben könne. Indes fürchte sie, daß ich es aus Stolz jetzt nicht mehr nehmen werde, weil sie es mir nicht gleich gegeben. Die Mutter gab ihr recht und sagte, sie möge sich nicht bemühen, es sei gewiß, daß ich es nicht mehr annehmen werde. — Sie will mich also auf ein erst — Gott weiß wann? — in Öl zu malendes Bild vertrösten, statt mir einfach ihre Photographie zu geben. Sie scheint das Vorurteil oder den Eigensinn noch immer nicht überwunden zu haben.

Die Mutter erzählte mir auch, Pauline habe die Rede darauf gebracht, daß ich jetzt zuweilen den Versuch mache, zu r a u c h e n, was ich früher nie getan. Sie hatte sich schon öfter dagegen erklärt; heute äußerte sie nun zur Mutter, sie wisse nicht, warum es ihr an mir nicht gefalle: es stehe mir nicht übel, aber es komme ihr immer vor, als sei ich zu gut, zu hoch für solche Dinge. Schon früher einmal, als davon die Rede war, sagte sie, es sei ihr selbst unerklärlich, warum es auf sie einen so seltsamen Eindruck mache, wenn ich rauche. Ich fragte sie parodierend: „Ist

Ihnen nicht, als ob Sie einen Heiligen in der Kirche mit einer Pfeife im Munde abgebildet sähen?" — „Es ist wirklich beinahe so," versetzte sie. Überhaupt macht alles auf sie einen peinlichen Eindruck, was ihr meiner nicht würdig scheint. So bin ich auch überzeugt, daß meine Ausgelassenheit, meine Scherze, mein exzessives Benehmen auf Spaziergängen, mein Springen, Klettern usw. ihr nicht selten ein wahrer Greuel sind. Auch auf meinen Anzug hat sie sorgfältig acht und spricht angelegentlich von Kleinigkeiten, die ihr in dieser Beziehung gefallen oder mißfallen.

8. Juni.

Sehr interessanter Spaziergang nach Maria Grün mit Pauline, Ludmilla, Fickers Schwester und meiner Mutter. Ich zeigte mich sehr aufgeräumt und sprach mit allen, nur nicht mit Paulinen. Bis sie wegen des Porträts auf andere Gedanken gebracht wird, setze ich mein Verhalten fort, obgleich es mir unendlich schwer ankommt. Oft möchte ich so gern wieder mein Haupt an ihre Brust lehnen, und muß doch kalt und fröhlich scheinen.

9. Juni.

Heute gab Pauline neuerdings der Mutter zu verstehen, sie sei bereit, mir ihr Porträt zu geben, *wenn ich sie noch einmal darum ersuche*. Sie sagte, es sei natürlich gewesen, daß sie es mir nicht gleich gegeben; sie kenne mehrere Mädchen, die sich nur schwer und auf *wiederholtes* Bitten entschlossen, ihren Geliebten dies zu gewähren. Sie wolle es mir aber geben, nur könne sie es mir doch nicht selbst antragen. — Pauline ist ein kleiner Starrkopf; überdies ist sie vom Heinrich das demütige Bitten und Schmeicheln gewohnt. Ich aber will mir, wenn es sein muß, das Brot auf der Straße zusammenbetteln, um Liebesbeweise aber bettle ich nicht. Ich konnte als Gegengabe für meine Photographie die ihre erwarten — und nun soll ich wiederholt und inständig darum bitten!

15. Juni.

Pauline äußerte heute gelegentlich, sie habe dem Heinrich nie einen Brief geschrieben, trotz seiner Bitten.

16. Juni.

Heute sagte Pauline meiner Mutter, daß sie schon die Kopie ihres Porträts für mich bereit habe. Sie hatte anfangs nur ein Exemplar vom Photographen genommen. Sie fragte neuerdings, ob ich es wohl nehmen würde. Meine Weigerung würde sie, so äußerte sie, aufs tiefste kränken.

18. Juni.

Pauline erzählte meiner Mutter, sie habe des Nachts geträumt, daß ich mich mit ihr versöhnt und sie in die Arme geschlossen. Sie sprach wieder von ihrem Porträt.

28. Juni.

Paulinens Namenstag. Ich konnte nicht umhin, mich heute höflicher zu zeigen und ihr Glück zu wünschen. Diesen Moment der Annäherung von meiner Seite benützte sie und gab mir endlich — endlich das verhängnisvolle Porträt, das uns seit Wochen entzweit hatte. Nun war alles wieder gut und es herrschte die schönste Herzlichkeit.

8. Juli.

Wieder ein ernsthaftes Intermezzo. Wir kamen heut auf ein delikates Kapitel zu sprechen. Ich kann den Zweifel nicht aus meiner Seele bannen, ob bei dem mehrjährigen, ungehinderten Verkehr, der zwischen Heinrich und Pauline bestand, das Verhältnis der beiden immer ein reines und unschuldiges geblieben sei. Als ich heute wieder eine Andeutung über diesen Punkt fallen ließ, brachte ich Paulinen dadurch zum Weinen.

9. Juli.

Pauline suchte mich heute durch einen Schwur über die gestrigen Zweifel zu beruhigen. Sie ist aber eine Heroine des Gefühls: Liebe füllt ihr inneres Wesen so ganz aus, daß ich — verzeih' mir's Gott! — überzeugt bin, sie würde auch falsch schwören, wenn es sich um die Beruhigung des Geliebten handelt. Als ich u. a. äußerte, Heinrich sei doch schöner und ihr persönlich sympathischer gewesen, fragte sie: „Sie haben ihn gesehen und da glauben Sie so etwas?"

Nachmittags waren wir wieder beisammen und besser gelaunt. Wir beschäftigten uns mit der theoretischen Klassifikation der Küsse und unterschieden fünf Spezies derselben, für welche wir besondere Namen erfanden.

12. Juli.

Da ich und Pauline nicht mehr schmollen, so bringen wir die Zeit wieder mit Tändeln und Kosen hin, wenn wir nämlich allein sind, wie z. B. heute. Ich schlang den Arm um ihren Hals und legte die Hand ein wenig kühn an den Rand ihres Busens, oder vielmehr an den Rand am Ausschnitt ihres Kleides. Pauline hielt meine Hand fest, gleichsam damit sie nicht weiter gehe, und zwar, da sie die Hände zum Stricken brauchte, mit ihrem Kinn. Es war aber angenehm, so festgehalten zu werden. Da ich sie scherzeshalber noch mehr zu necken Miene machte, so drückte sie meine Hand immer fester mit dem Kinn. Ich fragte sie, warum sie meine Finger in Haft halte, was sie fürchte, und warum sie meine Hand nicht auf ihrem bloßen Nacken oder Halse oder Busen ruhen lassen wolle." — „Ich will es Ihnen aufrichtig sagen," versetzte sie, „ich müßte es beichten, und da schämte ich mich zu Tod." — „Ich kann Ihnen aber leicht beweisen," entgegnete ich, „daß dies etwas ganz Unschuldiges ist." — „Ja, wenn Sie das könnten!" sagte sie. Ich warf ihr vor, daß sie sehr streng gegen mich sei, und daß ihr diese Strenge gar nicht schwer zu fallen scheine. Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich könnte viel strenger sein!" sagte sie. Sie verbarg das Gesicht, drückte mich an sich und ihre Wange an die meine. „Ich getraue mich nicht mehr, Sie anzusehen!" sagte sie, als meine freigewordene Hand die obere Fläche ihres Busens flüchtig streifte. Sie wurde warm, wir küßten, kosten, plauderten; sie war voll wahrhafter Liebe und unschuldig-unbewußter Hingebung, freute sich an meiner Freude. Der Abschied war herzinnig.

13. Juli.

Abends bei Pauline. Sie war sehr herzlich, sehr warm und hingebend. „O Gott, mir ist heiß," sagte sie einmal, „greifen Sie meine Stirn an!" Sie hatte Momente völliger Selbstvergessenheit. Der Abschied war wieder unendlich schwer.

Ende Juli.

Nachdem ich in diesen Tagen von der Ablegung meiner Lehramtsprüfung aus Wien zurückgekehrt, fand ich Paulinen verstimmt und ihr Benehmen zweideutig. Wie man sagt, ist Heinrich während meiner Abwesenheit von Marburg hier gewesen.

11. August.

Mein und Paulinens Liebeshimmel, der in letzter Zeit ziemlich mit Wolken verhangen war, hat sich wieder aufgeklärt. Als ich heute zu ihr kam, sagte sie mir u. a.: „Gestern habe ich ein Gedicht gemacht statt der französischen Aufgabe; wie ich mich nämlich hinsetzen und die Aufgabe schreiben wollte, sind mir wieder allerlei andere Gedanken gekommen, und da habe ich einige Verse gemacht. Schon öfter wollte ich meine Gedanken niederschreiben und in Verse bringen, aber es ist mir nie recht zusammengegangen." — „Sie haben Verse gemacht?" rief ich, „um Gottes willen, wo sind sie? Heraus damit!" — „Ich habe sie wieder zerrissen," sagte sie, „es war ja nichts daran!" — „Zerrissen? O Unglückselige!" — „Freilich, es war ja nichts; ja, wenn ich dichten könnte! Aber ich kann ja nichts!" — — „Aber wenn Sie das Blatt um des Himmels willen nicht zerrissen hätten! Wie gern hätte ich das gesehen! Es wäre mir ja nicht um die Form, sondern nur um die Gedanken zu tun gewesen, die Sie darin ausgesprochen haben!"

Da sie nun dabei verharrte, daß sie das Blatt zerrissen habe und sich auch auf die Verse nicht mehr besinnen könne, so gab ich endlich mein Drängen auf. Nach einiger Zeit aber ging sie hinaus ins andere Zimmer und kehrte dann mit den Worten zurück: „Draußen auf dem Tische liegt es, aber lachen Sie mich nicht aus!" — Ich eilte hinaus, ergriff das Blättchen, das auf dem Tische lag und fand darauf mit Bleistift geschrieben folgende Zeilen:

An Robert.

„O könnt' ich immer dir ruhn am Busen,
An deiner trauten, liebenden Brust!
Wie wichen da all die Schmerzen,
Wie jauchzt' ich in seliger Liebeslust!"

P. 10. 8. 1854.

So einfach diese paar Reime waren, so freuten sie mich doch. Ich dankte ihr mit einem Kusse dafür. „Aber haben Sie mir denn nichts Bestimmteres, Persönlicheres zu sagen gehabt?“ fügte ich hinzu; „dieser Gedanke ist ja schon gar zu oft in Verse gebracht worden.“ — „So?“ entgegnete sie, „das habe ich nicht gewußt; ich habe halt gerade diesen Gedanken im Kopf gehabt, und so habe ich ihn hingeschrieben. Aber hätte ich Sie nur nichts davon lesen lassen! Ich habe es ja gewußt, daß Sie mich auslachen werden.“

20. August.

Kürzlich tat Pauline die Äußerung: „Wenn Sie nur einige Augenblicke in mein Herz sehen könnten und wüßten, wie es da drinnen aussieht, Sie würden mich sehr lieb haben.“

Sie versicherte auch, daß ihr immer das Herz klopfe, wenn sie mich kommen hört.

23. August.

Heute ist Pauline aus Arnfels zurückgekehrt, wo sie einige Tage bei Verwandten zubrachte. Ich fand sie merklich verstimmt, und da der männliche, in besten Jahren stehende und liebenswürdige Verwandte, in dessen Familie Pauline diese Tage zubrachte, und welchem sie sehr ans Herz gewachsen ist, gewiß alles aufgeboten haben wird, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen, so deutete ich ihre üble Laune so, daß sie Arnfels ungern verlassen und vielleicht mir durch ihre baldige Rückkehr ein Opfer gebracht habe. Diese Wahrnehmung verstimmte mich nun auch, und so standen wir uns kühl, ja fast feindselig gegenüber. Sie übergab mir zwei schöne Blumensträuße mit den Worten: „Wenn Sie sie aber nicht nehmen, so zerreiß ich sie gleich.“ — Wir gerieten dann wieder in allerlei Erörterungen hinein, auch von Heinrich war wieder die Rede. Sie sagte, es sei nicht wahr, daß sie mit diesem zärtlicher gewesen als mit mir, und als ich sie daran erinnerte, daß sie doch selbst einmal so etwas angedeutet habe, so meinte sie, dies habe sie damals sagen können, jetzt aber sei es nicht mehr wahr. So weit wie mit mir sei sie mit Heinrich in der Zärtlichkeit nicht gegangen.

Da sie fortfuhr, mich ihrer Liebe zu versichern, so fragte ich: „Aber worin besteht denn eigentlich diese Liebe! Schildern Sie mir doch Ihr Gefühl etwas genauer!“ — „Ich fühle es halt,“ sagte sie; „ich denke bei allem an Sie; wenn es mir irgendwo gefällt, so möchte ich Sie auch dort haben; und wenn Sie mich auch gar nicht mehr liebten, so würde ich Sie doch noch lieben. Von meiner Freude und von meinem Herzklopfen, wenn Sie kommen, habe ich Ihnen schon früher gesagt.“

25. August.

Ein notwendiges Geschäft führte mich vormittags zu Paulinen. Ich sagte ihr, daß ich nur der Notwendigkeit gefolgt, indem ich zu ihr ging, da ich sonst Bedenken getragen hätte, mich wieder einer üblen Laune auszusetzen, die mir das letztemal sehr weh getan. Sie erwiderte, wenn sie kalt gewesen, so sei dies nur der Kälte zuzuschreiben, mit der ich selbst sie begrüßt. Sie habe sich schon den ganzen Tag auf unser Wiedersehen gefreut, habe die Blumensträuße für mich zugerichtet und mit Gips befestigt. Ich äußerte, daß ich es sehr bedaure, wenn sie etwa aus Rücksicht auf mich nicht länger in Arnfels geblieben sei, und daß es mir besonders leid täte, wenn etwa ihr Vater um meinetwillen sie gegen ihren Willen veranlaßt hätte, zurückzukehren. Sie sagte, daß sie es beim Vater gewiß durchgesetzt hätte, wenn sie hätte bleiben wollen, daß es ihr selber darum zu tun gewesen sei, bald wieder nach Hause zu kommen, und zwar allerdings um meinetwillen. Sie habe dort auch ihren Verwandten gesagt, sie würde nur dann auf längere Zeit nach Arnfels gehen, wenn ich von Graz fortkäme; überhaupt sei von mir öfter die Rede gewesen. Sie habe auch immer an mich gedacht und bei allen Spaziergängen und Unterhaltungen mich vermißt.

Ich brachte die Rede auf den neuen „Zimmerherrn“. Sie sagte, sie habe den Vater gebeten, ihn nicht zu Besuchen einzuladen, damit er sich nicht etwa abends zu ihnen hinsetze. Der Vater habe darauf geantwortet: er werde tun, was ihm gefalle. Sie sei auch gleich dagegen gewesen, daß er bei ihnen den Mittagstisch habe. Als ich sie ein wenig mit ihm aufzog und ihn scherzweise als meinen Nachfolger

bezeichnete, sagte sie, ich solle nur unbesorgt sein; auf sie werde kein Mann mehr Eindruck machen; sie wolle überhaupt nichts mehr von einem Manne hören. Auch mit ihrer Lebensfreude sei es vorbei für immer; sie sei gestern wieder am Grabe ihrer Mutter gewesen und habe dort allem für immer entsagt. Dabei fing sie heftig zu weinen an. Sie fuhr mit heftigem Schluchzen fort und schien wirklich tief innerlich ergriffen. Sie sagte, daß es ihr leider nicht gegeben sei, ihr Gefühl immer mit Worten auszudrücken, und daß sie deshalb oft kalt erscheine; ich würde es später gewiß noch einsehen, wie sehr ich ihr unrecht tue und würde es vielleicht noch einmal bereuen. Die innere Ergriffenheit goß über Paulinens Züge einen gewissen erhöhten Liebreiz aus, der mich rührender ansprach als ihre Beteuerungen.

26. August.

Abends ging ich zu Paulinen; sie empfing mich ausgesucht freundlich. Wir gerieten bald in ein lebhaftes Zwiegespräch. Als ich wieder auf den neuen Zimmerherrn anspielte, sagte sie mir, er habe sie schon einmal besuchen wollen, sie habe sich jedoch durch die Hanni verleugnen lassen und werde dies immer tun. Er sei übrigens auch dreimal gekommen, um mit dem Vater zu sprechen, und da habe sie sich immer ins andere Zimmer zurückgezogen. Sie scherzte über seinen weiten Mund und über seinen greulichen Namen. Der Mann heißt nämlich Steiß. Später fing sie an, mich damit aufzuziehen, daß ich so oft durch die Annagasse gehe: es habe ihr jemand davon erzählt, sagte sie; sie scherzte, aber eine gewisse ernstliche Besorgnis blickte doch durch. In Beziehung auf den Zimmerherrn gab sie mir noch die ernstlichsten Versicherungen, daß ich sie ganz verkenne, wenn ich glaube, daß sie sich so leicht in jeden verliebe; im Gegenteile, kein Mann werde auf sie mehr Eindruck machen, sie werde nach mir nie einen anderen lieben. — Große Freude hatte sie, daß ich dablieb und bei Tische mitaß. Unter anderem sagte sie mir, daß sie die Gedichte, die ich ihr vor ein paar Tagen abgeschrieben, wieder durchgelesen habe und ganz besonders schön finde. Auch sie hatte ein Gedicht für mich abgeschrieben und übergab

es mir nun. Sie hatte darüber die Worte gesetzt: „Für Sie abgeschrieben, weil es so treu meine eigenen Gefühle wiedergibt.“ Nachdem ich es gelesen, sagte sie: „Ich habe auch selbst wieder ein paar Verse gemacht.“ Auf mein Verlangen lieferte sie wieder eine vierzeilige Strophe in meine Hände. „Ich habe auch ein anderes gemacht,“ sagte sie, „mit sechs Zeilen.“ Um dieses aber ließ sie sich lange bitten. Endlich brachte sie einen großen Kalender herbei und suchte darin nach dem Blatte unter anderen Papieren; ich bemächtigte mich aber mittelst einer raschen Handbewegung des gesamten Schriftvorrats und stöberte darin sofort eine ganze Brut von kleinen Liederchen auf, die da in dem alten Kalender genistet hatten. Ich machte auch diesmal wieder verschiedene Ausstellungen; sie wollte aber nichts wissen von Silbenmessung und reinen Reimen; ja sie stritt mit echtem Autoreigensinn mit mir über die Bedeutung des Wortes wähnen.

Es wurde dann auch viel von Marburg gesprochen. Als ich zum Papa die Bemerkung machte, Pauline habe geäußert, sie würde nie nach Marburg gehen, wurde sie zornig und verteidigte sich mit großem Eifer. Sie habe bloß gemeint, sagte sie, sie würde nicht besonders gern hinabgehen wegen Heinrichs Familie, die gegen sie immer übel gesinnt war; sie werde aber doch gehen, wenn es verlangt würde (d. h. wenn ich dort, was nicht unwahrscheinlich, eine Anstellung erhielte).

Als ich nach langem, herzlichem Geplauder mich entfernte und äußerte, ich sähe schon, daß es mir nicht möglich sei, ihr dauernd zu zürnen oder mich von ihr zu trennen, da sagte sie mit großer Innigkeit und wie unwillkürlich, von innerem Gefühl überwältigt, schnell die Worte herausstoßend: „Überhaupt, es ist mir halt immer, als könnt' es gar nicht anders sein, als sollten wir ganz gewiß . . .“ sie wollte sagen: „ein Paar werden“, aber sie brach errötend ab. „Ich werde ein Gedicht machen,“ fuhr sie fort, „über das, was ich sagen wollte.“ An der Stiege konnte sie sich fast gar nicht von mir trennen.

Sie hatte heut viel Unwillkürlich-Zärtliches an sich und trotz meiner durch Argwohn geschärften Aufmerksamkeit vermochte ich nichts Gezwungenes an ihr zu entdecken, sondern

mußte der Innigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sich oft ganz unausbleiblich in Kleinigkeiten ausprägte.

27. August.

Nachmittag bei Paulinen. Sie hatte zwei Anträge zum Spazierengehen ausgeschlagen und war zu Hause geblieben, weil sie dachte, ich werde vielleicht kommen. Ich hatte vormittags auf dem Rosenberg ein heiteres Gedicht im elegischen Versmaß an sie gedichtet:

„Verschen schreibst du an mich, mein Liebchen, und es erfreut mich
Herzlich, doch es umschwebt Sorge zugleich mir das Haupt" usw.

Als ich es ihr gab und sie es vor mir laut herlas, hatte ich Freude an der richtigen Betonung und Skandierung, die sie den Hexametern und Pentametern angedeihen ließ, obgleich sie dabei nur von einem metrischen Instinkte geleitet wurde.

Durch Umwege des Gesprächs kamen wir auf die weiblichen Wesen zu sprechen, mit welchen ich bisher in eine nähere, mehr oder weniger freundschaftliche Berührung gekommen war. Ich gab ihr eine kurze Übersicht dieser Damen, von der kleinen Anastasia angefangen, welcher ich als achtjähriger Bube in der Schule aus Galanterie die Federn schnitt, bis auf sie selbst. Sie hörte diese Mitteilungen aus meiner Knaben- und frühesten Jugendzeit mit großer Spannung an; während ich sprach, hielt sie meine Hand in der ihren; einmal legte sie ihre Wange darauf und ließ mich fühlen, wie sie glühe; sie war ganz heiß. Als ich mit meiner Erzählung fertig war, sagte sie, sie habe meine bisherigen Liebchen gezählt; es seien gerade elf, und sie selbst mache also das Dutzend voll. Sie sah dies als eine gute Vorbedeutung an und war sehr froh, daß sie nicht die Dreizehnte sei. Ich weiß nicht, wie es kam, daß sie dabei so warm und innig wurde. Sie fragte mit tiefer Bewegung, ob ich sie auch so vergessen würde, wie diese Elf. Ich sagte: „Nein, ich werde Sie nie vergessen; Sie stehen mir am nächsten von allen Wesen auf Erden." Darüber war sie sehr gerührt. „Wenn es nur auch wahr wäre," sagte sie. Sie sprach noch viel von der innigen Zuneigung, die sie für mich hege; wie sie sich mir so verwandt und vertraut fühle, als kenne

sie mich von jeher. Auch könne sie sich immer gar nicht denken, daß wir nicht „zusammenkommen“. Ich sagte: „Sie werden mich aber doch vielleicht nicht glücklich machen, denn Sie zeigen Ihre Liebe oft zu wenig äußerlich.“ — „Wenn ich aber dann,“ sagte sie schnell — sie wollte sagen: „wenn ich aber dann recht zärtlich bin?“ — „wenn Sie mich aber dann,“ fuhr sie fort, „genauer kennen lernen und finden, wie sehr ich Sie liebe, so würden Sie ja doch vielleicht sich glücklich fühlen?“ — Sie war außerordentlich innig. Ich mußte abends mitessen. Wir unterhielten uns sehr gut.

Anfangs September.

Ich hatte wieder eine kleine Kontroverse mit Paulinen wegen Heinrichs. Als ich meinte, die alte Neigung zu ihm rege sich doch noch zuweilen in ihr und dergleichen, so wollte sie von nichts wissen und beteuerte: „Wenn Gott Vater selbst vom Himmel herabsteigt, so sage ich doch nein!“ Ich erzählte ihr, ich hätte gehört, Lotte in Eggenberg wolle noch eine Zusammenkunft zwischen ihr und Heinrich in Eggenberg veranstalten. „Ich sehe die Lotte nie mehr an, wenn sie so etwas tut!“ rief sie, und in betreff Heinrichs versicherte sie, sie würde ihn nicht mehr achten können, wenn er so wenig Selbstgefühl hätte, daß er sie jetzt noch zurückzugewinnen versuchte.

Ich las ihr Waiblingers „Lieder der Nazarena“ vor; sie blickte dabei lange vor sich hin. Auch mit Goethes „Tasso“ machte ich sie bekannt.

Wir neckten einander in kindischer Weise, und ich zwickte sie öfters. Ich entschuldigte mich dann und sagte, es sei ja nur zum Zeitvertreib geschehen. Darüber wurde sie ungehalten und schmollte. Sie wollte es nicht leiden, daß ich es zum bloßen Zeitvertreib getan; es hätte aus Liebe geschehen sollen. Sie wollte aus Liebe gezwickt sein. Wenn ich sie dann küssen wollte, so sagte sie immer: „Halten Sie mich doch nicht so zum besten!“

8. September.

Statt des Herrn mit dem breiten Mund und dem unholden Namen ist jetzt ein neuer Zimmerherr bei Quadri eingezogen, ein Schauspieler, der sich wieder durch einen

eigentümlich schrecklichen Blick auszeichnet, im übrigen aber hübsch gewachsen ist. Pauline erzählte mir, sie habe geträumt, daß ich einen Backenbart hatte, der mir gut stand. Sie war heute wieder, besonders aber beim Abschied, sehr innig und warm. Als ich sie fragte, ob sie nicht ihre Freiheit wieder zurückhaben wolle, erwiderte sie: „Sie mögen sagen und tun was Sie wollen, ich nehme meine Freiheit nicht zurück." Viel anderes Geplauder und Gekose.

10. September.

Sehr warmen Empfang bei Pauline. Sie hatte ein neues Kleid an. Als ich so neben ihr saß, legte ich den Arm um ihre Schulter, und während wir plauderten, spielten meine Finger mit dem obersten Knopfe, der ihr Kleid oberhalb der Brust zusammenhielt. Sie wollte dies nicht leiden und schob meine Finger zurück; ich kehrte mich aber nicht daran, und fuhr fort, in aller Unschuld mit dem Knopfe zu spielen, ohne jedoch denselben wirklich aufzulösen. Da sie mir nicht zu trauen schien, ihr Mißtrauen aber mich ärgerte und reizte, so entspann sich ein anmutiger, kleiner Kampf zwischen uns. „Je mehr Sie sich mißtrauisch und eigensinnig zeigen," sagte ich, „destomehr werde ich Sie necken und quälen." Quälerei und Zärtlichkeit floß aber hier ganz allerliebst ineinander. Sie drückte mich häufig mit Innigkeit an sich, heiße Küsse wurden gewechselt, ein paarmal ließ sie mich ihre glühende Wange anfühlen, oft drückte sie den Mund auf meine Stirn oder auf meine Haare. Sie zwickte mich auch in den Fuß, wie ich es ihr neulich getan — „aus Liebe". Dann las ich ihr aus Bettinas Briefwechsel mit Goethe vor, was ihr lebendigstes Interesse erweckte. Sie erinnerte sich, wie ich in späterem Gespräch merkte, der geringfügigsten Punkte aus dieser Vorlesung.

Als ich ihre Liebesversicherungen mit der Bemerkung erwiderte, diese Wärme liege vielleicht in ihrer Natur, da sagte sie, ich wisse gar nicht, wie kalt sie sein könne; sie würde auch mit mir viel kälter und schroffer sein, wenn sie nicht den festen Glauben hätte, daß wir füreinander bestimmt sind und gewiß einmal unauflöslich vereinigt werden. Sie erzählte mir genau, wer mich in den letzten Tagen gesehen und wo; dann sprach sie auch von der Annengasse

und von der schönen Philippine, welcher zuliebe, wie sie sich einbildet, ich öfter durch jene Gasse gehe.

Dieser Abend gehört zu den schönsten, die ich mit Pauline zugebracht. Sie war unbeschreiblich reizend und zugleich voll echter Liebe, voll unzweideutiger, herzinniger Zärtlichkeit. Beim Abschied war ihr mein Kuß zu kurz. Sie lud mich ein, morgen wiederzukommen, und zwar recht dringend, ebenso für Mittwoch, um mit ihr nach Eggenberg zu gehen. Sie will mich jetzt den Tag bei sich haben, und betreibt es angelegentlich, wiewohl sie weiß, daß manches sich entgegenstellt und daß meine Besuche den Leuten zu reden geben.

12. September.

Bei Paulinen. Sie war anfangs mit ihrer Arbeit beschäftigt und schien nicht am besten gelaunt. Als ich aber anfing, sie in ihrem Tun zu stören, da war sie auch nicht ungehalten.

Wir machten wieder alle fünf Spezies von Küssen durch, auch diejenigen, welche wir die „durchdringenden" getauft haben. Sie wurde dabei auch aktiv in bester Form. Zwar zögerte sie anfangs aktiv zu werden, als ich ihr aber sagte: „Gut, so kassieren wir diese Spezies," da antwortete sie: „Nein, ich will es ganz und gar nicht, daß wir diese Spezies kassieren." Sie wiederholte diese Kußart hernach und sehr oft, ja unaufgefordert. Auch auf die Augen küßte sie mich ein paarmal. Zuletzt setzte ich es auch durch, daß sie ihr Füßchen ein wenig über meinem Fuße ruhen ließ, nachdem ich ihr versprochen, dasselbe nicht zu berühren. Sie war wieder sehr zärtlich und wirklich *warm*; ich machte ihr aber doch den Vorwurf, daß sie zu spröde sei, worauf sie *unendlich* besorgt wurde und mich durch viele naive Liebkosungen zu beruhigen suchte. Wir saßen später auf dem Sofa; ich nahm eine halb liegende Stellung an und legte mein Haupt in ihren Schoß. Sie betrachtete mich und sagte, daß ich mich in dieser Lage sehr gut ausnehme; als ich nun den früher gebogenen Fuß ausstreckte, um mich noch malerischer zu zeigen, sagte sie: „Nein, lassen Sie den Fuß gebogen; so ist es schöner!" Als um 8 Uhr zum Gebet geläutet wurde, wobei sie nie versäumt zu beten, da beteten wir zusammen, eng

aneinander geschmiegt. Als ich den Kopf wieder in ihrem Schoß barg, drückte sie vier Küsse auf mein Genick. Ich sagte immer „Du“ zu ihr. „Sie glauben nicht,“ äußerte sie, „wie mir das gefällt, wenn Sie mich duzen!“ Ich forderte sie auf, auch mich das holde Wörtchen vernehmen zu lassen. Sie entgegnete, sie wage es nicht, weil ich neulich, nachdem sie mich auf mein Verlangen ein paarmal geduzt, gesagt habe: „So, nun wollen wir wieder ‚Sie‘ sagen“; das habe sie gekränkt. Beim Abschied ergriff sie die Initiative zu „durchdringenden“ Küssen, und zwar aktiv.

14. September.

Paulinens Verhältnis zu mir ist bis auf diesen Tag so rein geblieben, daß ich nur wünschen kann, ihr Verhältnis zu Heinrich sei ebenso vorwurfsfrei gewesen. In meinem Tagebuche darf ich es wohl ungescheut niederschreiben: trotz meines leidenschaftlichen Temperaments fühle ich mich noch nicht keck und männlich-rücksichtslos genug, ein Mädchen zu verführen. Selbst die kleinen Vertraulichkeiten, die ich bei Paulinen mir bisher erlaubt, waren immer zart und im Grunde harmlos; es kam mir nicht in den Sinn, den natürlichen Entwicklungsgang einer poesievollen Liebesneigung durch irgendeine Roheit, Frechheit oder Gewaltsamkeit zu unterbrechen. Und doch ereignete sich heute zwischen mir und Paulinen eine höchst fatale Szene, deren bloße Erinnerung uns noch lange voreinander erröten machen wird. Ich verlangte aus irgendeinem Grunde, sie möge von dem Platze, wo sie saß, aufstehen, und da sie zögerte, so umfaßte ich sie mutwilligerweise, um sie aufzuheben und fortzutragen. Im Eifer dieses Versuches machte ich nun eine Handbewegung, deren Tragweite unendlich weit über meine Absicht hinausging. Ich selber war zum Tode erschrocken; Pauline rief: „Nun mag ich Sie nicht mehr! O Gott, hätte ich das gedacht!“ und brach in ungeheures Schluchzen und Weinen aus. Ich suchte, nachdem ich mich selbst von meinem Schrecken ein wenig erholt, durch die ernstesten und liebreichsten Versicherungen meiner Unschuld sie zu begütigen, aber je rührender ich ihr zusprach, desto heftiger schluchzte sie, reden konnte sie nicht. „Nun denn,“ sagte ich endlich, „wenn Sie nicht vergeben können, dann leben Sie wohl!“ und erhob

mich, um fortzugehen. Ich nahm meinen Hut, trat noch einmal zu ihr und wiederholte mein Abschiedswort. Da ergriff sie meine Hand und hielt mich zurück, blickte aber nicht auf, sondern weinte fort und bedeckte ihr Gesicht. Ich sprach ihr wieder mit sanften Worten zu; sie merkte, daß mich ihr unaufhörliches Weinen kränke, und da sie davon nun einmal nicht ablassen konnte, so legte sie in der Besorgnis, ich könnte sonst auf und davon gehen, ihre Hand an meine Wange und drückte meinen Kopf an sich. „Glauben Sie denn wirklich,“ sagte ich, „daß ich es absichtlich getan?“ „Nein, o nein!“ versetzte sie endlich, „wie könnte ich das glauben? Ich müßte Sie ja verachten!“ Nun suchte ich sie zu überreden, daß die Sache am Ende doch nicht gar so bedeutend sei, als sie sich einbilde. „Ach Gott,“ rief sie naiv, noch immer Tränen vergießend, „ach Gott! wenn so etwas nichts machte und erlaubt wäre, was würde da nicht alles geschehen in der Welt!“ — „Sie lieben mich also von jetzt an nicht mehr?“ fragte ich. „Doch was frage ich?“ fuhr ich fort; „Sie haben es mir ja vor wenigen Augenblicken rund herausgesagt, daß Sie mich nicht mehr lieben.“ „Können Sie es glauben?“ erwiderte sie. So erfolgte denn noch eine leidliche Beschwichtigung auf diesen stürmischen und verhängnisvollen Auftritt.

15. September.

Abends wieder bei Paulinen. Sie fürchtet, ich denke schlecht von ihr, weil sie mir des gestrigen Unglücks halber nicht länger zürne. „Wenn Sie das nicht meiner Liebe zuschreiben, sondern glauben, ich hätte mich aus Leichtsinn so bald beruhigen lassen, so will ich gar nichts mehr von Ihnen wissen.“ — Als ich kam, war sie eben beschäftigt, eine Flechte ihres wunderschönen, außerordentlich feinen Haares in der Form eines Vergißmeinnichts auf einem seidenen Stoffe für mich zu befestigen; da aber das Haar den Stoff befleckte, so stand sie von der Sache ab und versprach mir einen Büschel ihrer Haare einfach geflochten zu geben. Lotte war da, sie hatte einen Blumenstrauß gebracht, den mir Pauline sogleich schenkte. Es kam auch noch eine alte Jungfer, so daß wir nicht viel mitsammen plaudern konnten. Pauline flüsterte mir aber doch einmal ins Ohr: „Liebst du mich?“

— Zuletzt kam aber noch der Herr von Marx aus Arnfels, der Verwandte, bei welchem Pauline kürzlich mit ihrem Vater einige Tage zugebracht hatte. Er hatte einen Neffen bei sich, einen hübschen Kerl, sehr elegant gekleidet, Handelsbeflissener aus Wien. Der beguckte die Pauline, als ob er sie mit den Augen verschlingen wollte, redete aber nichts. Pauline sah ihn aus Rücksicht auf mich fast gar nicht an, doch fand ich ihre Wangen etwas röter und das Licht ihrer Äuglein etwas wärmer, als gerade nötig war. — Als die Leute sich entfernt hatten, las ich Paulinen meine zweite Epistel an sie vor. Sie hatte großes Wohlgefallen daran und lief sehr erfreut, wie immer in solchen Fällen, zu ihrem Kasten, um das Blatt zu den übrigen zu legen.

17. September.

Pauline erzählte mir, daß sie mit Herrn von Marx, seinem Neffen, noch einem Verwandten von ihm, der Sophie und der Lotte in Eggenberg gewesen sei. Ich konnte nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, daß es nach diesem Ausfluge nicht zu verwundern sein möchte, wenn ich auf den Marxschen Neffen eifersüchtig wäre. Sie meinte, sie habe die Einladung nicht ausschlagen können, auch habe sie nicht gedacht, daß der Marxsche Neffe meine Eifersucht erregen würde. Derselbe habe übrigens auf dem ganzen Wege und in Eggenberg selbst so wenig ein Wort gesprochen wie vorgestern abends, es sei also gar keine Gefahr gewesen. Sie erzählte mir ferner, es sei zwischen ihr und Marx mehrmals die Rede von mir gewesen. Schon in Arnfels habe sie mit seiner Frau oft stundenlang von mir gesprochen; sie habe auch dem Marx gesagt, daß sie von Heinrich sich um meinetwillen losgesagt und daß sie mich wahrhaft liebe; er habe auf dem Rückwege von Eggenberg wieder von mir gesprochen und sie habe auch da ihre Liebe zu mir nicht verleugnet. Er habe ihr nämlich Glück gewünscht zu einer baldigen Verbindung mit mir; sie habe gesagt, es könne vielleicht durch meine Entfernung von Graz noch etwas dazwischen kommen: es solle ihr dies aber sehr leid tun, und sie für ihre Person wolle gewiß nichts dazu beitragen. (Diese Ausdrücke sind verhältnismäßig ein wenig m a t t ausgefallen.) Marx habe übrigens geäußert, daß ich ihm

gefalle, und daß er einmal länger mit mir zu sprechen wünschte. Er hätte sie gern nach Arnfels mitgenommen, und sie hätte um so eher der Einladung Folge leisten können, da auch die Sophie mitging; sie habe aber um meinetwillen nein gesagt, und diese Verzichtleistung sei ihr keineswegs schwer gefallen.

Als ich später einen Zweifel äußerte, ob wirklich ihr Herz eine baldige Verbindung mit mir unter allen Umständen wünschenswert finden würde, da erklärte sie neuerdings entschieden, daß sie gern bereit sei, mir überallhin zu folgen, sei es auch an den entferntesten und unbedeutendsten Ort. Sie wiederholte das ein paarmal mit großer Bestimmtheit. Eine innige Verbindung mit mir, sagte sie, sei ja ihr ganzes Trachten; wie ich denn glauben könne, daß sie nicht dazu geneigt sei: sie finde ja in mir ihr ganzes Glück und verlange nichts weiter. Als ich äußerte, meine Persönlichkeit sei es vielleicht am wenigsten, wodurch ich Eindruck auf sie gemacht, entgegnete sie: „So? da fragen Sie nur ....“ Hier brach sie ab; vermutlich wollte sie sich auf Personen berufen, welchen gegenüber sie mein Äußeres in Schutz genommen hatte. — Sie erzählte mir unter anderem, daß sie jede Nacht von mir träume; von mir und von ihrer verstorbenen Mutter. Vorgestern habe sie einen entsetzlichen Traum gehabt: ich war gestorben, und sie wollte sich im höchsten Schmerz an meiner Statt in den Sarg legen; vor übergroßer Angst erwachte sie, und im Augenblick des Erwachens fühlte sie ihr Haupt auf das Polster zurücksinken: woraus sie schloß, daß sie in ihrer Aufregung während des Traumes sich mit halbem Leib emporgerichtet hatte.

19. September.

Als ich abends zu Paulinen kam, zeigte sie mir eine große Zeichnung in Goldrahmen, die sie seit langer Zeit für mich angefangen und jetzt vollendet hatte. Dieselbe stellt Klosterneuburg und die Donaugegend vor. Pauline erzählte mir, wie sie das Bild unter Kugelmeiers Aufsicht gezeichnet, und wie dabei immer von mir gesprochen worden.

Später benahmen wir uns wieder sehr kindisch, sehr mutwillig. Ich quälte sie zwei Stunden lang mit verschiedenen Neckereien, wobei wir beide sehr warm wurden.

Endlich fand sie es gar für gut, das Zimmer zu verlassen, um meinem Übermut zu entrinnen. Da sie nicht zurückkehrte, so ging ich hinaus, sie zu suchen, und zwar zuerst in der Küche. Hier war sie nicht. Ich öffnete einige andere Gemächer und fand sie zuletzt in einem derselben auf dem Sofa sitzen. Es war kein Licht in diesem Zimmer angezündet, und ich vermochte kaum ihre Gestalt im Dunkel zu unterscheiden. Darum blieb ich auch an der Schwelle stehen und wagte es nicht, einzutreten. Da ereignete sich nun etwas höchst Sonderbares. Während ich nämlich so dastand und, die Tür in der Hand, ins dunkle Zimmer hineinsah, glaubte ich aus dem Munde Paulinens die leisen Worte zu vernehmen: „Kommen Sie nicht herein?“ Der Ton dieser Frage hatte etwas so Seltsames, sie schien so unbewußt und wie im Traum oder Taumel hingehaucht, daß ich, der ich selbst ganz träumerisch und taumelig war, gar nicht wußte, höre ich recht, oder täuscht mich bloß die aufgeregte Phantasie. Mag ich nun recht gehört haben oder nicht, soviel ist gewiß, daß ich jetzt noch weit weniger mich getraute, das Zimmer zu betreten. Pauline stand auf und folgte mir ins erleuchtete Wohnzimmer zurück. — Der Papa kam nach Hause und machte dadurch unseren Neckereien ein Ende.

20. September.

Heute vormittag ging ich nach Eggenberg, um die Lotte zu besuchen und sie wegen der neulichen Kränkung zu versöhnen. Es war ein herrlicher Tag. Lotte sah nett aus und war sehr freundlich. Wir setzten uns im Garten unter den Nußbaum, und unter dem angenehmsten Geplauder verging die Zeit. Ich gab ihr das an sie gerichtete Sonett, woran sie große Freude hatte. Dasselbe lautet:

Gewitter stürmen, alle Pulse stocken
  Im Reich der Lieb'; es fliehn' die Amoretten
  Erschrocken hin und her, die Musen beten,
Gott Amor eilt zur Kirch' und zieht die Glocken.

Woher der Sturm? Was sind sie so erschrocken? —
  Charlotte zürnt! — Wie um der Alpenketten
  Schneehaupt die Nacht, wehn um der Unerflehten
Glanzreiche Stirn im Zorn die Rabenlocken.

Erbarmen, Holde! Hör' das Angstgewimmer
Der Armen, die du führst am Liebeskettlein:
Blick' endlich auf vom Strickstrumpf! Zürne nimmer!

Umsonst — sie zürnt. Ein letztes Stoßgebetlein
Seufzt leis' der Dichter, und bevor in Trümmer
Die Welt geht, schreibt er schnell noch ein Sonettlein.

Ich kehrte in der glücklichsten Stimmung zurück. Es war einer der rein empfundenen Momente gewesen, die das Gemüt, ohne es aufzuregen, mit seliger Heiterkeit erfüllen. So ein Stündchen, in der lieblichsten Natur, am blausten Tag, mit einem nicht geliebten, aber sympathischen, sehr verständigen Mädchen unter einem Nußbaum im Garten verplaudert, verdient denn doch wohl so gut, wie die schönen Liebesmomente mit Paulinen, in diesen Gedenkblättern festgehalten zu werden. Wäre nur auch Pauline selbst dabei gewesen! Aber es war vielleicht so besser; denn hätte nicht die Sehnsucht nach ihr mich am Ende doch fortgedrängt, wie wär' ich von dem ländlich-holden Ruheplätzchen ohne Schmerz wieder losgekommen?

21. September.

Einer der herrlichsten Abende meines Lebens. Pauline empfing mich sehr herzlich. Sie übergab mir einen großen Büschel ihrer feinen und glänzenden Haare, in einen Zopf geflochten und dann rund zusammengelegt, und ich mußte ihr geloben, dies Geschenk zu immerwährendem Andenken aufzubewahren. Ich pflege jetzt du zu ihr zu sagen, wenn wir allein und gut gelaunt sind, weil es ihr Freude macht. Ich verlangte nun von ihr, sie sollte mich diesen ganzen Abend auch duzen. Wenn sie aus Unachtsamkeit sich verspreche und „Sie“ sage, so solle sie verurteilt sein, mir tausend wohlgezählte Küsse in ununterbrochener Folge zu geben. Sie versprach sich bald, und war nun herzlich gern bereit, sich der festgesetzten Strafe zu unterziehen. Sie gab mir wirklich die tausend Küsse mit großer Innigkeit und Wärme. Es wurde uns sehr heiß dabei. Sie ermüdete gar nicht; mir selbst war die Sache viel beschwerlicher als ihr. Sie hielt meine Wangen dabei mit den Händen fest; schon trat mir der Schweiß auf die Stirn, aber ich durfte

nichts merken lassen, und sie wollte es nicht leiden, wenn ich ernsthaft dreinsah. Wenn ich aber lachte, so wurde sie gleichfalls böse, und meinte, ich wolle ihrer spotten. Im übrigen übereilte sie sich nicht und zählte mir ein Hundert um das andere bedächtig auf. Es waren die süßesten Küsse, die sie mir bisher gegeben, und sie waren von sonstigen Beweisen der Zärtlichkeit und Innigkeit begleitet. Merkwürdig war der letzte dieser tausend Küsse; er währte fast ein paar Minuten.

Ich habe Pauline nie so warm, so innig gesehen. Auf die tausend Küsse folgten andere. Sie küßte mir Augen, Stirne, Wangen, auch das Ohr, bis die Ankunft des Papas dem herzlichen Verkehr ein Ende machte. Wir überließen uns nun dem Gespräch. Pauline sprach davon, wie gut mir mein grauer, rotgefütterter Schlafrock stehe, und da ich ihren sehr kräftigen Beteuerungen nicht Glauben schenken wollte, so versicherte sie mir's „bei ihrer Ehre" und gab mir die Hand darauf. Überdies berief sie sich auf das Zeugnis der Frau von Sölder und ihrer Tochter Nelly, die auch so geurteilt hätten. Als ich ihr erzählte, wie gut ich mir's gestern in Eggenberg habe sein lassen, und daß ich der Lotte ein Sonett gebracht, so machte es auf sie nicht den besten Eindruck. „Schon wieder ein Sonett!" rief sie und fing an, das andere Sonett zu rezitieren, mit welchem ich schon früher die Lotte scherzhaft angesungen.

Anfangs Oktober (Donnerstag).

Wieder viel gekost. Als ich fortgehen wollte, zog mir Pauline den Überrock herab.

(Freitag.)

Als ich heut Paulinen besuchte, hatte sie eben Zeichenstunde. Auch Nelly war da, im Gesicht immer hochrot und darum wiederholt aufgezogen von Kugelmeier. Pauline sagte zu letzterem: „Aber Sie sind unbarmherzig, Herr von Kugelmeier." Ich lobte Nellys glänzend braunes Haar, worauf sie Pauline sehr mißgünstig ansah, und als wir allein waren, fragte sie: „Sind die Haare der Nelly so wie die der Hermine?" Ich habe nämlich die Haare der Hermine ihr manchmal gepriesen.

Dann allerlei nichtssagendes, zum Teil albernes Geplauder, was sicher ein Symptom von Liebe ist. Ich sagte z. B. „Wenn du mich nicht lieb hast, sollst du mich auch nicht haben.“ — „Wenn ich dich aber lieb habe,“ entgegnete sie, „werde ich dich ganz gewiß haben?“

16. Oktober.

Heute habe ich wieder gelegentlich den Versuch gemacht, Paulinchen aufzuheben und fortzutragen; doch war ich dabei vorsichtiger, als am 14. September. Ich erwähne die Sache nur, weil Pauline eben im Augenblick, als ich sie durch mein Anfassen in Schreck versetzte, den Ruf der Angst mit der Äußerung ihrer Zärtlichkeit in lieblicher Weise vereinigte und ausrief: „Ich bitte dich, Robert,“ — während sie mich doch vorher keineswegs geduzt hatte.

17. Oktober.

Ich verlangte, Pauline solle sich mir aufs Knie setzen. Da sie nicht wollte, so stand ich von meiner Forderung ab. Zum Lohne für meine Nachgiebigkeit — setzte sie sich mir aufs Knie.

19. Oktober.

Pauline hat geträumt, daß wir nach Jahren wieder zusammentrafen; ich war verheiratet, sie nicht. Sie hatte sich gehärmt um meinetwillen und alle ausgeschlagen. Während der Erzählung küßte sie mich öfters. — Gekose; während ich Küsse auf ihren Hals und Nacken drücke, küßt sie mein Ohr.

Oktober.

Lotte äußerte neulich, Pauline sei gegen Heinrich viel abstoßender gewesen. — Pauline erzählte, sie habe geträumt, daß ich ihr einen Kuß gegeben, der so heftig war, daß sie davon erwachte.

Es ist eigentümlich, daß wir nun schon einige Monate in fast ungestört zärtlichem Verkehr und gutem Einvernehmen leben. Diese Monate sind eine wahre blühende Rosenzeit für unsere Liebe. Ich fühle mich nicht mehr wie früher

veranlaßt, Paulinens Liebeseifer durch Schmollen oder durch Zurückgabe ihrer Freiheit von Zeit zu Zeit frisch anzufachen.

14. November.

Mein Tagebuch ist in letzter Zeit wieder etwas ins Stocken geraten. Ich verzeichne nur ein kleines Zwiegespräch, das heute vorgefallen. Ich fragte, warum sie die Augen schließe, wenn wir uns küßten. „Sie tun es ja auch," erwiderte sie. — „Ich möchte aber wissen, warum Sie es tun?" — „Es freut mich eben." — „Haben Sie es auch bei Heinrich so gemacht?" — „Ich weiß es nicht mehr; aber bei Ihnen tat ich es anfangs, weil ich mich schämte; später tat ich es fast unwissentlich; ich weiß es selbst kaum, daß ich die Augen schließe." — „Ich für meinen Teil tue es, weil ich finde, daß die Küsse so noch süßer sind." — „Wirklich?" Diese Frage tat sie rasch und mit einem verschmitzten Lächeln, als ob sie zu verstehen geben wollte, daß sie die nämliche Wahrnehmung gemacht habe.

26. November.

Pauline war ungefähr eine Woche lang in Laibach mit ihrem Vater. Ich habe während ihrer Abwesenheit viel gelitten, denn ich entbehre sie schwer, und nicht ohne Besorgnis sehe ich ihr leichtempfängliches Herz neuen Eindrücken hingegeben. Inzwischen ist mein Anstellungsdekret (nominell für Cilli, mit einstweiliger Verwendung in Graz) eingetroffen. Heute kehrte Pauline zurück und empfing die Nachricht von meiner definitiven Anstellung mit ungeheuchelter Freude. Sie lief zugleich zur Ludmilla und zu anderen, um ihnen die Glücksbotschaft mitzuteilen. Sie war fast närrisch vor Freude, sprang und lachte in einem fort, und wenn ich nur einen Augenblick mit dem Papa sprach, so rief sie mich gleich wieder zu sich; sie wollte immer mit mir plaudern. Sie hatte mein Porträt mit sich nach Laibach genommen und zeigte es mir, fröhlich lachend, mit der Frage: „Haben Sie keine Küsse gespürt? Der Vater hat oft nicht gewußt," fuhr sie fort, „was ich Heimliches vorhabe. Auch die Küsse habe ich probiert, die so zerschmelzen, wie Sie sagen." Das schönste aber, was sie mir

bescherte, waren wieder ein paar Verslein, die sie auf der Reise gemacht. Die eine Vierzeile ist vom 23. und lautet:

Ich fühle nur Schmerz, nicht Freude hier,
Weil ich von dir so ferne,
Weil ich getrennt bin von dir,
Dem ich ruh' am Herzen nur allzugerne.

Das zweite Gedichtlein ist vom 25. und wurde geschrieben auf der Rückfahrt von Laibach, zwischen Stein und Steinbrück:

Wir fliegen dahin zwischen Fels und Gestein,
Und neben der schäumenden Flut;
Da denk' ich: wie wird's wohl zu Hause sein?
Ist mir mein Robert noch gut?

Ich finde besonders diese letztere Kleinigkeit sehr nett und naiv-herzig. Pauline erzählte mir weiterhin, wie sie mit ihrer Freundin Peppi in Laibach von mir gesprochen, wie diese gefragt habe, ob ich einen Schnurrbart trage, worauf sie geantwortet: „Nein, einen Backenbart", u. dgl. Der Vater, sagte sie, habe bei Tische sie immer aufgezogen, daß sie beständig wieder nach Hause trachte, auch die anderen hätten darüber gespöttelt, so daß sie über und über rot geworden.

Als später der Papa „regieren" ging — so nennen wir es nämlich, wenn der alte Herr, bestimmter Verrichtung halber, auf einige Minuten das Zimmer verläßt: Augenblicke, die wir immer so gut als möglich zu benutzen suchen — als nun, wie gesagt, der Papa „regieren" ging, trat eben die Magd herein, so daß wir wieder nicht allein gewesen wären. Pauline war darüber unwillig und sagte: „Nun muß eben die hereinkommen." — „Zum Aufdecken ist später Zeit!" rief sie der Magd zu und veranlaßte sie damit zum Rückzug. Wir hatten einander ja noch keinen Kuß zum Willkommen geben können; dazu mußte nun der kurze günstige Moment benutzt werden. Als ich Paulinen erzählte, wie schwer mir die Trennung von ihr diese acht Tage lang gefallen sei, und ihr gewissermaßen einen Vorwurf daraus machte, daß sie mich verlassen, da glaubte ich aus ihren Erwiderungen entnehmen zu können, daß ihr Vater Bedenken getragen habe, sie sozusagen in meiner Gewalt

zurückzulassen. Sie selbst auch scheint die Schwierigkeit ihrer Lage, wenn sie allein zurückbliebe, erwogen zu haben. Meine Besuche sich während der Abwesenheit ihres Vaters zu verbitten, das wäre ihr selbst schwer gefallen; sie anzunehmen, mußte ihr bedenklich scheinen. Sie scheint überhaupt sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, meine Liebe zu ihr könne gelegentlich einmal über die bisherigen Grenzen unseres Verkehrs hinausgehen. Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, daß sie mir erzählt hat, sie habe kürzlich in der Kirche gebetet, daß wir „brav" seien. Ich wußte damals nicht gleich, wie sie es meinte.

Das Tagebuchblatt vom 26. November 1854 ist das letzte, auf Paulinen bezügliche, das ich unter meinen Papieren vorfinde. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich vom 26. November bis zum 11. Dezember, an welchem die Katastrophe dieser Herzensgeschichte eintrat, nicht mehr Sammlung genug fand, um etwas aufzuschreiben, oder ob die betreffenden Blätter verloren gegangen *).

Der 11. Dezember 1854 war der Tag, an welchem ich zum letzten Male mit Paulinen persönlich zusammen war. An diesem Tage riß ich mich los von einem Herzen, an welchem, wenn es auch den frühesten, jugendlichsten Idealen meiner Poetenseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten und vielleicht auch zum letzten Male recht tiefsinnig wohl geworden ist, was ich freilich eigentlich erst jetzt empfinde und zu würdigen imstande bin.

Ich will die Veranlassungen der neuen Wendung mit einigen Worten andeuten.

Eine eigentümliche Rolle hatte, wie ich schon gelegentlich erwähnt, in dem ganzen Roman meine Mutter gespielt. Die herzliche Zuneigung erwidernd, mit welcher Pauline ihr entgegenkam, betrachtete sie anfangs das verdeckte und schüchterne Spiel der Neigung zwischen mir und Paulinen nicht mit ungünstigen Augen. Es schien ihrer mütterlichen Eitelkeit zu schmeicheln, daß ein hübsches Mädchen in heimlichem

---

*) Das Folgende ist zwar größtenteils, aber nicht ganz gleichlautend mit der Darstellung in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" und enthält einiges, was in dieser fehlt.

Liebesleid für ihren Sohn schmachte, und bereitwillig machte sie sich zur Zwischenträgerin der Geständnisse, mit welchen Pauline mir selbst gegenüber sich nicht hervorwagte. Als aber der Bruch mit Heinrich in aller Form vor sich gegangen war, das Verhältnis zwischen mir und Pauline einen ernsteren Charakter anzunehmen drohte, und letztere sich fast schon als Verlobte zu betrachten schien, da erwachte allmählich jene mütterliche Eifersucht, die man so häufig, insbesondere bei Frauen trifft, die das Hauswesen ihrer Söhne regieren. Zur größten Bestürzung Paulinens schlug die Freundschaft meiner Mutter für sie zuletzt in offene Feindschaft um. Die Mutter setzte keinen Fuß mehr über Paulinens Schwelle, und ich war genötigt, meine Besuche dort immer allein zu machen. Das war Paulinen doppelt peinlich, weil sie meine Mutter herzlich liebte, und weil sie das Gerede der Leute fürchtete.

Da ich der Mutter gegenüber mich nur zu dem Zugeständnisse herbeilassen wollte, Paulinen seltener zu besuchen, so kam es zu häuslichen Szenen, und die mütterliche Erbitterung nahm in solchen Fällen leidenschaftliche Formen an. Zu Anfang Dezember war diese leidenschaftliche Erregtheit schon auf einen so bedenklichen Grad gestiegen, daß ich begriff, ich hätte fortan nur die Wahl, entweder Paulinen aufzugeben, oder ein häusliches Unheil heraufzubeschwören, für welches eine Abhilfe in meinen Verhältnissen unmöglich war.

Eine endgültige Entscheidung wurde unerwartet durch Vorkommnisse von ganz anderer Art herbeigeführt.

Die Paulinen sehr befreundete, im selben Hause mit ihr wohnende Familie R. vermietete ein Monatzimmer in der Regel an Studenten, da die Universität ganz in der Nähe des Hauses liegt. Das Zimmer stand nun eben leer. Da hatte man sich nun an Pauline mit der Bitte gewendet, sie möge in Abwesenheit der Familie den Schlüssel der Wohnung übernehmen und das Monatzimmer den jungen Herren zeigen, welche dasselbe besichtigen wollten. Pauline fand sich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerksam gemacht durch die Köchin, welche vom Küchenfenster aus den Eingang der Nachbarwohnung übersah, die sich einstellenden jungen Leute in die besagte Nachbarwohnung zu

führen, ihnen das zu vermietende Zimmer zu zeigen, über die Mietsbedingungen Auskunft zu geben usw.

Als ich eines Nachmittags zu Paulinen kam — es war eben Sonntag und auch ihr Vater zu Hause — war eben die Rede davon, daß Pauline vormittags wieder einen Studenten, und zwar einen „hübschen Italiener", in die Nachbarwohnung geführt und dort längere oder kürzere Zeit allein mit ihm verweilt hatte. Daß mir die Sache nicht sonderlich angenehm sein konnte, brauche ich kaum zu sagen. Aber diesmal geriet auch Papa Quadri, der sonst nicht den leisesten Zweifel an der felsenfesten Tugend seiner Tochter aufkommen ließ, in einigen Aufruhr und verbot Paulinen entschieden, sich noch länger zu diesem nachbarlichen Gefälligkeitsdienste herzugeben. Was mich betrifft, so hätte ich wohl bald der Sache nicht weiter gedacht. Aber Paulinens Aussehen und ganzes Wesen an jenem Tage war es, was mir auffiel und was mich lebhafter beunruhigte. Sie kam mir ganz verändert vor; ihre Gesichtszüge hatten einen Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen und in welchem sich bestimmte Erlebnisse zu spiegeln schienen; sie sah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch das Monatzimmer leer, welches Paulinens Vater selbst zu vermieten pflegte. Da fand sich ein bildhübscher italienischer Studiosus ein und mietete dasselbe. Ich kann nicht bestimmt sagen, daß es derselbe war, dessen Bekanntschaft Pauline in der Nachbarwohnung gemacht, aber wahrscheinlich ist es, nach dem, was späterhin erfolgt ist.

Wenn ich mir selbst das Zeugnis geben konnte, daß ich bisher zu ideal gestimmt oder zu jugendlich schüchtern gewesen war, um eine mir gegönnte Freiheit zu mißbrauchen, so kannte ich die Welt doch so weit, um zu wissen, daß Idealität und jugendliche Schüchternheit nicht gerade eine allgemeinsame Eigenschaft aller jungen Leute meines damaligen Alters seien.

Ich war also besorgt; und diese Besorgnis spannte mich auf eine Folter, deren Qualen ich mich, durch den häuslichen Kampf erschöpft, nicht gewachsen fühlte. Von allen Seiten bedrängt, wurde ich das Opfer einer Verwirrung, einer Aufregung, die nicht länger zu ertragen war. Unter

diesen Umständen warf ich mit ernster Überlegung mir noch einmal die Frage auf: „Ist Pauline das Mädchen, um welches du ringen kannst und sollst auf Tod und Leben? Bist du ihrer so sicher, um vollen Ersatz von ihr zu erwarten für alles, was du um ihretwillen dulden, für alles, was du ihr opfern mußt? — Ich konnte mir diese Frage nicht mit einem zuversichtlichen Ja beantworten. Und war ich meinerseits unter den oben angedeuteten häuslichen Umständen in der Lage, Paulinen das zu bieten, was sie und ihr Vater von mir erwarteten: eine baldige Schließung des Ehebundes, sobald ich eine entsprechende Anstellung gefunden haben würde? — Dies mußte ich entschieden verneinen!

Ich sagte kein Wort zu Paulinen von dem Italiener und ebensowenig von dem auf den Höhepunkt gestiegenen häuslichen Unheil. Ich ging vorläufig nach einem wehmütig-süß durchplauderten Abend von Paulinen weg, mit dem Vorsatze, nie wiederzukehren. Mit dem Vorsatze! Daß ich diesen Vorsatz ausführte und auszuführen vermochte, war, wie sich alsbald zeigen wird, nicht mein Verdienst.

Leider besitze ich kein Tagebuchblatt über diesen letzten Abend. Soviel ich mich erinnere, war Pauline sehr zärtlich, aber in ihren letzten Worten, als sie mich hinaus bis an die Gittertüre begleitete, spiegelte sich eine Ahnung dessen, was bevorstand, eine Ahnung, die sie vielleicht aus der schlechtverhehlten Erregung schöpfte, mit welcher ich von ihr Abschied nahm. Mir ist, als sähe ich sie noch heute sinnend stehen an der Gittertür, den Leuchter in der Hand, während ich mich von ihr wandte und wie vernichtet still die Treppe hinunterging auf Nimmerwiedersehen.

Ich habe nie genau erfahren, wie Pauline mein Fernbleiben aufnahm. Durch Kugelmeier vernahm ich einiges Spärliche von vergossenen Tränen. Auch wurde durch die Fama mir ein zartes Wort zugetragen, das sie bei Frau von Sölder gesprochen haben sollte: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!"

Aber das war alles. Sie erkundigte sich weder brieflich noch sonst irgendwie nach den Gründen meines Fernbleibens. Ich ging noch täglich, wie sonst, an ihrem Fenster

vorüber, zur gewohnten Stunde, wo sie sich immer gezeigt hatte: sie zeigte sich dort nie wieder. Hätte sie mir geschrieben, hätte sie nur den geringsten Versuch gemacht, sich mir zu nähern, ich wäre, fürcht' ich, zu ihr zurückgekehrt, ich hätte mich nicht von ihr losreißen können. Ich wartete sogar auf ein solches Lebenszeichen — sie gab keines. Das kränkte mich tief und jetzt half mir der Groll, daß ich standhaft blieb.

Vermutlich hat sie damals sich etwas darauf zugute getan, daß sie „zu stolz" gewesen, sich mir irgendwie zu nähern. Aber nach einem Grunde meines Benehmens hätte sie doch wohl fragen können, und wenn ich nicht zu stolz war, an ihrem Fenster vorüberzugehen, so brauchte auch sie nicht zu stolz zu sein, sich wie sonst an demselben zu zeigen. Bekanntlich entwickeln Liebende diese Art von „Stolz" in der Regel erst dann, wenn ihnen am Geliebten nicht mehr viel gelegen ist. Früher war auch Pauline niemals zu stolz gewesen, sich angelegentlich nach den Gründen zu erkundigen, wenn ich ein paar Tage ausblieb, und mich in zärtlicher Weise zu versöhnen, wenn ich grollte. Wie kam es, daß sie gerade jetzt plötzlich zu stolz dazu war und eine Versöhnung nicht bloß nicht suchte, sondern ihr geradezu auswich?

Die Aufklärung blieb nicht aus. Es verlautete bald, daß der Italiener die Trösterrolle gut gespielt. Ich litt im stillen sehr; es war der traurigste Winter meines Lebens. Als ich im April Graz zu verlassen und nach Triest abzureisen im Begriffe war, schrieb ich Paulinen ein paar Zeilen zum Abschied, in welchen ich auf jene Tröstungen anspielte. Keine Antwort — erst als ich am Tage der Abreise auf dem Wege zum Bahnhof war, wurde mir ein Brief Paulinens übergeben, in welchem sie sagte, es sei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab sie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menschen Gehör schenkte, „deren Zweck es ja nur war, uns zu trennen, und welche jetzt jubeln, sich nicht umsonst bemüht zu haben". Sie gab mir die Versicherung, daß sie alle jene Schwüre, die sie mir getan, „bis zum gegenwärtigen Augenblicke nicht im mindesten verletzt", daß „ihr Bewußtsein sie in Beziehung auf mich nur hochstellen, niemals erniedrigen könne", und daß sie glaube, ich stehe nicht im Rechte, ihr meine Achtung zu versagen.

Schließlich wünschte sie, daß mir im Süden das Glück zuteil werden möge, das ich hier nicht finden zu können glaubte.

Daß Pauline zu dieser Antwort sich etwa acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit nahm und sie mir erst im allerletzten Moment zustellen ließ, als keine persönliche Rückkehr zu ihr, keine Verständigung und Versöhnung mehr möglich war, beweist, daß ihr jede Absicht fern lag — mich in meinen Entschlüssen wankend zu machen.

Einige Jahre später bestätigte mir Kugelmeier — ein zuverlässiger Zeuge, da er Paulinen immer sehr freundlich gesinnt war —, daß zwischen ihr und dem Schwarzkopf sich ein Liebesverhältnis entsponnen, und daß derselbe, als Pauline aus Gesundheitsrücksichten späterhin eine Sommerwohnung bezog, sie dort besuchte. Mit der Rückkehr des jungen Mannes in seine Heimat hatte freilich dieser Roman ein Ende.

Später trat Pauline in ein Verhältnis zu einem ältlichen in Graz stabilen Offizier oder Militärbeamten, wobei es auf eine Heirat abgesehen war*). Sie scheint sich aber in diesem Verhältnis nicht glücklich gefühlt zu haben, denn sie faßte, wie man erzählt, plötzlich den Entschluß zu sterben, trank zu diesem Behufe, wie man erzählt, ein Glas kaltes Wasser, während sie sehr erhitzt war, und starb nach ziemlich kurzem Krankenlager an einer Affektion der Lunge im Jahre 1860, nachdem sie von ihrem Geliebten sich hatte versprechen lassen, daß er ihre Ruhestätte durch einen Denkstein kenntlich machen werde. Dies geschah in der Tat, und der ihr von ihrem Freunde gewidmete Denkstein bezeichnet sie als eine „Perle ihres Geschlechts".

Nun ruht sie aus von aller Qual und aller Wonne, von Küssen und Tränen, tief unter der kalten Scholle. Zerfallen ist der zarte, schmiegsame Leib zu Staub. Aber etwas ist doch noch wohlerhalten übrig von ihrem leiblichen Dasein: eine Haarflechte, welche sie mir am 21. September 1854, in ein Kränzchen geflochten, zum Geschenk machte. Als ob sie erst heute von ihrem Haupte gelöst worden wären, glänzen noch

*) Er war ein Freund ihres Bruders und durch diesen in das Haus eingeführt worden.

immer diese feinen braunen Haare. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während sie selber längst vermodert ist, das, was sie als ein Liebeszeichen von sich losgetrennt und hingegeben, durch die Liebe gleichsam über Grab und Verwesung herübergerettet, so frisch und unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigentümlichen Empfindungen sah ich später immer, wenn ich in den Ferien Graz besuchte, durch das Burgtor schreitend von fern das wohlbekannte Eckfensterchen im 3. Stock des Hauses 59 der Hofgasse mir entgegenleuchten! Noch immer standen Blumentöpfe an diesem Fenster und ein Kanarienvogelbauer, und ich meinte, das liebe Köpfchen müsse wie einst darüber erscheinen. Am tiefsten aber fühlte ich mich bewegt, wenn ich des Abends dort vorüberging und das Licht einer Lampe durch jenes Fenster schimmerte. Da meinte ich, es müsse noch immer die alte trauliche Lampe sein, bei deren mildem Schein wir so unzählige Male auf dem Sofa vor dem Tische saßen, selig wie Kinder, plaudernd, lesend, kosend und tausend Küsse wechselnd.

Ganz wider alles Verhoffen erhielt meine Kunde von Paulinens letzter Lebenszeit im Jahre 1863 noch eine kleine Bereicherung. Einer meiner Bekannten überraschte mich mit der Nachricht, es lebe in Triest eine Frau, die, als sie im Jahre 1859 von Graz nach Triest übersiedelte, mir einen Brief „von einer gewissen Pauline" hätte überbringen sollen. Dieser Brief aber sei ihr unglücklicherweise unterwegs abhanden gekommen und sie habe es dann nicht mehr gewagt, mich aufzusuchen und den Verlust einzugestehen, bis sie zufällig die Bekanntschaft meines Freundes machte, der sich erbot, mich von der Sache zu verständigen.

Daraufhin stattete ich der Frau einen Besuch ab und fand in ihr ein bescheidenes, gemütliches junges Frauenzimmer, das sich mir zu meiner nicht geringen Überraschung als — Heinrichs Schwester zu erkennen gab. Seit früher Jugend mit Paulinen befreundet, und nur während meines Aufenthaltes in Graz dort nicht anwesend, weshalb sie mir persönlich unbekannt geblieben, war sie auch in den letzten Lebensjahren Paulinens öfter mit ihr in Berührung gekommen. Als sie nun im Jahre 1859 nach Triest abreiste, hatte Pauline sie gebeten, einen Brief an mich mit

sich zu nehmen, und dieser Brief war leider verloren gegangen.

Die junge Frau versicherte mich, daß Pauline oft mit ihr von mir gesprochen, daß sie mir immer zugetan blieb und meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedachte.

Was Paulinens Verhältnis zu dem ältlichen Offizier betrifft, so meinte die Freundin, dasselbe sei von Paulinens Seite nicht auf wirkliche Liebe gegründet gewesen. Sie habe, sagte sie, Paulinen gefragt, wie sie sich nun wieder an einen anderen anschließen könne; darauf habe diese geantwortet, sie lasse sich eigentlich seinen Umgang nur gefallen, weil er so gut und liebevoll sei, was ihr zum Troste gereiche, da sonst alle Welt ihr lieblos begegne und auch ihr Vater in letzter Zeit immer grämlicher und unfreundlicher werde.

Eine Bestätigung dafür scheint in dem Umstande zu liegen, daß sie, während dies Verhältnis bestand, den besagten Brief an mich geschrieben.

Die Frau erzählte mir ferner, daß ihr Bruder jetzt in Ungarn lebe; sie sprach davon, wie sehr er Paulinen geliebt, wieviel er gelitten, als sie ihn verstieß. Ich sagte ihr, daß ich von Paulinen eine Photographie besitze und davon kürzlich eine Kopie habe machen lassen, und ich erbot mich, ihr diese Kopie für Heinrich zu übergeben, der sie gewiß nicht verschmähen werde. Sie weigerte sich anfangs verschämt, ich bestand aber darauf, daß sie das Dargebotene annehme. Es gewährte mir ein wehmütiges Vergnügen, dem von mir immer schmerzlich Bedauerten diejenige, die ich ihm unabsichtlich geraubt, nun wenigstens im Bilde zurückzugeben.

Briefe an Marie Mösner.

Graz 1862.

I.

25. Jan. 1862.

Hochverehrte, und zwar seit gestern abend aus verschiedenen Gründen doppelt verehrte Freundin!

Ich habe gestern Sie um etwas sehr Wichtiges zu bitten in der Eile vergessen. Sagen Sie dem Dr. Pipitz nichts von dem, was Sie mir mitgeteilt haben. Bringen Sie überhaupt diesen Gegenstand nirgends weiter zur Sprache: kommt aber irgendwo die Rede darauf, so sprechen Sie für Ihre Person Ihre Mißbilligung und Ihr Bedauern unverhohlen aus, und zwar in den stärksten Ausdrücken. Gestern ist leider ein ziemlich schlechtes Sonett von mir in Ihren Händen geblieben, und da ich nicht wollte, daß Sie von meiner jüngsten Poesie gar zu übel dächten, so erlaube ich mir, Ihnen hier ein anderes zu schicken, das vielleicht etwas besser ist, und das ich vor einiger Zeit gemacht habe — ich weiß nicht mehr an wen und aus welcher Veranlassung.

Hochachtungsvoll ergebenst Ihr

R. H.

II.

Hochverehrtes, und zwar seit gestern dreifach hochverehrtes Fräulein!

Da ich Sie heute nicht besuchen darf, so sende ich Ihnen, um mich wenigstens geistig anzunähern, das versprochene Sonett, in welchem zu lesen steht, wie Herr G. klagen würde, wenn er in Triest wäre, Sie öfter besuchte und — Verse machte. Wissen Sie, daß Sie gestern grenzenlos liebenswürdig waren? Sie waren so reizend, wie ich es früher nie bemerkt, und trotz der Zahnschmerzen voll schöner Herzenswärme. Sie waren so mild, sagten so wunderbare Dinge, und bewegten sich samt Ihrer Freundin in einer gehobenen, mir unbegreiflichen Stimmung. Ich war in einem Taumel, wußte nicht, was das alles bedeuten solle, bis endlich der Hofrat kam — sehr zu meinem Glück, denn was für die nächste Nacht aus meinem Schlafe geworden wäre, wenn ich das Glutandenken der mit Ihnen verlebten Viertelstunde — oder war es mehr? — unabgekühlt mit fortgenommen hätte, wer kann darüber im Zweifel sein? Die Ankunft des Hofrats, sein Gesang, den sie mit siegreicher Überwindung der Zahnschmerzen auf der Harfe begleiteten, führte mich wieder auf die Heerstraße des allgemeinen menschlichen Empfindens zurück, und ich konnte sofort in ziemlich ausgeglichener Stimmung meiner Wege gehen. Aber um des

Himmels willen! Seien Sie nie wieder so liebenswürdig! Es war grausam. Freilich — warum muß ich Ihnen eben in den Weg laufen, während Sie einen Hofrat mit hübschem Äußern und angenehmen Stimmitteln erwarten?

Hochachtungsvoll
Ihr unberufener Briefschreiber und Sonettendichter
R. H.

III.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Sie werden darüber gelacht haben, daß ich gestern noch spät abends eine im telegraphischen Depeschenstil gefaßte Nachricht über mein verschlimmertes Befinden Ihnen zusenden zu müssen glaubte. Es geschah wahrlich nicht in der Voraussetzung, daß die erwähnte Tatsache an sich für Sie ein Interesse haben könne, sondern nur, um mein Versäumen Ihres Konzerts und dessen, was Sie mit liebenswürdigem Scherz ein Rendezvous nennen, zu rechtfertigen. Ich habe in der Tat gestern unendlich gelitten, namentlich an rasendem Kopfschmerz; dazu war meine Phantasie, bei klarstem Bewußtsein, von wunderlichen Gestalten bestürmt; gewisse Vorstellungen, Bilder, Gedanken, die mich jetzt viel beschäftigen, drängten sich mit doppelter Lebhaftigkeit an mich heran, und wiewohl sonst nicht eben unerfreulich, zum Teil sogar hold und lieb, machten sie mir jetzt doch gar zuviel zu schaffen. Vergebens drückte ich, um ihnen zu entgehn, mein müdes Haupt mit geschlossenen Augen tiefer in die Kissen. Heute befinde ich mich bedeutend besser: vom frühen Morgen an ist zufällig so viel Tröstliches wie vom Himmel auf mich herabgetaut: eine sehr günstige Rezension Gutzkows über meine jüngste Dichtung, ferner ein grenzenlos liebenswürdiger, von Huld und Seelenfreundschaft überströmender Brief aus Graz von edler Frauenhand, endlich aus dem Hotel de la Ville eine moschusduftige Anfrage — mußte ich nach all dem nicht gleich wieder gesund werden?

Tausend Dank, Freundin! für die moschusduftige Anfrage — aber um auf etwas anderes zu kommen, sagen Sie mir doch, liebenswürdigste aller Harfenvirtuosinnen, was verstehen Sie wohl so eigentlich unter einem Rendezvous?

Sie wollen sich, schreiben Sie, einmal mit mir ausplaudern, und bestellen mich „zu einem Rendezvous“ auf Stunden, in welchem Ihr „Salon“ notorisch der Tummelplatz des Ausbundes hiesiger Notabilitäten zu sein pflegt! Sie sind schlau, schöne Harfnerin! Ich habe, wenn ich nicht irre, in einem Buche gelesen, daß es kein schöneres Mittel gibt, um sich irgendeinen für bestimmte Stunden oder Tage fernzuhalten, als daß man ihn freundlich und dringend auf andere Stunden oder Tage einladet. Dies Manöver beschränkt die sonst unbegrenzte Besuchsfreiheit sehr fein und unverfänglich. Aber — fi donc! Wie konnte ich nur so eitel sein, zu glauben, daß Sie so verblümte, so fein umschreibende, so raffinierte Formen Ihrer geneigten Willensmeinung mir gegenüber für nötig hielten? — Freilich aber hat nun die ganze Sache noch eine andere bedenkliche Seite. Ist es ratsam, für freundliche Mitteilung, vertrauliches Geplauder und dergl. Stunden anzuberaumen? Sich ausplaudern, sich mitteilen muß man, wenn es der Genius gebietet, wenn der Moment der Eingebung gekommen, wenn das Wort reif ist und von selbst geflügelt über die Lippe springt; wie mag man aber wissen, ob man in einer tagelang vorher angesetzten Stunde zur Mitteilung gerade Beruf, Drang und Stimmung haben wird? Wenn zwei sich verstehen, warm werden, sich mitteilen, so geschieht es, weil ein Dritter, der Genius, zwischen sie tritt, der das vermittelt; Genien aber hören nicht auf Termine noch auf irdischen Stundenschlag. Besser sind daher Briefe zur Mitteilung, weil man für diese die Stunde der Inspiration leichter benützen kann.

Soviel bleibt indessen gewiß, daß ich mich morgen zur festgesetzten Stunde (fünf Uhr) bei Ihnen einfinden werde, falls Sie mir nicht eine Gegenorder, oder sonst genauere Weisungen schicken. Ich sagte das Obige nur, um Sie darauf vorzubereiten, daß ich in der Vertrautenrolle, die Sie mir in einem Augenblicke schöner Erwarmung zuteilten, seither aber fast wieder entzogen zu haben scheinen, schließlich Fiasko mache.

Indem ich diesen Brief, bevor ich ihn einsiegle, noch einmal überlese, mißfällt er mir im höchsten Grade. Ich mag es aber doch nicht machen wie gestern, wo ich fünf

Blätter zu beschreiben anfing und wieder zerriß, nur um Ihnen zu melden, daß ich krank sei!

Vielleicht erzähle ich Ihnen nächstens etwas von meinen gestrigen Fieberphantasien. Manches war interessant. Unter anderem sah ich mich im Geiste auch zu Ihnen versetzt; es saßen aber dort schon „die Schmeichler in ganzen Chören“, ich ging daher ins einsame Nebenzimmer, wo Ihre Goldharfe still im Abenddämmer stand. Ich setzte mich aufs Sofa und freute mich des Alleinseins. Da war es, als ob von der golden flimmernden Harfe plötzlich ein leises Klingen ausginge, und wie das einfallende Mondlicht durch die Saiten schien, da war es gar, als ob aus den glitzernden Strängen die Tongeisterchen allgemach sich loslösten und in Schwärmen aufflatterten, kleine, geflügelte Bübchen; ein liebliches Schwirren und Summen war es, bald elfenhaft-gaukelnd, bald tiefsinnig, dann wieder herzinnig. Die Bübchen setzten sich wie Falter auf große schöne Blumen, denn ringsum erblüht war eine wunderbare Tropenlandschaft, mit ziehenden blauen Strömen, farbigen Au'n und goldenen Bergspitzen, beleuchtet vom Zauberschein der Romantik. Die großen schönen Blumenhäupter aber lächelten und hatten alle ein und dasselbe liebe holde Blumenantlitz, das glich — ich weiß nicht wem. Schließlich bildeten die schwirrenden Tongeisterchen und Elfchen eine Pyramide. Auf der Spitze dieser Pyramide aber saß ein kleiner Liebesgott. Der lächelte boshaft, als ich ihn ansah, und vereinigte die Spitze seines Daumens, seiner Nase und seines kleinen Fingers zu einer langen Achse, deren trivial-spottenden Übermut ich aber mit einem so vernichtenden Lächeln souveräner Ironie und resignierter Gleichgültigkeit erwiderte, daß der Kleine ganz verblüfft wurde, das Gleichgewicht verlor und stürzte, worauf die ganze Pyramide schmählich durcheinander purzelte.

Genehmigen Sie, hochverehrtes Fräulein, den Ausdruck der ausgezeichneten Verehrung, mit welchem ich verharre

Ihr ergebenster

R. H.

IV.

3. Februar 1862.

Hochverehrtes Fräulein!

Mein Naturell verschmelzt in eigentümlicher Weise Glut, Innigkeit der Empfindung, aufopferungsfähige Hingebung mit großer Selbständigkeit des Charakters und des Urteils. Ich bin imstande, mich schrankenlos hinzugeben, aber ich besitze auch, wie sehr ich bescheiden scheine, Selbstgefühl. Und eben dieses Selbstgefühl hat einen Freimut des Ausdrucks in mir ausgebildet, der sich dort am wenigsten verleugnet, wo ich hochachte, verehre, mich hingebe. Darf ich auch Ihnen gegenüber freimütig sein, verehrtes Fräulein? Wenn ja, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich Sie seit einigen Tagen nicht ganz verstehe. Ich will darauf kein Gewicht legen, daß Sie zu den Stunden, auf welche Sie mich zu einer Zusammenkunft freundlich, ja dringend einladen, nie zu Hause sind: Zufälligkeiten können das motivieren. Aber wie soll ich es deuten, daß Sie mir wiederholt schreiben, Sie wollten mich, da Sie immer von Leuten umschwärmt sind, auf bestimmte Stunden einladen, um mit mir allein sprechen zu können, dann aber doch gerade solche Stunden bestimmen, in welchen Sie viele Besuche zu haben pflegen, die Sie doch mir zuliebe nicht werden fortweisen wollen?

Ich würde glauben, daß dies eine kleine, vielleicht gut gemeinte Mystifikation sei, wenn ich nicht soviel auf Ihren Herzensadel hielte.

Endlich bedienen Sie sich bei solchen Bestellungen hartnäckig immer des Ausdrucks Rendezvous. Die Sprache versteht unter Rendezvous meines Wissens eine Unterredung unter vier Augen und an drittem Orte: in welchem Sinne das Rendezvous in der Tat auch der einzige Weg vertraulicher Mitteilung ist. Es wäre nun lächerlich, zu glauben, daß Sie mir ein Rendezvous dieser Art gestatten wollen; nicht als ob dies Mittel, wenn Ihr freundschaftlicher Mitteilungsdrang und Ihr Vertrauen zu mir es Ihnen eingäbe, verfänglich erscheinen könnte (denn der ernste mit Herzensinteressen in keiner Weise verknüpfte Charakter des

Verhältnisses, in welchem ich zu Ihnen zu stehen die Ehre habe, würde es Ihnen gestatten, solches zu tun, ohne sich zu kompromittieren): sondern einfach darum, weil mich nichts berechtigt, vorauszusetzen, daß Sie ein Rendezvous in dem angedeuteten Sinne wünschen, oder mir gewähren würden, wenn ich es erbäte. Ferner, weil Ausdrücke, wie daß Sie mir „sehr viel zu erzählen“, „unendlich viel zu sagen“ haben, trotz der freundlichen und dringlichen Form, in welche Sie sich kleiden, ohne Zweifel nicht allzuernst gemeint sind, denn wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, warum sind Ihre Briefe so kurz, so inhaltleer? Zweifeln Sie an meiner Diskretion? Zweifeln Sie an Himmel und Erde, nur nicht an dieser, nur nicht an meiner Ehrlichkeit, an meiner mannhaften Gesinnung!

Geben Sie mir nur einen Wink, verehrtes Fräulein, der diese Bedenken löst, oder wenigstens mir die Stunde andeutet, in welcher ich kommen darf, um Ihnen Lebewohl zu sagen.

Hochachtungsvoll ergeben der Ihrige

R. H.

V.

5. Febr. 62.

Marie! Sie sind mit und ohne Nimbus ein Engel und ewig mein süßes liebes Kind!

R. H.

VIa.

8. Febr. vormittags.

Engel! Hier Ihr Bild; das meine — verzeihen Sie, daß ich es gleich nach dem Ihrigen nenne — bringe ich abends selbst mit; ich werde nichts aus dem Herzen heraus darauf schreiben, damit es ostensibel bleibt. Die Soiree um 6 Uhr abends macht mir Bedenken; ich kann nicht glauben, daß Sie da einige Augenblicke für mich haben. Die Matinee war ohnehin so kurz, und Sie — nicht besonders; es hätte der Podestà dabei sein können. Indessen es geschehe alles wie Gott und Sie wollen.

Bruder Robert.

VIb.

8. Febr. 62, abends.

Hochverehrte Freundin!

Ich hatte um 6 Uhr die Ehre, mich bei Ihnen einzufinden, traf vor Ihrer Tür Frl. M., im Begriffe auszugehen, hörte von ihr, daß Sie nicht zu Hause seien, ging mit ihr hinab, kehrte nach einiger Zeit nochmals zurück, klopfte wiederholt an allen Türen, wartete bis nach 6½ Uhr und sah mich dann veranlaßt heimzukehren. Sollte ich Sie verletzt haben? Die Sache beunruhigt mich unendlich. Mein Porträt erhalten Sie beifolgend wieder zurück.

In treuer Ergebenheit Ihr

R. H.

VII.

9. Febr. 62.

Sind Sie böse, verehrteste Freundin? Meinen Brief von gestern abend haben Sie doch erhalten? Das beifolgende Sonett wollte ich anfangs auf die Photographie schreiben. Es wäre aber doch zu kühn gewesen.

Hochachtungsvoll der Ihrige

R. H.

P. S. Der Gedanke, Sie unwissentlich verletzt zu haben, quält mich entsetzlich. Ist es denn bei der Gesinnung, die ich für Sie hege, und die Sie kennen, möglich, daß ich Sie beleidige?

VIII.

10. Febr. 62, früh.

Liebste, beste Freundin!

Gestern schrieben Sie mir aus dem Bette, heute ich Ihnen, am frühesten Morgen. Ich muß Sie bitten, innig Verehrte, Teuerste, wenn ich Ihnen gestern abend etwas ernster und zurückhaltender erschienen bin als gewöhnlich, dies nicht zu mißdeuten. Das kleine Abenteuer, das mir nach 6 Uhr an Ihrer Tür begegnete, hat in meinen Gesinnungen gegen Sie, Engelskind, unmöglich etwas ändern können. Daß der Scherz des jungen Herrn etwas plump war,

ist nicht Ihre Schuld. Nie habe ich auf Ihre überfließende Herzensgüte gegen mich, selbst wo sie nach meinen Begriffen die Form der Zärtlichkeit annahm, Hoffnungen und Ansprüche gebaut, die mich jetzt berechtigten, neugierig, oder befremdet und überrascht zu sein. Ich müßte der lächerlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich so etwas merken ließe, aber glauben Sie mir, auch im Innersten hat der Vorfall mich gänzlich unberührt gelassen. Seit dem Abend des 6. und dem Morgenrendezvous des 7. ist in mir aller Zwiespalt, alle Unruhe, ja selbst die Möglichkeit des Zwiespalts und der Unruhe ausgetilgt. Sie hatten anfangs verwirrend auf mich gewirkt, mich in ein Meer von Ungewißheit getaucht; in diesen beiden Tagen aber kam ich für immer ins klare. In Ihr tiefstes Wesen durfte ich blicken, und der Himmel fügte es, daß die schmerzlichen Eindrücke von den tröstlichen aufgewogen wurden, daß ich ruhig werden und bleiben konnte, und daß kein bitterer Stachel in meiner Brust zurückblieb. Sie streiften den Nimbus ab, und dies hätte mich vielleicht betrübt, aber Sie zeigten mir gleichzeitig Ihr Herz, Ihr himmlisches, der edelsten Regungen fähiges Herz, und ich konnte fortfahren Sie zu verehren, zu verehren im edleren Sinn des Wortes, ruhig und wunschlos. Der Zauber jungfräulich-verschämter, edler, reiner Weiblichkeit hat nie mächtiger auf mich gewirkt als die himmlische Huld und Milde, die naive Hingebung an den Ernst, an die Poesie, an das Ideal, womit Sie in jenen Stunden mich fast zu Tränen rührten. Tun Sie, herrliche Freundin, was Sie wollen; vor Ihrem Herzen werde ich immer niedersinken und anbeten. Nichts kann mich je an Ihnen irremachen; ich habe gesehen, wie der Grund Ihres Wesens beschaffen ist und wessen Sie fähig sind.

An dieser Empfindung, an dieser Stimmung für Sie konnte der gestrige Vorfall nichts ändern. Ihr Glück kann mir immer nur Freude machen. Ich wäre untröstlich, wenn Sie mir nicht mehr mit voller Harmlosigkeit entgegentreten wollten, mir etwa gar die Möglichkeit entzögen, Ihnen Lebewohl zu sagen. Nein, gestatten Sie ein solches — wenn auch nicht unter vier Augen —

Ihrem treuesten und besten Freunde

R. H.

IX.

10. Febr., abends.

Verehrungswürdige Freundin!

Ihr Benehmen hatte heut etwas schneidend Eisiges, etwas tief Verletzendes, und wenn Sie mich fragten, wieso? so wüßt' ich nicht einmal zu antworten. Ich weiß nur, daß ich kein herzliches Wort des Abschieds über die Lippen brachte, obwohl ich merkte, daß Sie, nur um mich los zu werden, geäußert hatten, Sie würden morgen nicht reisen. Ich kehrte heim mit der peinlichsten Empfindung einer ungelösten Dissonanz. Plötzlich aber fiel ein aufklärender Lichtstrahl in meine Seele, der mir das Schönste zurückbrachte: die Wonne der Wehmut. Sie lieben, — ich weiß auch wen. — Die Dissonanz ist gelöst, denn ich begreife Sie wieder und nur das Unbegriffene macht mir Pein. Jetzt verstehe ich Ihr Benehmen. Die ganze Welt ist Ihnen nichts und Sie haben recht. Leben Sie wohl, schöne Glückliche! und denken Sie später auch wieder einmal an den Dichter

R. H.

P. S. Es ist nicht der in meinem Vormittagbriefe erwähnte Geck an der Tür, den ich meine, es ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mann, ein Mann, der Ihrer wert ist. Ich weiß es gewiß, daß Sie ihn lieben.

X.

19. Febr. 1862.

Hochverehrtes Fräulein!

Indem ich den Ursprung Ihres sehr werten, soeben in meine Hände gelangten Schreibens vom 17. d. M., in welchem Sie Ihr Erstaunen über eine gewisse „pyramidale Idee" ausdrücken, nur in der Besorgnis erblicken kann, daß ich besagte Idee aus äußeren Quellen, etwa gar aus Andeutungen der Leute geschöpft habe, ja daß vielleicht der eine oder der andere Ihrer Schritte hier in weiteren Kreisen im Sinne jener Idee hätte gedeutet werden können, beeile ich mich, während ich mich glücklich schätze, daß dieser Zwischenfall mir das Vergnügen verschafft, wieder aufs angenehmste an Sie erinnert zu werden, — in Erwiderung Ihres Geehrten Ihnen die Versicherung zu geben, daß die in Rede

stehende Idee eine ganz subjektive, nebenbei auch nur momentane war, mit welcher ich mich selbst seither gar nicht weiter beschäftigt habe, wonach Sie denn, wie ich glaube, über diesen Punkt vollkommen beruhigt sein dürften und mir nichts weiter hinzuzufügen bleibt, als zu Ihren bevorstehenden venezianischen Triumphen Ihnen im vorhinein Glück zu wünschen, die Grüße Ihrer lieben Cousine und des Herrn Heller schönstens zu erwidern und Sie zu bitten, mir die wiederholte Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu gestatten, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren, hochgeehrtes Fräulein

Ihr ergebener

R. H.

XI.

23. Febr. 62.

Hochgeehrte Freundin!

Daß Sie es bemerkt haben, daß mein letztes Schreiben zeremoniös, kühl und höflich war, hat mir große Freude gemacht. Ich wollte es eben nur versuchen, ob Ihnen eine solche diplomatische Note genügt; wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich Ihnen weiter nichts zu sagen gehabt; da es aber nicht der Fall war, so bin ich mit großer Genugtuung bereit, Ihre Anfrage vom 17. etwas offener und ausführlicher zu beantworten, frank und frei alles herauszusagen, was ich Ihnen gegenüber noch auf dem Herzen habe, und endlich auch die Reihe von Aufregungen ein für allemal zum Abschlusse zu bringen, deren Opfer ich seit dem 11. Januar d. J. gewesen bin.

Meine „pyramidale Idee", daß Sie lieben, entsprang aus nichts anderem, als aus dem Bedürfnisse meines Herzens, dasjenige, was mir an Ihnen befremdend war, auf schöne und edle Motive zurückzuführen. Sie entschuldigen wollt' ich, und mich selbst beruhigen. Die Stellung, die Sie in den letzten Tagen Ihres Hierseins zu mir einnahmen, Ihr Hinweggleiten über meine alte schöne Lieblingsidee (Les Adieux!), für deren zugesagte Ausführung der wiederholte Aufschub Ihrer Reise Ihnen hinlängliche Zeit gelassen hätte, die durchscheinende Berechnung, mit welcher Sie jedem mündlichen Lebewohl auswichen, endlich die unbe-

schreibliche Zerstreutheit, lächelnde Kühle und Entfremdung, die Sie an den letzten Abenden mir gegenüber zur Schau trugen, und von welcher ich nicht eigentlich anzugeben wüßte, worin sie bestand, die mich aber höchst eigentümlich berührte und mir die Zunge lähmte: das alles als Symptome einer allgemeinen Verstimmung zu betrachten, erlaubt mir die Erinnerung an Ihre, gerade am letzten Abend sehr brillante und rosige Laune nicht. Es blieb mir also nur die Alternative, zu glauben, daß Sie lieben, oder daß Sie launenhaft, sehr launenhaft sind. Als enthusiastischen Verehrer Ihres Herzens entschied ich mich für das erstere. Wenn Sie das aber nicht gelten lassen — was soll ich denken?

Sie werden fragen, wie ich dazu komme, Ihnen gegenüber so anspruchsvoll und empfindlich zu sein? Ich will es Ihnen sagen. Ich kann mir von den Menschen alle Roheit, alle Lieblosigkeit gefallen lassen; von denen aber, die mir einmal Liebes erwiesen, die mir auch nur einen Augenblick die Illusion eines innigeren Seelenverständnisses gemacht, von diesen ist jede geringste Kränkung mir ein Dolchstich. „Soll ich also," werden Sie sagen, „einen jeden, mit dem ich einmal eine Stunde der intimeren Annäherung, einen Augenblick schöner Erwarmung gehabt, zeitlebens zu hätscheln und auf den Händen zu tragen verpflichtet sein?" Nein! Das wäre zuviel gefordert — ist auch in den meisten Fällen nicht eben notwendig; um eines aber bitte ich Sie, was Ihnen zu gewähren nicht allzuschwer fallen kann: seien Sie zurückhaltend mit solchen intimeren Annäherungen und schönen Erwarmungen Personen gegenüber, die ein tieferes Gemüt haben und das Leben ernst nehmen.

Ich habe einige Momente mit Ihnen durchlebt, die ein Geck vergessen kann, der sich bei Ihnen amüsiert, nicht aber die eingedenke Seele des Dichters. Ich bin keiner von denen, welche man küssen darf und dann sagen: „Jetzt geh hin und vergiß mich!"

Ich verdanke der Begegnung mit Ihnen sieben Sonette nebst der Erinnerung an einige Tropfen Wonne und einen Ozean von Aufregungen und Herzensqualen. Und doch war ich nicht einmal im eigentlichen Sinn des Wortes, was man so nennen könnte, verliebt in Sie. Die Logik einiger Tatsachen und die Prosa einiger Wahrnehmungen hat mich vor

einem Extrem bewahrt, das mich ins Verderben gestürzt, vernichtet hätte. Auch bin ich nicht der Mann, der lächerlichen Hoffnungen sich hingeben könnte. Ich weiß recht gut, daß, solange die Welt steht, die Schönen sich zum Schönen neigen: zur rotwangigen, weltgewandten, geschniegelten Schönheit, während die gedankenblasse Poetenstirn einsam brütet und höchstens einmal in einer Stunde schöner Erwarmung ein flüchtiger Kuß der Weihe von holden Lippen darauf herabtaut.

Finden Sie in diesen Zeilen keinen Ausdruck des Grolles, nicht einmal der Erkaltung. Ich bewahre wie ein Heiligtum das unverkümmerte Andenken jener kurzen, einzigen Momente, wo Sie ganz Sie selbst, wo Sie ein Engel waren, kein launenhaftes Evakind. Noch nehme ich nichts zurück von all dem, was ich von Ihrem Herzen gesagt und gesungen habe. Ich weiß, daß Sie nicht immer oben schweben im goldnen reinen Morgenrot, aber es genügt mir, daß Sie geflügelt sind und fähig sich aufzuschwingen.

Was aber soll unser weiterer Verkehr? Was sollen meine Briefe Ihnen, der Schönen, Glücklichen, die von einem Honigmond der Liebe zum anderen gaukelt? Ich würde Sie bitten, sich meiner, meines Herzens, meiner Briefe, meiner Verse zu erinnern, wenn Sie einmal häßlich werden, oder alt und krank oder unglücklich: da ich aber diesen Zustand bei Ihnen mir weder denken kann noch will, so vergessen Sie mich ganz, und leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen und Nimmerwiederschreiben!

R. H.

P. S. Ich erlaube mir noch die dringende Bitte, mir den Empfang dieses Schreibens, womöglich umgehend, nur mit einem Worte anzuzeigen, oder sonst etwas zur Erwähnung desselben hinzuzufügen. Ich sehne mich nach Ruhe.

XII.

26. Febr. 62.

„Verboten" habe ich Ihnen nicht, teuerste Freundin, mir ausführlich zu schreiben, und wenn mein Brief Ihnen „wehe getan", so tun Sie mir nun wieder weh, indem Sie dies sagen, und ich erblicke einen Beweis darin, daß Sie

den Brief nicht ganz verstanden, und, wenn auch schon mehr als zehnmal, wie Sie schreiben, doch vielleicht noch nicht oft genug gelesen haben. Lesen Sie ihn aber für jetzt nicht wieder, er kann Sie in Ihrer gegenwärtigen Herzens- und Gemütsverfassung nur störend, fremdartig und unangenehm berühren. Wenn ich übrigens glaubte, meine Rechnung mit Ihnen sei abgeschlossen, so irrte ich. Vor ein paar Tagen sah ich eine Photographie (von Jagemann in Wien, wenn ich nicht irre), die Sie dem Prof. Malpaga geschenkt, und die ohne Frage das beste, das einzig wahre Bild ist, das mir von Ihnen vorgekommen. Dies Porträt ist mir zu meiner Ruhe noch unentbehrlich. Ich muß ein Bild von Ihnen haben, das Sie mir würdig vergegenwärtigt. Wollen Sie mir noch dies letzte, liebste Geschenk gewähren? Ich weiß, Sie werden es mir nicht versagen. Auch ich ließ ja mehr als ein Andenken in Ihren Händen, Andenken, die freilich jetzt unter den Triester Schatullen, Diademen und Korallenschmucksachen verschwinden, aber doch vielleicht einmal zu Worte kommen und übrigbleiben, wenn manches andere verrauscht und verflattert ist.

Nun aber leben Sie wohl und erinnern Sie sich im Lauf der Jahre wieder einmal an Ihren besten Freund — doch nein, „Freund“ ist ein so dummes, kaltes Wort, also lieber: Leb' wohl, liebe Schwester Marie, und denke später wieder einmal an

Deinen treuen Bruder

Robert.

XIII.

8. März 62.

Innigst geliebte Schwester Marie!

Tausend Dank für Dein schmerzlich ersehntes, liebes holdes Bild! Ich sage Du zu Dir, erstens, weil ich schon als Dichter das Recht habe, Kaiser, Könige und schöne Frauen zu duzen, dann weil ich Dein Bruder bin, und endlich, weil es mir nicht gegeben ist, kurze und ganz nichtssagende Briefe zu schreiben und ich, da ich von meiner brüderlichen Zärtlichkeit nicht mehr ausführlich reden und schreiben darf, wenigstens in das kurze, holde Wörtchen Du

noch einmal alles, was ich brüderlich für Dich empfinde, zusammendrängen und so bei Dir einschwärzen möchte. Und warum soll ich nicht durch einen kleinen Mutwillen mich für das Herzeleid und den Ärger schadlos halten, den es mir verursacht, so gar nichts Genaueres von Dir und Deinen neuesten Schicksalen, Plänen usw. zu wissen? Deine wehmutvolle „Ergebenheit in meinen Willen“ ist sehr schön, aber Du treibst sie bis zur Grausamkeit. Wie albern war ich, um meiner Ruhe willen Dich zu bitten, mir nicht mehr zu schreiben, da Du doch, wie Deine letzten Zuschriften beweisen, Meisterin bist in kleinen Brieschen, die gar nichts Aufregendes enthalten.

Leb' wohl, geliebtes Schwesterlein! Sei glücklich und zuweilen auch tugendhaft! Küsse keinen, den Du nicht liebst, nimm in den Hotels keine Appartements mit kleinen Nebenzimmerchen und versteckten Seitentürchen, und gib kein Rendezvous, oder versprich wenigstens keines, das Du nicht wirklich halten willst.

Im übrigen aber sei versichert, daß Dich niemand je so lieb gehabt hat, noch so lieb haben wird wie

Dein ewig treuer Bruder

Robert.

XIV.

25. März 62.

Liebenswürdigste Gönnerin, Freundin, Kammervirtuosin, Schwester, Engel und liebstes Kind!

Sie sind sehr naiv, wenn Sie fragen, ob ich Ihnen nicht grolle, daß Sie mir nicht früher geschrieben, wie sehr mein letzter Brief Sie erfreut hat. Fragen Sie doch erst, ob ich Ihnen verzeihe, daß Sie mir überhaupt wieder schreiben? Ist das nicht gegen die Übereinkunft? Haben wir nicht feierlich mit „Vergessen Sie mich“ und „Auf Nimmerwiedersehen“ voneinander Abschied genommen? Nun fügt es aber der Himmel wieder anders, wie es scheint, und ich ergebe mich mit Wehmut in seinen und Ihren Willen. Ohnehin ist mir, daß ich es nur gestehe, seit Sie mir die beiden Veilchenbriefe zum Lebewohl gesendet, so unsäglich langweilig zumute gewesen. Ich hatte meinen erbetenen

„Ruhe"stand von Herzen satt und fing schon wieder an zu schwanken, ob es nicht besser sei, zu scheitern auf dem hohen Meere der Unruh', als im Sumpf der Apathie zu ersticken.

Wissen Sie denn aber auch, innigst geliebte Gönnerin und verehrungswürdige Schwester, daß Ihr wertes Brieflein ein unerwartetes Geburtstagsangebinde für mich war? Wenn nämlich Johannes Minckwitz' „Neuhochdeutschem Parnaß" zu trauen ist, so bin ich am 24. März 1830 geboren. Eh bien! Am 24. März l. J. früh um 10 Uhr saß ich traurig in meiner Kammer und dachte: „Du lieber Himmel, wirst du mir denn zu meinem heutigen Geburtstag nicht die kleinste Freude gewähren?" In diesem Augenblicke trat, wie aus Himmelshöhen, der Briefträger herein und übergab mir Ihren Brief. Ich erkannte eine liebe, liebe Handschrift. „Ist es denn möglich?" fragte ich mit klopfender Brust, und verzieh es mir in diesem Augenblicke, daß ich vor drei Dezennien die Unvorsichtigkeit beging, geboren zu werden.

Also Sie haben es nicht übelgenommen, herzallerliebste Schwester Marie, daß ich in meinem letzten Schreiben Du zu Dir gesagt? Wenn Du wüßtest, welche kindische Freude mir das verursacht, Du würdest diesen unverfänglichen Scherz, dies unschuldige Gekose auf so und soviel Meilen Entfernung auch weiterhin in meinen Briefen manches Mal mir eine Weile gönnen und lassen. Selbst wenn einmal ein solcher Brief in fremde Hände fiele, so könnte die Intimität mit einer idealgestimmten Poetenseele Sie schwerlich kompromittieren. Ja, wenn ich ein Bankier wäre oder ein Husarenoffizier! So aber weiß jeder gleich, wie es gemeint, daß es nur eine poetische Lizenz und ohne alle Konsequenz ist.

Daß Dir in Venedig nicht bloß***, sondern auch Deine „Cousine" durchgegangen, dazu kann ich Dir nur Glück wünschen. Und wenn unter den „teuren Sachen", die sie mitgenommen, nicht etwa meine Briefe und Sonette waren, so ist auch dieser Verlust zu verschmerzen. Du hast der „teuren Sachen" nur zuviel.

Als Neuigkeit kann ich Dir meinerseits mitteilen, daß ein Brief aus Graz mir die baldige Hierherkunft einer gegenwärtig dort konzertierenden Geigerin, Charlotte Dekner, ankündigt, die sehr jung und sehr reizend sein soll, und die

man, stelle Dir vor, ebenfalls an mich empfehlen will. O Himmel! Wie kommen die Leute nur dazu? Habe ich doch erst kürzlich den lieben Gott gebeten, mir entweder eine stärkere Konstitution zu verleihen, oder nie wieder eine Kammervirtuosin, reizende Künstlerin u. dgl. in meine Nähe zu bringen. Es scheint, daß der liebe Gott auf dies Ansuchen für jetzt nicht eingehen zu können geglaubt hat. Hoffen wir wenigstens, daß das unberühmte, jugendliche Charlottchen noch nicht ganz so raffiniert-böse ist, wie das berühmte, vielgewanderte, schlaue, dichtermörderische, Violinvirtuosen entführende Mariechen.

Du wirst Dich aus dem heutigen Schreiben schon überzeugt haben, liebste Schwester, daß ich im Notfall, wenn es durchaus weiter korrespondiert sein soll, auch einen weniger ernsthaften Ton anzuschlagen weiß, als derjenige ist, in welchem ich meine vorletzte Herzensergießung geschrieben habe. O, ich kann die Sachen auch von der scherzhaften Seite nehmen!

Zum Schluß aber erlaube ich mir für diesmal noch eine ganz ernsthafte Bemerkung. Daß sich Dir eine ehrenvolle Gelegenheit bietet, nach Mailand zu gehen, freut mich sehr, aber ich möchte Dir gern eine brüderliche Ermahnung mit auf den Weg geben. In einem Deiner letzten Briefe kommt eine Stelle vor, worin Du bedauerst, nie vergessen zu dürfen, daß Du Kammervirtuosin bist, und „daß man ein Vaterland hat, welches man sich leider nicht wählen kann". Bezieht sich dies eben nur auf deine k. k. Kammervirtuosenwürde und Deine österreichische Herkunft, so habe ich nichts zu sagen. Solltest Du aber je Dich verleiten lassen zu glauben, Du müßtest Dich irgendwo Deiner deutschen Herkunft schämen, und dieselbe könne Dir namentlich in Italien Verlegenheiten bereiten, so würdest Du Dich in einem sehr bedauernswerten Irrtum befinden. Die Italiener sind im ganzen ein viel zu gebildetes und edles Volk, als daß sie nicht den deutschen Künstler eben als solchen schätzen sollten, und besitzen selbst zuviel Patriotismus, als daß der Mangel an solchem und an natürlichem Selbstgefühl bei einem Fremden nicht eine heimliche Verachtung in ihnen erzeugen müßte, wenn sie derselben auch keinen förmlichen Ausdruck geben. Nein, liebste Schwester! Bekenne Dich immer mit

Stolz als Landsmännin Mozarts und sei überzeugt, Du wirst nur noch mehr imponieren, nur noch höher geachtet werden!

Nun Adieu, Engel! schreibe wieder, wenn es Dir der Genius eingibt, und wenn Du heimkehrst, so reise ja gewiß über Triest, ich habe dringend mit Dir zu reden.

Es grüßt, küßt, herzt und drückt dich (im Geiste nämlich)

Dein ewig treuer Bruder

Robert.

XV.

26. April 62.

Verehrungswürdige Gönnerin, Freundin usw.!

Wie geht es Ihnen? Sind Sie noch krank? Oder grollen Sie mir? Gestern fragte mich jemand: „Ist es wahr, daß Frl. Mösner wieder hier ist?“ Ich erschrak anfangs, konnte aber zuletzt doch nicht glauben, daß Sie inkognito für mich nach Triest kommen würden. Wieviel gäbe ich darum, zu erfahren, ob wir Sie hier noch sehen werden oder nicht? Frl. Dekner samt Papa hat von Ihrer Erklärung hochachtungsvoll und ergeben Notiz genommen und bedauert sehr, daß die notgedrungene Kürze der Mitteilung Ihnen nicht gestattete, sich darüber auszusprechen, ob Ihnen der Brief des Frl. M. nebst dem anliegenden Porträt zu seiner Zeit wirklich zugegangen? Das Fräulein ist seither ein paarmal mit Glück hier aufgetreten.

Persönlich zieht sie mich nicht an, sie ist noch sehr grün. Ich will lieber gepeinigt als gelangweilt werden. Ein einziges nichtssagendes Brieflein von*** ist mir lieber als hundert jugendliche Geigerinnen. Haben Sie nicht wieder einmal eine Zeile für

Ihren allergetreuesten Sklaven und Bruder

Robert?

XVI.

Hochverehrte Freundin!

Zufällige Umstände verhindern mich, noch heut ins Hotel de la Ville zu stürzen, um mich zu überzeugen, ob ich diesen Vormittag nur geträumt oder wirklich ein Billett

empfangen, das Ihren Namen trug. Da ich übrigens auch im Zweifel bin, ob ich nicht im Bewußtsein der vielen und unverzeihlichen Albernheiten, die ich Ihnen in letzter Zeit geschrieben, bei unserem ersten Wiedersehen vor Scham erröte, erbleiche, ergrüne oder vergilbe, und hierdurch zufällig Anwesenden ein verwunderliches und unerklärliches Schauspiel bereite, so werde ich, wenn ich Sie aufsuche, vor Ihrer Tür solang immer wieder umkehren, als mir aus Ihrem Zimmer schallende Stimmen verraten, daß Sie Besuch haben. Fürchten Sie im übrigen von meiner Seite bei persönlicher Begegnung weder einen Rückfall in den ernsthaften Ton meiner ersten Briefe nach Venedig, noch in den scherzhaften meiner letzten. Poeten sind nur übermütig aus der Entfernung und mit der Feder in der Hand. Nein, fürchten Sie nichts. Der poetische Scherz unserer Bruder- und Schwesterschaft macht billigerweise der tatsächlichen Wirklichkeit wieder Platz, welcher gemäß ich nichts anderes zu sein die Ehre habe als

Ihr hochachtungsvoll ergebener Diener und Freund
R. H.

XVII.

11. Juni 62.

Hochgeehrte Freundin!

Nachdem Sie von Ihrem, durch einen neuen Ausflug nach Triest unterbrochenen Laibacher Aufenthalt, dem sich vermutlich auch ein Wiener Aufenthalt angeschlossen, nun endlich wohl in Salzburg eingetroffen sein dürften, so erlaube ich mir, unter Ihrer dortigen Adresse zur Erwiderung Ihres letzten, das aus Laibach datiert war, einige Zeilen an Sie zu richten.

Ich weiß nicht, aus welchen Motiven die zurückhaltende Stellung entsprang, die Sie bei Ihrem letzten Hiersein mir gegenüber einnahmen. Soviel aber ist gewiß, daß ich keinen Augenblick verkannte, wie sehr diese Zurückhaltung in meinem Interesse lag. Sie werden darum auch bemerkt haben, daß mein Verhalten mit dem Ihrigen im vollkommensten Einklang war, und daß ich keinen Versuch machte, mich an Sie zu drängen.

Fräulein M. hat wirklich in Graz, wie man mir von dort mitteilt, ganz nach meiner Erwartung schlecht von mir gesprochen. Werden Sie das auch tun? Kein Gedanke ängstigt mich mehr als dieser, daß Sie, bewogen durch Einflüsterungen, Lügen oder Mißverständnisse, mir Ihr freundschaftliches Andenken entziehen und lieblos, oder wenigstens indiskret von mir sprechen könnten. Ich meinerseits werde nur mit Begeisterung, Hochachtung und Diskretion vor anderen Ihrer gedenken. Es würde mich tief kränken, wenn Sie nicht wenigstens die letztere erwiderten.

Was Ihren Rat anbelangt, ich sollte das Leben kühl und leicht nehmen wie Sie selbst, so scheint derselbe allerdings plausibel, und niemand hat ihn schöner ausgedrückt als Platen, wenn er singt:

„Nur jenen ist das Leben schön und teuer,
Die frank und ungefesselt mit ihm scherzen,
Und ihnen ruft ein Gott: die Welt ist euer —"

nur fürchte ich, daß bei solch leichter und kühler Auffassung des Lebens aller Charakter, alles Gemüt und aller Herzensadel allgemach zum Teufel geht.

Bleiben Sie heiter und glücklich, gewähren Sie fortwährend auch dem Schönen, Reinen, Edlen und Idealen ein Winkelchen in Ihrem Herzen, und erfreuen Sie, wenigstens so oft etwas Bedeutendes in Ihrem Leben sich ereignet, durch einige Zeilen

Ihren

teilnehmendsten und unveränderlichsten Freund

R. H.

XVIII.

Graz, 31. Juli 62.

Die poesiereiche Schilderung Ihres ländlichen Salzburger Aufenthalts hat mich ungemein angesprochen und ich stelle mir lebhaft vor, wie Sie in grüner Einsamkeit in Ihrem Bergeshäuschen stille Wanderer als jüngste Lorelei mit Harfengetön anlocken. Sie machen aus dem Kapuzinerberg einen Venusberg; Gott schütze alle Tannhäuser, die dort herumschlendern, denn mit dergleichen ist nicht zu spaßen. Nun aber lassen Sie sich erzählen, wie es kommt, daß ich Ihnen

so lange nicht geschrieben, und warum ich es jetzt nicht von Triest aus tue, sondern, wie Sie, aus der lieben Waldesgrüne heraus. Den ganzen Juni lag ich krank an Rheumatismus, Nervenan- und -abspannung, gebrochenem Herzen und dergleichen. Zuletzt wurde ich hierher nach Tobelbad geschickt, wo ich bade in Wasser, Nadelholzduft und Gottes freien, himmlischen Lüften.

Die Plaudereien Ihrer „Cousine" haben meine hiesigen Freundinnen sehr eifersüchtig gemacht. Sie hat erzählt, ich sei in Frl. Mösner sterblich verliebt gewesen, habe sie besungen, habe ihre Harfe geküßt und geweint, so oft ich sie angesehen. Habe ich wirklich geweint, so oft ich Sie angesehen? Es ist möglich. Den Ausdruck, ich hätte Ihre Harfe geküßt, fand ich sehr diskret.

Von diesem und ähnlichem abgesehen, lebe ich hier, wie Sie, in ländlicher Ruhe und fühle mich glücklich. Wissen Sie was? Hängen Sie Ihre Harfe „an den Nagel", ich tue dasselbe mit meiner Leier. Kaufen wir in Gesellschaft ein kleines Bauernhäuschen mit einigen Grundstücken und treiben wir Viehzucht und Ackerbau. Die Feldarbeit wird uns beide, Sie geistig und mich körperlich, auffrischen. Die Woche hindurch arbeiten wir im Schweiße des Angesichts: Sonntag nachmittags harfen Sie ein wenig und ich leiere.

Inzwischen verharrt, weiterer freundlicher Kundgebungen aus der Ferne gewärtig, in unveränderten Gesinnungen

Ihr treu ergebener

R. H.

XIX.

10. März 63.

Hochverehrte Freundin!

Als ich Ihr letztes liebes Schreiben vom 15. August v. J. in Tobelbad erhielt, da wäre mir nichts leichter, nichts angenehmer gewesen, als Ihnen sofort mit derselben Raschheit und Pünktlichkeit zu antworten, mit welcher ich sonst alle Briefe, die ich erhalte, beantworte, geschweige die Ihrigen; aber hören Sie, was plötzlich für ein Gedanke sich mir aufdrängte. „Könnte" — so dacht' ich — „dies Hinundwiederschreiben nicht etwa gar nur ein zweck- und bedeutungsloser

Austausch geschriebener Blätter sein, den du nicht einem inneren Antrieb, sondern nur der Höflichkeit, der Herzensgüte, oder der freundlichen Schonung deiner Korrespondentin verdankst? Zwingst du nicht durch deine Antwort Fräulein Mösner, dir früher oder später wiederzuschreiben, und bist du so gewiß, daß sie es gerne tut? Wie wär' es, wenn du versuchsweise dich zu dem Manöver entschlössest, gar nicht zu antworten? Empfindet Fräulein Mösner wirklich zu tieferem Verkehr mit dir sich fortwährend angeregt, so wird sie von selbst wieder einmal schreiben; wo nicht, so ist eine für sie lästige Korrespondenz in einer Weise abgebrochen, bei welcher sie kein Vorwurf trifft."

Auf diese Art, verehrte Freundin, kam unser Briefwechsel ins Stocken, und es ist keineswegs meine Absicht, ihn mit gegenwärtigen Zeilen wieder in Gang zu bringen. Ich erbitte, ja wünsche keine regelmäßige Korrespondenz. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich schon einmal, während Sie noch in Venedig weilten, darauf habe verzichten wollen. Aber ich muß offen gestehen, hochverehrte Freundin, meine Verzichtleistung kann nicht so weit gehen, daß ich mich mit dem Gedanken vertraut machen möchte, nie im Leben wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Ich kann nicht anders, ich muß die Bitte, die ich schon in früherer Zeit getan, noch einmal wiederholen: widmen Sie mir ein paar Zeilen, wenn irgendein bedeutendes Ereignis in Ihrem Leben eintritt, und lassen Sie, wenn nicht früher eine Veranlassung sich ergibt, doch wenigstens alle 5—10 Jahre mich einmal wissen, wie es Ihnen geht!

Erblicken Sie in der Hartnäckigkeit, mit welcher ich Ihr Andenken festhalte, nicht den schmachtenden Seufzer eines betörten Dichterherzens. Ich gedenke Ihrer mit Ruhe, und immer geschieht es zugleich mit dem tief-innigen Segenswunsch, daß ein Schutzgeist seine Hand über Sie halte, damit Sie nicht bloß geschmeichelt und glücklich, sondern auch edelgesinnt, verständnisvoll und empfänglich für eine Huldigung bleiben, wie Sie Ihnen dargebracht hat und immer darbringen wird

Ihr treu ergebener

R. H.

XX.

1. April 63.

Hochverehrte Freundin!

Unendlich liebenswürdig finde ich es, daß Sie mein Schreiben rasch und freudig erwidert haben, obgleich durch dasselbe gar keine bestimmte Veranlassung zu einer Erwiderung gegeben war. Wie es aber eben die Art derjenigen ist, bei denen die Herzensgüte zur Verschwendung geworden, geben Sie im Drang des Gebens oft mehr, weit mehr als man verlangt hat, nur leider so eigentlich gerade dasjenige nicht, was man verlangt, was man erbeten hat, und worauf es dem Bittsteller vielleicht einzig ankam. Hauptinhalt meines Schreibens war die Bitte, mir mit ein paar Worten Nachricht zu geben, so oft bedeutendere Wendepunkte in Ihrem Leben einträten. Ich würde viel darum geben, wenn in Ihrem heutigen Schreiben eine Andeutung sich fände, die mich darüber beruhigte, ob ich die Gewährung dieser meiner Bitte hoffen darf oder nicht. Die Sache ist nicht unbedeutend: Sie würden durch ein solches Gewähren eine Verpflichtung auf Jahrzehnte hinaus übernehmen, und darum versteht die Zusage sich keineswegs von selbst. Oder hätten Sie wirklich im Übermaß Ihrer bekannten Güte für den Augenblick die Gewährung meines Wunsches als etwas Selbstverständliches betrachtet wissen wollen? Ich will mich mit dieser, freilich etwas unbescheidenen Annahme trösten und in der Hoffnung leben, Sie hätten wirklich die wohlerwogene und entschiedene Absicht, Ihren wärmsten Freund über Ihre ferneren Schicksale nicht im Ungewissen zu lassen, so wie auch ich Ihrer wohlwollenden Aufforderung folgen und Ihnen schreiben werde, so oft sich etwas in meiner Lage verändert.

Von meinem gegenwärtigen Befinden ist sehr wenig zu sagen. Ich lebe meinen Plänen, hänge mit der Menschheit fast nur durch einen ziemlich ausgebreiteten Briefwechsel zusammen, und schreibe Dichtungen, von welchen man mehr oder weniger freundliche Notiz nimmt. Meine Gesundheit schwankt, wie alles Irdische, zwischen gut und böse in verjährter Unentschiedenheit. Zusammenfassen ließe sich das alles nur in dem Ausspruch: „Ich langweile mich.“ Ihre tausend Grüße erwidere ich mit freudigem Dank; aber Sie

irren, wenn Sie glauben, ich sei geneigt, von dieser runden Summe an andere etwas abzutreten. Nur dem Papa habe ich das ihm huldvoll zugedachte Hundert ausgefolgt: er dankt verehrungsvoll, beschämt durch Ihr Wohlwollen. Aber die anderen gleichgültigen Leute — die sollen es erst beweisen, daß sie, wie ich, nicht leben können ohne Grüße von Marie Mösner. Sie sollen erst beweisen, daß sie Ihr Andenken so zähe festhalten, wie ich es tue, und daß sie sich, wie ich, sogar nicht scheuen, durch eben diese Zähigkeit in Ihren Augen ein wenig aufdringlich, vielleicht auch ein wenig lächerlich zu erscheinen.

Immerdar von Herzen der Ihrige

R. H.

Briefe an Antoinette Julius.

Triest 1863.

Fräulein Antoinette Julius war eine Schauspielerin, welche sich als Mitglied einer am Armoniatheater in Triest gastierenden Gesellschaft im Jahre 1863 einige Monate lang daselbst aufhielt.

Ich fand über sie unter meinen Papieren die folgenden Tagebuchnotizen und Briefe an sie, die ich hiermit wörtlich aus dem stenographierten Konzept ins reine schreibe.

März 1863.

Das erstemal einen Abend mit A. J. zugebracht. Sie fühlt sich ungemein zur Mitteilung angeregt und ist glücklich dabei. Wahre Sympathie. Die folgenden Male kälter — man sieht, daß sie launenhaft ist und die Eindrücke bei ihr nicht dauern. Ich ärgere mich darüber und finde, daß mich das zu sehr aufregt; beschließe daher, nicht mehr hinzugehen. Ich schreibe ihr jedoch Briefchen, meist scherzenden Inhalts.

31. März.

Sie begegnete mir auf der Straße. „Endlich!" rief sie aus und lud mich sehr angelegentlich ein, nachmittags zu ihr zu kommen. Ich ließ mich dadurch bestimmen und ging wirklich hin. Ich kam um 5 Uhr und ging erst um 9¼ Uhr wieder fort, da wir sehr tief in den Text gerieten und sie mir ihre höchst merkwürdige Lebensgeschichte erzählte. Abschied sehr herzlich und langwierig. Ich fand, daß ich sie auf Momente sehr erwärmen kann. Das heutige Gespräch hat mich ungemein erquickt. Diese fünf Stunden gehören zu den beseligendsten, die ich erlebt habe. Mir ist so unendlich wohl bei einem weiblichen Wesen, welchem das Herz aufgeht, wenn ich auch überzeugt bin, daß es nur ein vorübergehender Moment ist.

12. April.

Sie läßt mir durch Costa sagen, daß meine Briefe immer einen großen Eindruck auf sie machen, daß sie immer den ganzen Tag davon erregt ist; sie wolle mir heute noch schreiben.

Nachmittag sie besucht. Pflastertreter und Mädchenjäger. Nach dem Theater ihr einen Brief übergeben.

I.

Triest, 21. März 1863.

Sehr verehrtes Fräulein!

Ich habe die Ehre, Ihnen hierbei einen Ausschnitt aus der „Triester Zeitung" zu übersenden, in welchem Sie eine Theaterkritik und in dieser ein Urteil über Ihre vorletzte Leistung finden werden. Glauben Sie nicht, daß dieser Berichterstatter Ihnen schmeicheln wollte, oder Ihnen je schmeicheln werde. So wie ich den Mann kenne, würde er es auch nicht verschweigen, wenn er einmal etwas zu tadeln fände. Ich werde sobald nicht das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen, aber ich werde darum nicht aufhören, mit Ihnen in Verkehr zu stehen. Sie sprechen von der Bühne herab zu mir, und ich antworte vielleicht von Zeit zu Zeit mit einem kritischen Brieflein. Ich freue mich, daß durch das Hugo

Müllersche Gastspiel für Ihre Kunstentfaltung eine neue Epoche angebrochen ist, und ich konzentriere die Gefühle der persönlichen Freundschaft und Verehrung, die ich für Sie hege, gänzlich in dem lebhaften Anteil, den ich an Ihrem künstlerischen Wirken nehme. Wissen Sie, an wen Herr Hugo Müller bei seinem ersten Auftreten mich in ganz eigentümlicher Weise erinnert hat? An Sie! Lachen Sie nicht; ich finde bei ihm gewisse mimische Züge, Wendungen und Bewegungen, die er Ihnen abgelauscht haben muß — oder, was noch wahrscheinlicher ist, Sie ihm. Vielleicht sind es auch ganz unbewußt angeflogene Ähnlichkeiten, psychologisch interessante Spuren eines ehemaligen Versenkens Ihres weiblichen Genius in den seinen. Denn Sie schwärmen ja für ihn, wie Sie selbst sagten. Es gefällt mir gar nicht, daß dieser Herr Müller auf der Bühne Sie so oft bei der Hand faßt, von welcher ich zufällig weiß, daß sie sehr zart und weich ist. Ich liebe sie — nicht Sie, sondern sie, die zarte, weiche, weiße Hand, und sobald ich liebe — zuweilen auch schon früher — bin ich eifersüchtig. Adieu, liebstes Fräulein — wie heißen Sie doch eigentlich? Antoinette, glaub' ich; das ist mir aber zu französisch. Da Sie dem berühmten Geschlechte der Julier angehören, welches, wie Sie wissen, oder nicht wissen, seinen Ursprung durch Julius Cäsar und Äneas auf die Venus zurückführt, so will ich Sie Julia nennen, oder lieber Giulietta. Unter diesem Namen bleibt Ihrer, als ein Romeo der Freundschaft, mit der Beständigkeit einer Dichterseele eingedenk

Ihr treu ergebener

R. H.

II.

25. März.

Verehrungswürdiges Fräulein Giulietta!

In beifolgender Kritik der „Triester Zeitung" sind Sie wieder erwähnt, freilich nur mit einem Wort, aber an Herrn Müllers holder Seite. Was wollen Sie mehr? Sind Sie nicht mit Ihrem Ideal zusammengestellt und gleichsam in einen Lorberkranz mit ihm eingewickelt? Sie ersehen übrigens aus dieser Zusammenstellung, daß der Rezensent

der „Tr. Ztg.“ Sie Herrn Müller gleichstellt; es ist möglich, daß Sie ihm für seine Person noch lieber — vielleicht sehr lieb sind. — Wieviel würde ich darum geben, wenn ich wieder einmal ein halbes Stündchen mit Ihnen plaudern könnte! Aber ich halte Wort und besuche Sie lieber nicht; denn wenn ich Sie an manchen Tagen besuchte, so würde ich mich an allen anderen Tagen, wo ich Sie nicht besuchen darf, zu sehr langweilen. Das ist mein vollkommener Ernst. So wie ich z. B. auch, wenn Sie mir im Theater keinen Blick zuwerfen, mich darein zu finden weiß; werfen Sie mir aber einen zu, so kränke ich mich hernach über jeden, den Sie nicht mir zuwerfen. — Lassen Sie sich photographieren, Fräulein, ich bitte Sie um des Himmels willen!

Von Herzen der Ihrige

R. H.

P. S. Apropos, geehrtes Fräulein, hat Ihnen schon jemand gesagt, daß Sie sehr hübsche, weiche und edelgerundete Schultern besitzen? Ich habe es neulich im Hotel „zur Kaiserin Elisabeth“ bemerkt, als Sie ein weitausgeschnittenes Kleid und ein ungarisches Hütchen trugen. Auch Ihr schönwallendes Haargelock würde ich loben, wenn ich nur — Doch genug. Leben Sie wohl!

III.

31. März.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Aus alter Gewohnheit fahre ich fort, Ihnen Ausschnitte aus der „Triester Zeitung“ zuzusenden, obgleich ich nicht im mindesten weiß, ob Ihnen diese meine Sendungen und Zuschriften angenehm sind oder nicht. Einen besonders glänzenden, epochemachenden Erfolg dürften sie bei Ihnen nicht haben; ja wenn ich meiner Ahnung und Ihrer Nasenspitze trauen darf — soweit ich letztere in jüngster Zeit zu sehen Gelegenheit hatte — sind Sie durch einzelnes in meinen Zeilen sogar verletzt. Und ich Armer habe doch alles so gut gemeint! Aber es geschieht mir vollkommen recht! Unterhalten Sie sich gut, liebes Fräulein Giulietta, in diesen Feiertagen, benützen Sie diese freie Zeit, um sich photo-

graphieren zu lassen, und genehmigen Sie den Ausdruck der besonderen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster

R. H.

IV.

1. April.

Sehr liebe Freundin!

Der Sturm rüttelt ungemütlich an meinen Fenstern, aber in mir zittert gemütlich die Erinnerung nach an unser fast fünfstündiges trauliches Geplauder von gestern abend. Es hat mich, merkwürdigerweise, weniger im eigentlichen Sinne aufgeregt und nervös angespannt als manches unserer früheren viel kürzeren und inhaltsloseren Gespräche. Der Grund hierfür liegt wohl in der beruhigenden Genugtuung des Einblicks, den Sie mir in Ihr Schicksal und in Ihr Inneres gegönnt haben. Alles Klare beruhigt mich, während das Unklare mich verwirrt und aufregt. Im Geiste bin ich noch um Sie und spinne nach meiner Gewohnheit die angeknüpften Gespräche weiter; aber was soll ich Ihnen schreiben? Ich bin ein Kind gegen Sie. Ich habe viel Romantisches, Poetisches erlebt; aber ich habe vom Leben doch eigentlich nur den obersten, ätherischen, wesenlosen Schaum abgeschöpft, während Sie Wonne und Leid bis auf den Grund, fast bis auf die Hefe hinunter durchgenossen haben. In der Erwägung, ob ich Ihrer freundlichen Einladung zu ferneren Besuchen folgen soll, bin ich leider noch um keinen Schritt weiter gekommen. Die Rücksicht auf die Verschiedenheit unserer inneren Lebenseinrichtungen, noch mehr aber die Rücksicht auf mein Naturell läßt es mir im Grunde doch noch immer als das Rätlichste erscheinen, den ursprünglich gefaßten Entschluß, Ihnen fernzubleiben, den Sie gestern wankend gemacht haben, wieder festzuhalten. Ich verwünsche dies mein Naturell, ich verwünsche die großen Ansprüche, die mein drangvolles Gemüt an alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens stellt. Meine nervöse Erregbarkeit bringt mich um jeden ruhigen, heiteren Genuß. Ich möchte ruhig, ich möchte leichtsinnig sein wie alle anderen Leute, ich möchte

die Welt, die Menschen und die Dinge kühl anschauen. Ja, die kühle Weltanschauung — oft sehne ich mich nach ihr wie nach einem Talisman, der mir das Feenreich des Genusses aufschließen sollte, ohne daß ich den Zoll mit meinem Herzblute bezahlen müßte. Wenn nur der holde Leichtsinn neben dem Vorteil, daß er die schmerzbereitende Empfänglichkeit für den Eindruck des Schönen und Herrlichen in uns bis zu einem Grade abstumpft, auf welchem sie unserer Ruhe nicht mehr verhängnisvoll wird, nicht auch den Nachteil mit sich führte, daß er uns nach und nach mit dem Alltäglichen befreundet, daß er uns das Flache zuletzt lieb und das Gemeine wenigstens erträglich macht. Für die edle Blume der Weiblichkeit müßte die kühle Weltbetrachtung, wie ich mir vorstelle, wahrer Mehltau sein. Und doch ist an der edlen Blume der Weiblichkeit viel gelegen; ich meine, sie bleibt doch immer das einzige Unterpfand für das Glück des Weibes, die einzige Anwartschaft auf Lebensfreuden, die mehr als bloße Zerstreuung sind. Eine Frauenseele, so edel und des Glückes wert sie von Natur sein mag, müßte, wie ich glaube, auf dem Wege kühler Weltanschauung allmählich zu dem Standpunkt herabsinken, wo das Weib aufhört, mit Entrüstung und Ekel den Mann zu betrachten, der bei ihr nichts anderes will als sich amüsieren. Man nennt diesen Standpunkt den der „Liaisons“ und behauptet, daß Theaterdamen für dieselben eine gewisse Disposition besitzen. Daß Sie himmelweit von diesem Standpunkte entfernt sind, weiß ich; aber Sie haben viel erlebt, und wer vieles erlebt hat, der findet, wenn er das, was er erlebt, auch überlebt, auf dem Grunde des geleerten Lebensbechers die Resignation — und die Resignation ist die Zwillingsschwester der „kühlen Weltanschauung“. Lachen Sie nicht über diese Erbauungsrede; wir haben die Osterwoche, ein bißchen Ernst kann nicht schaden, und Sie wissen, daß ich auch anders sein kann als ernsthaft.

Von Herzen der Ihrige

R. H.

V.

9. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Aus der beiliegenden Rezension ersehen Sie, daß der Kritiker der „Triester Zeitung“ Ihnen nicht entgelten läßt, was Sie an dem Dichter und Menschen Robert Hamerling dadurch verbrochen haben, daß Sie, Ihre neuesten Gesinnungen auf eine etwas brüske Art andeutend, zur Stunde, auf welche Sie ihn eingeladen hatten, einfach ausgingen, und ebenso einfach seine *schriftliche* Annäherung unbeachtet ließen, obgleich seine Adresse zwei- oder dreifach in Ihren Händen war. So wenig der Kritiker während der Dauer unserer freundschaftlichen Beziehungen ein Jota mehr als die Wahrheit von Ihrer künstlerischen Tüchtigkeit sagte, so wenig wird er künftighin, nachdem diese freundschaftlichen Beziehungen aufgehört haben, ein Jota weniger als die Wahrheit sagen. Seien Sie in dieser Beziehung ganz unbesorgt.

Es ist albern, daß ich mich über Dinge, wie sie mir von Ihnen widerfahren sind, so schwer hinwegsetzen kann. Um meine allzugroße Empfindlichkeit für schmerzliche Eindrücke dieser Art allmählich abzustumpfen, habe ich mich entschlossen, soviel als möglich weiblichen Umgang aller Art zu suchen, und keiner weiblichen Bekanntschaft auszuweichen, zu welcher sich mir Gelegenheit bietet. Ich fühle gerade im gegenwärtigen Augenblick außerordentlich wenig Lust dazu; aber ich denke sogleich den Anfang damit zu machen. Vielleicht finde ich auf diesem Wege zuweilen ungehofft das bißchen Verständnis, Wärme und Sympathie, das mein Herz beansprucht, wenn es sich irgendwo wohl fühlen soll, das ich bisher nur bei auserlesenen Frauengemütern gesucht und gefunden habe, und das ich gar so gern auch bei Ihnen gefunden hätte, ja einige Tage wirklich zu finden glaubte.

Was ich aufs tiefste bedaure, ist, daß das Aufhören unseres freundschaftlichen Verkehrs mich des Rechtes beraubt, Sie an das Versprechen zu erinnern, das Sie mir in Beziehung auf Ihre Photographie gegeben haben. Sollten Sie den Edelmut und das Zartgefühl besitzen, Ihr Versprechen auch jetzt noch halten zu wollen, so würden Sie mich zu

gerührtem Danke verpflichten. Ich erwarte in dieser Beziehung Ihren Entschluß mit größter Spannung. Herr Stauber photographiert ebenso gut als billig, und hat schon alle Ihre Kolleginnen konterfeit. Behalten Sie mein „Sinnen und Minnen" zu freundlichem Andenken. Ich für meine Person werde Sie nie vergessen, wie ich niemanden vergesse, der mir, wenn auch nur auf Augenblicke, freundlich näher getreten ist. Leben Sie recht wohl!

R. H.

VI.

12. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Weniges in meinem Leben hat mich schmerzlicher berührt, als die Szene, zu deren Zeugen mich diesen Nachmittag der Zufall bei Ihnen gemacht hat. Was ich dort zu sehen, zu hören und zu verstehen bekam, das erweckte in mir das Gefühl des tiefsten Mitleids. Arme Evatochter, die vor Annäherungen solcher Art ihr weiblicher Takt nicht schützt! Arme Theaterdame, die den feinen Sinn für das, was Schmach und Insult ist, ihrem Beruf zum Opfer bringen muß — bei der man wagen darf, auf solche Art sich vorzustellen! Kein Anblick kann mich so innig rühren, wie der eines zu Höherem berufenen Weibes als schutzloser, ihrer Entweihung nicht einmal bewußter Beute eines unverschämten, gesinnungslosen Pflastertreters und Mädchenjägers. Aber freilich, Pflastertreter sind amüsant. Was liegt an weiblicher Würde, wenn man „resigniert" hat und nichts mehr will als sich amüsieren! Sie hatten am Ende doch recht, als Sie den Freund und Dichter ziehen ließen und den Pflastertreter zurückbehielten. Was sollte ich in einem solchen Kreise? Leben Sie wohl, so gut Sie es können auf einer Bahn, auf welche Schicksal und Beruf als Theaterdame Sie anweist. Amüsieren Sie und lassen Sie sich amüsieren.

Ihr poetischer Freund

R. H.

P. S. Nur noch eine Bitte: Glauben Sie nicht, daß Leidenschaft aus mir spricht; was ich hier sagte, würde

ich jeder andern Dame in ähnlicher Lage gesagt haben. Ich habe nie mehr beansprucht als Ihre Freundschaft: aber bei mir ist die Freundschaft weder Phrase, noch Deckmantel für Pflastertreterpläne.

VII.

15. April.

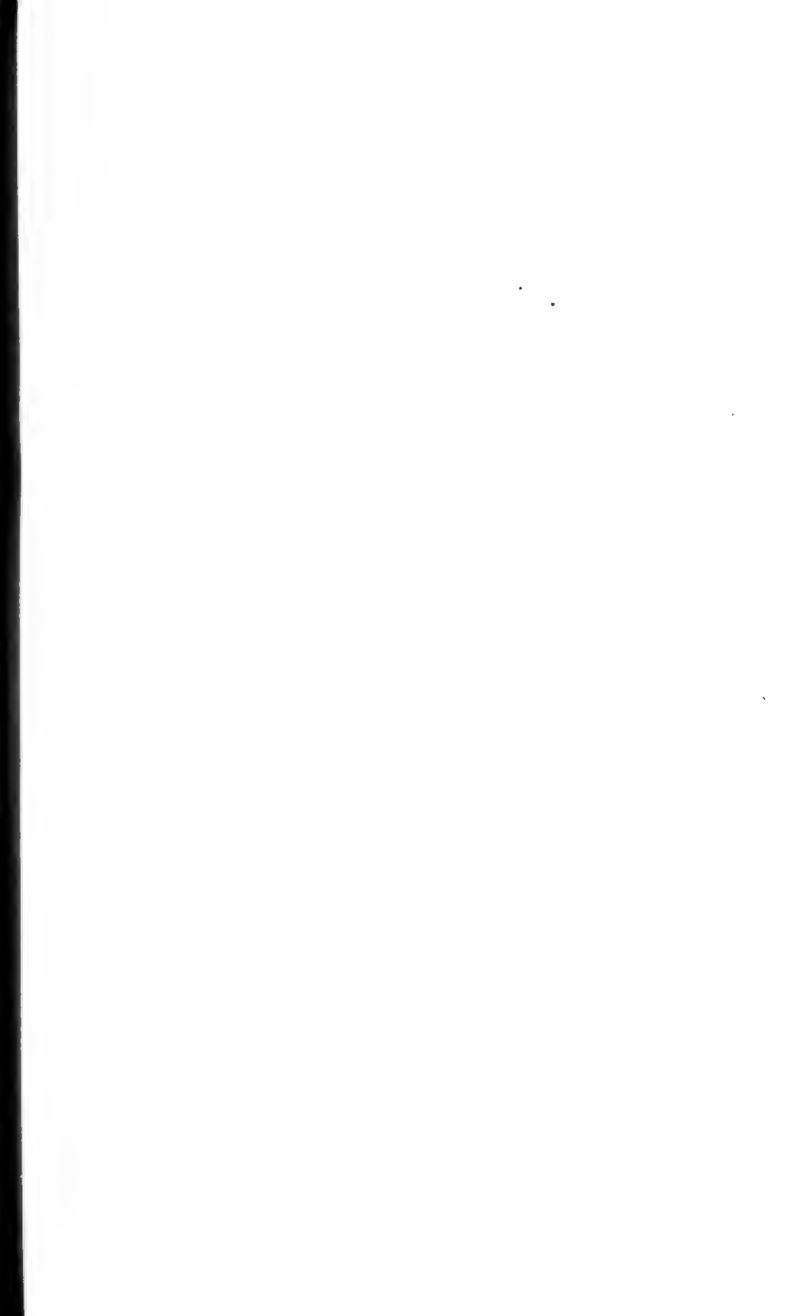
Sehr geehrtes Fräulein!

Es geschieht nicht bloß aus alter Gewohnheit, noch aus bloßer Galanterie, wie man sie jeder Dame schuldig ist, daß ich Ihnen wieder ein Stück „Triester Zeitung" sende. Zum größten Teil geschieht es darum, weil ich Sie wegen der brühheiß übermittelten brieflichen Herzensergießung von Sonntag um Vergebung zu bitten habe. Was ich Ihnen schrieb, erkenne ich allerdings noch immer als die volle Wahrheit und ich könnte nicht ein Jota davon zurücknehmen. Aber es war unnötig und ich hatte kein Recht dazu, es Ihnen zu schreiben, am allerwenigsten in so bitteren Ausdrücken. Was geht mich Ihre Gesellschaft an und wer hat mich zum Wächter Ihrer Ehre bestellt? Da aber jene Zeilen nun einmal geschrieben sind, so wünschte ich wohl, daß Sie dieselben auch ein wenig beherzigten. Wenn Sie, wie sich vorgestern wieder so schön gezeigt hat, durch Herrn Müller erwärmt und künstlerisch angeregt werden, so habe ich meine Freude daran, welchen Gebrauch immer Herr Müller als Mensch von dieser Ihrer Erwärmung und Angeregtheit machen möge. Es kommt dabei doch noch ein gewisser Vorteil für Sie heraus. Wenn aber einem weiblichen Wesen, das ich achte und mit welchem ich Freundschaft geschlossen habe, Pflastertreter und Courmacher in einer Weise sich annähern, in welcher man Statistinnen und Mädchen vom Ballett sich annähert, da wallt mir das Blut auf und ich begehe im Feuereifer, wie Sie gesehen haben, dumme Streiche. Also verzeihen Sie, bestes Fräulein, was ich geschrieben! Aber — zu vergessen brauchen Sie es darum nicht!

Von Herzen der Ihrige

R. H.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Fünfzehnter Band.

Inhalt: Letzte Grüße aus Stiftinghaus.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.



Letzte Grüße aus Stiftinghaus.

Lyrischer Nachlaß.

Einleitung des Herausgebers.

Hamerling hat bei Lebzeiten zwei Gedichtsammlungen herausgegeben: „Sinnen und Minnen" und „Blätter im Winde". In seinem Nachlaß fand sich eine Sammlung von kleineren Gedichten, die zwar nicht alle aus seinen letzten Lebensjahren stammten, die aber in keiner der beiden Sammlungen enthalten waren. Sie befanden sich in einer kleinen Mappe, welche den Titel trug: „Neueste und ältere Gedichte — nicht enthalten in den Sammlungen ‚Sinnen und Minnen' und ‚Blätter im Winde'." Es war der Wunsch des Dichters, daß diese, aber auch nur diese in seiner lyrischen Mappe enthaltenen Gedichte nach seinem Tode gedruckt werden sollten und zwar möge (so war sein — Frau Klothilde Gstirner gegenüber geäußerter — Wunsch) Peter Rosegger, oder falls es diesem nicht möglich, Oskar Linke ein begleitendes Vorwort schreiben. Damals als es galt, den lyrischen Nachlaß herauszugeben, (Frühjahr 1893) war Peter Rosegger für Monate hinaus (an heftigster Bronchitis) auf den Tod erkrankt. Also sandte Frau Klothilde Gstirner das Manuskript an Oskar Linke und dieser älteste und treueste Freund Robert Hamerlings gab Spätjahr 1893 unter dem von ihm gewählten Titel „Letzte Grüße aus Stiftinghaus" den lyrischen Nachlaß mit einem äußerst pietätvollen und geistreichen Vorwort wohlgeordnet heraus.

Dieser lyrische Nachlaß Robert Hamerlings gelangt nun im folgenden unter dem von Oskar Linke gewählten Titel mit seinem schönen Vorwort und in der von ihm getroffenen Gedichtreihenfolge zum Abdruck. Nur daß wir das von Linke an den Schluß des Bandes gestellte Stück „Zur Entstehung des Schwanenliedes der Romantik" ganz aus dem Bande heraushoben und als Anhang des „Schwanenliedes der Romantik" in den zweiten Band der

Gesamtausgabe verwiesen und daß wir ferner drei Gedichte in den Band neu aufnahmen. Diese drei neu aufgenommenen Gedichte sind an Hamerlings zwei edle Freundinnen Frau Klothilde Gstirner und Frau Fanny Schreiber (die „Frau Fanny" der „Stationen") gerichtet und wurden darum passend dem Gedichte „an B(ertha)" vorangestellt. Diese drei Gedichte erscheinen hier übrigens nicht zum erstenmal, sie sind seit ihrer Auffindung bereits wiederholt in Zeitungen gedruckt worden. Die Originalmanuskripte aber bewahrt das Hamerlingmuseum des Stiftinghauses sorgfältig hinter Glas und Rahmen und es war ein spezieller Wunsch von Frau Klothilde Gstirner, daß diese drei lang verschollen gewesenen (erst nach Veröffentlichung des Nachlasses aufgefundenen) Gedichte in einer künftigen Gesamtausgabe nicht fehlen möchten.

Eine künftige historisch-kritische Ausgabe Hamerlings wird auch von den Gedichten des Knaben und Jünglings Kenntnis nehmen und (wie's übrigens bereits zum Teil geschehen) so manches Gedicht in alten Zeitungen und Zeitschriften aufstöbern, wird auch die ausgemusterten Stücke der ersten Auflage von „Sinnen und Minnen" berücksichtigen: für vorliegende Ausgabe kommt dies in keiner Weise in Betracht. Ja man könnte vielleicht sogar schon gegen die Aufnahme der (von Hamerling verworfenen) Stücke aus dem „Sangesgruß" — „Anhang (Jugendgedichte)" — Bedenken geltend machen; da nun aber einmal die Aufnahme in den Nachlaß erfolgt ist und Linke diese speziell launig rechtfertigt, möge der „Anhang (Jugendgedichte)" in den „Letzten Grüßen aus Stiftinghaus" auch fernerhin nicht fehlen.

Diese „Letzten Grüße aus Stiftinghaus" zeigen uns auch in etwas Hamerling als Übersetzer. Auch da wird eine künftige kritische Ausgabe die Gedichte Leopardis u. a. nicht fehlen lassen dürfen —: für unsere Ausgabe genügen als Proben die Übersetzungsstücke vorliegenden Bandes, die zum Teil den „Hesperischen Früchten" entnommen sind.

Vorwort des ersten Herausgebers.

Den Freunden und Freundinnen der Hamerlingschen Muse wird hiermit des Dichters lyrischer Nachlaß geboten, neben der gleichzeitig erscheinenden Bearbeitung der „Venezianischen Sagen“. „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ wurde von mir zum Gesamttitel gewählt zur Erinnerung an das lauschig in einem Waldtal bei Graz gelegene Landhaus des Dichters, in welchem er Sommer für Sommer fast ein viertel Jahrhundert lang ein wahrhaftes Märtyrerleben führte, und weil daselbst die schönsten und reifsten der hier mitgeteilten Gedichte entstanden sind. Als an mich von den Nächstbeteiligten der Auftrag erging, die Ordnung und Veröffentlichung dieses lyrischen Nachlasses zu besorgen — die Herausgabe einer dritten Gedichtsammlung plante der Verewigte selber — übernahm ich als einer der „ältesten und treuesten Freunde“ gern diese ehrende Pflicht.

Die vorliegende Sammlung bietet zu „Sinnen und Minnen“ und den „Blättern im Winde“ eine würdige Ergänzung. Wenn ich von der dort beliebten Anordnung abgewichen bin und diese Nachlaßgedichte in bestimmte Rubriken gebracht habe, so glaube ich, nicht gegen die Intentionen des Dichters gehandelt, den Lesern aber einen Gefallen erwiesen zu haben. Im allgemeinen habe ich in den einzelnen Abteilungen, zumal in den „Liebesblättern“, die historische Reihenfolge festgehalten. Daß ich aus dem „Sangesgruß an der Adria“ auch die in den ersten beiden Sammlungen nicht abgedruckten Gedichte hier neu aufgenommen habe — Anhang (Jugendgedichte) —, wird kaum auf Widerspruch stoßen. Hamerling hätte es sicherlich selber noch einmal getan. Wir wissen ja, wie bei Zusammenstellung eines lyrischen Buches Zufall und flüchtige Laune entscheiden; was uns heute wundersam erschien, verwerfen wir morgen, um es, wenn wir nach Jahren darauf stoßen, wieder trefflich zu finden. Auch Hamerling huldigte dem Gautierschen Worte: Man verbrennt ein Gedicht nur dann, wenn man zuvor — eine Abschrift davon genommen hat. Was sich in seiner sauber geordneten Mappe vorfand, mußte daher seinem, wenn auch unausgesprochenen Willen gemäß veröffentlicht werden. Sind zwei Ge-

dichte trotzdem zurückbehalten worden, so geschah dies aus rein praktischen Rücksichten, die ich hier nicht weiter erörtern will.*)

Ein gewisses hochmütig dünkelhaftes Gelehrtentum, für das ein Dichter erst zu Staub oder zur Mumie geworden sein muß, ehe es sich mit ihm beschäftigt, pflegt von Hamerling mit Geringschätzung zu sprechen. Freilich um diese wahrhaft geniale Erscheinung zu begreifen, dazu gehört ein jahrelang ernsthaft betriebenes Studium, ein liebevolles Versenken in die vier poetischen Hauptwerke, den „Ahasver“, „König von Sion“, „Homunkulus“ und die „Aspasia“ — wer kann das von einem Salonprofessor einem modernen Poeten gegenüber verlangen? Und wenn nun gar dieser Poet noch ein Philosoph ist, ein wirklicher Philosoph, der eine „Atomistik des Willens“ geschrieben hat? Man verlangt es auch nicht, aber was man verlangt, ist Schweigen, heiliges Schweigen über Dinge,

---

*) Diese zwei Gedichte, die Linke ausgeschieden, stellte er dem Verleger zurück mit der Bemerkung: „Ich bin dafür, sie für eine Gesamtausgabe zu bewahren, wo sie verschwinden“. Das Manuskript der „Letzten Grüße aus Stiftinghaus“ (gegenwärtig Eigentum von Max Hesse) bewahrt diese beiden Gedichte, das eine betitelt „Ars amandi“, das andere ein unbetiteltes Sonett. Gegenwärtige Gesamtausgabe begreift und respektiert Linkes Urteil, möchte aber doch die beiden Gedichte, die sich nun einmal in Hamerlings lyrischem, vom Dichter für die Öffentlichkeit bestimmtem Nachlaß fanden, nicht ignorieren; sie fügt sie an dieser Stelle als Anmerkung zu Linkes Vorwort ein; die beiden Blätter lauten:

Ars amandi.

Liebeskünste! gar nicht ledern,
Lehrt uns alte Götterfabel:
Holde Danaën zu ködern,
Goldner Guß bleibt respektabel.

Zärtlich magst als Schwan du foppen
Leden, schmachtenden Gelocks:
Viele sind wohl auch Europen,
Und du machst dein Glück als —!

1862. Robert Hamerling.

So lang die Ströme wandern ihre Pfade
Von Bergesspalten in die Niederungen:
So lang nur vorwärts, rückwärts nie geschwungen
Die Stunde kreiset auf dem Zeitenrade:

So lang in Käseresten schwelgt die Made,
Und Speck verlockt der Mäuse Leckerzungen:
So lang gehüpft der Vogel und gesprungen
Der Hase kommt zum Waldesquellenbade:

So lang geschieht's, daß sich der Sinn der Schönen
Zu Schönen neigt, um flachem Mittelmaße,
Rotwangig-wohlgeschniegeltem, zu frönen:

Und einsam brütet die gedankenblasse
Poetenstirn. Mit Dornen sie zu krönen,
Dem Kaltsinn überlassen bleibt's, dem Hasse.

18. September 1863. Robert Hamerling.

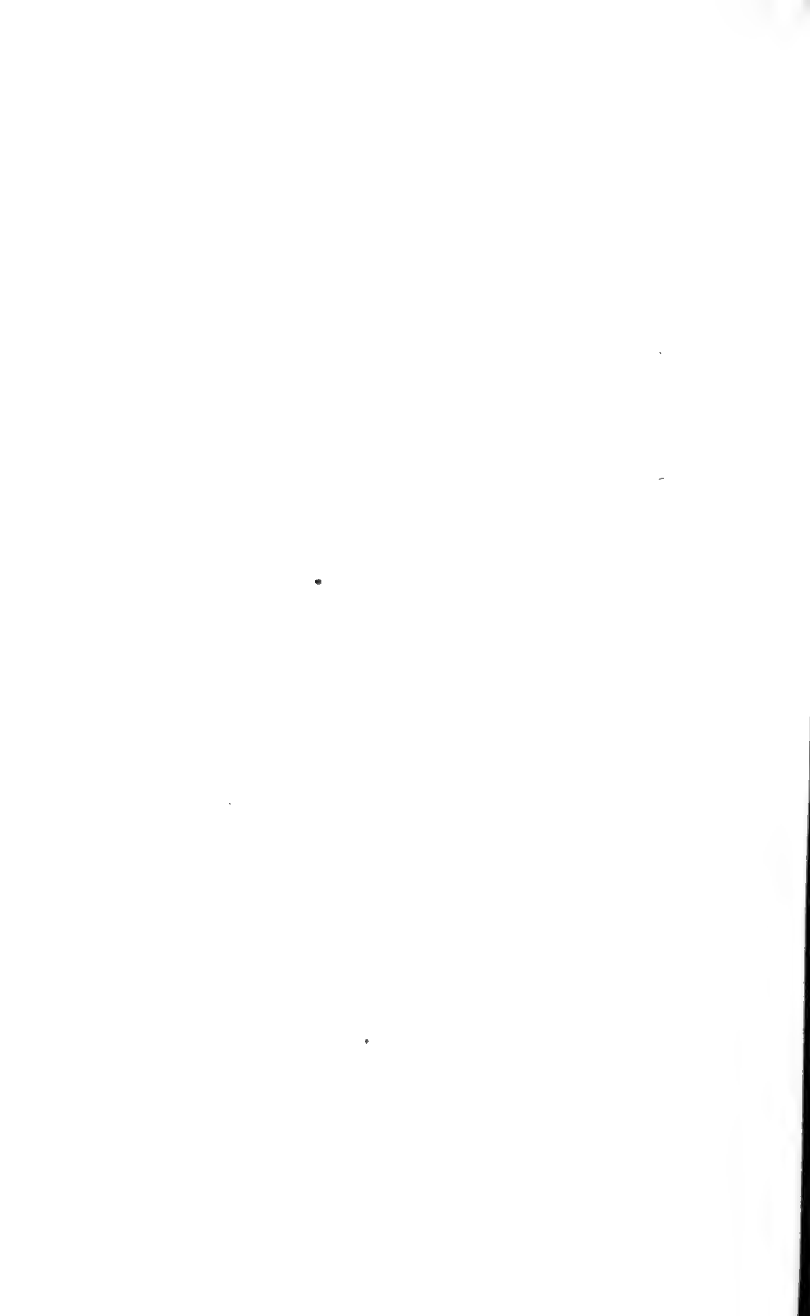
die man nicht mehr versteht. Seht ihr nicht schon bisweilen im Geiste den trotz alledem euch nur wieder ähnlichen Kollegen eines folgenden Jahrhunderts, der in seinem Deutsch etwas stolz und derb über euch den Stab bricht, weil ihr einen so genialen Zeitgenossen nicht begriffen habt? Die Herren lächeln und — beschäftigen sich ruhig weiter mit der Ausgabe der Werke irgendeines Poeten aus früherer Zeit, dessen Größe sie „entdeckt" haben ... Ist die so betriebene moderne Literaturwissenschaft überhaupt noch eine „universitätsfähige" Wissenschaft zu nennen, für deren Pflege der Staat Geld hergibt? —

Geneigter Leser, in ästhetischen Dingen glaube niemals einem deutschen Literaturprofessor! Da glaube lieber uns, den Dichtern und Tageskritikern, die, nebenbei bemerkt, oft auch etwas, ja ein bißchen viel gelernt und gesehen haben, wovon sich die — „Zettelweisheit" nichts träumen läßt.

Lies das vorliegende Buch sorgfältig: in den herrlichen „Politischen Gedichten", in den „Liebesblättern", in den „Vermischten Gedichten" wirst du mehr als eine liebliche Blume, mehr als einen funkelnden Diamanten finden. Fast mehr noch als die zweite Gedichtsammlung trägt diese dritte und letzte den Charakter des intim Persönlichen, der Beichte und bildet damit eine notwendige Ergänzung zu Hamerlings beiden anderen Gedichtsammlungen. Erst jetzt gewinnen wir ein vollständiges Bild von Hamerling als Lyriker, der auch im Goetheschen Sinne auf diesem Gebiete ein echter „Gelegenheitsdichter" war, und der nur dann lyrische Verse schrieb, wenn ihm ein „Gott zu sagen" gab, was seine Seele bewegte.

Halle, im Oktober 1893.

O. Linke.



Inhaltsverzeichnis.

Lyrische Aphorismen.

Übersetzungen.

Giuseppe Giusti:

Giosuè Carducci:

Lorenzo Stecchetti:

Edmondo de Amici:

Emilio Praga:

Arnoult:

Anhang (Jugendgedichte).

Lyrischer Vorfrühling.

Politische Gedichte.

Vaterland und Mutterland.

Deutschland ist mein Vaterland!
Und Östreich? ei, mein Mutterland!
Ich liebe sie innig beide.
Hat Vater, Mutter nicht der Mensch?
Warum nicht so desgleichen
Ein Vaterland, ein Mutterland,
In Freuden und im Leide?

Mein Vaterland, ich lieb' es,
Wie man den Vater liebt;
Mein Mutterland, ich lieb' es,
Wie man die Mutter liebt.
In jenem wurzelt meine Kraft,
In diesem treibt die Blüte:
Von jenem hab' ich Geist und Sinn,
Von diesem das Gemüte!

Wenn ich denke, wenn ich sinne,
Wenn ich dichte, wenn ich schaffe,
Fühl' ich mich als Sohn des Vaters,
Sproß vom deutschen Stamme;
Aber wenn ich liebe, schwärme,
Wenn ich jauchze, lache, weine,
Bin ich meiner Mutter Sohn,
Liege wie am Mutterbusen
In dem weichen Schoß der grünen,
Blumigen Heimaterde!

Darum denkt nicht, fordert nicht,
Daß von des Vaters starker Brust,
Vom weichen Mutterbusen ich
Unkindlich je mich scheide:

Ich liebe dich, mein Vaterland,
Ich liebe dich, mein Mutterland,
Gott segn' euch alle beide!

Wir deutschen Oesterreicher.

(Zum Frankfurter Schützenfest 1887.)

Wir deutschen Österreicher,
Wir sind, sagt man, verbannt,
Verbannt, ja, „ausgestoßen"
Vom deutschen Volk und Land.
Sind wir vereint gewesen?
Es war nur wie im Traum!
Und jetzo „ausgeschlossen"?
Auch das — wir merken's kaum!

Wir scheu'n vor keinem Farbenstrich:
Den kennt die Karte nur;
Die grüne Gotteserde zeigt
Von ihm nicht eine Spur.
Wir scheu'n vor keinem Drudenfuß,
Vor keinem Pentagramm,
Gekritzelt an die Schwelle
Der Tür zum Bruderstamm.

Kein Grenzpfahl staut die deutsche Luft,
Das deutsche Licht, das deutsche Wort,
Und allgemeinsam leuchtet
Jedweder deutsche Hort.
Ein Stammesbruderbund — ein Bund
Der Geister und der Herzen,
Der, was ihn eint, unsterblich weiß,
Kann, was ihn trennt, verschmerzen.

Zu Frankfurt ward am grünen Tisch
Der alte Bund geschmiedet:
Der alte Bund, er war ein Pferch,
Der Knechte hielt umfriedet:
Jetzt finden freie Männer
Zusammen sich am Main:
Und zwanglos stellt von fernher sich
Der Stammesbruder ein.

Mannhaft und vielbedeutsam dort,
Wo knisterte zuvor
Die Diplomatenfeder,
Knalle, du Feuerrohr,
Wenn statt betreßter Schranzen
Zum Main als Bundesglied
Aus allen deutschen Gauen
Der deutsche Schütze zieht!

Der Völkerpreise höchsten
Der deutsche Schütz' gewinnt,
Wenn Deutschlands Rohr und Östreichs Rohr,
Treubrüderlich gesinnt,
Vom Brennerjoch bis an den Belt
Und übern Niederwald,
Nie wieder Aug' in Auge,
Nur Seit' an Seite knallt.

Das deutsche Blut der Fremde,
Selbst das ein Weltmeer trennt,
Es scheut vor keinem Farbenstrich,
Den nur die Karte kennt.
Es scheut vor keinem Drudenfuß,
Vor keinem Pentagramm,
Gekritzelt an die Schwelle
Der Tür zum Bruderstamm.

Unüberwindlich.

(Ins Festblatt des deutschen Schulvereins zu Brünn, Juli 1887.)

Unüberwindlich sind die Feinde nicht
Des deutschen Volks — auch nicht in Österreich.
Unüberwindlich aber ist die Zwietracht
Des deutschen Stammes — ach! unüberwindlich
Der alte Fluch des Deutschen, die Verblendung,
Und trauernd wendet sich der Patriot
Vom Zwiespalt ab, der immer neu sich spaltet,
Bis in Atome ganz sich löst das Wollen,
Das Eines sollte sein, durch Einheit mächtig.

Und lenkt der Patriot von Östreichs Wirrsal
Den Blick hinaus aufs größre deutsche Ganze,

Das Reich — nur karg begegnet ihm der Trost,
Den dort sein Aug' gesucht. Zwar hält die deutsche
Grenzwacht am Rhein den Franken noch im Bann,
Den lauernden, der, ob auch rachelechzend,
Feig den Entscheidungs-Rachekampf vertagt,
So lang' ein Bismarck steht am deutschen Steuer
Und Moltkes Namenszauber nicht erloschen.
Doch tückisch tief im Kerne nagt der Wurm:
Der innre Reichsfeind wühlt — der Demagoge
Schlägt in die Schanze frech das Vaterland —
Französisch denken werden Metz und Straßburg,
So lang' die fränk'sche Zunge klingt im Elsaß.
Und wie soll achten, wie soll lieben lernen
Sein neues deutsches Vaterland der Fremde,
Sieht er, daß selbst des Reichs geborner Bürger
Ein lauer, schwanker Freund nur ist des Reichs,
Der, feindlich nörgelnd, rüttelt an den Säulen
Der Einheit, Größe, Sicherheit und Macht,
Und der da meint, daß, weil auch irren könnte
Einmal der große Geist, der geniale,
Recht haben müssen stets vor ihm die kleinen...

Das Deutschtum, hätt' es andre Feinde nicht,
Als äußre — unbesiegbar wär's für immer.
Doch wen verderben will der Himmel, den
Verblendet er. Was jammerst du, Germane?
Der schlimmste deiner Feinde bist du selbst!

Des Babenbergers Erwachen.

(In der Vornacht des 2. Dezember 1888.)

Nacht ist's — sternklare Nacht; am Sarkophage
Des Babenbergers, der des Berges Grat
Entstieg und am verheißungsvollen Tage
Zum Herrschersitz erkor die Donaustadt,
Ein Weckruf leis' erklingt, der den Erlauchten
Zu festlich wundersamer Schau beruft.
Zu Zinnen, die in Ätherhöhn sich tauchten,
Entführt ein Genius ihn aus der Gruft.

Hernieder blickt' er von dem Turmaltane
Des hohen Doms, und seinem Blick erschien
Endlos gedehnt auf unabsehbarm Plane
Das kaiserliche, stolze, goldne Wien.
Sein einst'ges Heim mit staunender Gebärde
Sieht er, in eine neue Welt entrückt,
Erblüht zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
Mit einer Weltstadt Reizen ausgeschmückt.

„Mein Wien," ruft er, „einst in bescheidnem Kleide
Mir wert, was ward aus dir, ich ahnt' es nie!
Wie fügtest du die tausend Prunkgeschmeide
Zur alten Zier, die schon Gott selbst dir lieh?
Dein Spiegel war der Strom, der Wald dein Fächer,
Dein Diadem der Berge stolzer Kranz:
Wann, sage, wob sich, wie, um deine Dächer
So hehren Loses märchenhafter Glanz?"

Er spricht's. Aufrauscht es in der Donau Wellen,
Die Wolke scheint ein flatterndes Panier,
Hoch kreist ein Adlerpaar — die Mondeshelle
Webt um sein Doppelhaupt ihm goldne Zier.
Der Genius spricht: „Sie hat gekämpft, gerungen,
Die stolze Stadt, die du vor Augen schaust;
Aus mancher Not hat sie sich aufgeschwungen,
Getrotzt so manchem Sturm, der sie umbraust.

Von Anbeginn war dem Germanentume,
Der Christenwelt sie ein gewalt'ger Damm:
Und als zuletzt, bedeckt vom ew'gen Ruhme,
Zur Ruhe sich gelegt dein edler Stamm,
Vererbt er einem gleichen die Vollendung
Des Glanzgeschickes, der in kühnem Drang,
Ein Götterliebling, treu der hohen Sendung,
Des Deutschen Reichs Goldreif ums Haupt sich schlang;

Und der, als er ein Kaiserreich errungen,
Ein zweites selbst sich schuf aus eigner Kraft:
Ein Donaureich, das Völker hält umschlungen,
Darin er waltend heut noch wirkt und schafft.

Und so zur Kaiserstadt ist Wien geworden!
Doch es verblieb ihr höchster Stolz und Wert
Im Frieden wie im Ansturm wilder Horden:
Ein treues deutsches Herz an deutschem Herd!

Dem nord'schen Geiste lauschend zugewendet,
Vom Hauch des Südens wärmer angeglüht,
Hat sie zum deutschen Ruhmeskranz gespendet
Manch edles Reis, das unverwelklich blüht.
Sie gab, als Mehrerin im Reich des Schönen,
Der Welt ein unvergleichlich Schönstes hin
In hoher Meister ernsten Himmelstönen,
In heitrer Klänge Zaubermelodien.

Der milde Fürst, geliebt in weiten Landen,
Der nun das Reich seit vier Jahrzehnten lenkt,
Er sah mit andern, morsch gewordnen Banden
Auch die granitnen seiner Stadt gesprengt.
Stolz schüttelte sie ab des Tags Beschwerde,
So mancher Wirrsal trotzend, die uns drückt,
Und ward zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
Im Wettstreit von Natur und Kunst geschmückt."

„Gott segne dich, mein Wien!" rief der erglühte,
Vieledle Fürst; „mag in der Zeiten Schoß
Dir sprossen immer neu des Glückes Blüte;
Lichtvoll, wie jetzt, sei künftig auch dein Los!"
Der Genius spricht: „Sie bleibt, was sie gewesen,
Schutzwehr vor äußerm, innerm Feind dem Reich,
Zu seinem Halt, zu seinem Hort erlesen,
Sein sinnend Haupt, sein warmes Herz zugleich!

Hochwarte wird sie sein verjüngten Lebens,
Heimstätte freien, echten Bürgersinns,
Ringschule jedes tüchtigen Bestrebens
Und Füllhorn jedes bleibenden Gewinns!
Zuströmen wird ihr stets von nah und ferne,
Was keimt und sproßt an Segen, ungesucht,
Und wiedergeben aus gesundem Kerne
Wird sie zu aller Heil die reife Frucht.

Wie soll das Glück nicht stets die Stätte segnen
Mit neuem Heil, wenn altes ihr entschwand,
Wo alle Völkerpfade sich begegnen,
Zwanglos das Band sich schlingt von Land zu Land!
Einladend winken, traun, und nicht vergebens,
Wird immerdar dem regen Völkerchor,
Umbrandet voll stets von der Flut des Lebens,
Der Hochgebirgswelt offnes goldnes Tor!

Nie weichen wird, der webt um ihre Dächer
Von Anbeginn, der Schönheit heitrer Glanz.
Ihr Spiegel ist der Strom, der Wald ihr Fächer,
Ihr Diadem der Berge stolzer Kranz;
Und bleiben wird, so lang' die Berge ragen,
Die blaue Donau rollt, ihr schönster Wert,
Ihr höchster Stolz, wie in vergangnen Tagen,
Das treue deutsche Herz am deutschen Herd!"

Heim kehrt mit frommem Wunsch aus Herzensgrunde
Der Babenberger still in seine Gruft.
Kommt einstens noch im Zeitenlauf die Stunde,
Die winkend ihn zu neuer Schau beruft,
Erfüllt dann seh' er, was am heut'gen Tage
Dem Lauschenden der Genius verhieß,
Und was im friedlich stillen Sarkophage
Jahrhundertlange Nacht ihn träumen ließ.

Wie heute schau' er dich in deiner Helle,
In deiner Macht und Pracht, du goldnes Wien!
Wie heute rausche stolz die Donauwelle
Dir um den Fuß, geborne Herrscherin!
Des Ost-Reichs Banner wehe, Pfade weisend
Aus Fahr und Not zu Bahnen, sonnigklar;
Mit ungebrochnen Schwingen wiege kreisend
Sich in entwölktem Blau der Doppelaar.

In der Waldmark.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

Wo Kamp und Thaya in granitnen Betten
Traumhaft-melodisch rauschen, wo von Wäldern
Ein ewig grüner Gürtel flüsternd sich

Hinüberschlingt bis zu den Riesenforsten
Des Böhmerlands — in der geliebten Waldmark,
Wo meine Wiege stand, wo meine Kindheit,
Den Heimatwässern gleich, in rauhem Bette
Und doch melodisch-traumhaft hingeflossen —
Da weilt' ich wiederum nach langen Jahren,
Und sinnend eines Sommerabends schweift' ich
Auf trauter, stiller Flur am Waldesrande.
Von Männern kreuzt ein kleiner Trupp den Weg mir,
Mit Spaten, Schaufeln, andrem Werkgerät.
Es schlagen fremde Worte an mein Ohr
Und ein im Schlendern hingesummtes Lied,
Ein Lied im Laut des Tschechen-Nachbarvolks
Jenseits der Wälder. Sinnend, in Gedanken
Verloren, acht' ich kaum darauf. Ich schreite
Dem Walde zu und rastlos weiter wandl' ich.
Der Mond stand hoch, und reicher sich ergoß
Sein fahles Licht, je tiefer ward die Stille.
Die Stunde nahte, wo der „Wassermann"
Mit dem Gespann von Katzen um den Teich,
Den Waldteich fährt im Mondenschein — lebendig
Ward rings um mich die traute Sagenwelt
Der Kindeszeit. So kam die Mitternacht;
Verirrt war ich auf unbetretnen Pfaden,
Und in der tiefsten aller Waldeinöden
Des Kamptals stand ich ratlos. Traun, der Gast
Des Waldes mußt' ich bleiben für die Nacht.

Wie einsam schien ich mir und weltvergessen,
Und doch die Seele voll von süßen Schauern ...

Einbohrte mein erregt gespanntes Aug'
Sich in des felsdurchstarrten Tannendickichts
Gespenst'ge Dämmerung, als wollt' es ihr
Ablauschen ihr jahrtausendalt' Geheimnis.
Was ragt da für ein wunderlich geformter
Felsblock empor im dichtesten Gestrüpp?
Doch nein, kein Felsblock ist's, den die Natur
Geformt in einer wunderlichen Laune.
Ein Menschenbildwerk scheint's, roh zubehaun
In Vorzeittagen, das, mit Moos umkleidet,

Unkenntlich, wieder zur Natur geworden!
Verwittert ragt der Block, zermürbt, zerbröckelnd;
Doch ist das nicht ein Haupt, ein plumpes Haupt?
Das nicht zur Not ein Angesicht, mit Augen
Und Mund und Nüstern? Und die Zacken da,
Sind's nicht die Überreste einer Krone,
Die einst dies plumpe Riesenhaupt geziert?
Und dieser Steinkeil da in plumper Rechten,
Ist's Speer nicht, oder Blitzstrahl? — Finster starrt
Fast drohend es mich an, das Steingebild.
Ein Götzenbild ist's, traun, aus grauer Urzeit!
Perkunos — ha! Du bist's! Der alte Gott,
Der alte Donnergott des Slawenvolks,
Verehrt im Tschechenland auch, und verehrt
Auch hier in diesen weiten Waldgebieten,
Als hier der Slawenzunge Laut noch klang! —

Etwas wie Mitleid regte sich in mir.
„Du herrschtest einst auf unermeßnen Strecken,"
Sprach ich, „doch arg zerbröckelt ist dein Reich
Im langen Lauf der Tage, wie du selbst!
Die Zackenkrone, die du trugst, o wie
Ward Zacke dir um Zacke losgebrochen
Im Wandel der Verhängnisse, du alter,
Verschollner, morscher Slawendonnergott!" —
Da sah mich tückisch grinsend an der Götze,
Und Hohn zu lachen meinem Mitleid schien er,
Und stolz und trotzig sich emporzurecken,
Daß seiner Krone Zacken funkelten
Im Strahlengold des Mondes.

Und geschlichen
Kam durch die stille Wildnis eine Schar
Von Männern jetzt, lautlosen Schritts, wie Schatten.
In eines Felsgeschiebes dunklem Winkel,
Den regungslose Wipfel schwarz umstarrten,
Ward ungesehn ich eines Schauspiels Zeuge,
Das seltsam unterbrach die Totenstille.

Baumstrünke wälzten vor das Götzenbild
Die Männer und entfachten helle Lohe.
Mit dumpfem Slawaruf dann um die Brände

Erst sacht, dann immer wilder tanzten sie,
Und jenes Lied, auf abendlichem Pfade
Zuvor gesummt von tschech'schen Landes Söhnen,
Zum mächt'gen Chor erschwoll's . . .

Ha, diese Männer,
Sind es dieselben? Oder sind's Gespenster,
Dem Grab entstiegne Priester jenes Götzen?
Ihr weiches Lied, nun klingt's wie Racheschrei,
Wie ein Triumphlied, das die Slawenzunge
Sich selber singt, die, mählich ihren Laut
Dem deutschen wieder mischend, trotzig flüstert:
„Es kommt der Tag vielleicht, da herrsch' ich wieder,
Wo Herrscherin ich war vor tausend Jahren,
Und wiederbringt die Zeit, was sie geraubt!" —
Ein Kampf des Unmuts faßte mir das Herz,
Die Glut der Scham entflammte meine Wangen.
Vortrat ich an den Felsrand aus dem Dunkel:
Gespenstig selbst erscheinend den Gespenstern,
Die vor mir tollten, ein Phantom der Nacht,
Ließ ich vernehmen ernster Worte Klang:

„Gegönnt ist, Slawe, dir ein Vaterland,"
Sprach ich, „ein Herd, ein Vätergrab in eigner,
In teurer Heimaterde — eine Stätte,
Drauf deines Stammes Gaben du erprobst:
Gegönnt sei dir's bis an der Zeiten Ende,
Das Vaterland, das wahrhaft dein geworden!
Doch das, was niemals wahrhaft dein, was du
Nomadenhaft durchstreift in rauher Vorzeit,
Und was, von unsrer Väter Schweiß getränkt,
Längst wahrhaft unser, wahrhaft deutsch geworden,
Das fordre niemals vom Geschick zurück!
Der ehrne Würfel fiel; das Siegeslos
Muß achten, wer im Wettkampf unterlag,
Und der Erfolg ist auch ein Gottesurteil!
Wenn uns das Schicksal gab, was es dir nahm,
War's eingedenk der Sendung, die geworden
Im Völkerreigen dem Germanenstamm!

Zerfall' in Sand und Staub auf immerdar,
Verschollner Slawengott auf deutscher Erde!

Nie sollst du feiern eine Auferstehung
In dieser Waldmark grünendem Bereich,
Auf den der deutsche Geist gedrückt sein Siegel
Für immer, und wo rein und ungemischt
Nun seit Jahrhunderten in Sang und Rede,
In Lust und Leid erklang der deutsche Laut,
Der Dichter=, Denker=, Heldensprache Laut!
Zerfall' in Sand und Moder, Slawengott,
Nie wieder blüht dein Reich auf deutscher Scholle!" —

So sprach ich. — Immer bleicher, immer fahler
Geworden waren, immer lautlos=starrer
Die Angesichter der gespenst'gen Menge,
Und endlich standen sie im Dämmergraun
Des Morgens nur mehr da wie stumme, tote
Baumstrünke unter den granitnen Blöcken
Und Riesentannen.

Vor den Augen mir
Zerrann der Spuk; ein heller Purpurstreif
Durchlief den Osten, und der Tag brach an.

Unter dem Sängerbanner.

Ein Festgruß.

(Zur 40jährigen Gründungsfeier des Grazer Männergesangvereins.)

Festgenossen, seid willkommen,
Sangesbrüder, seid gegrüßt!
Und die ferneher gekommen,
Seid uns zwiefach warm gegrüßt!
Füge, wie in reiner Kehle
Klang zu Klang und Wort zu Wort,
Sich harmonisch Seel' und Seele —
Ost und West und Süd und Nord!

Ewig eint Getrenntes wieder
Deutscher Musen schönste Gunst,
Deutsches Wort und deutsche Lieder,
Deutsches Leben, deutsche Kunst:
Gleiches treu gesellt dem Gleichen,
Haben durch dies Geisterband,

Bürger in getrennten Reichen,
Wir ein einig Vaterland!

Banner du der Bruderliebe,
Banner du der Harmonie —
Banner aller edlen Triebe,
Sängerbanner, wanke nie!
Flattre, Hort des deutschen Ruhmes,
Deutschen Namens edle Zier,
Als des echten Menschentumes,
Echten Mannessinns Panier!

Und in unentwegter Treue
Unter dir mit Hand und Mund
Immer wieder sich erneue
Der jahrtausendalte Bund.
Ineinander, stolzen Dranges,
Braust, ihr Wogen, hoch und hehr,
Deutschen Geistes, deutschen Sanges,
Wie die Ströme gehn ins Meer.

Deutschland und Italien.

Nie wieder pocht ein Staufenschwert
Ans welsche Alpentor:
Im eignen Land, am eignen Herd
Blüh' deutscher Größe Flor!
Doch schlägt nicht mehr ans Alpentor
Das deutsche Schwert, so kreist
Lieb'werbend um des Südens Hort
Nunmehr der deutsche Geist!

Den leuchtenden Gedankenblitz
Des Nordens auf der Stirn,
Schwebt er hinab vom Wolkensitz,
Von hoher Alpe Firn':
Und dort in Myrtenschatten lind
Erwartet ihn die Braut:
Italia, du Götterkind,
Sei hold ihm angetraut!

Wenn segensreich durch Himmelsgunst
Sich dieser Bund vollzieht,
Dann singt die Dichtung, singt die Kunst
Ihr schönstes Feierlied.
Herüber von Sizilien
Grüßt Friedrich milden Sinns:
Und Rosen blühn und Lilien
Am Grabe Konradins!

Der Austria ins Stammbuch.

Austria, ehrwürdige Völkeramme,
Stets die Brut noch hegend von zwanzig Vätern,
Deine Brüste welken und deinen Kindern
Wachsen die Zähne!

Eingelassen hast du mit allzuvielen
Freiern dich. Nun wollen die Rangen nicht mehr
Bleiben bei der Mutter und sehnen fort sich,
Heim zu den Vätern.

Des Ungarkönigs Krönung.

(Zum 8. Juni 1867.)

Von Süden kommt, zu goldenem Fest,
Gezogen ein weißer Schwan.
Er rudert zum prangenden Budapest,
Nicht rastend auf blauer Bahn,
Bis dort, wo der blinkende Goldreif ruht
Im Dom auf hohem Altar:
Da schlägt er freudig in Morgenglut
Sein rauschendes Flügelpaar!

Und ihm entgegen von Norden her
Schwebt Habsburgs heiliger Aar.
Es grollten die beiden, sie grollten schwer,
Sie grollten manch dunkles Jahr.
Im Röhricht der Theiß, auf versumpftem Plan
Da seufzte, gebrochen und lahm,
Nach besserer Stunde der Ungarschwan,
Und die bessere Stunde, sie kam.

Der Aar schwebt über Pannoniens Au,
Nach Leiden besonnen und mild,
Und freudig schaut er in Stromesblau
Sein doppelgekröntes Bild.
O Adler, was wäre des Ungars Gut,
Des Ungarlandes Erz,
Was wäre des Ungarvolkes Blut
Dir ohne des Ungars Herz?

Das Richtschwert führt nach der Väter Brauch
Der Fürst — doch die Liebe nur krönt!
Den Zepter schwingt er im Hader auch,
Die Krone nimmt er versöhnt!
Er nimmt sie, wenn er erneut den Bund,
Er nimmt sie mit heil'ger Scheu:
Denn ein goldner Ring ist das Kronenrund
Und ein Ring ist Symbol der Treu'!

Es erstrahlt der Tag, fanfaren-umtönt,
Nach langer finsterer Nacht:
Den versöhnten Fürsten der Ungar krönt
Mit Arpads heiliger Macht!
Auflöst sich in Jubel der alte Schmerz,
Und es schallt in die Grüfte hinab:
Und manch gebrochenes Ungarherz
Durchzuckt es in seinem Grab.

Im Busen glühend und schmerzbedrückt,
Im Haupte verstandesklar:
So hast du gekämpft, so hast du gesiegt,
Hochherziger Magyar!
Mit festem Mut und mit klugem Sinn
Unblutig erkämpft im Gefecht,
Fällt in den Schoß dir als neuer Gewinn
Dein tausendjähriges Recht!

Wenn Massenvölker wirbeln wie Spreu,
Feststeht in ehernem Grund
Ein kleineres Volk, das sich selber treu,
Und das wuchert mit seinem Pfund!

Drum werden sich spiegeln gesegnet und hold
In des Isters brausendem Tanz,
So lang' er die Woge zum Pontus rollt,
Die Sterne des Ungarlands!

Ein Schillerbild am Donaustrande.

(Prolog für das Konzert der Wiener Studenten zum Besten des Schiller-denkmalfonds am 9. Mai 1869.)

Wenn niederstiege der Sänger des Tell
Von Elysiums goldner Schwelle,
Und neigte sein sinnend Angesicht
Zu uns aus der ewigen Helle,
Und blickt' um sich auf Österreichs Aun,
Und schaute das Volk, das Land —
Anweht' es ihn lockend wie Heimatluft
Am blühenden Donaustrand.

Hier hört' er, wie nirgend auf deutschem Grund,
Die Pulse des Lebens pochen,
Hier säh' er schon südlich angeglüht
Das Blut in den Adern kochen;
Hier fänd' er statt nordischen ernsten Sinns,
Der in ruhiger Kraft sich erweist,
Frei wogenden Herzensüberschwang,
Bildsam-beweglichen Geist:

Er merkte, das alpenumgürtete Land
Mit seinen Tälern und Hängen,
Mit den Auen am Strom, von Blüten umschneit
Und durchschallt von muntern Gesängen,
Ein offener Tempel des Genius sei's,
Und mit friedlicher Hütten Rauch
Zum Himmel walle der Opferduft
Der schönsten Begeisterung auch!

Ja, der Sänger der schönsten Begeisterung,
Hier fänd' er die eigenste Stätte,
Hier fühlt' er sich wohlig, hier fühlt' er sich traut,
Wie der Strom in blumigem Bette:

Doch ach, es hält ihn das Lichtreich fest,
Will nur sein Bild uns noch gönnen!
Dies wärmste Herz — in Stein und Erz
Nur dürfen wir unser es nennen!

Wir jauchzen auch so ihm: Hell möge dies Bild
In unserem Strome sich spiegeln,
Umwirbeln mög' es der Blüten Schnee
Von Östreichs grünenden Hügeln!
Doch — Stromesrauschen und Blütengruß
Und träumender Lüfte Zug,
Wär's genügendes Opfer dem Genius?
Und tät es uns selber genug?

Das Schillerbild, kein totes Idol —
Wir mögen der Götzen entraten —
Ein eherner Schuldbrief muß es sein,
Einlösbar durch männliche Taten!
Oft wohl ward Dichtern ein Stein statt Brots:
Doch schlimmer noch möcht' es sein,
Wenn statt des lebendigen Dichtergeists
Dem Volk einst bliebe der Stein! —

Des Weisen Gedanke, des Dichters Wort,
Sie sind wie glänzende Myrrhen;
Die ruhn als toter Tempelschatz
Duftlos in den blanken Geschirren:
Der Funke von außen muß fallen darein,
Muß entzünden ihr köstlich Arom:
Muß entfesseln zur Labe dem ganzen Volk
Der ziehenden Düfte Strom.

Des erwachenden Geistes gewalt'ger Drang.
Der Tatkraft zündende Funken,
Sie müssen dem Volkesherzen entsprühn,
Zu beleben, was schlummer-versunken:
Zu erlösen der Schönheit lieblich Gewölk
Aus der Wahrheit Weihrauchkorn,
Und der Lebensfrische verjüngenden Tau
Aus Kristallen im Dichterborn! —

Es weht ein Zerstörungshauch durch die Welt,
Ein bilderstürmisch Toben:
Weg Bilder und Zeichen! so schallt es laut,
Und was auf den Schild war gehoben
Jahrhunderte lang als erhabnes Symbol —
Zertrümmert stürzt es hin:
Aus modernden Bildern und Zeichen erstehn
Will neu der lebendige Sinn!

Und dennoch erhöhn wir ein Dichterbild?
Ihm wollen wir Huldigung zollen?
O wohl uns, daß wir es können noch,
O Heil uns, daß wir es wollen!
Stürzt einst der gewaltige Bildersturm
Vom Altare den Genius auch,
Dann ist uns erloschen das reineste Licht,
Und was bleibt, ist nur qualmender Rauch!

Den Genius führt aus der Einsamkeit,
In der sie ihn lebend gelassen,
Nach dem Tode die Welt auf den Markt hinaus,
Hinaus in die lärmenden Gassen:
Nun feiert sie ihn, nun dankt sie ihm erst,
Was Herrliches er ihr verlieh' —
Die Dichtersühne, kommt sie zu spät?
Für ihn — doch nicht für sie! —

Auch nicht für uns am Donaustrand,
Die manches Zu spät erfahren:
Ein Schillerbild, gesell' es traut
Sich unseren heimischen Laren!
Im Völkergemisch, im Zungengewirr,
Soll's stehn als ein mächtiger Hort,
Und werfen still in die Kämpfe des Tags
Ein erlösendes Zauberwort!

Ja, ein Hort soll's, ein Helfer und Streiter für uns,
Keine reglos starrende Last sein:
Die Trotz noch bieten dem edleren Geist,
Für sie soll's ein „steinerner Gast" sein,

Der leise gespenstig die Hand erhebt,
Und mit dem Haupte nickt,
Und in die Seele des Schlechten tief
Den Stachel des Schauders drückt!

Und den Edlen — was wird es den Edlen sein?
Eine ragende Memnonssäule,
Die lieblich tönt im Morgenrot,
Getroffen vom Sonnenpfeile:
Die sympathetisch erglüht, erklingt,
So oft ein Strahl sie berührt,
Der entgegen einem schöneren Tag
Die Stämme der Menschheit führt! —

Und steht es vor uns, das Schillerbild
Am grünen Donaustrande,
Wohin soll's kehren sein Angesicht?
Nach dem deutschen Vaterlande!
Gen Norden weisen soll ernst und still
Die Dichterhand von Erz —
Der Pfahl, der deutsche Lande noch trennt,
Er geht durch des Dichters Herz!

1870.

Im Jahr des Heiles Achtzehnhundertsiebzig,
Als floh das Hochwild im Ardennenwald
Bis hin zu Belgiens Grenzen, aufgeschreckt
Vom Knall der deutschen Büchsen, Sieg auf Sieg
Gemeldet ward vom Strand der Seine, der Loire,
Und sich zum höchsten Ruhmesgipfel hob
Ein ganzes Volk, mein Volk, das deutsche Volk —
Da brach in Qualen, abseits, unbemerkt,
Ein Einzelleben still in sich zusammen:
Ein Menschenherz, ein Einzeldaseinsglück —
Es war das meine. Aber manchmal plötzlich
Aufhorcht' ich vom Prokrustesbett des Leids,
Und trank in mich die hellen Siegeskunden
Wie einen Labetrunk, und mußte lächeln:
„Hurra, Germania! Das machst du gut:
Ich kenne dich nicht mehr!" — Verblutend lag' ich,

So fern dem Kampf und doch zum Tod getroffen.
Die Balken des geborstnen Lebenskahns
Verloren still sich einer um den andern
In öder Flut. Mir war, als löste sich
So Stück für Stück von meiner Seele selbst;
Mein Hirn vertrocknete, mein Herz erlosch.
Doch nein — noch zwischen meinem Todeslied
Und jenen Siegeskunden hin und her
Ging mein Gedanke. Tränen zu vergießen
Aus Schmerz hatt' ich verlernt; nunmehr gelang's
Zu weinen mir doch einmal noch vor Freude.
Und jetzt, wo ausgetobt in mir der Kampf,
Wo abgetan treibt meines Lebens Wrack,
Gespenstig, wie ein Geisterschiff im Meer,
Und stolz auf seinen Lorbeern Deutschland ruht,
Nun denk' ich still noch manches Mal zurück,
Zurück an jene schicksalsvolle Zeit,
Und wäge Leid und Trost von damals gegen
Einander ab. — Hurra, Germania!
Wenn vor mich träten jetzt die Schicksalsschwestern,
Und sagten: „Wähle, Mensch, es steht bei dir,
Das ausgestrichne Achtzehnhundertsiebzig,
Das schicksalsvolle Jahr, aus deinem Leben
Und aus dem Leben deines Volkes auch —
Ich riefe noch: „Hurra, Germania!
Laßt leben, was da lebt, und blühn, was da blüht,
Und sinken, was da sinkt! Und brach zusammen
Mein Daseinsglück — Hurra, Germania!
In Blüten sank's, und über seinem Hügel
Dein Lorbeer grünt, mein deutsches Vaterland!"

Gelöbnis.

Knabe, leg' ab in deines Vaters Hand,
Der dir erkämpft ein einig Vaterland,
Den Schwur, daß du's erhalten willst und wahren,
Und schirmen treu, dies deutsche Vaterland!

Schlußchor.

Heimatland, trautes Land,
Was uns blüht an deinem Strand,
Tief und klar, immerdar,
Hegen wir's im Herzen!
Heimgekehrt, treu bewährt,
Grüßen wir den heil'gen Herd,
Rufen wir, jauchzend dir:
Heimat, lebe hoch!

Lieblich weht der Heimatlüfte
Hauch an unsre Brust:
Und die Welt ist doppelt schön,
Angeschaut von Heimathöhn!
Wer sich auf der weiten Erde
Eines Heims bewußt,
Kennt des Lebens Lieb' und Lust,
[Ja!] frohe Lieb' und Lust!

Lebenslust ist Schaffenslust,
Stählt den Arm und schwellt die Brust!
Sei gesegnet, Schaffenslust —
Lebenslust — Schaffenslust!
In der Runde klingt's und hallt!
Klingt und hallt in Flur und Wald!
Pocht sogar im Bergesgrund —
Tief im Grund! —

Heimatland, trautes Land,
Was uns blüht an deinem Strand,
Tief und klar, immerdar,
Hegen wir's im Herzen!
Heimgekehrt, treu bewährt,
Grüßen wir den heil'gen Herd,
Rufen wir, jauchzend dir:
Heimat, lebe hoch!

Liebesblätter.

Röslein, ich pflücke dich . . .

Röslein, ich pflücke dich,
Röslein, o schmücke mich!
Blüh, wenn auch abgepflückt,
Traut an mein Herz gedrückt!

„Ach, einmal abgepflückt,
Und dann gar bald zerdrückt!
Einmal in Lieb' geschwelgt,
Und dann gar bald verwelkt!"

Röslein, der Herbst ist nah,
Stürme, sie wüten da;
Knicken dich Stürme nicht,
Frevelnde Hand dich bricht.

Pflücke dich, soll's denn sein,
Zärtliche Hand allein!
Röslein, ich pflücke dich,
Röslein, beglücke mich!

Besser, o Röslein fein,
Welken an trauter Brust,
Als stehn in Maienlust
Blühend allein.

Verschmähtes Mittel.

Ich weiß es wohl, wenn ich entfernt dir bliebe,
Auf lange Tage, ganze lange Wochen,
Dein Herzchen würde lauter für mich pochen,
Und durch Entbehrung wüchse deine Liebe.

Doch ach, wie zähmt' ich selbst indes die Triebe,
Die glühend mir in tiefer Seele kochen,
Der ich, an deine traute Tür zu pochen,
Nicht gern um eine Stunde nur verschiebe!

Durch meine Qual dein Sehnen anzuregen,
Weit unbequemer ist's, als traut und leise
Mein Haupt an deine zarte Brust zu legen;

Auch dünkt es mir nicht eben allzuweise,
Entsagen wollen des Besitzes wegen,
Und zu verhungern um den Preis der Speise.

Aus der Jugendzeit.

Und bin ich nicht glücklich, so bin ich doch selig:
Fehlt Silber und Gold mir, ist mein doch die Welt!
Geschenke des Himmels, sie regnen unzählig,
So lange noch Jugend die Pulse mir schwellt!
Das Schönste der Erde, die Blumen, die Lieder,
Sie zaubr' ich mir selber auf jeglichen Plan,
Und steigen des Himmels Gestirne nicht nieder,
So schwing' ich mich selber zu ihnen hinan!

Ich küsse mein Lieb' unter blühenden Bäumen,
Und freundlich erhört sie mein sehnendes Flehn —
Und ist's auch indes nur in seligen Träumen,
So kann es in Wahrheit doch bald mir geschehn!
Es mühen im Staube sich Toren unzählig,
Ich wandle begeistert auf blumigem Feld:
Und bin ich nicht glücklich, so bin ich doch selig,
So lange noch Jugend die Pulse mir schwellt!

Löwe und Rose.

Es trat auf eine rote
Rose der Löw' im Zorn;
Da blieb ihm in der Pfote
Der zarten Blume Dorn.

Es schwoll, es schmerzte die Pranke,
Der grimme Löw' ist tot;
Frisch labt sich am Morgentranke
Des Taus die Rose rot!

Sei noch so fein das Feine,
Das Grobe noch so grob,
Das Feine, Zarte, Reine,
Das Schöne siegt doch ob!

Boreas.

Da draußen auf den Straßen
Schneewirbelnd braust der Wind;
Zur Kurzweil' möcht' er umfassen
Wohl manch ein schönes Kind.

Du keckster von allen Freiern,
Was zerrst du mit lüsterner Hand
Die Mädchen an den Schleiern
Und an dem zarten Gewand?

Entführtest wohl gern, wie weiland
Dein Ahnherr, in Liebesweh
Solch Liebchen nach einem Eiland
In südlich blauer See?

Das Spiel mit riesigen Flocken
Ergötzt dich hier nicht mehr,
Und ferne Lenze locken
Auch dich wohl übers Meer.

Doch wisse, von Bergesklausen
Pilgernd zum Lorbeerwald,
Im Süden erstirbt dein Brausen
In weichem Gelispel bald.

Gedenkst du weise zu handeln,
Harr' aus in nord'scher Kraft!
Unter den Palmen wandeln —
Wir alle nicht ungestraft.

An Estrella.

(Zum 15. Oktober 1863.)

Wie wünscht man Glück den Glücklichen?
Hat leeres Wort Gewicht,
Wo Lieb' und Treu' den schönsten Kranz
Um sel'ge Häupter flicht?

Das ist des Lebens Gipfel wohl,
Das ist das echte Glück,
Wenn nicht die Zukunft mehr, und nicht
Die Ferne lockt den Blick;

Wenn man das Liebste nahe hat,
Nichts heischt mehr vom Geschick,
Nur halten, halten immerdar
Möchte den Augenblick!

Wenn man zur goldnen Sonne fleht:
O steh, nicht eile hin!
Zum Tag: o bleib, kein andrer bringt
Uns schöneren Gewinn!

Wer, was er liebt, in Wahrheit liebt,
Der liebt unwandelbar,
Und wer in Wahrheit glücklich ist,
Der ist's auf immerdar.

Ein Kuß.

Es saß ein fröhlich Mägdlein mir zu Füßen,
Sie sprach: „Ei wie so ernst, als wollt'st du weinen?"
„Was weißt du, Kind," entgegn' ich, „von den Peinen
Der Dichterbrust? Du weißt nur von Genüssen!"

Sie schweigt. Ihr Aug' ruht lang auf mir: im süßen
Gesicht des Ernstes Spuren leis erscheinen;
Dann haucht sie auf die Stirn mir einen reinen,
Geweihten Kuß, so fromm wie Mütter küssen.

O Kind! Wiegt über dir im Sterngefilde
Dereinst dein ew'ges Urteil Gott und spricht er's,
Und deckt kein Heil'ger dich mit goldnem Schilde:

Leg' in die Wagschal' in der Hand des Richters
Ein Engel diesen Kuß, den du so milde
Gedrückt hast auf die bleiche Stirn des Dichters.

Sommersonntag.

Ei, bin ich in schattigen Laubwalds Zelt
Schon drei der Stunden gesessen?

Hab' ich doch draußen den Rest der Welt
Schier ganz und gar vergessen.

O du leise brütender Mittagsglanz,
Wie liegst du so golden gebreitet
Um Hügel und Aun! Nur den Atemzug Pans
Vernimmt, wer die Gründe beschreitet.

Zurück zur Stadt nun schlendr' ich gemach,
Sie flimmert im Sonnenscheine,
Es blinken die Ziegel auf jedem Dach,
Es blitzen die Pflastersteine.

Aus der Kirche wogen die Leutchen fein,
In Händen das glitzernde Büchlein,
Und neben den Müttern die Jungfräulein,
Wie neben der Henne die Küchlein.

O Sonntagsfreude, wie spieltest du schön
In des Laubwalds goldenen Lichtern:
Doch wahrlich noch reizender bist du zu sehn
Auf den rosigen Mädchengesichtern!

Veilchen und Moschus.

Kitzelt Moschus mir die Nase?
Sind es Veilchen, die mich necken?
Seltsam ineinander fließen
Veilchenhauch und Moschusdüfte.

Ei, sieh da, in blanker Schachtel
Sendet eine holde Dame
Mir ein Nachtviolensträußchen
Und dazu ein Moschusbrieflein!

Veilchen sind gemischt mit Moschus
Und Natur= mit Kunst=Gerüchen
Immerdar in jedem Topfe,
Der da kommt aus Weiberküchen.

Im Winter.

Heimkehr.

O, Kind, heut schimmert der ganze Wald
Bereift mit weißen Kristallen.

Ich pflückte für dich ein Zweiglein ab,
Es hätte dir wohl gefallen:

Ich schob es ins Knopfloch an der Brust,
Und meinte, wie klug ich's machte:
Ach, es schmolz mir am Herzen der schöne Reif,
Weil ich deiner — zu warm gedachte!

Das war ein Kuß!

Das war ein Kuß! O himmlisch holde Lust,
Als zagend sich dein Wesen mir enthüllte,
Und schämig sich barg an meiner Brust,
Und ich dein Leben heiß an meinem fühlte!

Das war ein Kuß! Nicht so ein Mäulchen nur,
Wie sich's erlaubt verschämtes Liebeswehe!
Es war ein Kuß in ganzer Figur,
Es war ein Kuß vom Wirbel bis zur Zehe.

Die Primeln.

Sieh, Liebchen, hier im Waldestal
Das Plätzchen, unvergessen,
Wo kosend wir zum letzten Mal
Im letzten Herbst gesessen!

Und sieh' — nun sind in goldner Tracht —
Hier an derselben Stelle
Die ersten Primeln aufgewacht,
Als wär's des Lenzes Schwelle!

Siehst du, wie Liebe Wunder tut,
Daß, wenn der Schnee zerflossen,
Dort, wo ein Liebespaar geruht,
Die ersten Primeln sprossen?

Nun wollen doppelt eifrig wir,
Wo Moos und Gräser schwellen,
Fürs nächste Jahr im Waldrevier
Die Primelsaat bestellen!

Dann lächeln wir ob unserm Streich,
Wenn Berg und Täler wimmeln,
Und keiner weiß, warum so reich
Geraten sind die Primeln.

Liebende.

Schwer ist's für Liebende,
Ruhig zu bleiben;
Nimmer Vernünftiges
Können sie treiben:

Soll'n sie vor Langweil' nicht
Tödlich erkranken,
Müssen sie küssen sich,
Oder sich zanken.

Vergessen.

Als fern du warst, mein süßes Lieb,
Wie brannt' ich, meine Qualen
Beredter, als die Feder schrieb,
Mit Worten dir zu malen!

Die böse Zeit, sie ist herum,
Ich darf ans Herz dich pressen:
Nun ist der Mund vor Freuden stumm,
Das Leid hab' ich vergessen.

Wenn dich die Seufzer kränken . . .

Wenn dich die Seufzer kränken
Der todeswunden Seele —
Schließ' mir den Mund mit Küssen,
Sag mir, daß du mich liebst!

Wenn dich die Worte kränken —
Verlangst du, daß ich schweige?
Du kennst ein sichres Mittel:
Schließ' mir den Mund mit Küssen,
Sag mir, daß du mich liebst.

Wenn sich das Weh, das bittre,
Mit dem du mich erfülltest,
In bittrem Wort entladet,
Sei nicht so schweigsam trotzig,
Schließ' mir den Mund mit Küssen,
Sag mir, daß du mich liebst.

O sag's nur immer wieder —
Kann ich's auch nimmer glauben,
Gern hör' ich's doch noch immer —
O werde nur nicht müde,
Und sag' mir's immer wieder,
Sag mir, daß du mich liebst.

Und bricht mein Herz im Leide,
Hauch' ich das Weh, das bittre,
Im letzten Seufzer aus —
Ersticke mir mit Küssen
Die letzte, letzte Klage,
Schließ' mir das Aug' mit Küssen,
Schließ' mir den Mund mit Küssen
Und flüstre mir noch einmal
Ins Ohr die holde Lüge,
Sag, daß du mich geliebt.

Flitterwochen.

Einen Blütenmond der Liebe
Hab' ich mit dir durchgekost;
Doch nun scheint sich anzusäuern
Unsrer jungen Liebe Most.

Ei, zum Weine will er werden!
Gib nur acht, bald wird er klar:
Milder, kräftiger, gesünder
Wird er dann von Jahr zu Jahr!

Spaziergang.

Wo Sumach und Liguster blüht
Verschränkt am Murmelbach,
Seufzt' ich ins Ohr ihr liebentglüht
Umsonst ein sehnend Ach.

Im Wiesengrund, von Enzian
Umblüht und Hahnenfuß,
Erbat umsonst im Liebeswahn
Ich mir den ersten Kuß.

Wo steil die Schlucht voll Sauerklee
Und Anemonen steht,
Hab' ich umsonst in süßem Weh'
Mir Gegenlieb' erfleht.

Wo stachlig dräut die wilde Ros',
Schien selbst sie dornbewehrt —
Wo Heide schwillt und grünes Moos,
Da hat sie mich erhört.

Wenn sich zwei Liebste raufen ...

Wenn sich zwei Liebste raufen,
Ruft nicht die Polizei,
Denn eh' sie kommt gelaufen,
Ist aller Zank vorbei.

Und wollet sie nicht scheiden,
Und stürzet nicht ins Haus,
Sonst werfen euch die beiden
Versöhnt zur Tür hinaus.

Hypochonders letztes Ideal.

Mit zwanzig Jahren träumt' ich einen Engel,
Nicht mehr, noch minder; hold und schwanenrein,
Und überirdisch, ganz aus Lilienblüte
Gewoben und aus Himmelsätherschein.

Verzicht tat ich dann später auf den Engel
Und wünschte mir nur mehr ein irdisch Weib;
Doch immerhin ein Muster des Geschlechtes,
Mit edlem Geist und zauberschönem Leib.

Die Zeit verstrich. Ich ließ die hohen Träume,
Und wünschte mir ein Weibchen, sanft und gut,
Nicht allzu schön, als Hausfrau treu und tüchtig,
Verständig und mit leidlich frohem Mut.

Und jetzt? — Bei Gott, jetzt wär' ich schon zufrieden,
Mit einem Weib, das, wenn der Bund sie reut,
Bei Tisch nicht tückisch hinter meinem Rücken
Ein Pülverchen mir in den Becher streut . . .

O glückliche Zeit . . .

O glückliche Zeit, da Äuglein mich
Und Busen und Locken und Wängelein
Und reizende Beine betörten —
Gleichgültig, wem sie gehörten!

Jetzt bin ich verliebt, jetzt bin ich vernarrt —
Jetzt müssen die Locken, die Äugelein,
Jetzt müssen die Wänglein, die feinen,
Gehören der Einen — der Einen!

Jetzt bin ich vernarrt, jetzt bin ich verliebt,
Jetzt tänzeln umsonst mir vor Augen herum
Im Reigen die reizendsten Beine —
Ich seufze nur: Sie oder Keine!

Und winken jetzt Äuglein zu Dutzenden mir,
Und Busen und Locken und Wängelein
In fröhlichem, rosigem Scheine,
Zur Seite nun schleich' ich und weine.

Jetzt bin ich vernarrt, jetzt bin ich verliebt,
Jetzt bin ich vernarrt in die Eine.

Kreislauf der Liebe.

Das Vöglein schlürft umsponnen
Von Ätherglanz und -schein,
Aus ew'ger Liebe Bronnen
Ein Tröpflein selig ein;
Und still hinabgewendet
Ins blumig dunkle Tal,
Was es getrunken, spendet
Es aus in süßem Schall.

Des Klanges Hauch umwittert
Die Rosenknospe mild;
Sie trinkt ihn lustdurchzittert,
Von süßem Drang sie schwillt;
Und wenn ihr Bann gesprungen,
So steigt als Zauberduft,
Was erst als Lied erklungen,
Entzückend in die Luft.

Und wie die Düfte schweben
Durch Lenzesauen hin,
Ergreift ihr himmlisch Leben
Berauschend mir den Sinn:
Als Liebe sich entzündet
In mir des Dufts Arom,
Die still zurücke mündet
In jenen ew'gen Strom.

Das Glück im Innern.

Mädchen, sieh, aus weisem Munde
Tönt mir's oft: Das Glück,
Such's nicht außen, such's im Innern,
Zieh' dich in dich selbst zurück!

Tauch' ich dann, das Glück zu finden,
Tief in mich:
In des Herzens tiefsten Gründen
Find' ich — dich!

Ja, dann!

„Geh, geh, du bist doch auch ein Mann!
's gibt keinen, den's nicht reute!
Nun hängst du freilich heiß mir an;
Doch ist verkohlt der Liebe Span,
Dann schlägst du dich ins Weite!" —

Kind, meinst du wirklich, daß noch hier,
Bevor sie mich begraben,

Die böse Liebe läßt von mir?
Ach, dann wär' mir erst wohl bei dir —
Wollt' doppelt lieb dich haben!

Bei Gott, nach so viel Herzensdrang,
Nach so viel schlimmen Leiden,
In meiner Freiheit Überschwang —
Blieb ich dir treu mein Leben lang,
Erst recht dir treu — vor Freuden!

Du mußt ...

Der Schnee, der muß zerrinnen,
Und wär' er noch so rein:
Und du mußt einmal minnen,
Herzliebes Jungfräulein.

Sich öffnen müssen die Rosen,
Von Maienglanz betaut,
Und du mußt küssen und kosen,
Herzallerliebste Braut!

Und die Blüte muß schießen in Samen,
Und du zum Zeitvertreib,
Mußt singen Eia Popeia,
Herzallerliebstes Weib!

Albumblatt.

Mädchen mit den goldig-braunen Haaren,
Dich umwallend reich und hold und fein,
Laß dein Haupt stets dieser wunderbaren,
Dieser goldnen Hülle würdig sein.

Ja, Kind, unter dieser goldnen Hülle,
Berg' in deiner Stirne, lilienrein,
Sich der edelsten Gedanken Fülle,
Wie ein Schatz in einem goldnen Schrein.

Und dein Antlitz, jugendlich erblühend,
Leucht' in dieses Goldhaars Zauberschein,
Von der Unschuld reinem Lichte glühend,
Als ein goldgefaßter Edelstein.

Selbander.

Die Büsche flüstern hier herum
Seltsam von halbverschollnen Dingen,
Seit ich hier und ein Mägdlein jung
Selbander oftmals hadernd gingen.

Selbander ohne Liebe gehn,
Und wär's im schönsten grünen Walde,
Ist schlimmer noch, als einsam stehn
Auf dürrer, schattenloser Halde.

Zwar haben wir nicht stets gezankt:
Wir taten kosen auch und scherzen;
Jedoch die Liebe, die war falsch,
Und nur der Zank, der ging von Herzen.

Nicht die blöde Hand verklag' ich ...

Nicht die blöde Hand verklag' ich,
Die zertrümmert hat mein Glück;
Alles kann ich dir verzeihen,
Nicht den frechen kalten Blick,

Den du hast für meine Leiden
Und für mein verströmend Blut.
Nicht die Falschheit wirst du büßen,
Aber deinen Übermut.

Daß du wühlst in meinen Wunden,
Daß du schwelgst in meinem Schmerz,
Und den kalten Dolch mir stößt
Selbst noch ins gebrochne Herz.

Mitleid.

Ein Teufelsweib! — Ich sprach sehr lang zu ihr
Vom Liebeselend, das sie mir bereitet.
Wie sehr sie mich gebracht um Glück und Ruh',
Wie sie zur Furie schier an mir geworden.
Sie hörte still und wohlgefällig zu.

Doch als ich weiter sprach: „Mich rettet nur
Ein Wunder noch — vielleicht geschieht dies Wunder!

Vielleicht ersteh' ich aus den Todesschmerzen
Zum Leben wieder, ja, zu neuem Leben,
Zu besserm Glück an einem edlern Herzen,
Das wahrhaft lieben kann" — Als ich so sprach,
Und aus dem Aug' ein Hoffnungsstrahl mir brach,
Erst da begann die Stirn sich ihr zu trüben.

Kalt hatte sie gehört von meinen Peinen;
Doch als ich sprach von meiner künft'gen Lust,
Da stahl ein Seufzer sich aus ihrer Brust,
Und sie begann vor Ärger still zu weinen.

Die Blume im Tale.

Mich sieht, mich blasse Blume,
Des Himmels Auge nicht.
Mir fehlt's an mildem Taue,
Mir fehlt's an goldnem Licht;

Mein Leben ist ein Sehnen,
Ein stummer Schrei der Qual
Nach einem Hauch der Liebe,
Nach einem Sonnenstrahl.

Die Falter seh' ich sterben,
Wenn ihre Zeit dahin:
Ich kann nicht leben, nicht sterben,
Ich schmachte welkend hin.

Die Winde zausen und beugen
Mich im Vorüberflug:
Daß sie mich knickten, brächen,
Bin ich — nicht stark genug.

O hört' ich's noch einmal . . .

O hört' ich's noch einmal, das himmlische Wort:
Ich liebe dich!
Mir ist's wie ein Stern, der mir einmal gestrahlt,
Dann für immer erblich!

Einst hört' ich's, nicht achtend, das himmlische Wort —
Zu verweilen kosend an traulichem Ort
Schien mir eitel die Müh' —
Da war's zu früh!

Und es schwanden die Tage in endloser Zeit,
Die mir öde verstrich —
O hört' ich's noch einmal, das himmlische Wort:
Ich liebe dich!

Und hört' ich's, ach, nun,
Nach so manichem Jahr,
Das himmlische Wort, das ich still mir erfleht —
Wär's nicht zu spät?

Selig.

Selig spricht der Papst die Frommen,
Die noch Frömmern spricht er heilig;
Mancher ist so hoch geklommen,
Andre haben's nicht so eilig.

Sprach der Bonze: „Hier auf Erden
Führend solchen Wandel schmählich,
Wirst du nie ein Heil'ger werden!
Ich: „Kein Heil'ger — aber selig!“

Liebe mich nicht!

Nein, liebe mich nicht!
Küsse mich, Kind,
Herze mich, Kind,
Aber liebe mich nicht!

Der Kuß bringt Wonne,
Die Liebe Verdruß.
Zu spät oft kommt Liebe,
Doch nimmer der Kuß.

Das ist das kläglichste ...

Das ist das kläglichste der ird'schen Lose,
Wenn du geglaubt, ein tragisches Verhängnis,

Ein ungeheures Weh sei es gewesen,
Das dich gestürzt in rasende Bedrängnis,

Und dann nach Wochen, Monden oder Jahren,
Nachdem dein Sinn genesen,
Dir's plötzlich tagt, daß groß, daß ungeheuer
In deinem Weh, in deinem Schicksal nichts gewesen,

Als deine Torheit! — Ja, das ist am Leide
Das leidigste, wenn du zuletzt verschwiegen
Dich seiner schämen mußt, anstatt mit Stolz
Im Pathos deines Schmerzes dich zu wiegen,

Und nach so vielen Schicksalsflüchen,
Die dich verfolgt und spät von dir gewichen,
Noch einer auf dir haften bleibt, der schlimmste:
Der Fluch des Lächerlichen!

Herbstliches Scheiden.

Herbst war's, als von ihr auf immer
Scheidend ich ins Weite ging:
Träumend auf der letzten Rose
Saß der letzte Schmetterling.

Auf dem Wanderflug gen Süden
Sang ein Vogel, eh er schied,
Unterm letzten Grün der Linde
Rastend noch sein letztes Lied.

Und im letzten Zephirhauche,
Welcher strich durchs stille Tal,
Küßten Schmetterling und Rose
Flüsternd sich zum letztenmal.

Dann entsanken ihr die Blätter,
Ihm die Schwingen; und der West,
Wie des Sommers letzter Seufzer,
Schwieg ersterbend im Geäst.

Und der Nord begann zu blasen,
Wirbelte mit wildem Braus
Rosenblätter, Falterschwingen
Durch des Herbstes ödes Haus.

Und von meinem eignen Herzen
Fiel die letzte Blüte sacht:
Herbstgefühl in tiefster Seele,
Schritt ich weiter in die Nacht.

Erwiderung.

Wie? Als Fliege willst du kommen?
Ach, das würde dir wenig frommen!
Komm als Falter in meine Laube,
Komm als Lämmchen, komm als Taube:
Oder — was das sicherste ist —
Komm als Mädchen, das du bist!

Nur Eins.

Nur Eins noch lernt' ich nicht im langen Leben:
Dankbar zu sein auch für erloschne Liebe.
Hat sie nicht schwindend mir im Weltgetriebe
Weit mehr geraubt, als sie mir je gegeben?

Nein! Besser ungehört in eitlen Gluten
Verschmachten und vergehn in durst'gem Triebe,
Als glückbetört zu schöpfen mit dem Siebe
Den Trank, o Minne, deiner Nektarfluten!

Und doch — bedenk' ich, daß, was wir gewinnen,
Ein Schatten meist, ein Hauch, wonach wir trachten,
Daß nur ein Traum, was wir als Höchstes achten,
Und Spinnweb alles, was die Parzen spinnen —

Da mach' ich's oft, so manchem Schicksalshiebe
Zum Trotz, wenn alte Bilder mich umschweben,
Zum Vorwurf mir, daß ich nicht lernt' im Leben
Dankbar zu sein auch für erloschne Liebe.

Spätes Glück.

Es bestürmt — o Ironie des Geschicks! —
Mit sehnsuchtsvollem Gestöhne
Den Poeten in seiner Matratzengruft
Brieflich eine reizende Schöne.

Sie flötet wie eine Nachtigall,
  Sie trillert wie eine Lerche;
Sie lockt mich zum Leben, lockt mich zur Lust
  Aus dem dumpfen, dem düsteren Pferche.

O warte, Kind, jetzt bin ich zu krank,
  Jetzt kann ich dir leider nicht helfen!
Warte bis ich gestorben bin,
  Und das Grab mir schmücken die Elfen.

Und ich auferstehe zur Geisterstund',
  Und mitten im nächtlichen Schweigen
Im Gehege des ewigen Friedens walzt
  Der bekannte knöcherne Reigen.

Dann komm' zu mir, du schönes Kind,
  Mit Kränzen und duftigen Salben!
Dann mach' ich, heißa, ein Tänzchen mit dir
  Im Mondesglanze, dem falben:

Und es soll werden ein Rasetanz,
  Daß fliegend die Pulse dir klopfen,
Und dir vom perlenden Schweiße stehn
  Auf der blühenden Stirne die Tropfen;

Bis daß ich außer Atem getanzt
  Das holde, das wonnige Leben,
Das, so früh mit offnen Sinnen ersehnt,
  Sich so spät mir zu eigen gegeben —

Das sich mir versagte so launisch kalt,
  Das mit grinsendem Hohn mir entschwebte,
So lang ich eifrig haschte nach ihm,
  So lang ich liebte und lebte —

Und das mir erst nahte, als es zu spät,
  Im Lebensherbste, dem falben! —
O warte, bis ich gestorben, Kind!
  Dann komm' mit Kränzen und Salben!

Jugendlieder.

Nach deiner Reize Bronnen . . .

Nach deiner Reize Bronnen
Lechzt immerdar mein Herz:
Trinkt es nicht süße Wonnen,
Trinkt es doch süßen Schmerz!

Süß sind der Liebe Freuden,
Süß ist der Liebe Pein —
Nur das ist bitter: scheiden,
Und fern der Süßen sein!

Halt' es mit meinem Herzen,
Ganz wie du willst, mein Lieb!
Gib Freuden oder Schmerzen,
Nur eins von beiden gib!

Neue Wunde.

Noch ist von alter Wunde
Mein armes Herz nicht heil,
Und schon nach seinem Grunde
Aufs neue zielt der Pfeil.

Zwei Augen, sanfte Sonnen,
Die leuchten gar zu klar;
Ein Mund, ein Purpurbronnen,
Lockt allzu wunderbar.

Ich kenne diese Klippen,
Ich weiß es nur zu wohl,
Was ich von solchen Lippen
Und Augen fürchten soll.

Darin sitzt auf der Lauer
Der böse Schütze gern.
Herzwunden, Fieberschauer,
Schon ahn' ich sie von fern.

Noch ist von alter Wunde
Mein armes Herz nicht heil,
Und schon nach seinem Grunde
Aufs neue zielt der Pfeil!

Auf Liebeswegen.

Rauh ist's, gehn auf Liebeswegen,
Bitter, lange Stunden stehn
Und in Sturm und bösem Regen
Nach dem trauten Fenster spähn.

Ach erscheine, du der Süßen
Süßeste — wild stürzt die Flut;
Überlaß nicht diesen Güssen,
Auszulöschen meine Glut.

Totgefahren, Schlachtgewitter
Sind der mut'gen Liebe Trost:
Eins doch scheut der heiße Ritter:
Was die Hitze dämpft, den Frost.

Ergebung.

Ich ging im deutschen Dichterwald,
Ein fröhlicher Liederschreiber;
Da stürzten aus feindlichem Hinterhalt
Deine Reize hervor wie Räuber.

Sie raubten das Herz mir, sie raubten den Sinn,
Sie raubten mir all das Beste:
Kind, nimm mich ganz, laß mich nicht ziehn
Mit diesem kläglichen Reste!

Gasel.

Ihr wähnt, daß ich Eines erwählt, dem andern den Busen verschloß ewig?
Wer ganz sich in jegliches senkt, nur der ist erhaben und groß ewig!
Ich steige zum Himmel empor und bring' euch Kunde so hehr, —
Ihr wähnt, daß das strahlende Licht des Himmels das Haupt mir umfloß ewig?
Ich ruhe der Schönsten gesellt, und sing' euch Lieder, so zart —
Ihr wähnt, daß ich tändelnd und traut der Holden gesessen im Schoß ewig.

Gasel.

O merke, Kind, ein Dichterherz kann wie die Taube sanft sein,
Doch kann's auch wie ein feurig Roß, das wild den Boden
stampft, sein.
Ist blau der Tag und lind die Luft, blühn goldne Blumen
rings,
Dann mag sein Grund ein heller See mit Blumen um den
Ranft sein.
Doch spiele nicht zu nah, zu lang', an seinem Rande, liebes
Kind,
Denn eh' du's denkst, kann er ein Pfuhl, der Pech und Schwefel
dampft, sein.

Gründe.

Mein holdes Kind, was ist dir widerfahren?
Was senkst du so dein Köpfchen, süße Rose?
Was wehrst du mir, daß ich dich traulich kose,
Und spielend wühl' in deinen seidnen Haaren?

„Mein Liebster, ach! ich will dir's offenbaren:
Gewicht'ge Gründe gibt es, zweifellose,
Gebietend, dich zu fliehn und dein Gekose,
Und meinen Mund vor deinem Kuß zu wahren."

Wie? Gründe, sagtest du? Dann will ich legen
Mein Haupt an deine Brust, die schwellend runde,
Und ruhn und kein Bedenken weiter hegen.

An Gründen geht die Liebe nicht zugrunde:
Stehn Gründe nur, und andres nicht entgegen,
Droht keine Trennung süßem Liebesbunde!

Vermischte Gedichte.

Das Kreuz am Wege.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
Entblöß' ich ernst vor dir, Kreuzbild am Wege,
Ob auch von Stümperhänden roh geschnitzt!

So viele Millionen Herzen hat,
O Zeichen du des Kreuzes, Schmerzensbild,
Getröstet nichts im Erdental wie du,
Kein Anblick, wie der deinige, die Summe
Des Leids gemindert, das die Menschheit drückt.
Du hast erlöst nicht alle zwar, doch viele!
Aus schlichtem Holz geformt, in Gold und Silber
Gegossen, hehr von Meisterhand gebildet,
Von kindlicher, von roher Hand gestümpert,
Am Schwanenhalse stolzer Königinnen,
Wie in der zitternden verdorrten Hand
Des ärmsten Dulders und des Sterbenden,
Und des zum Richtplatz wandelnden Verbrechers,
Hast du der Welt gemeines Leid besiegt
Mit eines größern Leids erhabnem Bild.
Die Neugebornen grüßt dein ernster Segen,
Und auf der Toten Gräbern ragst du still.

Der Raumwelt Urbild bist du, Kreuzesbild,
Die zwiefach ihre Pole kreuzt, gleich dir:
Der Gottmensch, der, an dich genagelt, blutet;
Das ew'ge Leben ist's, das in den Schranken
Der Raumwelt stirbt den ew'gen Kreuzestod.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
Entblöß' ich ernst vor dir, Kreuzbild am Wege,
Ob auch von Stümperhänden roh geschnitzt.

Beethoven.

Ich werd' entrückt im Traum dem ird'schen Tal
In eine andre wunderbare Welt.
Und diese andre wunderbare Welt,
Sie hatte ihre Blumen, ihre Klippen,
Ihr brandend Wasser, ihre goldnen Aun;
Ihr Licht, ihr Dunkel, ihre Dämmerung,
Sie hatte Höhn und Tiefen, Reize, Schrecken,
Ganz wie die unsre — nur aus anderm Stoff
War sie geformt — ihr Hohes, Liebliches
Ging mehr zum Herzen noch als das der unsern,
Nur auf ganz andrem Weg: durchs Auge nicht —
Es ging durchs Ohr! —

Und wallend sah ich da
Gestalten, holdbeschwingte Genien,
Die Blumen pflückten, Kränze lieblich wanden,
Und armen Sterblichen zur Wonne boten
Kleinode viel aus diesem Wunderland.

Nun aber sah ich einen, hochher schwebend,
Der diese ganze Welt in Trümmer schlug,
Und herrlicher sie wieder auferbaute —
Hingrollt' er wie ein mächtiger Titan,
Ob allem schwebend, groß und allumfassend,
Des Chaos Graun mit Himmelsglanz vermählend.

Ins Reich der Harmonie war ich entrückt;
Beethoven hieß der Hohe, den ich schaute.
Die andern, die ich schaute neben ihm,
Es waren Genien, Götterlieblinge,
Sie hatten all ihr zugemessen Teil.
Doch jener eine stand ob allen hoch:
Denn er allein beherrschte diese Welt —
Er war's allein, der schwang in diesem Reich
Den Wetterstrahl wie Zeus — kein König bloß:
Denn wer ein All beherrscht — das All der Töne —
Der ist ein Gott — ein Gott der ew'gen Schöne.

Morgenpracht im Walde.

O Morgenpracht im Wald! Es stehn die Kelche
Der Blumen mit des Taues Perlen da,
Wie Kelche mit des lichten Trankes Resten
Von einem nächt'gen Elfenbacchanal.
Es rauscht im Tal der Bach, es grünt die Schlucht
Vom Laub verblühter Frühlingsanemonen
Und Sauerklee. Ligustersträuche klettern
Den Hang empor. Auf grüner Waldeswiese,
Wo Kräuter würzig duften, halt ich Rast.
Die schöne, hohe Wipfelpyramide
Der höchsten Fichte ragt vom Waldesschatten
Hinauf ins helle Blau der Juliluft,
Der wabernd-heißen. Drüber schwebt ein Paar
Von Hähern, krächzend; weißberändert leuchten

Die ausgespannten Flügel. Über ihnen
Zieht silberweiß Gewölk im hohen Blau.
Das alles ist so altgewohnt, so schlicht,
Und doch so wunderbar. Vom Grund der Schlucht
Bis zu des Himmels leuchtendem Zenit,
Wo weiß die Wölkchen schweben, liegt auf allem
Wie Tau die Poesie. Mit diesem Tau
Geschmückt stehn unsers Lebens arme Blumen
Wie Kelche da mit lichten Trankes Resten
Von einem stillen Götterbacchanal.

Das kranke Kind.

„Herzenskind, o sage,
Willst du Zuckerplätzchen,
Oder hier von diesen
Würzig süßen Beeren!"

Stumm auf weißem Kissen,
Blaß die zarten Wangen,
Lag das blondgelockte
Haupt des kranken Kindes.

„Willst du von der weichen
Goldorange kosten,
Dir die trockne Lippe
Mit dem Safte netzen?"

Schweigend, ohne Regung
Lag das Kind und wehrte
Mit dem Wink der matten,
Halbgeschloßnen Augen
Ab die Goldorange.

„Willst du von dem milden
Labetrunk hier nippen?
Trink, mein Kind, erquicken
Wird es dich, erfrischen!"

Teilnahmslos und schweigend
Lag das Kind, das kranke,
Wehrte mit dem Händchen
Ab den Labebecher.

„Herzenskind, o sage,
Sage doch, was willst du?“

Stumm und still und traurig
Auf dem weißen Kissen
Lag das blondumlockte
Blasse Kindesantlitz.

Plötzlich weit die großen
Sehnsuchtsvollen Augen
In dem stillen, bleichen,
Abgezehrten Antlitz
Auf die Mutter richtend,
Sprach das Kind mit matter
Stimme wie im Traume:

„Blumen, liebe Mutter,
Schöne Blumen möcht' ich,
Um damit zu spielen!
Solche Blumen, weißt du,
Mutter, wie wir pflückten
Drunten in dem Garten,
Eh' ich krank geworden!
Solche schöne Blumen,
Mutter, hätt' ich gerne,
Um damit zu spielen!

Eine Träne stahl sich
Aus dem Aug' der Mutter.
Wandelte zum Garten,
Pflückte weinend Blumen,
Brachte sie dem Kinde.

In die kleinen Händchen
Faßt das Kind die Blumen,
Jetzt mit müden Nüstern
Ihren Wohlduft schlürfend,
Jetzo damit spielend,
Heiter, still-zufrieden.
Seine Augen glänzen —
Doch sie werden trüber:

Still noch einmal lächelnd,
Schließt das Kind die Lider —
In der Hand die Blumen,
Ist es eingeschlummert.

Adleraufschwung.

Wenn Frühroтschein um Alpengipfel zittert,
Da rauscht der Aar empor ins Morgengrauen,
Zu grüßen, die da segelt hoch im Blauen,
Des Lichtgotts Purpurgondel, goldbeflittert.

Das Licht begrüßt er, das sich nachts zersplittert
Als Sternensaat auf weiten Himmelsauen,
Doch jetzt im Osten, flammend anzuschauen,
Als Strahlengarbe morgendlich gewittert.

Einsam der Hohe seinen Kreis beschreibt,
Wenn unter ihm des Tages Jugendalter
Taufrisch der Lebenswonne Blüten treibt.

Die Lerche schmettert, und es tanzt der Falter:
Des Adleraufschwungs Rauschen aber bleibt
Der schönste Ton im Morgenjubelpsalter.

Friedrich Halm.

Mich drängt's zu sagen, daß mit Leidgefühlen
Ich sah, wie ihn die Mitwelt aufgegeben,
Wie ihm mit mißgunst=quakendem Bestreben
Ein Froschchor folgte bis zum Grab, dem kühlen.

Und doch — mich dünkt, rein wird die Zeit ihn spülen
Von Geifers Malen, die jetzt an ihm kleben;
Sein Name wird die Würmer überleben,
Die in dem Fleisch, dem sterblichen, ihm wühlen.

Wenn über Blumen ihr nun rümpft die Nase,
Die euch ein zarter Dichter bot, ein echter,
Und lieber schwelgt in blüteloſem Grase,

Die Folgezeit, sie ist vielleicht gerechter,
Sie anerkennt vielleicht, daß ich nicht rase,
Lieb' ich den Edlen, der da schrieb den „Fechter“.

Wiedergeburt im Lichte.

Von einer dichten Wolkenatmosphäre
Umspannt, war hingerollt manch ungezählte
Jahrtausende der Erdball, und nichts ahnten
Auf seinem weiten Rund die Lebewesen
Von einer goldnen Sonne, welche sich
Jenseits des grauen Wolkenhorizonts
Lichtspendend hehr in Ätherblau bewegte.

Und als zuletzt sich lichtete die Hülle,
Und sacht in fliegendes Gewölk sich lösend,
Zerriß der windgezauste Riesenvorhang
Der Weltenbühne — als sich prachtvoll endlos
Erschloß die eherne, azurne Kuppel,
Und blendend stand im Blau das wunderbare
Gestirn, das goldne, da war unbeschreiblich
Das Staunen aller Irdischen. Es glühte
Der rauhe Fels, die Blumenhäupter wandten
Dem Strahl sich zu. Die Ungetüme brüllten,
Und selbst die blödesten der Erdnaturen
Glotzten, aus Schlamm und Duft hervor sich wälzend,
Verzückt nach oben, nach der blendenden,
Der großen, strahlensprüh'nden Sonnenscheibe.
Und was geflügelt war, das schwang sich hoch
Und höher nun empor; aus Vogelkehlen
Rang ein melod'scher Schrei sich los, so hell,
Als wär ein klingender Sonnenstrahl er selbst.
Und aus der Zahl der Wesen, die da krochen,
Sich ringelten, auf vieren wandelten,
Erhob sich eins, und, hohen Staunens voll,
Verharrt' es aufrecht — Haupt und Angesicht
Für immer zugekehrt dem goldnen Licht.
Wie neugeboren, wie vergöttlicht schien
Im Licht dies Wesen, und sein Augstrahl grüßte
Bald mit verwandter Glut den Sonnenblitz.
In seinem Haupte zum Gedanken werden
Wollte der heil'ge Strahl, zum Hochgefühl
In seiner Brust, in seinem Mund zum Wort.

Das Meer, als Spiegel der azurnen Wölbung,
Begann zu wallen und sich sacht zu kräuseln,

Zu leuchten, aufzuglühn im tiefsten Grunde;
Und sehnsuchtsvoll erregt, wie unterm Kuß
Erschauernd einer himmlischen Umarmung,
Aus ros'gem Schaum, vom goldnen Glanz befruchtet,
Gab es dem Licht ein Pfand des Liebesbundes,
Den jetzt der Himmel mit der Erde schloß:
Ein selig Wunder, eine Huldgestalt,
Ein Urbild alles Schönen, Süßen, Hohen.
Und dieser Zauber schwebte auf den Wogen,
Halb Schaum, halb Götterleib; halb Wirklichkeit,
Halb schöner Traum; vom Meere her ergoß
Durch alle Wesen sich der Wonneschauer.

So hohe Wunder schauten, ahnten, träumten
Im neuen Lichte die Lebendigen.
Doch wie erschraken sie, als, tiefer stets
Am Rand des Horizonts hinuntergleitend,
Ins Meer versank nach kurzgemeßnen Stunden
Die goldne Sonnenleuchte, und ein Dunkel
Hereinbrach, trauriger als je zuvor,
Das bleischwer sich auf ihre Lider senkte.
Noch wußten sie es nicht, die Erdenkinder,
Daß unerträglicher als ew'ge Nacht
Wär ew'ges Licht, und unerträglicher
Als ew'ger Schlummer wär ein ew'ges Wachen.
Doch sieh, es kam der Mond, die Sterne kamen,
Und trösteten die Erde und versprachen
Der schönen Sonne bald'ge Wiederkehr.
Und sie kam wieder, treu fortan vollendend
Von Tag zu Tag die Bahn am Himmelsbogen.

Von da an wußte dem erhabnen All
Verknüpft die kleine Erdwelt sich, gekettet
Ans große, heiße Sonnen-Mutterherz,
Verschlungen mit unzähligen Geschwistern
Im Reigen, dem unendlichen, des Lebens,
Der, kreisend zwischen Werden und Vergehn
Und Licht und Nacht und Todesschlaf und Wachen,
Froh seiner selbst nur ist im ew'gen Wandel.

Der Erdenkloß war zum Gestirn geworden.

Die Feuersäule des Shiva.

Mit Brahma stritt, dem Welterschaffungsgotte,
Der Gott der Welterhaltung Wischnu sich.
„Ich bin das Sein, das Wesen!“ sagte Brahma.
„Ich bin das blühende Leben!“ sagte Wischnu.
„Mein Haupt ragt in des Himmels Höhn!“ sprach dieser.
„In Abgrundtiefen wurzl' ich!“ sprach der andre.
So prahlten sie. Da trat vor sie der dritte
Des Dreigestirns der allgewalt'gen Götter,
Shiva genannt, als ries'ge Feuersäule,
Die aus dem Boden loderte und flackernd
In Ätherhöhen sich verlor. „Ich bin“,
Sprach er, „der Gott der ew'gen Weltverneinung,
Des großen Nichts, des ungeschiednen Seins,
Der alten Nacht, des Chaos, draus die Welt
Entsprang, in das sie wieder kehrt zurück!
Ermeßt erst *meine* Tiefen, *meine* Höhen,
Eh' ihr entscheidet, wer der Götter größter!“ —
Da wandelte in einen Eber Brahma,
In einen Adler Wischnu sich: der eine,
Den Grund mit mächt'gen Hauern aufzuwühlen
Rings um des Shiva ries'ge Feuersäule;
Der andre, um die unermeßne Spitze
Der Feuersäule fliegend zu erreichen.
Von Stund' an grub in jeglicher Minute
Zehntausend Meilen tief im Weltabgrund
Des Ebers mächt'ger Zahn, und aufwärts trug
Zehntausend Meilen hoch die Säul' entlang
Den Aar der Flug in jeglicher Minute . . .
Der eine gräbt, der andre fliegt noch immer.

Nimrod.

Mit einer Kriegerschar, von blanken Schilden
Und Helmen funkelnd, goldnen Panzerhemden.
Vor Abrams Zelt, des frommen, rückte Nimrod,
Und fordert' ihn heraus, ihn und die Seinen.
Und aus dem Zelte trat der Patriarch.
„Wo ist dein Kriegsheer?“ fragt hohnlachend Nimrod.
Voll Gottvertrauns gen Himmel Abram blickte,

Und sah ein graues Wölklein in der Luft,
Auf dieses Wölklein wies er hin und sprach:
„Dies ist die Heerschar, welche Gott mir sendet.“
Und sieh, das Wölklein senkte sich herab;
Es war ein Schwarm von Mücken, unzählbaren.
Und dieses Heer der allerunscheinbarsten,
Verachtetsten von allen Tierlein warf sich
Auf Nimrods wilde Krieger und bedeckte
Zu Tausenden der Riesen Angesichter,
Einbohrend in die Wangen, Lippen, Nüstern
Und Augen seine winz'gen scharfen Stacheln.
Geblendet, irr', vor Schmerz und Unmut heulend,
Entflohn die Recken, stürzten in den Strom sich,
Hinwegzuspülen vom Gesicht den Gräul.

Heimkehrt in seinen prangenden Palast
Nimrod, verfolgt von einer einz'gen Mücke.
Und als er nachts aufs Lager sich geworfen,
Umschwirrte sein Gesicht die kleine Mücke,
Und kroch zuletzt hinein in seine Nüstern,
Und durch die Nüstern bis in sein Gehirn.
Und sie begann an dem Gehirn zu nagen.
Empor fuhr Nimrod aus dem tiefen Schlaf,
Und wußte nicht, was ihm tief innen schwirre
Im Haupt und ihm benage das Gehirn.
Anhielt dies Nagen, Schwirren, ruhelos,
So daß Gott lästerte mit Flüchen Nimrod,
Und Menschen mordete in toller Wut.

Und als so Monde schwanden, und die Folter
Kein Ende nahm im Haupt, im Hirn des Riesen,
Befahl er täglich zweien seiner Sklaven,
Sie sollten unablässig Tag und Nacht
Aufs Haupt ihn schlagen mit zwei ehrnen Hämmern.
Da schlugen mit zwei wucht'gen Hämmern sie
Das felsenharte Haupt ihm unablässig.
Doch sie betäubten nicht die Qual im Haupte.
Und immer grauenvoller fluchte Nimrod.
Und immer reichlicher floß Menschenblut.
Da rafften, ihrer Arbeit müd, die Sklaven
Zusammen ihre Kräfte und zerschlugen

Das Haupt des Riesen ganz mit ihren Hämmern.
Und seine Seele fuhr hinab zur Hölle.
Die Mücke aber, als hervor ans Licht
Sie kam aus dem zerschmetterten Gehirn,
Da war sie lahm an ihren beiden Flügeln,
Und auf den beiden Augen war sie blind:
Doch groß geworden war sie wie ein Sperling.

An Hermann Bonitz.

Wenn leuchtende Bürgerkronen selten erteilt die Mitwelt
Und über das stille Verdienst hinweg
Nach lärmvollen Triumphen
Die Muse blickt — es könnte
Doch unwert keinen bedünken des schönsten Loblieds,
Das elischen Bekränzungen einst folgte, der Mann,
Der, unwankend an seiner Stelle, jeglichen Tag
Stillwirkend Goldsaaten des Geistes ausstreut,
Und mit seinem Herzblute tränkt
Die friedliche, weithinstrahlende Leuchte des Wissens,
Und, abseits nimmer blickend,
Nein, schweißforderndem Ziel unverwandt
Zugekehrt, hinrollende Jahrzehnte lang
Die herrliche, stets wachsende,
Gesegnete Kraft erprobt im reinsten Bemühn.

Wie Sterne des Himmels geht er seine gewohnten Bahnen,
Und nimmer ermüdet er, immer gleich
An Vollkraft, wie der Bergquell,
Dem sich die Wandrer nahen
Im Mittagsbrand, wo, gelehnt an die moos'ge Felskluft,
Das liebliche Geriesel sie einschlürfen, und bald
Verjüngt merken, daß hier mit Wunderkräften ein Gott
Erfrischt ihr Herz hat, und so fürbaß wandernd,
In der Brust des Labsals getreu
Noch denken sie lang und preisen die wirtliche Stelle:
Und wenn der Ruf im Lande
Des herzstärkenden Bergquells erklingt,
Nicht den Umweg scheun sie, die Wegmüden, sie nahn
Von hier und von dort, ferneher,
Und viele begegnen sich am heiligen Born:

Er aber, genährt von Himmelstaue, gewürzt von tiefen
Urkräften, geheimen, im Schoß des Bergs,
In stets gleichem Erguß streut
Die reinen Segenstropfen
Er aus für Hunderte. So, du Beglückter, geben
Die himmlischen Gewalten auch dir, lange zu sein
Ein weitrauschender Born am vielumwanderten Ort,
Zu sehn vorbeiwallend das Blütenalter,
Das entgegenreift seiner Kraft,
Und freudig den Sinn sich stärkt und den Geist an der Fülle,
Die still du beutst. Und wie sie
Dich aufsuchend genaht ferneher,
Aus des weitverbreiteten, vielsprachigen Lands
Bezirken, so zieht der gen Nord
Bald wieder, der südwärts, und so trennt sie der Pfad —

Doch nimmer des Sinns Vergessenheit. In erstarkten Seelen
Treu hüten sie, was sie geschöpft aus dir,
Und nicht hüten sie minder
In eingedenkem Geiste
Was noch viel köstlicher ist: eines Manns Gedächtnis,
Der Tausenden voran als ein hochragendes Bild
Des aufopferndsten Tuns erglänzt. Und reicher Gewinn
Ist solch ein Bild, und zu ihm aufzublicken,
Es erquickt, denn schlaff ist die Zeit,
Nachtrachtend der Muße nur, dem Genuß. Auf die Deinen,
Du Edler, blick', und wisse,
Sproßt auch halb nur empor manche Saat
All den Besten: eine doch reift ihnen gewiß,
Die mild sie gesät: treuer Dank.
Wem blüht sie so reich wie dir? Verschmähe sie nicht!

Am Herzschlag.

Am Herzschlag, sagten sie, sei er gestorben.
Ganz recht! Sein junges Herz hat ausgeschlagen.
Ein blut'ger Spalt, ha, klafft in seinem Haupt,
So wie ihn gräbt das mitleidslose Blei —
Laßt euch nicht irren dies; es bleibt dabei:
Der blut'ge Spalt, den seine Stirne trug,
War eine Wunde, die das Herz ihm schlug.

Ein grelles Licht wirft dieser Tod ins Leben.
Ein Fatum herrscht in Höhen, herrscht in Tiefen,
Das unsre Kraft zermürbt, und dann
Gebietrisch heischt, was nur der Starke kann,
Der Held, der Mann.

So ging auch er dahin. Als Scheidegruß
Hat er die Mahnung uns entboten:
„Kehrt ein in euch — des Unheils Woge steigt! —
Und fragt ihr sonst noch etwas ihn — er schweigt.
Denn Schweigen ist das große Recht der Toten.

Auf ein früh verblichenes Kind.

Kurz war dein Weg von einem Mutterschoße
Zum andern, Kind — vom weichen Schoß des Weibes
Zum Erdenschoß. Dort hast du sanft geruht,
Hier ruhst du sanfter noch. Nur was dazwischen,
Der kurze Weg im Licht, die Doppelwache
Des Daseins, dir beschieden, ach, sie war
Ein rauher Hauch, ein wilder Stoß. Doch, Kind,
Ich preise dich beglückt! Wie Kleine pflegen,
Daß sie, erwachend aus dem süßen Schlaf,
Aufschrein und weinen, aber rasch dann wieder
Zurück das Köpfchen schmiegen und die Äuglein
Zudrücken, süß und ruhig fortzuschlummern,
So du: dein Leben war ein kurz' Erwachen
Aus süßem Schlaf, ein kurzer Blick ins Licht
Und in ein Mutteraug' — ein neues Schließen
Der Augen, und ein ruhig Weiterschlummern.
Ich preise dich, o Kind! So kurz du auch
Gelebt, der kurze Blick ins Mutteraug'
Ist nicht verloren. Heil'gen Lebensernst
Sprüht solch ein Kindesblick — und war er kurz
Nur, um so tiefer dringt er wohl, und wie
Aus andern überird'schen Welten kommend,
Fortleuchtend als geheimnisvoller Strahl,
Gespenstig fast und doch unendlich süß,
Durchglüht und heiligt er das Mutterherz.

Weihnachtswunder.

I.

Prunken fruchtbeladen im Herbst die Bäume,
Steht vergessen in Waldesnacht der Tännling,
Nackt und arm, nicht Blüten noch Früchte trägt er.
Aber wenn die traurigste Zeit des Winters
Kommt, wenn draußen wirbelt der wilde Schneesturm,
Und die andern Bäume des Schmucks entkleidet,
Dieses Wunder schau, wie mit einem Male
Prunkt so reich begnadet der arme Tännling!
Äpfel sprießen — merk' es, im tiefsten Winter —
In der Nacht ihm plötzlich, und nicht bloß Äpfel,
Mandeln auch, Orangen und goldne Nüßchen
Und der Feige duftges Fleisch und Datteln,
Ja sogar lebzelterne Reitersmänner
Baumeln dran und zierliche Zuckerpüppchen.

II.

Gnadenreiche Zeit, wo so hohes Wunder
Wirkt das Christkind! Kommt es, um aufzupflanzen
Jene glanzumfunkelten Wunderbäume,
Büblein, Mägdlein schlagen die Augen nieder,
Fürchtend fast, es könne der Glanz sie blenden
Jenes Himmelskinds, das auf leisen Sohlen
Kommt und geht. Doch wer sich ein Herz faßt, mutig
Fest es hält, ihm lüftet den Schleier, findet
Drunter stets ein lächelnd bekanntes Antlitz,
Und ist doppelt selig; — denn noch erwünschter
Als ein Christkind, das uns nur flüchtig grüßte,
Ist ja doch ein liebendes Mutterantlitz,
Das wir küssen dürfen, und das bei uns bleibt.

Freudenspender.

Aus der Dunkelheit gezogen,
Durch des Schicksals Gunst begnadet,
Und vor Tausenden erlesen,
Hell im Glanz von Himmelslichtern
Strahlend, streut er eine Fülle
Holder Gaben aus für andre,

Um, indes entzückt sie träumen
Noch von dem, was er gespendet,
Lichtlos, kahl, zu ruhn im Winkel
Einer nächtlich dunklen Stube . . .

Sprichst du von dem Weihnachtsbaume?
Sprichst du von dem grünen Tännling,
Der, indes die Segensfülle,
Die er von dem Haupt geschüttelt,
Lebt und glüht in frohen Herzen,
Nach erloschnen Lichtern einsam
Steht im öden, düstern Winkel?

Nein — ich spreche von dem Dichter,
Dessen Sang im Festgewande
Heut, in heil'ger Nacht der Weihe,
Liegt auf hundert Weihnachtstischen,
Unter hundert Weihnachtsbäumen,
Angestrahlt von hundert Lichtern
Und vom Glanze sel'ger Augen —
Und der sinnend, krank und einsam,
Leidvoll, ohne einen einz'gen
Strahl von holder Weihnachtsfreude,
Wacht im traurigen Gemache.

Am Fenster stand ich . . .

Am Fenster stand ich
Und starrte sinnend hinaus in die Nacht,
Und spähte nach einem Stern im Gewölk.

Ich ging
Und durchwanderte die Straßen, die Plätze
Und durchspähte dabei die Weiten des Himmels
Nach einem Sterne.

Das Gewölk ballte sich,
Einzelne Tropfen fielen,
Der Wind fegte durch die verödeten Gassen,
Nur ein geschminktes Weib,
Das einsam die Häuser entlang schlich,
Zog fröstelnd fester um sich das Tuch

Und richtete auf mich
Einen großen, dunklen, müden Augenstern,
Der kein Stern in der Nacht,
Sondern selber eine sternlose,
Regentrübe, verödete,
Nach einem Lichtstrahl ringende Nacht war.

Blinder Schrecken.

Der Tod wirft uns aus dieser Welt hinaus,
Wie Vogeleltern aus dem Nest die Jungen.

Zitternd blickt
Von des Nestes Rand,
Das seine Welt ist,
Der scheue Nestling
Hinab in den Abgrund.
Jedes Schwungfederchen
An seinen Fittichen,
Jedes Flaumfederchen
An seinem Halse,
An seiner weichen Brust
Sträubt sich vor Angst.
Ein Stoß — die Sinne schwinden ihm —
Er stürzt —
Er meint zu vergehen —
Aber seine Schwingen
Wissen es besser:
Ausbreiten sie sich,
Und über sein eignes
Flattern und Schweben
Erstaunt der Beflügelte.
Er fühlt sich getragen
Vom Äther,
Und seine Brust weitet sich,
Und krächzend vor Lust,
Stürzt er ans Herz der Unendlichkeit.
So wir
Am Rande des Abgrunds!
Was zittern wir?

Der unendliche Äther
Des Lebens, der uns trägt,
Ist überall,
Und jede Seele geflügelt.

Der Tänzer.

An der Wand auf zartem Ständer,
Gegenüber meinem Bette,
Wiegt, aus weißem Gips gebildet,
Schwebend sich ein schlanker Tänzer.

Wiegt auf einem Beine, tanzend,
Auf der Spitze seines Fußes,
Seit so manchem, manchem Jahr sich
Mit gewohnter Zier und Würde.

Weggebrochen ist sein andres
Bein seit langem, weggebrochen
Auch ein Arm, auch sonst das Antlitz
Und der Rumpf nicht unverstümmelt.

Doch er tanzt. Noch immer zierlich
Tanzt er, hält im Gleichgewichte
Auf dem einen Bein sich schwebend,
Auf des einz'gen Fußes Spitze.

Scheint zu sagen: „Ei, was tut's,
Daß ich nur ein armer Torso?
Mein ja nenn' ich unverzagt noch
Eine heile Zehenspitze!

Tanzen will ich, tanzen werd' ich
Mit gewohnter Zier und Würde,
Bis in Scherben ich gegangen,
Bis zum letzten Augenblicke!"

Recht so, alter Bursche, tanze,
Wie du tatst in bessern Tagen;
Herzhaft muß man etwas treiben,
Ob sich ändern auch die Zeiten.

Nimmer unter alten Trödel
Werf' ich dich, so lang du schwebend

Dich erhältst in munterm Tanzschwung
Auf des einz'gen Fußes Spitze.

Jahr für Jahr so wiegt der Torso
Gegenüber meinem Bette
Arg verstümmelt sich, doch munter,
Mit gewohnter Zier und Würde.

Oft betracht' ich ihn mir sinnend,
Den Genossen langer Jahre;
Und bei seinem Anblick kommen
Mir Gedanken in der Stille.

Tröstlich sind sie, die Gedanken,
Tröstlich halb, und halb wehmütig ...
Tanze, tanze, alter Bursche!
Herzhaft muß man etwas treiben!

Zigeunertanz.

(Aus einem Zyklus.)

Hätten wir nicht nichts, juchheißa,
Hei, wie hätten wir denn was?
Nichts — das ist der Güter bestes,
Denn kein Fürst besteuert das.
Was wir bet'eln, was wir stehlen,
Ist das Unsre voll und ganz:
Schwarzer Miska, streich die Fiedel
Lustig zum Zigeunertanz!

Hätten wir nicht nichts, juchheißa,
Hei, wie hätten wir denn was?
Unser weitgelaufnes Rößlein
Rupft vom Anger dürres Gras.
Rößlein, springe, Rößlein, grase
Bei des Mondes Silberglanz!
Schwarzer Miska, streich die Fiedel
Lustig zum Zigeunertanz!

Hätten wir nicht nichts, juchheißa,
Hei, wie hätten wir denn was?
Leerer Beutel, leerer Ranzen
Ist der beste Reisepaß.

Bursch und Mädel — heißa, Hochzeit!
Rasch geflochten ist der Kranz.
Schwarzer Miska, streich die Fiedel
Lustig zum Zigeunertanz!

Der Zecher.

Krank lag auf seinem Lager
Ein Zecher auf den Tod.
Die Nase war blaß und hager,
Die gestrahlt in blühendem Rot.

Es wurden ihm trocken die Lippen,
Die Augen wurden ihm naß:
„Gebt mir noch einmal zu nippen
Von meinem edelsten Faß!“

Den Becher, den letzten, kredenzet
Eine Maid ihm, wunderbar,
Das Haar mit Rosen bekränzet,
Die Augen sonnig und klar.

Dem Mägdlein blickte der Zecher
Ins Auge tief und lang
Und leerte den schäumenden Becher,
Indes sie ein Liedlein sang.

Und nachdem er so sich versüßet
Die düstre, die bittere Stund',
Und die Maid auf den Mund noch geküsset —
... Starb er? Nein, wurde gesund.

Der kleine Leo.

Am Tag der Weihnacht, wo den andern Kindern
Der Christbaum freudenreich wird aufgerichtet,
Begruben sie den armen kleinen Leo.

Naßkalte Winde wehten, rieselnd fiel
Schneeregen, als der kleine Leichenzug
Sich mit dem Kindersarge durch die Straßen
Bewegte, rings umdrängt von dem Gewimmel
Der Leute, die, mit reicher Weihnachtsfracht
Beladen, froh=geschäftig heimwärts eilten.

Als angelangt das trauernde Geleit
Im Friedhof, legten in die Grube sie
Den armen Leo, schütteten das Grab
Mit Erde zu und gingen fort, und ließen
Allein den Kleinen in dem kalten Bettchen.

Es dunkelte. Die Flocken fielen dichter,
Und aufgehäuft war überm frischen Grab
Des Kindes bald ein Hügel weißen Schnees.

Kalt war und schauerlich die Lagerstätte
Des kleinen Leo. Aber um so tiefer
Schlief er, und um so schöner war sein Traum.
Denn stets, je rauher ist die Wirklichkeit,
Um desto schöner ist der Traum; und Kinder,
Die man begräbt am heil'gen Weihnachtsabend,
Die träumen in der gnadenreichen Nacht
Im Grab vom Christkind und vom Himmelreich.

So fand denn auch das Knäblein Leo sich
Entrückt hoch in den goldnen Himmelssaal.
Von Glanz umgeben, staunt er, denkt: So schön
Sah ich noch nie den Christbaum aufgerichtet,
Wie dieses Mal! — Das Christkind kommt heran
Und nimmt ihn freundlich bei der Hand und führt
Ihn überall umher, und zeigt ihm all
Des Himmels Herrlichkeiten, gibt zu kosten
Ihm wunderbare Süßigkeiten, beut
Ihm hundert schöne, goldene Geschenke
Und goldenes Gewand und goldne Flügel.
Die Engel plaudern mit ihm, reichen ihm
Zum Spielen kleine Sterne und den Mond,
Den er so oft vergebens sich gewünscht,
Und schaukeln ihn auf einer Schaukel, die
Von einem Himmelsrand zum andern fliegt,
So daß er hell aufjauchzt in kind'scher Freude.
Dann singen sie ihm himmlisch holde Weisen
Und tanzen mit ihm um des Himmels Tür.

Zuletzt doch wird der kleine Leo müd,
Es fallen trunken ihm die Äuglein zu
Allmählich unter all den Wunderdingen,

Und nichts mehr will er jetzt, als ruhen, schlafen.
Da bringt das Christkind ihn zu Bette, breitet
Ihm reiche Kissen unter, deckt ihn sanft
Mit einer lilienweißen Hülle zu.
Und jetzo schläft der kleine Leo, wie
Nach Mitternacht die andern Kinder auch,
Wenn sie den Christfestjubel durchgekostet.
Sagt nicht, die haben Wirkliches genossen,
Und Leo nur geträumt. Sie träumten alle!
Sie träumten jenen alten goldnen Traum
Von Glück, das ohne Leid — von Glück, das eins
Mit Himmelslust, mit himmlisch-holder Rast.

Nicht ganz ein leerer Wahn ist dieser Traum!
Und niemand träumt ihn schöner als die Kinder,
Und niemand träumt ihn süßer als die Toten.

Bescherung.

Weihnacht ist da, die mit Blumen bestreut
Jeden häuslichen Herd,
Die so manches verlangende Herz erfreut,
Und so vieles beschert und so vieles gewährt!
Doch das schönste ist, was man sich selbst beschert.
Beschere dir stilles Genügen
In eigner Brust,
Beschere dir der Entsagung Lust,
Beschere dir Schwingen zu Flügen
Unter dem himmlischen Sternenzelt,
Beschere dir
Den allgemeinsamen Schatz der Schöne der Welt!
Und wenn an festlichen Tagen,
Statt Glückes, das Herz dir ein Leid beschwert,
Beschere dir selbst — 's ist dir unverwehrt —
Es mit Geduld zu ertragen.

Silvesternacht.

Es naht heran die Mitternacht,
Indes mein Sinn, still brütend,
Auf schlummerlosem Lager
Dem neuen Jahr entgegenwacht.

Wie meine Pulse schlagen!
Und immer muß ich lauschen:
Mir ist, als hört' ich rauschen
Den Riesenstrom der Zeit —
O, so unendlich weit,
Und wieder doch so nahe!
Gedämpft wie fernes Läuten,
Wie ferne Hammerschläge,
Der Brandung fern im Takte
Verbrausende Katarakte,
So hallt es mir im Haupte,
So hallt es mir im Ohr! —

Du irrst! Nicht Hammerschläge
Sind es, nicht fernes Läuten,
Nicht ferner Flut im Takte
Verbrausende Katarakte,
Und nicht des Stroms der Zeiten
Verrauschen und Verrinnen —
Des eignen Blutes Welle,
Kreisend in deinem Haupt,
Ist's, was bei nächt'gem Sinnen
Dein Ohr aus weiter Ferne
Dumpf zu vernehmen glaubt! —
Sei's denn des Blutes Welle,
Bei aufgeregten Sinnen,
Die dumpf im Ohr mir rauscht!
's ist doch die Zeit, die schnelle,
Die ihrem wilden Jagen
In meinem Herzschlag lauscht!
Denn nur weil Pulse schlagen,
Und nur weil Herzen pochen,
Und nur weil Hirne kochen,
Wird in der Welt gesprochen
Das Wort vom Strom der Zeit:
Und nur im Geiste gründet
Das Meer, in dem er mündet,
Das Meer der Ewigkeit.

Am Mutterbusen.

Oft liegt man schlaflos in dunkler Nacht
Und zählt der Stunden Schlag
Und seufzt nach dem Tag,
Und hat auf die helleren Streifen acht
Im grauenden Ost. Und erwacht
Sie dann wirklich neu, des Lichtes Pracht,
Da fühlt man von einer Engelschwinge
    Sich angeweht
    Und angefacht
Und sinkt zuweilen beim Wiedererwachen
Der Mutter Natur, der lieben,
In einen Schlummer zuletzt noch tief,
Der einem versagt geblieben,
So lang' sie schlief:
Ganz so wie manchmal, unbesiegt
Vom Traumgott, ein Kind des Morgens im Bette
Schlaflos neben der schlummernden Mutter liegt,
    Bis diese erwacht
    Und es an sich zieht sacht —
Und dann erst schlummert das Kindlein ein
    Ruhig und süß
Am Busen dem wachen Mütterlein.

Traum und Erwachen.

Wir beklagen das Erwachen,
    Wenn im Traum ein Glück uns lachte:
Doch — was wär' ein süßes Traumglück,
    Wenn man nicht daraus *erwachte*?

Im Moment erst des Erwachens
    Kosten, seine Flucht bedauernd,
Wir des Traumes ganze Süße,
    Leis' im Nachgenuß erschauernd.

In dem wachen Nachgenusse
    Wird uns erst der Traum ein Leben;
Traumesglück — erst im Erwachen
    Wird es wahrhaft uns gegeben.

O wie schön muß erst des Lebens
Wach erträumtes Glück uns lachen,
Und der ganze Traum des Lebens —
Wenn wir sterbend draus erwachen!

Schlangenfütterung.

(Ein Menageriebild.)

Vorm Schwarm der Gaffer
Liegt ausgestreckt auf offner breiter Tafel
Der in schnöder Gefangenschaft
Erschlaffte Riesenwurm, befreit
Aus wollener Decken Umhüllung:
Die Boa.
Des Drachenleibs stahlglatte Ringe
Träg ineinander gewälzt,
Mit vorgestrecktem Gebiß
Gleichgültig erst anglotzt sie minutenlang
Das zitternde Hühnlein,
Das man gebunden ihr vorgelegt;
Endlich aber der dumpfen Apathie
Sich entreißend, mit plötzlichem Ruck
Den Vogel am Halse faßt sie,
Und den eigenen Rachen behend
Mitsamt der Beute darin
Einrollt sie in drei wuchtige Ringe,
Wie in die Fäden
Kreisend die Spindel sich einrollt,
Bis nur die sich sträubende Flügelspitze noch,
Hervorragend aus unholden Umschlingungen,
Zuckend bezeugt
Des Opfers letzten Erstickungskrampf.

Langsam, gemächlich langsam
Würgt sie
Mit allem Gefieder das Tier
In des dickaufschwellenden Schlunds
Abgründe hinab;
Und sinkt zurück dann, doppelt träg,
In den dumpfen Bann der Erschlaffung ...

Du armes deutsches Hühnlein!
Wer hätt' es gedacht,
Als hinter der Mutter Henne her, unflügge,
Du trippeltest auf heimischem Hof,
Daß nicht wie deine Schwestern
Ein Philisterbäuchlein
Du mästen solltest nach Landesbrauch,
Nein, wandern solltest den langen, schaurigen Weg
Durch einen Riesenschlangenleib?

Der Glöckner von Hildesheim.

Im Hildesheimer Wappen,
Da steht ein Jungfräulein;
Die Hildesheimer setzten
Zu ew'gem Dank sie drein.

Das Mägdlein, wißt, im Leben
Mildtätig war's und fromm,
Und hat die größte Glocke
Gestiftet in den Dom.

Und nach des Mägdleins Willen
Die Glocke lieblich klang:
Geläutet ward alltäglich
Sie eine Stunde lang.

Dem Glöckner, der die Glocke
Geläutet immerzu
War ausgesetzt als Jahrlohn
Ein Taler und ein Schuh.

Das stundenlange Läuten,
Das störte manchen Gauch;
Da ließen sie verfallen
Den guten, alten Brauch.

Von Stund' begann's zu spuken
Im Dom zu Hildesheim:
In Chor und Sakristeie
Rumort' es nachts geheim.

Maulschellen, unsichtbare,
Von links und rechts bekam
Beim Uhraufziehn im Turme
Der Glöckner lobesam.

Der trug es eine Weile,
Zum Letzten aber trat
Mit Unmut in der Seele
Der Wackre vor den Rat:

„Ihr Herrn, befehlt zu läuten,
Zusetzt die Maid mir heiß!" —
Die Väter überlegten's
Und sprachen: „Nun, so sei's!" —

Und wieder scholl die Glocke,
Jungfräulein kam zur Ruh;
Die Stadt gedieh und blühte,
Und jährlich immerzu

Bekam den Schuh der Alte,
Den Taler auch dabei;
Den Schuh, den ließ er stehen
Ein Jahr, dann hat er zwei.

Das Galgenholz.

Unterm Galgen stand der Räuber,
Stand der fluchbeladne Mörder,
Der Gefürchtete, der Wütrich,
Der gerast in wildem Wahnwitz,

Einen Greis erwürgt im Schlafe,
Und ein Kind, ein blondgelocktes,
Blaugeaugtes, lächelnd holdes,
An der Mutter Brust getötet.

Unterm Galgenholze harrt' er,
Finsterblickend, seines Loses.
Plötzlich überkam es traumhaft
Ihn mit wundersamer Regung.

Zu zerrinnen schien die Welt ihm
Vor dem Blick, dem düster-starren,
Und im Holz begann's zu flüstern:
Blicke nicht so wild, so trotzig!

Du, der fluchbeladne Mörder,
Ich, das Holz, das schmachbedeckte,
Traulich standen uns wir beide
Nah' schon einmal — o wie anders!

Holz bin ich vom Stamm der Tanne,
Unter deren Schattenzelt du
An des Sommers blaustem Tage
Süß einmal als Kind geschlummert!

Mittagsschwüle webte brütend
Überm Walde; hochaufragend
Wiegte meine Wipfelkrone
Still im himmlischen Azur sich.

Hoch im Wipfel sang ein Vogel,
Wie berauscht vom Strom des Lichtes,
Das durchbrach die grüne Dämmrung:
Sonnemüde dann verstummt' er.

Im Gezweig benagt' ein Hörnchen
Eine Tannfrucht, ließ sie fallen,
Und entschlief, den Schweif als Decke
Über Haupt und Rücken breitend.

Neben dir, dem weich im Moospfühl
Ruhnden Kinde, lag ein Schlänglein,
Harmlos; goldig schillernd glänzten
Seine Schuppen in der Sonne.

Fromm zu deinen Füßen lag es,
Nur bedacht, mit allen Poren
Seines Leibs die wohlig-weiche
Sommerglut in sich zu trinken.

Falter flogen, Käfer krochen,
Lautlos in der Mittagsstille
Ruhte heil'ger Gottesfriede
Überm Wald und allen Tierlein.

Doch am süßesten, am schönsten
Lag der heil'ge Gottesfriede,
Der im Wald so wonnig webte,
Über deine Stirn gebreitet.

Mit des Schweißes Silberperlen
Glich in fleckenloser Reinheit
Sie der taubesprengten Blume;
Rosig glühten deine Wangen.

Deine unentweihten Lippen
Glänzten purpurn, selig lächelnd,
Eine Knospe, die erschlossen
Schien vom Kusse eines Engels.

O wie ändern sich die Zeiten!
O wie ändern sich die Dinge!
O wie kreist des Lebens Wirbel,
Reißt uns fort durch Licht und Nachtgraun!

Holz vom Stamme jener Tanne
Bin ich, unter deren Schatten
Du geruht in goldner Kindheit —
Und nun wieder sollst du ruhen!

Rast bei mir noch einmal finden
Sollst du nach der langen Unrast!
Neu will ich in Schlaf dich lullen,
Der dich läutert, der dich heiligt.

Fluche nicht der Welt, dem Dasein!
Deine Schmach, sowie die meine —
Sei's im Moder, sei's in Flammen —
Tilgt die winkende Vernichtung

Gnädig löst sie und erlöst sie
Aus dem Schicksalsbann der Tage
Auch das Fluch- und Schmachbeladne,
Das Entartete, Verworfne —

Legt auch uns ans Herz der Mutter,
Der Natur, zurück, zu ew'ger
Neugeburt in sel'ger Schönheit,
Lautrer Frische,. heil'ger Unschuld.

Die Furie.

Ja, ja, es gibt Geschichtchen, die man nicht
Vergißt; Geschichtchen, o, so unbedeutend,
So harmlos als nur möglich, und an die
Man immer wieder denkt, Gott weiß warum.

„Es war in einer Meeresstadt des Südens",
Erzählte mir ein Schönheitsjäger, der
Zuweilen auch im Schlamm die Perlen suchte;
„Im Süden war's, zur Zeit des Karnevals,
Wo einst ich einer Maske das Geleit
Nach ihrem Hause gab. Doch als sie dort
Das Lämpchen angefacht und ihr Gesicht
Entschleierte dem unbescheidnen Strahl,
Da fand ich — eine Dirne, halb verwelkt:
Gemeine Züge, reizlos, roh, verlebt.
Ich wandte mich zu gehn. Sie aber trat
Erbost mir in den Weg: ‚Halt, wer da kam,
Mein feiner junger Herr, bezahlt die Zeche' —
Stumm legt ich auf den Tisch ein Silberstück.
‚Und dreifach zahlt sie, wer den Trank verschmäht!' —
Der frechen Forderung trotzend, schweigend wandt ich
Zur Tür den Schritt. Sie folgte wutentbrannt
Mir nach und sperrte scheltend mir den Weg,
Mit Schmähungen das Haupt mir übergießend,
Gemeinsten Worten aus gemeinem Mund.
Sie raste furienhaft. Ich trug zufällig
Ein Sträußchen in der Hand, ein halbverwelktes
Und halbzerzaustes. Dieses Sträußchen bot ich
Mit wunderlichem plötzlichem Entschluß
Der Wütenden und sprach:

‚Da nimm! Ich schenke
Das schöne Sträußchen dir! Nun aber schweig!' —

Sie stand verdutzt wie eine Wachtel da,
Der einen Klaps man auf den Kopf gegeben.
Dann nahm das Sträußchen sie aus meiner Hand
Und roch daran; besänftigt senkten sich
Die zornerglühten Nüstern, schweigend trat
Sie von der Schwelle weg und ich war frei."

Don Alonzo.

„Trauter Freund“, so lispelt sinnend
Donna Blanca von Aribas
Zu Alonzo, ihrem Ritter,
Eine Trän im Aug zerdrückend;

„Trauter Freund! Wenn uns das Schicksal
Wirklich schied, auf immer schiede,
Niemals wieder könnt ich glücklich,
Niemals wieder fröhlich werden!

Und bei jeder Blum im Garten,
Jedem weißen Mandelbaume,
Müßt ich jedes Tags gedenken,
Wo wir traut beisammensaßen.

Und bei jedem Stern am Himmel
Müßt ich jeder Nacht gedenken,
Wo du süß zur Laute spieltest,
Lieder sangst vor meinem Fenster!

Niemals ohne sanfte Rührung
Könnt ich in den spätern Tagen
Jener Zeiten wieder denken,
Wo wir, ach, so glücklich waren!“ —

„Lebe wohl, geliebtes Wesen,
Lebe wohl sogleich für immer!“
Gab zur Antwort Don Alonzo
Eine Trän' im Aug zerdrückend.

„Steht es so mit deiner Liebe?
Mein gedenken in der Stille
Mit etwelcher sanften Rührung
Willst du, wenn in spätern Tagen

Du spazierst im grünen Garten
Unter weißen Mandelbäumen,
Oder nach den Sternen guckest?
Schönsten Dank, verehrte Donna!

Fahret wohl! Denn nichts mehr wissen
Will ich, traun, von einem Weibe,
Das nicht mindestens beteuert,
Daß das Herz ihr werde brechen,

Und das andre Möglichkeiten
Für die Zukunft sieht vor Augen,
Als des blassen Todes Schrecken,
Wenn der Liebste von ihr geht."

Der Springer.

An einem Frühlingstag auf grüner Heide
Trieb sich umher ein junger toller Fant.
Ein Turner ohne Zweifel war's; er übte
Des Springens Künste. Jauchzend sprang er, schwang
Zur Klafterhöh' sich auf. So trieb er's lang,
Und immer toller wuchs in ihm die Lust,
Zu springen, heißa, himmelhoch zu springen.
„Dürft ich mir etwas wünschen," ruft er schließlich,
„Von einer Fee, von einem Gnom, ja, wär's
Vom Bösen selber, wünscht ich mir die Gabe,
Im Sprung mich hundert Klafter hoch zu schwingen!"

Da trat aus dem Gebüsch ein Männlein vor,
Ein wunderliches, und das Männlein sprach:
„Nicht unerreichbar ist, was du begehrst!
An dieser Wurzel da — 's ist eine Springwurz —
Ein bißchen kaue, sauge! Traun, ihr Saft
Verleiht die Gabe dir, die heißersehnte,
Im Sprung dich hundert Klafter hoch zu schwingen!"

So spricht der zauberkundige Versucher,
Und gierig nach der Wurzel greift der Fant.
Ha, welche Kraft durchströmt die Muskeln ihm,
Als er den Springwurzsaft in sich gesogen!
Ihm ist, als wär geflügelt jeder Nerv.
Und jauchzend springt er, springt und schwingt empor
Zur Schwindelhöhe sich von hundert Klaftern.

Was lacht im Busche dort der zauberkund'ge
Versucher tückisch, schadenfroh?

Es ist
Ein Schwung, ein Flug des Sprunges erste Hälfte,
Doch seine zweite ist ein Fall, ein Sturz —
Sie folgt der Schwerkraft ehernem Gesetz.

Das hatte nicht bedacht der kühne Springer.
Verliehn war ihm des Aufschwungs Zauberkraft,
Nichts war gewährt, verheißen, ausbedungen
Zu Gunsten einer sichern Wiederkunft
Aus der ersprungnen Schwindelhöh' zur Erde.
Aufschlägt er, nach dem Sprung in stolzem Bogen
Zum Erdreich wiederkehrend, auf den Grund,
Den festen, mit verhundertfachter Wucht,
Zerschmettert sich die Glieder, bricht den Hals.

Und die Moral der kläglichen Geschichte?
Ach, die Moral, sie lautet: Mensch! Zu steigen
Verlange höher nicht, als du imstande
Zu fallen, ohne dir den Hals zu brechen!

O, einen Gott! gebt einen Gott mir! ...

O, einen Gott! gebt einen Gott mir! Steckt
Denn keiner in den leeren Winkeln allen
Des weiten Weltenbaus? Kein Gott mit Ohren,
Mit weiten, offnen Ohren, mich zu hören?
Mit großen, starken Händen, mir zu helfen?
Kein Gott, der Augen hat, die übergehn
Vor Mitleid, und mit einer Gallenblase,
Die überläuft im Zorn, wenn er bemerkt,
Was ich erdulde? Keiner, der da sagt:
„Ja, ja, mein Sohn, du bist unsäglich elend,
Dir muß geholfen werden?“ Keiner, der
Nach einem Blitzstrahl greift und endlich züchtigt
Das gottvergessenste von allen Weibern,
Das also schnöd mich quält?

O! wie die Leute
Der Südseeinseln, schnöde Fetischdiener,
Ohrfeigen ihren Gott, wenn sie zufrieden
Mit ihm nicht sind, so zürn' ich meinem Gott,
Daß er kein Gott mit Ohren ist, kein Gott
Mit großen, starken Fäusten, mir zu helfen,
Daß er nicht außer, neben, vor mir ist,
Nur in mir, und in alle Ewigkeit
Nicht stärker als ich selbst ...

Es geht ein Mensch umher ...*)

Es geht ein Mensch umher, der ist verdammt
Den andern Menschen wie durch dünnes Glas
Hineinzuschaun ins Innerste des Leibes.
Er sieht die blutdurchlaufne Fasermasse
Des Hirnes zucken, sieht die Lappen hängen
Des Herzens und der Lungen, sieht die Säfte
Des Bluts in ihren Gängen, sieht den Knäul
Der Eingeweide liegen in der Höhle
Des Bauchs wie einen großen Schlangenknäul,
Der sich in einer Waldesmulde sonnt.
Was ist der Fluch des Ahasver dagegen?
Denn ihm, dem Ärmsten, mit dem Seherblick,
Ihm fehlt des Lebens einzig Glück: die Täuschung.

Und dieser Mensch — ich bin's. Es liegt vor mir
Des Lebens tiefgeheimes Faserwerk
In aller Deutlichkeit. Ich sehe klar
Der Menschen Schwäch' und innern Unbestand,
All den bestandlos eitlen Funkentanz
Der menschlichen Gefühle und Gedanken.
Ich sehe, was der Mensch und wie er ist,
Und, was noch schaudervoller ist, ich sehe, daß
Er sein muß, wie er ist, und daß Natur
Ihn eben so nur und nicht anders braucht ...

Ja, aller Flüche größter ruht auf mir.
Ich gehe liebesehnend durch die Welt,
Und wo ich lieben möchte, muß ich schaudern ...

Meine Lehrer.

O scheltet nicht das Kind, wenn es noch schwach,
Wenn es noch böse fast, selbstsüchtig ist
Und mitleidslos, und wenn es lügt und leugnet!
Aus meiner Jugendzeit so manches Worts,
So manches schnöden Tuns gedenk' ich jetzo
Mit Scham, und um Vergebung bät' ich gern

*) Vers 1—10 und 14—19 finden sich auch als Monolog Robespierres in Hamerlings „Danton und Robespierre." (VI. S. 72.)
Der Herausgeber.

In seinem Grab so manchen längst Begrabnen
Für manchen Streich, womit ich ihn gekränkt.
Die allerschönste Lehre ließ mich kühl,
Kühl ließ mich selbst das schönste Tugendmuster.
So wär' ich wohl geblieben, der ich war,
Hätt' ich im Leben anderweitige
Lehrmeister nicht getroffen, die mich hetzten
Zum Haß des Schlechten mit besondren Stacheln,
Die Scham und Zartgefühl in mir erweckten,
Bis aus mir ward ein leidlich Menschenkind.

Soll ich sie nennen, diese meine Lehrer?
Nun wohl, vernehmt! Wollt' ihr zum Beispiel wissen,
Von wem ich wahr sein lernte? — Von den Lügnern,
Den Heuchlern, Schmeichlern, Doppelzüngigen —
Klatschbrüdern und Skandalgeschichtenjägern —
Nicht minder von Phantasten, Phrasendrechslern —
Schönfärbern, geckenhaften Faselhänsen
Bis in den Grund der Seele so verleidet
Ward Unwahrheit durch alle diese mir,
Selbst die geringste, daß ich hassen sie
Und meiden lernte für mein ganzes Leben.
Von wem ich Milde lernt'? — Von Splitterrichtern,
Von rücksichtslosen Spöttern, bösen Zungen,
Verleumdern, Lästermäulern — von Zeloten,
Fanatikern — von menschenfresserischen
Meinungstyrannen und Parteiwütrichen! —

Von wem ich lieben lernte? — Von den Hassern,
Von Egoisten, Menschenfeinden, Neidern,
Von Seelenmäklern, Tier- und Menschenquälern,
Vivisektoren — seelenlosen Weibern!
Traun, erst als ich erfahren an mir selbst,
Wie weh' Herzlosigkeit, Lieblosigkeit,
Wie weh' die Bosheit tut, begann im Tiefsten
Zu dauern mich jedwede Menschenseele,
Die solches dulden muß, und übers Herz nicht
Bracht' ich es mehr, so weh' zu tun den andern.

Von wem ich schweigen lernte? Von den Schwätzern!
Von wem ich treu sein lernt'? Von Flatterseelen!

Charakterfest? Von Wind- und Wetterfahnen!
Pünktlich? Von Wortbruchshelden, Schwindelköpfen!
Gehetzt, Leichtsinn, von deinen Ekelbildern,
Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe ...

Habt Dank, ihr meine Lehrer! Was als Lehrgeld
Ich euch entrichtet, nicht zu teuer acht' ich's.
Und traf auf euren Bahnen mich so manch'
Unsanfter Schlag und Stoß — Zuchtrutenstreich
Der Lebensschule war's, die ich zuletzt
Dankbar verschmerzte; hat er doch gefruchtet.

In der Klause.

„O könnt ich doch nur einmal, einmal noch
Genießen einen Augenblick des Glücks!
Noch einmal einen Tag gesund und fröhlich
Auf blühnden Auen schweifen — einen Tag lang,
Nur einen einz'gen blauen Sommertag
Die Welt durchwandern, Mensch sein unter Menschen,
Noch einmal in ein liebend Auge blicken,
Noch einen Zug tun aus dem Wonnebecher
Des Lebens, oder mindestens doch leidlos
Verbringen einen Tag — mit ruhigem
Behagen einen Tag, wie andre Menschen,
Den Odem in mich ziehn des Ätherhauchs! —

Doch dann? Wie dann, wenn jener Glücksmoment,
Flüchtig wie all die irdischen Momente,
Nun durchgenossen wär' und hingeschwunden,
Erloschen wie ein Strahl, um Platz zu machen
Der alten Düsternis? Was hätt ich dran?
Vorbei wär' er, vorbei, wie all die andern,
Die Sonnenblicke des vergangnen Lebens.
Bereichert wär' die lange, bunte Reihe
Von schönen, freundlichen Erinnerungen
Um eine — das wär' alles. Ob sie länger,
Kürzer, die Perlenschnur, um eine Perle,
Was liegt daran? Nein, lieber gar nicht will ich's,
Das Glück des Augenblicks! Nimm deinen Lauf,
O Leben, wie mir's das Geschick beschieden!

Den Menschen machen anspruchsvoll die Jahre,
Daß er zuletzt nur noch ein Glück begehrt,
Das nicht bloß mehrt die Summe des vergangnen,
Das blüht in ewig holder Gegenwart,
Das sich erneut alltäglich und allstündlich,
Und einen milden Glanz in schönem Gleichmaß
Verbreitet um ein ganzes Erdendasein,
Wär's auch des Leides voll." —

So in der Klause sann der sieche Klausner.

Der Dichter und sein Werk.

Still hinlebt der Poet, abseits vom Lärm
Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben,
Ist, wenn auch nicht sein Stolz, doch seine Lust.
Er sieht, er hört, wie bitter sich befehden
Die Menschen Tag für Tag, mit Lüge sich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.
„Wie wär's", denkt er, vom Treiben angewidert,
„Wenn diesen allen einmal, statt der Schmähung,
Der blinden, blöden, dran ihr Ohr gewöhnt,
Maßvoll, parteilos, einer im Gewande
Der Dichtung*), in phantastisch-neck'schem Spiel,
Darböt ihr zugemeßnes Teil von Wahrheit? —

Und er versucht's. Er gibt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo,
Und weist der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein schalkhaft grinsendes Hohlspiegelbild,
In des groteskem Schauspiel sich erkennen,
Doch auch belächeln mag die Wirklichkeit.

Da schlägt ein wild Gezeter an sein Ohr.
Er sieht der Freunde Züge grimm verzerrt;
Die seinem Herzen fremd, sie werfen sich
Ihm an die Brust; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen sich, und Rache wetzt
Geheim die Klingen . . .

---

*) Der „Homunkulus". Vergl. auch „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" von R. H. (XIII. S. 265|266.) Der Herausgeber.

„Was hab' ich getan?"
Fragt der Poet erstaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verstärkt hast du, o Muse,
Mein Wort zu hallendem Posaunenton!
Wo ich zu säuseln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine lustig prasselnde Rakete,
Sie ging als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir gesprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geist,
Der stärker als der meine . . .

Doch nicht entmutigt fühl ich mich; vielmehr
Voll eines Mutes, den ich nie gekannt.
Der Mut des Schwachen, er erwacht im *Kampfe*,
Treu fühl ich mich dem Geist, des Werkzeug ich
Schier unbewußt bei meinem Tun gewesen,
Und was die Stimme, die nur *halb* die meine,
Aus mir gesprochen, ich vertret' es *ganz*." —

Den edlen Frauen Klothilde Gstirner und Fanny Schreiber.

Leb wohl, du Hochlandsflur, die stolzen Ganges
Bergströme mit kristallnen Schaum betauen,
Denn wieder führt zum Meere mich, dem blauen,
Zurück der schroffe Pfad des Alpenhanges.

Doch Namen folgen mir, viellieben Klanges,
Und Bilder, die zum Trost ich durfte schauen:
Ich sah, wie lieblich steht der Stirn der Frauen
Der Dichtung Flor, die Blume des Gesanges.

Euch mein ich, euch, des Schönen Priesterinnen,
Klothilde, Fanny, die das Glanzgefieder
Des Genius umweht von Sternenzinnen!

Lebt wohl, lebt wohl! Und bis ich kehre wieder,
Laßt weben still um euch mein Sinnen, Minnen,
Und blühn auf euren Lippen meine Lieder.

Graz, 27. Sept. 1861.

An Fanny.

Die Rose verzehrt sich selber
In ihrem Purpurbrand;

Das Fichtengrün, das stille,
Hat dauernden Bestand.

Dich, Fanny, seh ich binden
In sinnig holder Art
Zum Sträußchen junge Röslein
Mit Fichtenzweigen zart.

Wie Fichtengrün und Röslein,
So schön verbunden sei
Die Dauer mit dem Glücke,
Und mit der Lieb die Treu'.

Graz, 16. Sept. 1863.

An Minona

(in ein Exemplar des „Ahasver in Rom" geschrieben.)

Dies Buch ist dein von Anbeginn:
Im weiten Leserreigen
Nennt keiner in so tiefem Sinn
Es je wie du sein eigen.

Graz, 1865.

An B.*)

Kind, das nun harmlos gaukelt, wie ein Falter,
Vorbei am Kranken, Schmerzgefolterten,
Wenn heimgehn du mich sahst nach langem Leid,
Gedenke meiner nicht im Braus der Jugend:
Nur flüchtig würdest meiner du gedenken;
Auch nicht im Liebes-, Eh'- und Mutterglücke:
Nur matt im Trubel wäre dein Erinnern.
Mit sechzig Jahren erst gedenke meiner:
Des armen, kranken Manns, den du gesehen
So Jahr für Jahr auf seinem Schmerzenslager,
Und der, von unabläss'ger Qual gefoltert,
Mühselig ächzend wen'ges nur gesprochen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.
Mit sechzig Jahren, Kind, gedenke seiner:

---

*) R. Hamerlings letztes Gedicht, geschrieben drei Wochen vor seinem Tode.

Dann denkst du sinnend seiner, lange sinnend,
Und spätes, tiefes Mitleid überkommt dich
Mit dem, der ausruht längst von aller Qual.

Und eine Träne quillt dir aus dem Aug'
Als Totenopfer für den längst Verblichnen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.

Stiftinghaus, 18. Juni 1889.

Gelegenheitsgedichte.

Humor und Satire. — Gelegentliches. — Lyrische Aphorismen.

Humor und Satire.

Persönliche Bitte.

Sagt, ich mache schlechte Verse —
Sagt, ich stehle Silberlöffel —
Sagt, ich sei kein guter Deutscher,
Weil aus notgedrungner Rücksicht
Der Diät kein Judenfleisch ich
Und kein Slawenfleisch genieße —
Oder ich verrate Östreich,
Weil den Bismarck ich besinge —
Sagt, daß mich der Gram verzehre,
Weil man mich zu selten lobt,
Und zuweilen schnöd verlästert —
Aber Eines, bitt' ich, Eines
Saget nicht: daß Pessimist ich —
Daß in meinem Sang das letzte
Wort hat die blasiert-moderne,
Blöde, stumpfe Daseinsunlust!
Pessimist wär' drum der Dichter,
Weil er sich ergeht in Klagen?

Just weil ihm so schön die Welt
Und so reizend scheint das Leben,
Wird er schmerzlich es bedauern,
Wenn versagt ihm blieb sein Anteil.

Soll, wer klagt, schon Pessimist sein,
Dann ist Pessimist auch jener,
Welchem ein O weh entfuhr,
Als ein Zahn ihm ward gerissen!

Glaubt den Rezensenten alles,
Nur nicht, daß ich Pessimist!
Dieses Wort haß ich — mir duftet's
Wie nach seiner letzten Silbe.

An den Ritter v. ***

Zwar Juden fressen kann ich dir nicht helfen,
Zu schwach ist für die Kost mein kranker Magen;
Auch bin ich Dichter: tanzen mit den Elfen,
Mit Lerchen trillern, das will ich noch wagen;
Doch niemals werd' ich heulen mit den Wölfen,
Und nichts als meine Laute will ich schlagen.
In keinem Kampfe denk' ich mitzuboxen:
Auch nicht in dem der Esel mit den Ochsen.

Doch wie man lieber hat den Schinderhannes
Als flacher Dutzendmenschen breite Gruppen,
Lieber die Tollheit eines ganzen Mannes,
Als hundert nur am Draht gelenkte Puppen!
So füg' ich mich dem Zauber deines Bannes,
Charakterfettaug' du auf Bettelsuppen!
Ich achte dich, dieweil es zwar nicht Schlimmre
Als du bist, gibt, doch, was noch schlimmer:
Dümmre!

Moderne Kriegskunst.

Cajus schmiedet Riesenprojektile,
Titus schweißt ans Schiff ein Panzerstück;
Cajus bombardiert die Panzerkiele
Stracks mit Globen, noch einmal so dick.

Doch, nicht träg, verstärkt in stillem Grolle
Titus seinen Panzer um sechs Zolle;
Cajus aber setzt in guter Ruh'
Seiner Bombe noch drei Zentner zu.

Und so treiben sie's mit Grazie weiter:
Immer mächt'ger trotzt des Titus Kiel;
Doch auch Cajus ist kein lahmer Streiter,
Und stets wucht'ger schwillt sein Projektil:
Bis beim jähen Stoß der Riesenböcke,
Bei dem donnernden Gekrach der Blöcke
Taub wird in des Seekampfs heißer Stund',
Was die Flosse regt am Meeresgrund.

Lucius ersinnt mit keckem Mute
Eine Nadel, zagem Schneider fremd —
Eine Nadel, die in der Minute
Sieben Feinden näht das Leichenhemd.
Doch Sempronius — ihn wurmt die Finte —
Setzt sich hin, erfindet eine Flinte,
Die mit totverbreitender Gewalt
Zwanzigmal in der Minute knallt.

Weg da, Schütz, mit deinem Einzelblitze!
Führt sie vor, die Massenkugelspritze,
Die das Blei verstreut aus erzner Hand,
Wie Konfettikörner und wie Sand!
Fünfzigmal aus neuer Büchse feuert
Lucius nun, Sempronius grausend sieht's,
Ruht nicht, bis er ihm den Sieg verteuert
Und verhundertfacht den Todesblitz.

Zwanzigtausend Söldner, mutig hausend,
Klopften einst erklecklich sich das Fell.
Jetzo stellen zwölfmalhunderttausend
Würger sich einander zum Duell.
Quintus hat sein halbes Volk in Waffen?
Gut, das können wir uns auch erraffen.
Allgemeine Wehrpflicht — Landwehr — ha!
Wartet nur, bald stehn wir tüchtig da!

Zu den Waffen, ihr Familienväter,
Kommt, und wär's auch mit dem Hängebauch;
Dickwanst, oder wind'ger Pflastertreter,
Zur Kanonenkost taugt jeder Gauch!
Frau Bellonas Kasse, schwer erschüttert,
Die einst hunderttausend nur gefüttert,
Füttert künftig eine Million. —
Und man nennt das Zivilisation.

Hymnen der Völker

von Julius Schanz, fortgesetzt von Robert Hamerling.

Nr. 3. An Paperl, den Heimgegangenen.

Motto: Spielet nicht mit Schießgewehren.

Wehe, wehe dem Jahrhundert,
Wehe, weh' dem Augenblick,
Weh' dem Jahre, weh' dem Tage,
Weh' der Stund' voll Mißgeschick,
Wo des adriatschen Meeres
Strandpoet im Abendglanz
Kam zur Villa Horst gewandelt
Mit dem Elbstranddichter Schanz!

Denn zur Stund', als diese beiden
Traten durch die Tür ins Haus
Einerseits — flog anderseits, ach
Paperl zu dem Fenster 'naus.
Ja vor Dichters Nahn zerrissest
Paperl, du, die Kette dein,
Schwangest dich durchs offne Fenster
Aus dem trauten Kämmerlein!

O es ist ein holdes Stübchen,
Ist ein wohnlich süßer Raum,
Und herein zum Fenster lieblich
Säuselt mancher grüne Baum.
Schnöder Tor, der du von solcher
Trauten Stätte Reißaus nahmst!
Ich vermute, daß, o Paperl,
Du von einem Gimpel stammst!

Paperl wiegt sich in den Lüften,
  Hinter ihm wird hergerannt,
Bis zuletzt auf hohem Baum er
  Eine sichre Stätte fand.
Und da saß er nun im Wipfel,
  Saß viel Stunden lang,
Bis des Hauses edlen Frauen
  Endlich wurde bang.

Und sie rufen eines Mannes
  Dienstbar waltende Gestalt:
„Gib ein Lärmsignal, du Treuer,
  Das recht wacker schallt und knallt.
Daß der aufgescheuchte Vogel
  Niederschweb' aus Wipfelhöhn,
Und wir unsern lieben grünen
  Flüchtling endlich wiedersehn!“

Und der Mann erfaßt die Büchse,
  Kehrt sie nach der laub'gen Höh',
Denkt das Tierlein nur zu schrecken,
  Abseits zielend — doch, o weh',
Nach dem Knall ein blut'ger Tropfen
  Taut auf des Schützen Nas',
Und der Paperl stürzt getroffen
  In das grüne Wiesengras.

Scheltet, Freunde, nicht den Armen,
  Der des Paperls Lebenslicht
Ausgelöscht mit tückschem Pulver —
  Denn der Mann erfand's ja nicht!
Paperl ist im bessern Leben,
  Aber unser Schmerz ist groß.
Spielet nicht mit Schießgewehren,
  Denn sie gehn zuweilen los!

Prosa.

(Für ein Grazer Wochenblatt geschrieben.)

„Ein Stückchen Prosa, Herr, aus Ihrer Feder
  Wär' uns erwünscht,“ schreibt mir der Redakteur.
„Bild, Skizze, wie's beliebt!“ — Ich zieh' vom Leder
  Und schick' ihm neue Verse. — „Danke sehr,

Doch, bitt' ich, nächstens Prosa!" — Und mit jeder
Epistel mahnt er: „Prosa, lieber Herr!" —
Zum Teufel! Prosa nur und immer Prosa!
Vertraut man Reime sich nur mehr sub rosa?

Ist Poesei verfemt im Lande Steier?
Und findet man sie ungern, wie ein Haar
Im Suppentopf? Sind Verse Kuckuckseier,
Gelegt ins Nest der Prosa? Ward sogar
Zur Vogelscheuche schon des Dichters Leier,
Vor welcher Reißaus nimmt die Leserschar,
Die sich erlustigt, abhold jeder Mystik,
Im Kraut- und Rübenfeld der Journalistik?

Als Aschenbrödel muß die Dichtung walten?
Sind Hochgefühle nicht mehr gut genug,
Zu stopfen kleine Löcher in den Spalten
Des Wochenblättleins? Die euch aufwärts trug,
Die Muse, soll euch nur mehr unterhalten?
Verzichten soll der Vogel auf den Flug?
Ihr wollt vom Pegasus mich runter haben?
Auf plumpem Gaul der Prosa soll ich traben?

Nein, nimmermehr! Zum Trotz — nicht eine Zeile!
Hätt' ich Novellenstoff wie Ufersand,
Wüßt' ich zu zaubern Feuilletons in Eile,
Und wüchsen Skizzen mir auf flacher Hand,
Könnt' ich mit Prosa pflastern eine Meile,
Und strotzte voll das Pult mir bis zum Rand,
Und schriet ihr heiser euch darnach wie Raben —
Nicht eine Zeile Prosa sollt ihr haben!

Es wäre denn, daß der verschmähten Dichtung
Genugtuung zuvor würd' auf ein Haar
Durch dieser Verse Druck und die Verpflichtung,
Zu leisten das gewohnte Honorar:
Das heißt in Frankreich: bare Geldentrichtung,
In Deutschland heißt's ein freies Exemplar
Der Zeitungsnummer, drin mit Achselzucken
Der Redakteur gewagt ein Lied zu drucken.

An Adolph Jensen.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Ist ein Tal voll bunter Blumen,
Rasch verwelkend, rasch verderbend,
Wenn sie nicht ein Sangesmeister
Wanderfroh zum Strauße windet
Und sie liebend an den Busen
Steckt der Frau Germania.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Ist ein Wald voll Falter, Käfer,
Eintagsfliegen, spurlos schwindend,
Wenn sie nicht ein Held des Klanges
Auf Stecknadel-Notenköpfe
Spießt, Unsterblichkeit verleihend.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Ist ein Pensionat von Mägdlein,
Frischen, zarten Schönheitsblüten,
Die, wenn nicht dem rechten Freier
Sie Frau Musika verkuppelt,
Traurig hin ihr Leben schleppen
Und als alte Jungfern sterben.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Ist ein großes Fegefeuer
Stummer armer Liederseelen,
Welche nur der Töne Meister
Zum Erlösungsflug beflügelt.

De profundis klingt's von unten,
Doch die Gnade kommt von oben.
Riesig ist das neue deutsche
Liederseelenfegefeuer,
Und nur schmal der Töne Himmel —
Viele sind auch hier berufen,
Wenige sind auserwählt.

Die Musenkinder.

Voll Vertrauen überliefert
Der Poet das holde Kindlein,
Das die Muse ihm geboren,

Einem wackern Pflegevater.
Dieser stattet's aus und zieht ihm
An ein farbenhelles Röcklein,
Meist sogar ein goldverbrämtes,
Schickt es in die Welt auf Reisen,
Mit Empfehlungen und Grüßen
An die Freunde und Gevattern.
Und die Freunde und Gevattern
In den Städten und den Städtlein,
Diese führen's in die Welt ein,
Stellen's vor in allen Kreisen,
Und wenn es da Anklang findet,
Wird's ein Liebl ng der Gesellschaft,
Wird gelobt, geliebt, gehätschelt,
Wird zum stolzen Modefräulein,
Stets umgeben von Bewundrern
Und von Schmeichlern, aber freilich
Auch an übler Nachred' fehlt es
Von der Krittler und der Neider
Seite nicht in solchem Falle.
Aber findet's keinen Anklang,
Ach, so muß als Aschenbrödel,
Unter den beglücktern Schwestern,
Traurig es den „Laden hüten".

Und beschämt zum Pflegevater
Kommt's zurück, der scheel es ansieht.
Manchmal auch in halb zerrißner,
In unreinlicher Gewandung
Kommt es heim und hie und da —
„An der Seite aufgeschnitten",
Einem Mädchen zu vergleichen,
Das durch manche Hand gegangen,
Aber keinen Mann gefunden.

Manchmal auch geschieht's, daß irgend
Ein ganz hübsches Kind der Muse
„Sitzen bleibt", nicht Stern noch Glück hat.

Leicht wird Schönes übersehen
Im Gedräng.

Drum, ihr Poeten,
Setzet in die Welt nicht zu viel
Kindlein, und ihr Pflegeväter,
Stattet ihrer nicht mehr aus,
Als ihr denkt an Mann zu bringen.
Macht aus ihnen nicht Zierpuppen,
Allzu große, denen sich
Nicht zu nähern wagt ein schlichter,
Wenn auch liebender Bewerber.
Bloße Weihnachtspoesie nicht
Gebt uns, Dämchen zu beschenken;
Poesie für den Salon;
Gebt das Schöne, gebt das Gute
Aller Welt für alle Tage,
Und vor allem seid gebeten:
Schmuggelt keine Wechselbälge
In den Markt ein, gönnt und lasset
Raum den echten Musenkindern.

An den Herrn Professor Gurlitt.

Was zerrst du mich aus dem Elysium,
Mit dem großen, seligen Toten
Totzuschlagen einen kleinen unsel'gen Lebendigen,
Den „leben“ lassen wollen die „Unverständigen“?
Gewiß, der H. ist kein Sophokles;
Doch man braucht neben Gold doch auch Messing;
Auch du bist am Ende kein Winckelmann,
Auch du bist noch lange kein Lessing:
Dennoch gedenkst du den Anspruch nicht aufzugeben,
So wie du eben bist, zu leben.“

Sophokles.

Rätsel.

Sechs Wochen lang saß Kunigund
Dem jungen Maler Findel.
Begonnen ward ein Jungfraunbild,
Und fertig ward ein Kindel.
Was für ein Kindel war denn das?
Je nun, ein Findelkindel!

Gelegentliches.

Den Wiener Sängern.

Der Frauen Segen gilt, wo Kämpfe schwanken,
Und nirgend weht ein rühmliches Panier,
Das Frauenhand nicht gerne will umranken
Mit lichtem Kranz und jeder holden Zier.

Wie soll nicht auch in edle Sängerhände
Die Frau, vergessend manches dunkle Weh',
Bedeutsam legen dürfen eine Spende
Zu trautem Gruß am schönen blauen See?

Wohlauf, ihr Sanggenossen, frisch und heiter,
Obsiegend mit des Sanges holder Macht,
Ihr wandert durch die Au'n als mut'ge Streiter,
In Tönen liefernd manche stolze Schlacht!

Wir Schmerzenskinder Östreichs sehn zerstoben
So manchen Ruhm, verblaßt so manchen Glanz —
Doch leuchtend weht, ob Zeitgewitter toben,
Um Östreichs Sängerbanner noch der Kranz!

Und ob auch Schwertgeklirr und Kugelsausen
Das deutsche Herz von deutschem Herzen schied —
So schön, so stolz wird nirgend es erbrausen,
Wie's braust am Donaustrom, das deutsche Lied!

Heil euch — und haltet Rast hier, wo sich neigen
Die Alpenhänge reizend in den See!
Hoch zu den Gipfeln laßt die Lieder steigen,
Und in der See versinken alles Weh.

An Pettau.

Heil dir, uralte Römerstadt
Am Rebenstrand der Drau!
Du blühst in Lebensfrische
Auf reicher Segensau!
Und doch umweht von Schauern
Verklungner großer Zeit:

Es blüht und reift die Labe
Der edlen Bacchusgabe
Dir überm Riesengrabe
Unsterblicher Vergangenheit.

Das einst dein Grund getrunken,
Das warme Heldenblut,
Gibt er zurück dem Leben
In deiner Trauben Glut.
Und treu bewahrt nicht minder
Aus grauer Vorzeit blieb
In deiner Erde Schichten
Was, Enkeln zu berichten,
Im Stein, im Erz, dem lichten,
Der Meißel und der Griffel schrieb.

Erziehn muß solcher Boden, traun,
Ein männliches Geschlecht,
Getreu dem eignen Stamme,
Der Freiheit und dem Recht!
Heil dir, uralte Römerstadt
Am Rebenstrand der Drau!
Du ragst mit deiner Feste,
Dem Schutt zerfallner Reste
Cäsarischer Paläste
Blühend auf reicher Segensau!

Zur Erwiderung

eines telegraphischen Festgrußes aus Brünn am 24. März 1887.

Mitternacht! — Was gellt die Klingel
Plötzlich in der öden Stille?
Keine Furcht! Es kamen Geister
Sonst in mitternächt'ger Stunde,
Aber jetzt nur, Telegramme.
Doch — ist's nicht vielleicht ein Geist auch,
Welcher rastlos, nimmermüde,
Umgeht selbst in nächt'ger Stille
Und mich aus dem Schlummer rüttelt,
Nur daß er, anstatt zu poltern
Nachts in rätselhaften Lauten,

Als ein Geist von guten Sitten,
Ganz manierlich zieht die Klingel?
Ja, so ist's! Was da elektrisch
Fernher zuckt mit Blitzesschnelle
Und an meiner Tür die Schelle
Setzt in gellende Bewegung,
Ist Kundgebung eines Geistes,
Eines nimmermüden Geistes:
Was er bringt und was er meldet
Aus dem schönen Mährerlande,
Hat in meiner Seele Tiefen
Frohen Widerhall gefunden,
Und der Gruß, auf Blitzesschwingen
Durch die Nacht zu mir gedrungen
Aus dem Herzen deutscher Männer,
Kehrt zu euch zurück, ihr Wackern,
Aus des Dichters treuer Seele
Dankbar auf des Rhythmus Schwingen
In der goldnen Morgenstunde.

Den Genossen des Waldviertler Sängergauverbandes.

So oft von euch zu mir gelangt die Kunde,
  Ihr Sanggenossen fern im Waldesgau,
Fühl' ich mich angehörig eurem Bunde,
  Und sinnend in des Lebens Überschau
Denk' ich der Knabenzeit, denk' ich der Stunde,
  Wo aus dem Dörfchen in der „schönen Au"
Ich kam in's Zwettler Stift, vor Gottes Ohre
Diskant zu singen auf dem hohen Chore.

Zu leise klang, als meinem Knabenlose
  Entscheidung ward, der Ton, der mir entquoll,
Um falsch zu klingen, und der Regens chori,
  Herr Rießner, war des guten Geistes voll;
Sacht klopfend auf den Deckel seiner Dose,
  Sprach er: „Der macht sich noch!" geheimnisvoll.
So sang ich mit im kleinen Sängerreigen:
Wie? Drüber herrschte ein unheimlich Schweigen ...

Nur einmal, als der beste der Lateiner
Zu sein ich prahlte — düstren Angesichts
Und dumpfen Tons sprach der Präfekt: „Mein Kleiner,
Du lernst für dich — jedoch es ziemt, daß einer,
Der sich an Stiftskost labt, an nicht gemeiner,
Fürs Stift was leiste — und du leistest nichts!“ —
Er sprach's; von hinnen schwankt' ich bleich, vernichtet —
Mein Sängertum für alle Zeit gerichtet!

Doch — unverhofft, nach hartem Jugendstreite,
Hat mir die Sangesmuse noch gelacht:
Ich ward ein Sänger, und es klang ins Weite
Mein Lied und hat mir manchen Dank gebracht.
Und es geschah, was Rießner prophezeite,
Ich habe mich so ziemlich noch „gemacht“.
Mit Gott hoff' ich's auch weiter noch zu bringen,
Das ein' und andre Solo noch zu singen.

Schon nennen Bruder mich die lautsten Sänger,
Die jetzo blühn am Kamp- und Thayafluß.
Drum hält mich die Bescheidenheit nicht länger,
Euch zu entbieten kollegialen Gruß!
Singt, Brüder, singt, und seid nicht Grillenfänger,
Und klingt der Sang beim vollen Glas zum Schluß
Ein bißchen falsch schon und ein bißchen heiser,
So macht's wie ich vorzeiten und singt leiser!

Gruß an die Heimat.

Bruderkuß euch, Landsgenossen!
Gruß dir, teure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägst, so trag' ich
Deines in mein Herz geschlossen!

Zum Scheffel-Trauerkommerse der deutschen Studenten Prags.

Die Saiten der Leier, von welcher so froh
Das Gaudeamus erklungen,
Sind plötzlich mit einem schrillen
Memento mori gesprungen.

Wir ehren das ernste Memento still:
Doch über der springenden Saite Klang
Sei nimmer vergessen, was sie sagte und sang,
Bevor sie sprang!

Für das „Festblatt"

zur 25jährigen Gründungsfeier des deutschen Turnvereins in Reichenberg.

Festgrüße will man, daß der Dichter spende
Mit frohem Mut,
Wie Magier Sträußchen aus dem Hut —
Sträußchen ohne Ende!
Nur diesen einen spend' ich noch
Zur Reichenberger Turnerfeier
Mit einem letzten „Lebethoch" —
Und dann zerschlag' ich meine Leier.

An die Deutschen in Prag.

(Zum „Frühlingsfeste der Deutschen" in Prag 1887.)

Ihr feiert schon wieder ein Frühlingsfest?
Ach Gott, ihr solltet euch hüten
Vor Lenzeseinfluß, und lieber stehn
Geschart, wenn Stürme wüten!
Die Politik, die der Frühling treibt,
Ist höchst zweideutig: die Blüten,
Die Vögel im Busch, die Zephire sind
Sehr arge Kosmopoliten!

Ein Festgruß zum 25. August.

(Graz 1878.)

Wie sich die Zeiten ändern! Zur Riesenmacht geworden
Ist ringsum in den Landen der Geistesritterorden!
Bedächtig schlich und träge die Zeit nach ihrem Ziel,
Als in des Schrifttums Reiche noch waltete der Gänsekiel.

Er hat die Welt erobert, seit er in Stahl sich kleidet,
Seit er des Pfeiles Schärfe gewann, die sticht und schneidet,

Seit er sogar, nacheifernd dem Wort, die Göttergunst
Erwarb der Blitzesschnelle durch Stolzes, Gabelsbergers Kunst.

Nun ist der Waffen kleinste, doch furchtbarste die Feder.
Und wer sie weiß zu führen — streitbar, ein Mann sei jeder!
Wir danken nicht Kanonen allein und Schwert und Spieß,
Wir danken auch die Feder dem Gott, „der Eisen wachsen ließ“.

Und dieser Waffe Kämpen, sie sind ein glänzend Heer,
Verbreitet nah' und ferne, und halten blank die Wehr,
Und wägen alle Lose, und Fluch und Segen träuft
Aus ihrer Hand auf alles, was als der Zeiten Ernte reift.

Streitbar ist einzeln jeder, für sich, in seiner Zelle,
Die spitze Waffe tauchend ins Nachtgraun und ins Helle;
Doch anders, wenn gesammelt, der Kämpfersorge bar,
Auf sommergrünen Wegen sie ziehn als frohe Wanderschar.

Wenn irgendwo sie nahen als Schwarm von muntern Gästen,
Streut Blumen auf die Wege und zapfet Wein vom besten!
Dann eint sie alle friedlich ein leuchtendes Panier:
Das lichte Friedensbanner des Geists — wie eben heut und hier!

Willkommen all, willkommen! Heil muß der Tag bedeuten,
Der eint in Freud' und Friede die sonst so weit Zerstreuten!
Im Schatten unsrer Linden hängt auf die Wehr, und lauscht
Dem wohlvermeinten Gruße, den euch der grüne Murstrom rauscht.

Und kehrt ihr heim, ihr Ritter und Kämpen von der Feder,
Zu neuem Streit gegürtet, auf seinen Posten jeder,
Bleib' eurer Seelen Odem noch lange Zeit durchmischt
Vom freien Hauch der Alpen, der euch bei uns das Herz erfrischt.

An Egon Ebert

zur Feier seines 70. Geburtstages.

Ein Flüstern und ein Rauschen, ein Säuseln wie im Wald,
Geht durch die Zeitungsblätter — ein Rauschen mannigfalt —
Ein frühlinghaftes Rauschen — das kündet laut und leis:
Sie wollen Ebert feiern, den edlen Sängergreis;

Sie wollen Ebert feiern, weil er erreicht das Jahr,
Das macht den Mann zum Greise, den Greis zum Jubilar.
Sie wollen Ebert feiern am grünen Moldaustrand,
Sie wollen Ebert feiern, wo seine Wiege stand.

Sie wollen Ebert feiern? Hurra, das ist mir lieb!
Wer schon so viele Jahre so wenig sagt' und schrieb
Und ist noch nicht vergessen — der wird's auch nimmermehr;
Der zeigt auch noch der Nachwelt die Stirne licht und hehr!

Sie wollen Ebert feiern? Das ist mir doppelt lieb!
Ja ja, das rühm' ich doppelt; denn dieser Mann, er schrieb
Sich nicht bloß in die Rinden im deutschen Dichterhain,
Er schrieb auch in mein Herz sich mit goldnem Griffel ein.

Sie wollen Ebert feiern? Hurra, das soll mich freun!
Da hätt' ich Lust zu drängen mich in die ersten Reihn;
Da hätt' ich Lust, zu sagen — doch still, mein Herz, o still!
Wer weiß, ob er heut Altes, Gewohntes hören will!

Was du ihm könntest sagen, das ist ihm, traun, nicht neu,
Das hast du ja gekündet in alter Lieb' und Treu'
Seit manchen, manchen Jahren ihm schon so manches Mal —
Laß heut das Wort den andern, du schwindest in der Zahl!

Was du ihm könntest sagen, heut hat es keinen Wert,
Heut, wo ihm wird des Preises, des Danks so viel beschert.
Sie feiern Ebert heute, wo seine Wiege stand,
Mitfeiert ihn im stillen das große deutsche Land.

Sie feiern meinen Ebert? Das freut mich, traun, so sehr,
Als ob ich Hausgenosse des Reichbekränzten wär'.
Geziemt mir's, mitzujauchzen? Stolz bin ich wahrlich schier,
Als ob die ganze Ehre mir selber widerführ'.

Er wallt heut triumphierend auf einem stolzen Roß —
Heut bin ich nur ein Knappe, ein Knapp' in seinem Troß.
Wenn schöne Worte klingen, die Menge Heil ihm ruft,
Wir Knappen werfen schwingend die Mützen in die Luft.

Ins Stammbuch der Jünger Gutenbergs.

Was einstens pflogen die Astrologen:
Das Horoskop der Menschheit zu stellen,
Das tun mit den vierundzwanzig Staben

Jetzt Gutenbergs wackere, flinke Gesellen.
Sind Schicksalsbücher die Sterne gewesen,
Wir haben zu Schicksalssternen die Bücher erlesen.
Ihr wackeren Jünger Gutenbergs,
In eueren vierundzwanzig Lettern
Steckt alle Weisheit, die war und ist
Und kommen noch wird in brausenden Wettern.
Ja, eure Kästen, das sind die Horte,
Draus kommen die Schlag- und die Zauberworte,
Die vertausendfacht ihr sendet durchs Land,
Und womit ihr stecket die Geister in Brand;
Und es richtet danach, wie Staben ihr stellt,
Sich die Ordnung der Dinge der irdischen Welt.

Ins „Festblatt“ zum 25jährigen Dichterjubiläum des Dichters L'Arronge.

Zwar kein „Bühnendichter“ bin ich —
Hab' deshalb auch nie gejammert,
Daß die Bühne fehlt dem Dichter,
Daß der Bühne fehlt der Dichter —

Aber wer nicht selbst Erzeuger,
Ist ein unpartei'scher Richter:
In den Kranz des Glückgekrönten
Neidlos gern sein Blättlein flicht er.

Zur Feier der Übergabe

einer von den Frauen des Schillervereins der Liedertafel des Vereins gespendeten Fahne.

(Triest, Mai 1864.)

Vorzeiten trat kein Ritter in die Schranken,
Dem Frauenhand nicht wob der Schärpe Zier:
Was weiß so süß wie Frauenhuld zu danken?
Was spornt so feurig wie ein Hauch von ihr?
Der Frauen Segen gilt, wo Kämpfe schwanken,
Sie machen siegreich jegliches Panier.
Was wär' der Sänger auch, eh' Frauenhände
Gefeit ihn mit bedeutsam holder Spende?

Auch Sanggenossen sind ja kühne Streiter:
Sie kämpfen, siegen mit des Sanges Macht.
Sie wandern bis ans grüne Meer und weiter,
In Tönen liefernd manche stolze Schlacht.
Entgegentreten lebensfrisch und heiter
Sie jeder schnöden Truggestalt der Nacht:
Des Trübsinns Dämon und der Langeweile
Beschwören sie mit goldnem Liedespfeile.

Apollon schlug, der Gott des Lichts und Klanges,
Den Python einst, das finstre Schlangentier:
Seitdem war auch die Pflege des Gesanges
Zum Priestertum des Lichtes: Dem Panier
Der Schönheit folgend, wandelt frohen Dranges
Der Sänger hin und steht im Kampfrevier
Dem Haß, der Zwietracht und den andern Drachen
Und träufelt Glut in ihre offnen Rachen.

Drum Heil dem Tage, der gesehn entrollen
Das Sängerbanner, hoffnungsglanz-umsprüht
Aus Frauenhänden. Unter ihm dem Grollen
Des Schicksals trotzt der Sanggenoß, erglüht.
In diesem Zeichen fortblüht, unverschollen,
Solang' noch kräftig klingt ein deutsches Lied,
Auch hier am Strand der Adria, der blauen,
Der schöne Bund der Sänger und der Frauen.

Dem Frl. Karoline Thurnwald,

Kindergärtnerin, von ihren Zöglingen in der Anstalt, November 1884.

In des heut'gen Tages Festesfreude,
Hochverehrte, gönnen Sie uns liebvoll,
Daß zu Worten werden die Gedanken,
Daß zu Worten werden Herzenswünsche,
Die im Innersten wir für Sie hegen,
Täglich, stündlich glüht der Dank im Herzen,
Aber Worte findet, freud'ge Worte,
Er doch nur am festlich-frohen Tage.

Jenen edelsten Beruf des Weibes,
Unentweihte, reine Kinderseelen
Edel, menschlich-schön heranzubilden —

Diesen herrlichen Beruf erfüllend,
Lehren Sie auch uns ihn miterfüllen,
Lehren uns zu üben schon als Mädchen
Treu die edelste der Mutterpflichten —
Lehren uns die schönste Kunst: zu lehren,
Aber lehrend selber auch zu lernen,
Zu bestärken uns im Guten, Schönen.
Und was wir für fremde Zukunft wirken,
Unsrer eigenen auch kommt's zugute.

Tausend Dank für Ihre Lieb' und Sorgfalt!
Durch die Liebe, welche wir genossen,
Lernten Liebe wir und Sorgfalt üben!
Tausend Dank für jedes edle Wort,
Das Sie in die Mädchenseele prägten,
Und für alles das, was Sie getan,
Unserm Ziele näher uns zu führen!

Sehn wir Sie umgeben von der trauten
Kinderschar, die froh zu Ihnen aufblickt,
Deren Herzen alle Ihnen liebend
Und vertrauensvoll entgegenschlagen,
Da erscheinen Sie uns als ein schönes,
Ein erhabnes Vorbild, und das schönste
Ziel uns dünkt es, Ihnen nachzustreben!

Wäre Dankgefühl und inn'ge Liebe
Wahrhaft Lohn für edelstes Bemühen,
Reich belohnt dann wären Sie, Verehrte!

Für uns selbst erflehen wir vom Himmel,
Daß er Sie erhalte, wirkensfreudig,
Durch Ihr edles Tun beglückt im stillen,
Ungestört in frohem Wohlergehen!
Denn Ihr Wohl, Ihr Glück, es ist das unsre,
Es ist das der Ihnen Anvertrauten,
All der zarten, reinen Kinderseelen,
All der kaum erschloßnen Menschenblüten,
Die Sie mit dem Tau der Liebe stärken
Für den ernsten rauhen Hauch des Lebens.

Die Zöglinge

im Mädcheninstitut des Fräulein Lederer in Wien an die Vorsteherin zum 50. Geburtstage.

(12. März 1879.)

Das junge Pflänzlein ruht im Schoß der Tiefe
Und keimt und wurzelt, halb in sich geschmiegt;
Sanft schlummernd liegt es an dem trauten Busen
Der Mutter Erde, die es hält und wiegt.
Es kennt nur blind und unbewußt die Liebe,
Die es mit weichem Mutterarm umflicht,
Und fühlt als Wärme nur des Daseins Wonne,
Und kennt die Welt und kennt sich selbst noch nicht.

Doch wenn hervor es sproßt vom Schoß der Erde,
Grüßt es erstaunt ein neues Element:
Das Licht, das heil'ge Licht, des milde Flamme
Zu Häupten ihm als Himmelsampel brennt.
Sein heil'ger Strahl entfaltet und vollendet
Der Pflanze Sein in schöner Harmonie,
Verleiht die Richtung ihr, schmückt ihr mit Farben
Den Blütenkelch, und macht zur Blume sie.

So traten wir, entführt dem Mutterbusen,
Der uns gehegt so liebeswarm und weich,
Der unser Port, der unsre Welt gewesen,
In einer neuen Liebe Glutbereich:
Und diese Liebe, die mit goldner Helle
Uns lächelnd mild umfing, wie auf der Au
Der Tag die Blumen, die die Nacht geboren —
War deine Liebe, hochverehrte Frau!

Dein Herz war unser! Was als Sonnenleuchte
Des Lebens wir beglückt seither umschwärmt,
Der Strahl der Liebe war's, der geistverklärten,
Die uns erhellt, indem sie uns erwärmt,
Der Strahl der Liebe, die nach allen Seiten
Ausströmt von deiner Seele Flammenherd,
Und die im trauten Wechselspiel der Herzen
Zu dir zurück in ew'ger Treue kehrt.

Als wir im engen Bann der Muttersorge
Noch lebten, fremd dem lärmenden Revier
Der großen, weiten Welt, fern dem Gedränge
Der bunten Menschenschar, nicht ahnten wir,
Es geb' ein Herz noch, das uns könnte lieben
So innig wie die Mutter uns geliebt —
Ein Wesen, das wir wieder könnten lieben
So innig wie die Mutter wir geliebt:

Ein Wesen, das die Götterkunst verstände,
Zu hauchen Seele in den weichen Ton,
Mit zauberkräft'gem Eifer zu beleben
Des Staubs Gebilde wie Pygmalion,
Und stets aufs neue sich emporzuschwingen
Zum Born des Lichts, mit unerschrocknem Mut,
Als zweite Schöpferin, um zu entfachen
In Menschenkindern edle Himmelsglut.

Du hast erreicht mit zielbewußtem Schritte
Die Mittagshöhe deiner Lebensbahn:
Erhaben stehst du da in unsrer Mitte,
Wir blicken stolz und froh zu dir hinan;
Ja, stolz und froh: wir wissen ja, die Ernte
Des Lebens, die im stillen dir gereift,
Teilst du mit uns, mit jeder von den Deinen,
Die deine Hand vertrauensvoll ergreift.

Den Kranz der Reife, welchen du errungen,
Den Kranz der Einsicht, Tugend, edler Treu,
Der deine Stirne schmückt in frischer Schöne,
Zerpflückst du gern, zerpflückst du stets aufs neu,
Und Blume so auf Blume steckst du liebend,
Sorgsam an diese, jene Kindesbrust,
Und siehst dich selbst und deinen Wert im Spiegel
Der jungen Schar verhundertfacht mit Lust.

O leb' in uns, o sieh dein Blütenalter
In uns erneut, wenn es dir selbst verstrich!
Welch ewig neues Sprossen, Keimen, Treiben,
Welch ewig neues Blühen rings um dich!

Was du gepflanzt, du siehst es nicht verwelken,
Der öde Herbst entzieht sich deiner Schau:
Du lebst in einem selbstgeschaffnen Lenze —
Sei dies dein Lohn, dein Dank, o edle Frau!

Du teilst mit uns des reifen Alters Segen,
Wir teilen unsre Jugend froh mit dir!
Bleib' jung mit uns, bleib' jung an Herz und Seele:
Dies schönste Glück für dich erflehen wir.
Zeig' immer dir der strenge Ernst des Lebens —
Wie uns durch dich — ein mildes Angesicht,
Und was ein Menschenherz bedrückt im stillen,
Betracht' es in der Jugend heitrem Licht.

Heil dir in deines Daseins Sonnenwende!
Vollendet halb ist nun dein ird'scher Lauf.
So viel als hinter dir nun liegt an Jahren,
So viel noch schließe hell vor dir sich auf.
Und nahst du einst dem allerletzten Ziele,
Sei noch mit Blumen stets dein Pfad bestreut!
Dann sind aus Kindern, Töchtern, wir geworden
Zu Schwestern dir — und lieben dich wie heut.

Einem Geburtstagsgruß

der ersten Klasse der höheren Töchterschule in Neubrandenburg zur Erwiderung.

(1889.)

Schöner schmückt kein Kranz die Dichterstirne,
Als aus junger Hand ein Blümlein hold:
Was die Jugend beut, Tribut der Zukunft
Ist's, den trostvoll sie voraus ihm zollt.
Und wenn siech, gebeugt der Dichter, einsam,
Hinter sich weit sieht der Jugend Glück,
Bringt solch Blümchen aus der Hand der Jugend
Ihm auch die Vergangenheit zurück.

Lyrische Aphorismen.

Wie den Blumen du gönnst . . .

Wie den Blumen du gönnst, wenn begraben du liegst,
Daß sie blühn dir über dem Grab,

So mißgönn' es auch all dem Lebendigen nicht,
Was im Leben dir das Geleite gab,
Wenn es dir nicht folgt in die Grube hinab,
Wenn es weiter ein Weilchen auch ohne dich
Noch lebt und liebt und leidet und lacht.
Verschlingt es doch auch gar bald, o wie bald,
Die gemeinsame Nacht!

Was hebst du lange Klagen an . . .

Was hebst du lange Klagen an
Über die kurze Stunde?
Während du klagst,
Während du zagst,
Geht sie vorbei,
Rollt sie dir unter den Füßen hinweg,
Wie die tanzende Kugel, die runde.

Grabschriften.

(Auf das Grab einer jung verstorbenen Gattin.)

I.

Nur verwandeln kann, doch nie vernichten
  Deine Hand, o Tod, beseelten Staub:
Fortlebt in der Ewigkeit, der lichten,
  Was der Zeit geworden schien zum Raub.
Dich auch, die der Himmel mir gegeben,
  Raubt mir keines Schicksals Machtgebot:
Eine Blume warest du im Leben,
  Und ein Stern nun bist du mir im Tod.

II.

Teure, ruh' am Herzen sanft der Mutter Erde,
  Wie an meinem du geruht in Leid und Lust,
Bis uns neu vereint die Rast an ihrer Brust,
  Wenn, wie du, auch ich zu Staub einst werde.

Höchster Trost.

III.

Wer ein Hohes, Herrliches
  Liebevoll erkoren,

Er erprobt das tiefste Leid,
Wenn er es verloren:
Doch ihm bleibt der höchste Trost,
Daß er es besessen,
Und nie ganz verlieren wir,
Was wir nie vergessen.

Tag für Tag, Jahr für Jahr ...

Tag für Tag, Jahr für Jahr
Schwinden im Leid;
Aber sie schwinden doch!
Nimmer befreit,
Ringend mit schwerer Not,
Schlägst du im Streit
Zwar nicht das Übel tot,
Aber die Zeit.

Für das Autographenalbum „In Sonne und Licht!“

O bad' in freien Lüften
Die Brust, das Aug' im Licht:
Du lebst kein wahrhaft Leben,
Wo deinem Busen jene,
Dies deiner Stirn gebricht.

Epigrammatisches.

I.

Männlich verbanne die Angst — doch naht sie dir unbezwinglich,
Nun, so wisse du auch sie zu ertragen als Mann!

II.

Strecke die Hand nicht aus nach den Blüten der Freude, wo schmerzlich —
Läuternd ein heiliger Ernst nicht dir die Seele berührt!
Wonne der Sinne, hinab in den Abgrund reißt sie den Frechen,
Nur ein edleres Herz hebt sie zum Himmel empor.

III.

Schleunig vergessen die Sinne Genossenes: aber das Herz bleibt
Fromm und treulich gedenk' jeder Minute des Glücks.
Darum zerrinnt sie, die Lust, wenn nicht das Herz sie geteilt hat,
Spurlos gleichwie ein Traum, gleichwie der flüchtige Rauch.

Ungestraft.

Keinen Makel hinterläßt
Vor der Welt entzückten Augen
Auf der Schönheit Reiz die Träne,
Die sie grausam oft erpreßt:
Wie die rote Rose spurlos
Eines Tropfens Rot bespritzt,
Wenn er quillt aus wundem Finger,
Den ihr scharfer Dorn geritzt.

Wankelmütig ...

Wankelmütig ist, so klagst du,
Deine Liebste? Nenn' es Glück!
Um so rascher kehrt sie wieder,
Kehrt sie neu zu dir zurück.

Gedanken eines Grillenfängers.

I.

Daß im Mond sich wiederfindet,
Was auf Erden ging verloren,
Ist ein allgewohnter Glaube.
Vieles hat er schon verschlungen,
Dieser Blasse — dennoch bleibt er
Immer blaß und meistens hager,
Und man sieht, daß auf die Dauer
Von den Gütern dieses Lebens,
Die wir doch so hoch anschlagen,
Und die wir so sehr betrauern,
Auch der gute Mond nicht fett wird.

II.

Neunundneunzigtausend Engel —
Hat ein weiser Mönch berechnet —
Finden, weil sie pur und leiblos,
Platz auf einer Nadelspitze.

Aber wieviel tausend Teufel —
Hat das keiner noch berechnet?
Sitzen auf der Nasenspitze
Eines Dummkopfs, der sie hochträgt?
Oder auf der Lästerzunge
Eines bösen alten Weibes?
Oder in dem Sinn und Herzen
Eines Weibleins überhaupt?

Ach, daß doch die Leute ...

Ach, daß doch die Leute
Wie die Geister wären:
Zu verbannen jetzo,
Jetzo zu beschwören!

Vereintest du ...

Vereintest du Apollons Wohlgestalt,
Des Tigers Muskelkraft, des Adlers Schwinge,
Und ein Genie, wie keines noch gehaust
In menschlichem Gehirn — du würdest, wandelnd
Im Überschwang all dieser Göttergaben
Auf weiter Erde, schmerzlich, dich in Sehnsucht
Verzehrend, eins vermissen: — deinesgleichen!

Dichterkrönung*).

Krönen wollen sie dich, hispanischer Barde Zorilla?
Krönen mit goldener Kron'? Krönen auf maurischer Burg?
Freilich, es krönt auch heut, wie in früheren Zeiten, die Mitwelt
Große Poeten noch stets gerne nach altem Gebrauch:

*) Als Zeitungen die Nachricht von der beabsichtigten Krönung des spanischen Dichters Zorilla auf der Alhambra brachten.

Aber vom Dornstrauch holt man zur Krone des Dichters die Zacken,
Drückt nach unten gekehrt tief in die Stirne sie ihm.

Kritik.

Getrost, o Poet, wenn sie rühmen dich selbst
Und deine Werke schelten!
Sie loben auch Gott und nennen sein Werk
Die schlechteste der Welten.

Der kleinen Frida.

Kind, auf dem Kissen, wo sonst in düstren Gedanken der Dichter
Wiegte das Haupt, still brütend, nur Wildes, Gewaltiges sinnend,
Sanfter nun ruht er vielleicht, und Milderes dichtet er, sinnt er
Künftig auf selbigem Pfühl, seit arglos darein sich geschmiegt hat
Zu dreistündiger Rast dein holder germanischer Blondkopf.

Die Bohnen.

„Praktisch“ gedacht' ich zu werden und pflanzte mir Bohnen im Garten,
Dachte, nun braucht' ich als Dichter doch wohl nicht mehr zu verhungern.
Aber als blühten die Bohnen, da kamen die reizendsten Jungfraun,
Schwärmten am Garten vorüber und pflückten getrost im Vorbeigehn
Blüt' um Blüte heraus aus dem Bohnengehege des Dichters,
Steckten sie sich vor die Brust, und preßten sie gar in ein Büchlein.
Wahrlich, mir ist's ein Vergnügen, daß so fortleben die Blüten.
Winter nun ist es geworden, ich sitz' im geplünderten Garten
Und in dem Hause, dem leeren, beglückt, und — hungre mit Freuden.

An ein Blumenmädchen.

Was reichst du deinen Strauß mir, liebes Kind,
In dem die schönste Blume fehlt: Du selbst?

Willst du mich loben ...

Willst du mich loben, so lobe mich schlicht,
Was singst du mir schwulstig ein Lobgedicht?
Freund, deine erste Freundespflicht
Ist: Reize mir meine Feinde nicht!

Muß etwas sein ...

Muß etwas sein, und muß ich etwas tun,
So nehm' ich dies für einen Götterwink,
Daß ich es tun auch solle, und ich tu's.

Einem drängenden Redakteur.

Wer eines guten Liedleins gewärtig ist,
Der warte, bis etwas dergleichen fertig ist,
Sonst erzwingt er sich etwas, das nicht vollwertig ist.

Eh' den Homunkel ich schrieb ...

Eh' den Homunkel ich schrieb, da kannt' ich leidlich die Welt erst:
Kennen lernt' ich sie ganz, seit den Homunkel ich schrieb.

Übersetzungen.

Das Papsttum des Pater Peter.

Von Giuseppe Giusti.

Pater Peter ist ein freundlich=
Schlichter Mann, ein wackrer, braver,
Welcher lebt und leben läßt.

Anspruchslos, genügsam ist er,
Vom Ertrag des kleinen Gärtchens
Bringt er seine Tage hin.

Kürzlich nun geschah's, da träumt' ich
Von dem wunderlichen Manne,
Daß man ihn zum Papst erwählt.

Auf dem Stuhle von Sankt Peter
Wurmt' ihn ernstlich der Gedanke
An die Schuldenlast des Staats.

Er behielt vom Vatikane
Bloß den letzten Stock; die andern
Gab er weg an Mietspartein.

Aufhob er die Dateria,
Und zur Schenke ließ er machen
Das Kastell Sant' Angelo.

Aus dem Quirinale macht' er
Ein Spital für Priester, welche
Leiden an der Wasserscheu.

Die Prälaten dezimiert' er;
Sbirren, Schweizer, Zolleinnehmer
Und Legaten dankt' er ab,

Samt dem ganzen Dienerschwarme,
Der im Banne Roms als Saugschwamm,
Krebsgeschwür und Schandpfuhl gilt.

Und er wollt', daß so geläutert,
Schuldfrei das gemeine Wesen
Wieder fall' ans Volk zurück.

Seinen Kardinälen spielt' er
Hundert Streiche von derselben
Stets originellen Art:

Mit den Ignoranten macht' er
Kehraus, und die andern schickt' er
In die Seelsorg' auf Pfarrein.

Jeden Hemmschuh der Gedanken
Schafft' er ab; den Index warf er
In die Glut durch Henkershand.

Und geneigt stets zu verzeihen,
Ließ er über seinen Beichtstuhl
Schreiben: Datur omnibus.

Überzeugt, daß die Extreme
Lächerlich sind an sich selber
Und sich oft berühren auch,

Wollt' er in der Christenherde
Weder Engel, weder Teufel,
Menschen bloß von Fleisch und Bein.

Er verlangte, daß ein jeder
Mann auch sei ein Mann von Ehre,
Alles andre — transeat.

Gleisnern, sowie Libertinen
Beiderlei Geschlechtes wies er
An zu strenger Kontumaz

Einen abgelegnen Stadtteil,
Völlig abgesperrt, der fortan
Christen-Ghetto ward genannt.

Kleinlich-eitle Zänkereien,
Rangstreit unter Priesterkrausen —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Allzu vieles Psalmensingen
Bei des Klingelbeutels Klange —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Priester, welche Kirchengüter
Über das Bedürfnis häuften —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Solch seltsames Treiben schauend —
War es Traum, war es ein Wahnbild? —
Kam es mir nicht anders vor,

Als säh' in sotanem Papste
Ich den Fürsten untergehen
Und den Priester auferstehn.

Auf die Kniee sinken wollt' ich,
Als den Blick mir abseits lenkte
Einer fremden Stimme Klang.

Da erblickt' in einem Winkel
Ich verschiedne Kronenhäupter,
Die sich gaben Rendezvous.

Und von diesen Käuzen einer
Haranguierte die Versammlung
Wie ein Stachelschwein so barsch:

„Nein," so rief er, „nicht gewähren
Darf man lassen solch vertrakten
Papst, der den Apostel spielt;

Der da so in Christi Namen
Mit des Evangeliums Netzen
Fischen will, was unser ist.

's ist ein Papst, borniert und ehrlich,
Dem es ernst mit seinem Amte;
Geben wir ihm Rattengift!"

Strafkodex für die Staatsbeamten.

Von Giuseppe Giusti.

Unser weiser Landesvater
Hat zur Förderung des Staatswohls
Streng verfügt mit eigenhänd'gem
Hochverehrlichem Erlasse,

Daß fortan auf graden Wegen
Wandle jeder Angestellte:
Andernfalls will er bestraft ihn
Nach dem folgenden Gesetze.

Wenn ein königlicher Kämmrer
Oder Sekretär, ein Schlaukopf,
Stopft in alle Löcher seine
Kreaturen, dumme Teufel —

Wenn ein Kanzler sein Profitchen
Sucht in Schuld- und Steuersachen,
Und im Staat Begehrlichkeiten
Solcher Art bringt in die Mode —

Wenn ein Polizeiinspektor
Hält den Sack — wenn ein Spion,
Um den Sold nicht zu verlieren,
Einen Hochverrat erfindet —

Das sind Dinge, ganz verzeihlich,
Das sind menschlich kleine Schwächen,
Über die der Landesvater
Seine Hand nicht streckt zu strafen.

Doch im Fall des Kassendiebstahls
Gilt als Regel: wer so viel stahl,
Daß er von der Beute leben
Kann, den soll man laufen lassen.

Und wer wenig stahl, der finde
Gnad' im Fall, daß konstatiert ist,
Daß er stahl, um Geld zu setzen
In das königliche Lotto.

Plündert uns ein öffentlicher
Architekt, ein Wegbauführer,
Hat sofort im Land man eine
Neue Steuer auszuschreiben.

Ein Gerichtsvikar, verrufen
Wegen Roheit, wird enthoben,
Und befördert anderswo zum
Wirklichen Gerichtsverwalter.

Einen königlichen Rat, der
In der Sitzung gähnt, den hat man,
Weil ansteckend ist das Gähnen,
In den Ruhstand zu versetzen.

Neigt er seiner Wage Zünglein
Dorthin, wo die Spende größer,
Gebe man, statt der Galeere,
Ihm mit vollem Sold den Abschied.

Ein Minister, der ein Schafskopf,
Soll, weil er mit Fürsten umging,
Den Geheimratstitel haben,
Und das Kreuz pour le mérite.

Auf den Feldern von Marengo
in der Christnacht des Jahres 1175.
Von Giosuè Carducci.

Auf die Felder von Marengo blickt der Mond mit fahlem Lichte,
Zwischen Strom und Strom da drängt sich brausend just der Wald, der dichte,
Drängt der Wald von Hellebarden sich, von Streitern und von Rossen,
Welcher Alessandrias Wälle lang' vergebens hielt umschlossen.

Alessandrias Freudenfeuer lodern längs der Apenninen,
Leuchten hell der Flucht des Kaisers, hell der Flucht des Gibellinen,
Von Tortona auch herüber leuchten ihm der Bündner Brände,
Und in lautem Siegesjubel schallt's durchs nächtliche Gelände:

„Eingegittert hat den Löwen Sveviens die Lateinerlanze!
Freudenlohe sagt's dem Meere, sagt's den Bergen weit im Kranze!
Christus ist uns neu geboren, und das nächste Morgengrauen
Wird das Volk vom Römerstamme in verjüngter Glorie schauen!"
Auf das Schwert gestützt, das hohe, hört den Siegesruf der greise
Hohenzollernfürst, und leise flucht er: „Ha, in solcher Weise
Sterben durch die Hand von Krämern, die da mit der blanken Wehre
Gestern erst den Wanst gegürtet, um den Preis der Ritterehre!"

Und der Bischof, dem im Chore hundert Domherrn sind zur Seite,
Dem des Kellers Tonnen füllen hundert grünende Gebreite,
Seufzend flüstert er vor sich hin: „O mein schöner Dom zu Speier,
Wer wird Messe in dir singen zu der hohen Christnachtfeier?" —

Und der junge Pfalzgraf Ditpold, dem die Locken goldig gleißen,
Niederwallend zu dem Nacken, um den Hals, den blühend-weißen,

Denkt: „Es schwärmen jetzt die Elfen, singen Nixen jetzt am Rheine,
Und es träumt die schöne Thekla bei des Mondes trautem Scheine!“ —

„Nicht allein den Eisenkolben führ’ ich, nein, in meiner Tasche“ —
Spricht der Mainzer fromm — „stets führ’ ich mit dem heil’gen Öl die Flasche.
’s ist für alle! — Hätt’st du nur schon hinter dir die Alpenkuppe,
Meine mit ital’schem Silber schwer beladne Maultiertruppe!“ —

Und der Graf Tirols: „Mein Söhnchen,“ spricht er, „an der Heimat Schwelle
Grüßt die Alpensonne, grüßt dich meiner Rüden froh’ Gebelle;
Dein sind fortan sie; mich fällen, traun, als alten Edelhirschen
Schnöde Gäuche, die auf diesen öden Ebnen heute pirschen!“ —

Still für sich, in Feldes Mitte, an des Zelters Bug gelehnet,
Steht der Kaiser: aufwärts blickt er, wo das Blau sich endlos dehnet:
Über seinem grauen Haupte ziehn die Sterne, und gelinde
Hinter ihm des Reiches Banner flattert, flüstert, horch, im Winde!

Böhmens König, Polens König hüten es, wie allerorten,
Mit dem Zepter, mit dem Schwerte, mit des Reiches heil’gen Horten. —
Matter glänzten jetzt die Sterne — auf der Alpen hohem Herde
Glomm ein Strahl — und: „Vorwärts, Mannen!“ rief der Kaiser, „Auf! zu Pferde!“
„Wittelsbach! Des heil’gen röm’schen Reichs Panier entroll’ zur Stunde,
Flatternd vor den Augen derer drüben vom Lombardenbunde!
Und du, Herold, meld’ es ihnen: der da zieht auf eurem Plane,
Ist des großen Julius Erbe, ist der Erbe der Trajane!“ —

Hei, wie hell, indes im Osten sich der Pol begann zu röten,
An dem Strand des Po erklangen die teutonischen Drommeten!
Angesichts des Römeradlers senkten sich Italiens Fahnen,
Ungestört vorüber nordwärts zog der Kaiser seine Bahnen.

Klassische und romantische Schule.

Von Giosuè Carducci.

Die Sonne liebt den Menschen, ist ihm hilfreich,
Und will ihn heiter sehen:
Sie ist's, durch die im Feld die goldnen Halme
Schnittreif im Winde wehen;

Aus ihrer Höh' zulächelt sie der Pflugschar,
Die aus der Scholle Dunkel,
Der braunen, bei des Pflugstiers sachtem Schritte,
Hervorblinkt mit Gefunkel;

Sie hat, wenn sie mit Glut gefüllt die Traube,
Und sie geschmückt mit Farben,
Ein Lächeln auch noch für des Herbstes Jauchzen,
Wenn längst die Blumen starben.

Ihr letzter Tagesstrahl, der auf den Dächern
Der Stadt sie läßt verglühen,
Besucht ein Mädchen, das sein Blütenalter
Vergißt in Tagesmühen,

Und lehrt ein Lied es noch von Lenz und Liebe,
Mit dem vom engen Pferche
Sein pochend Herz sich aufschwingt, frohbeflügelt,
Zum Licht, wie eine Lerche.

Du aber, Mond, du schmückst mit deinem Lichte
Nur Gräber und Ruinen:
Es blühn nicht Blumen, reifen keine Früchte,
Von deinem Strahl beschienen.

Du stiehlst durchs Fenster dich, wenn nachts entschlummert
Sind Hunger, Frost und Sorgen,
Und weckst sie, daß sie selbst sich wieder fühlen,
Und denken an den Morgen.

Um got'sche Zinnen liebst mit schmachtend=mattem
Geflimmer du zu säumen,
Liebäugelnd mit poet'schen Müßiggängern
Und leeren Liebesträumen.

Dann in den Friedhof schleichst du, zu erfrischen
Dort deine müden Strahlen,
Wetteifernd mit den weißen Totenbeinen
Im Glanz, dem kalten, fahlen.

Verhaßt ist mir dein Angesicht zu schauen,
Das runde, weiße, blöde,
Mit dem du, Nonne, unfruchtbar-verbuhlte,
Hinwallst in ew'ger Öde.

Versailles.

(Zum 79. Jahrestage der französischen Republik. 21. September 1871.)

Von Giosuè Carducci.

Im Schlosse zu Versailles sprach trotzig einer:
„Mein ist, was wächst auf Erden, schwimmt im Meer,
In Lüften fleucht!" Beifügte fromm der Priester:
„Du sollst nicht stehlen, Volk! gebeut der Herr."

Dein Laubgrün, deine Silberwellen, lächelnd
Aus Weihern, oder zwischen Blumen hold
Hinrieselnd, und dein Marmorvolk von Nymphen,
Und deine Hallen, funkelnd all von Gold,

Sie schauten, o Versailles, mit schnödem Knechtsinn
Schmachvolle Herrscherwillkür im Verein:
„Dein Feld, dein Weib verlang' ich, deine Tugend!"
So sprach ein Mensch, und niemand sagte nein!

Und Jünglinge und Jungfraun kamen, boten
Das Opfer ihrer Ehr' ihm knieend an;
Den Hirschpark schuf der christlichste der Herrscher —
Das Blut des feigen Volkes klebte dran.

Schlief er an weißer Brust, die Hand am Schwerte,
Und über Häupter hingestreckt den Fuß,
Hielt Frankreich stolz die Wacht für seinen König,
Vom Ozean bis zu den Rheines Fluß.

Schritt er aus ehebrecherischem Bette
Zu einem festlich prangenden Altar,
Da brachtest du mit Stolz, Versailles, mit Ehrfurcht,
Europa, seine Huldigung ihm dar.

Er war der Ruhm, die Tapferkeit, das Wissen,
Des Heeres Macht, die Kunst, der Wahrheit Licht:
Alles in allem er: die Welt erhellte
Er unbewußt mit seinem Angesicht.

Schwer war's zu sagen, ob er Gott beschützte,
Ob dieser schützte sein geheiligt Haupt:
Nur eure Toten wissen es, Cevennen,
Die seines Beicht'gers Worten nicht geglaubt.

Von seinem „Ochsenaug" der König schaute,
Die klein zu seinen Füßen lag, die Welt.
Ihn segnete, als Helfer seiner Taten,
Der Himmel hoch herab vom Sternenzelt;

Und segnete die Veilchen, die sich bargen
Im jungfräulichen Schleier der Vallière,
Und segnete die ehelichen Rosen
Der Montespan, der Dame stolz und hehr,

Und segnete die frischen Witwen-Lilien
Des Engadin im Busen der Maintenon:
Des Königs Lächeln färbte rot der Trauer
Gewande dem Getreuen, dem Aron.

Die Zeit der Hüte und der Priesterröcke
Ward jene Zeit von Hof und Stadt genannt;
Vom Volk die Zeit des Hungers und der Plagen;
Des Todes — als die Rache war entbrannt.

Es kam der Tag: da, zwar verschiednen Glaubens,
Doch für die Wahrheit zückend ihre Wehr,
Guillotinierte Kant den Herrn des Himmels,
Und den der Erde köpfte Robespierre.

Die beiden Toten, tragend in den Händen
Die abgeschlagnen Köpfe — Pietät
Nun heischen sie, der ans Gefühl sich wendend,
Der andre pochend auf „Autorität".

Aufrichtet neu Versailles Thron und Altäre
Der alten Zeit, schmückt sie mit frischem Grün.
Hast du, sie zu begraben, keine Steine,
Du schwarzer Mauernschutt der Tuilerien?

Sonette.

Von Lorenzo Stecchetti.

Ihr Tugendhaften von gesetztem Alter,
Jungfraun mit gelben Lippen, langen Zähnen,
Die schweren Frevel schon begangen wähnen,
Zeigt halb ein Nacken sich, ein reiz-umstrahlter:

Schließt eure Fenster jetzt in Ruh', in kalter,
Und schaut hinaus nicht auf dies „Tal der Tränen",
Wo neu erliegen tück'schen Lenzes Plänen
Die Blumen, die Verliebten und die Falter.

Schließt euer Aug', wenn Rosen Schmuck verleihen
Den Mädchen, und im Schoß der Wiesengründe
Selbst fromme Lämmlein ruhn gesellt zu zweien.

Schließt dies verfemte Buch, daß es nicht künde
Vor eurem Ohr, wie schön der Mond des Maien,
Wie schön die Sünderinnen und die Sünde.

Penelope.

Penelope bist du, und senkst die Blicke,
Und hebst sie wieder, unschuldklar, wie keine:
Unmöglich ist's, daß Sünde je, du Reine,
Daß je der Freier Lockung dich bestricke.

Verleumdung wagt, ob auch der Neid ersticke
Die Freundinnen, sich nicht an dich, die Eine;
Du wandelst hin in königlichem Scheine,
Wie fleischlos, blutlos, trotzend dem Geschicke.

Im Festreihn dämpfst du, wie dein Reiz auch gleiße,
Vom Kleid des Stolzes und der Scham umgeben,
Mit einem Blick der Werber Glut, die heiße.

Penelope bist du: das du zu weben
Verstehst tagüber, das Gewand, das weiße,
Auftrennst du's nachts mit mir, mein süßes Leben!

Aus „Dies irae“.

Von Lorenzo Stecchetti.

I.

Wenn satt ich hab' den Müßiggang
Im Herbste und die Schwalben sind geschieden,
Spür' ich den Drang, mit Gott dem Herrn
Zu machen wieder einmal meinen Frieden.

Ich geh' in mich und denke viel
Den ird'schen Dingen nach, den dauerlosen.
Barmherziger Himmel, wie so bald
Sieht man die Rosen welken, ach, die Rosen!

Nur die Zypresse, das Symbol
Des Leids, des Elends auf dem Erdenrunde,
Nur die Zypresse vegetiert
Im Frost auch und ihr Grün geht nicht zugrunde.

Und ans Gericht denk' ich sodann,
Zumal ans Weltgericht, vor das wir treten,
Wenn aus dem Grabesschlummer uns
Geweckt der Klang der himmlischen Trompeten.

Ach Gott, ich ahne schon die Not,
Wenn jener große Morgen angebrochen,
Und ich in kalter Dunkelheit
Umsonst zusammensuche meine Knochen.

Auf, auf, ihr lieben Nachbarn, auf!
Und tut mir den Gefallen, mir zu sagen,
Was ward aus meinem armen Kopf?
Gesteht, wer hat ihn mir davongetragen?

Es war ein Kopf, noch jung, und voll
Von Träumerein, geneigt auch zum Verlieben.
Wär' etwa gar auf Emmas Knien
In der Zerstreuung er zurückgeblieben?

Nein, nein, ein Rezensent vielleicht,
Der ohne Kopf schon da herabgekommen,
Sprach zu sich selbst: Potz Blitz, da mir
Der meine fehlt, sei dieser da genommen!

Zu spielen hier den Kritiker
Als Toter noch — das mag er bleiben lassen.
Auf einen so verdrehten Hals
Wird schwer ein Köpflein wie das meine passen.

Die Sache kommt sogleich ans Licht,
Und er muß stracks ins höll'sche Feuer wandern:
Man ist in dieser Geisterwelt
So dumm nicht als man ist in jener andern.

O weh! Die Augen hab' ich, doch
Die Brille nicht, muß ohne Kenntnis bleiben
Von dem, was Hypochondrische
Zum Lob des Christentums in Blättern schreiben,

Und seh' die frommen Jungfraun nicht,
Die in Sonetten blühn, noch die Poeten,
Die sich im Schweiß des Angesichts
Bemühn für Tugendrettung der Grisetten.

II.

Wie lebte sich's auf Erden schön!
Wie gerne wär' ich dort mit dir geblieben!
Denkst du der Lieder, die ich dort
An dich, du blondes Teufelchen, geschrieben?

In meine Manuskripte fuhrst
Du immer mir wie toll mit deiner Schere,
Verschnittst zu Kragenmustern, was gedruckt
Reichlich gebracht mir hätte Ruhm und Ehre!

Denkst du der Sternennächte noch,
Wo, fröhlich wandelnd in den süßen Schauern
Des Dämmerscheins, selbander wir
Leuchtwürmchen haschten längs der Gartenmauern?

Denkst du des Winters noch, der Lust,
Die uns beim letzten Maskenball umtoste?
Und des Geraniumstocks, der, ach,
Am Fenster dir verdarb im scharfen Froste?

Und des Geredes, das da ging
Von uns und unsrem nächtlich tollen Leben,

Und das so großes Ärgernis
  Dem frommen Pharisäervolk gegeben?

Erinnerungen, heiter-hold!
  Wie kehrt mein Sinn zu euch zurück so gerne!
Ein paar Jahrhunderte gebannt
  Hielt die Karthause mich — und du warst ferne!

Wo bliebst du, Kind? Versprachst du nicht
  Mir treu zu bleiben, nie von mir zu lassen?
Wie lang die Zeit mir ohne dich
  Geworden hier, o Weib, kannst du es fassen?

So manche wackre Leiche kam
  In meine stille Grube da herunter:
Es tastete mein Knochenarm
  Stets nach der deinen — sie war nicht darunter.

Sag' an, starbst du im Karneval,
  Maskiert, in lust'ger Freunde Schwarm, beim Mahle?
Hat dich die Schwindsucht hingerafft,
  Zu herbstlich trüber Zeit im Hospitale?

Ach, hätten sie doch wenigstens
  Begraben dich zur Seite mir! Wie kläglich
Im moderfeuchten Erdengrund
  Fror ich — und, ach, langweilte mich unsäglich!

Doch still! Der ew'ge Richter sitzt
  Just zu Gericht, zu lohnen, zu verdammen.
Wir sind verdammt. Sei guten Muts,
  Zur Hölle nieder wandern wir zusammen.

Mit dir zufrieden, ohne Neid
  Laß ich die Engel hoch im Glanze strahlen!
Komm nur, mein Schatz! Der Teufel ist
  So schwarz wohl nicht, als man ihn pflegt zu malen.

Sonette.

Von Edmondo de Amici.

I.

Ein Besuch.

Vergebung, Herr, wenn ohne Komplimente
Ich vor Sie trete, schlicht, im Reisekleide:

Zehn Jahre sind's und mehr, bei meinem Eide,
Daß ich gelechzt nach diesem Glücksmomente!

Entzückt von Ihrem herrlichen Talente ...
Bei Gott, ich lüge nicht, der ich vermeide
Zu schmeicheln, und an Worten Mangel leide,
Zu sagen, was zu sagen ich mich sehnte!

Die Anmut! Das Gefühl! Der Geist! Wem glitten
Die Verse je vom Mund so leicht? Sie reihen
Sich jetzt an unsre Besten unbestritten!

Mag fort und fort Ihr Schaffen so gedeihen
Zum Ruhm des Vaterlands! — Dürft' ich Sie bitten,
Gefälligst zwanzig Franken mir zu leihen?

II.

Ein Bewunderer.

1.

Weichend dem Drang, voll ängstlicher Bewegung,
Schreib' ich, wenn Sie es gütigst mir gestatten,
An Sie, bei dem Genie und Herz sich gatten;
Mir schwindelt fast — ich zittre vor Erregung!

Anbei als Pfand der warmen Herzensregung,
Die ich mit Worten künde, allzu matten,
Liegt ein Sonett, betitelt: „Vicos Schatten":
Ich schließ' es bei mit zager Überlegung.

Glückselig, wenn ich Ihren Beifall merke,
Bin ich — doch auch den Tadel nicht beklag' ich,
Nur daß Ihr Rat im guten mich bestärke!

Dazu Ihr Bild — schon längst Verlangen trag ich'
Danach — ein Stammbuchblatt — und Ihre Werke!
Nicht mehr für diesmal zu erbitten wag' ich!

2.

Drei Wochen lang hab' ich geharrt bis heute,
Mein Herr, aus Ihrer Hand auf eine Zeile:
Und endlich wird ein Ausspruch mir zuteile,
Von dem ich nicht recht weiß, was er bedeute.

Ein Blatt in Mailand, und verschiedne Leute,
Als Kritiker bekannt auf manche Meile,
Erklärten, daß trotz Mangels letzter Feile,
Sie mein Sonett zu lesen sehr erfreute.

Wie kommt es nun, daß ich von Ihnen höre
So schnöden Spruch? Sollt' Ihren Blick umfloren
Ein wenig auch der Neid auf andrer Ehre?

Nun, das sind Schwächen, die mit uns geboren!
Doch glauben Sie, daß ich recht gern entbehre
Das Lob der Ungeschliffnen und der Toren!

III.

Aufmunterung.

Talent besitzt er, doch zu wenig milde,
Zu wenig reif: wenn er erst kennt das Leben,
Und größre Sammlung, Tiefe sich gegeben,
Und er versteht das Menschenherz, das wilde,

Und ihm durchs Studium der Meistergilde
Gelungen, sein Geschmacksurteil zu heben,
Und er's erreicht durch gründliches Bestreben,
Daß seinen Stil er echt italisch bilde,

Und er sodann, nach höherm Ziel gerichtet,
In Prosa völlig ändert sein Gebaren,
Und auf gebundne Rede ganz verzichtet:

Dann, ja, wird er vielleicht nach zwanzig Jahren,
Nicht sag' ich Großes leisten, wenn er dichtet,
Jedoch am End' nicht allzu übel fahren!

IV.

Crescit eundo.

Ein groß Talent: soviel steht außer Frage!
Nur ist, mit schuldigem Respekt zu sprechen
(Am End' hat jeder Autor seine Schwächen),
Sein Stil nicht leicht genug, daß ich so sage.

Man spricht von Schwulst — nach oft gehörter Klage
Mag es auch an Korrektheit ihm gebrechen:

Doch sonst ist jedes Lob ihm zuzusprechen!
Empfindung nur tritt nicht genug zutage!

Er ist voll Phantasie, gedankentüchtig;
Nur daß Geschmack ihm fehlt, und sein Geklimper
Klingt oft ein bißchen matt, ein bißchen flüchtig.

Zuzeiten streift die Muse seine Wimper;
Doch daß er stiehlt ganz unverschämt, ist richtig:
Weiß nicht, ob er mehr Dieb ist — ob mehr Stümper!

V.

Bücherumlauf.

Von einem Bürschchen, das mein Buch erstanden,
Entlehnt' es sein Professor erst, sein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei sechs steinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Bureauchef — stets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngsten Praktikanten.

Der schickt' es, als er war damit zu Rande,
Nach Syrakus an sein geliebtes Klärchen:
Die nach Turin an einen Herrn vom Stande.

„Sie Glückspilz!" sprach zu mir heut dieses Herrchen.
„Man reißt sich um Ihr Buch!" — (Die Gaunerbande!
Sie reißt sich — um ein einzig Exemplärchen!)

Nachtgebet.

Von Emilio Praga.

Fromme Seelen, die ihr betet, eh' ihr abends geht zur Ruhe,
Betet nicht für die Verstorbnen, die im Sarg gebettet liegen,
Betet nicht für die Erlösten, die umfängt das ew'ge Dunkel,
Denn von dieser Erde scheiden, heißt es nicht der Höll entrinnen?

Ausgestreckt da unten liegend, ruhig, mit gekreuzten Armen,
Lauschen den geheimsten Stimmen der Natur sie, der geweihten,

Sehn das unermeßne Leben sich empor zum Lichte drängen.
Künft'ger Veilchen Wurzeln sprießen ihnen in den feuchten Haaren,
Und in ihren Händen halten sie die Stengel künft'ger Tannen.
O! die Toten in der Erde ruhn glückselig und in Frieden!
Fromme Seelen, die ihr betet, wenn die Nacht hereingebrochen.
Nicht für die Verstorbnen betet, welche tränkt der Tau des Morgens,
Die in grüne Frühlingsblätter und in Blumen sich verwandeln,
Nicht für die, die schon am Ziele, nein, für die, die unterweges,
Für die, welche leben, betet, wenn die Nacht hereingebrochen.
In der Nacht, da drängt heran ja sich zuhauf das Menschenelend,
Und es ist, als ob vergäße seiner armen Kreaturen
Gott der Herr und selber schliefe hoch in seiner Himmelshalle.
Betet für die armen Mütter, die verirrter Söhne harren,
Betet für die fahlen Häupter, die ans Spiel der Dämon fesselt,
Für das Weib, das reicht am Wege seinen Arm dem Unbekannten,
Für den armen Dichter betet, der den Himmel möchte stürmen,
Sklav' des Staubs, mit einer Seele, welche tränt, und welche blutet;
Betet für den Schwarm der Ärmsten, die im Hospitale schmachten,
Die, sobald der Abend dämmert, von des Trübsinns Graun umdunkelt,
Schwerer fast als mit dem Tode, mit Erinnerungen kämpfen;
Für die, welche lieben, betet, und beschwört für sie den hohen
Herrn des Himmels, der das Unglück schuf, traun, als er schuf die Liebe.

Das Blatt im Winde.

(Nach dem Französischen des Arnoult.)

Wohin, wohin, du armes, dürres Blatt,
Vom Baume getrennt? — Ich weiß es nicht!
Der Sturm hat die Eiche
Gebrochen, die mich trug.

Mit unbeständigem Hauch
Führt West- oder Nordwind
Seit jenem Tage mich
Vom Wald zur Ebene,
Vom Berge zu Tal.
Ich weiß nicht, wohin der Wind mich führt,
Doch ich klage nicht und fürchte mich nicht:
Ich gehe, wohin jegliches Ding geht,
Wohin das Blatt der Rose geht,
Und das grünende Blatt des Lorbeers.

Persischer Spruch.

Zum Himmelssegen, sieh, gereicht der Muschel
Genügsamkeit. Weil sie dem Wogenschwall
Des großen, weiten Meeres sich verschlossen,
Und einen einz'gen Tropfen aufgenommen
Ins Innerste, und liebend ihn gehegt,
Wird dieser eine Tropfen ihr zur Perle.

Anhang.

(Jugendgedichte.)

Lyrischer Vorfrühling.

Fliege, du Vöglein.

Fliege, du Vöglein,
Ziehe nur hin!
Hast du doch Schwingen,
Darfst du doch ziehn!
Rosen, die süßen,
Blühn ja nicht mehr;
Neue zu grüßen,
Flieg' übers Meer!

Fern über Wogen,
Wie du geahnt,
Bald ist erflogen
Schönerer Strand:
Perlenbetauet,
Liederbegrüßt,
Himmelumblauet,
Wellengeküßt!

Ach, wie so gerne,
Vöglein, mit dir
Weit in die Ferne
Zög' ich von hier!
Fliege, du Vöglein,
Ziehe nur hin,
Hast du doch Schwingen,
Darfst du doch ziehn!

Mein Herz ist in der Ferne.

Mein Herz ist in der Ferne,
Und wißt ihr, wo es weilt?
Den Balsam fänd' es gerne,
Der Sehnsuchtswehe heilt:
Fort mit den Lerchen zog es
Ins weite Land hinaus,
Fort als ein Vöglein flog es —
Nach Liebe ging es aus.

Ein Herz und eine Heimat
Sucht es von Höh' zu Höh',
Zieht sehnend durch die Wälder,
Fliegt über Strom und See.
Es rastet nur bei Blumen
In grüner Einsamkeit,
Und bei den klaren Wässern,
Und klagt sein tiefes Leid.

Wo wird dies Vöglein finden
Ein trauterwärmtes Nest?
Wo wird ihm blühn ein Süden,
Der es genesen läßt?

Vielleicht verströmt es einsam
Gewiegt in kalter Höh'
Sein Herzblut, seine Lieder,
In ungestilltem Weh.

Liebes-Gespielen.

Falter fliegt von Strauch zu Strauch,
Findet junge Rosen.
Nelke duftet Sehnsuchtshauch:
Weste mit ihr kosen.

Was sich liebt, das sucht sich heut,
Findet sich so gerne,
Nur allein, was dich erfreut,
Liebes Herz, ist ferne!

Sei's; wenn auch mir gar nichts blieb,
Will mit euch ich kosen,
Nehm' ich teil an eurer Lieb',
Falter, Weste, Rosen!

Ihr Name.

Ein Name tönt mir stets im Ohr,
Fanni, dein holder Name!
Ich hört' ihn oft, doch nie zuvor
Fühlt' ich, wie hold der Name!
Ihn flüsternd wird mein Herz nicht satt,
Sing' ihn dem Wald in Liedern;
Mir ist, als hört' ich Baum und Blatt
Und Bach und Fels erwidern.

Ihr andern sprecht das Wort so frei,
So kalt? Mir macht es Beben;
Ich laß es nur mit stiller Scheu
Von meinen Lippen schweben.
Mir ist, als ob dies Wort sofort
Verriete meine Triebe;
Für mich liegt in dem einen Wort
Ihr Reiz und meine Liebe.

Am Bache.

Ich saß in einem tiefen Tal
An blumigem Waldesbach;
Drein warf ich meine Veilchen all,
Und sah den Blumen so nach.

Da zeigten mir die Wellen bleich
Mein sonst so frohes Gesicht.
Von einem Weh war's Herz mir weich,
Zu deuten wußt' ich es nicht.

Da sang die Nachtigall so voll,
So voll von Schmerzen und Lust;
Ihr Lied zog mir ins Herz, es schwoll
Von süßen Klängen die Brust.

Und siehe, zu verstehn begann
Mein Herz sich selber geschwind:
Ich dacht' an *sie* — vom Auge rann
Der Sehnsucht Träne mir lind.

Blumenlügen.

Die *Rose* log, die von der Brust
Du, Falsche, mir gereicht,
Die mir geblüht in Schmerz und Lust,
Von Liebestränen feucht.

Die *Lilje* log, die mir geblüht
In deinem Angesicht;
Das *Veilchen* log, das mir geglüht
In deines Auges Licht.

Die Rose welkt nun gar geschwind,
Die Blätter sind zerstreut,
Und sie entführt ein rauher Wind,
Unwiederbringlich weit.

Zieh' hin, du rascher Windeshauch.
Brich rächend und zerstreu
Die *Lilje* und das *Veilchen* auch,
Die logen Liebestreu.

Der Garten des Herzens.

Jüngst saß sie im Grase mit fröhlichem Sinn,
Ich setzte zur Seite der Süßen mich hin.
Es standen rings um uns viel Blumen im Tal,
Ich streut' in den Schoß ihr die duftigsten all.

Auch blühten im Herzen viel Blumen mir auf,
Der Tau meiner Tränen stand flimmernd darauf:
Die Rosen der Liebe, der Hoffnung Agley,
Vergißmeinnichtlieder und Veilchen der Treu.

Den Garten des Herzens, ich plündert' auch ihn,
Und streut' in den Schoß seine Blumen ihr hin.
Doch sie, sie erhob sich — kalt riß sie sich los,
Daß alle die Blumen entfielen dem Schoß.

Nun drück' ich die Hand wohl ans klopfende Herz,
Und seh' auf die Blumen mit trostlosem Schmerz:
Mein Herz, o mein Herze — dein Liebstes ist weit —
Und dein Garten verödet — und die Blumen zerstreut.

Lieder der Sehnsucht.

Lenzeszwang.

Frühling ist — die Blumen und die Lieder,
Und die Liebe kehren neu zurück.
Folg' ich, ach, dem süßen Drange wieder?
Wär' nicht Ruhe mir ein schönres Glück?

Ach! Der Lenzeslust und Lenzesplage
Bliebe jetzt das Herz auch lieber fern;
Bliebe wie durch all die Wintertage
Still und einsam auch im Lenze gern.

Aber fragt der Lenz, ob Rose blühen,
Oder Lerche wieder singen will?
Du, mein Herz, mußt liebend wieder glühen —
Folge nur dem süßen Drange still!

Ein schöner Traum.

Die fern mir winkt aus Sternenglut,
Aus Rosen hold mich grüßt,

Mir flüstert aus des Stromes Flut,
  Und mich in Träumen küßt,
Wann ist sie endlich, endlich da?
  Ans Herz drückt' ich sie gern!
Oft scheint sie mir so nah, so nah,
  Bald wieder, ach, so fern!

In Wüsten hallt mein Ruf zurück
  Vom Fels im Sehnsuchtsweh:
Gib, weite Erde, mir mein Glück,
  Gebier' sie, tiefe See!
Sie suchend irrt' ich hin und her
  Bis an des Meeres Saum;
Umsonst! Die Welt ist öd' und leer —
  Es war ein schöner Traum!

Lieder der Liebe.

Verständnis.

Ach, Seufzer kann und Lieder
  Die Liebe nur verstehn!
Nun soll mein Lied mit Grüßen
  Zu dir als Bote gehn.

Ja, grüßen nur, nur grüßen,
  Und nie dich wiedersehn;
Nur eines möcht' ich wissen,
  Wirst du den Gruß verstehn?

Du wirst ihn nicht verstehen,
  Er wird wie Rauch verwehn:
Ach, Seufzer kann und Lieder
  Die Liebe nur verstehn!

Nacht und Morgen.

Weicht ihr, trübe Stunden?
  Weichst du, lange Nacht,
Leidvoll überwunden,
  Tränenvoll durchwacht?

Matter seh' ich scheinen
  Mondes Zauberlicht,
Das mit Sehnsuchtspeinen
  Nacht für Nacht mein Herz umflicht.

Morgendlich die Winde
  Von den Bergen wehn.
Gruß dem holden Kinde
  Hinter jenen Höhn!
Licht ist mir ihr Bildnis,
  Das wie Sonnengold
Durch des Herzens Wildnis
  Seine Flammenströme rollt.

Freundlich weckt der Morgen
  Holde Sangeslust.
Knospen sind die Sorgen,
  Keimend in der Brust:
Mitternächtlich nieder
  Tränen auf sie taun,
Und als holde Lieder
  Gehn sie auf im Morgengraun.

O fürchte nichts.

So mußt du denn, ach, mußt du denn
  Verstoßen mich so ganz?
Ist's Untreu' schon, mich anzusehn
  Mit milden Auges Glanz?
O, wenn mich auch der Strahl betört
  Des süßen Angesichts,
Ich weiß ja, wem dein Herz gehört,
  O Holde, fürchte nichts!

Sieh, wie empor zum Sonnenlicht
  Bräutlich die Rose strebt;
Doch scheucht sie drum den Falter nicht,
  Der harmlos um sie schwebt.
So laß mich wandeln ungestört
  Im Kreise deines Lichts!
Ich weiß ja, wem dein Herz gehört,
  O Holde, fürchte nichts!

Wodurch verdient ein treuer Sinn
So bitterböses Tun?
Laß harmlos wie auf andern du
Auf mir dein Auge ruhn!

Genug, daß du dein Herz ihm schenkst,
Den liebend du beglückst;
Will er, daß du das meine kränkst,
Und ihm zulieb' zerstückst?

Auf dem Balle.

Umsonst winkt Frauenschöne
Und Klang und Reigen mir,
Mein Herz ist fortgewandert,
Mein Herz, es ist nicht hier.

Fern in ein trautes Stübchen
Entflog es gar geschwind:
Drin ruht auf weichen Kissen
Das liebe süße Kind.

Sie seufzt im Traum: „O Lieber,
Wie kränkst du mich so sehr!
Du flatterst wie ein Falter
Um schöne Frauen her!"

So seufzt sie, und im Traume
Sehnt sich ihr Herz nach mir,
Und ahnt nicht, daß das meine
Ruht lauschend still bei ihr!

Meeresgruß.

So rauscht mir denn zu Füßen
Das langersehnte Meer:
Mit lauten wilden Grüßen
Gewaltig wogt es her;
Es stürzt heran zum Strande
Mit breit ergoßnem Schwall,
Und bricht sich hier im Sande
Mit wundersamem Schall.

Mich lockt dies wilde Rauschen
 Wie Zaubermelodien,
Und immer muß ich lauschen
 Nach jenem Sange hin!
Was ist's, das stets mein Sehnen
 Zurück zum Strande führt,
Und mit vertrauten Tönen
 Die Seele mir berührt?

Ach, diese Sturmeslieder
 Schon hab' ich sie gehört,
Und Träume kommen wieder,
 Die einst mein Herz betört.
Was einst bei Tann' und Föhren
 In Wäldern ich erlauscht,
Wird mir in vollern Chören
 Von Wogen zugerauscht.

Doch tönen mit den alten
 Viel neue Stimmen her;
Mit höheren Gewalten
 Ergreift mein Herz das Meer:
Wie neuen Lebens Ahnung
 Steigt's aus der Flut empor,
Und wie mit ernster Mahnung
 Berührt's mein lauschend Ohr.

Sonette.

Ein welker Kranz.

Von Küssen hör' ich, traulichem Umschließen,
 Von Händedrücken, Kosen Mund an Munde:
 In halben Worten geht von dir die Kunde,
Und flüstert viel — und scheint noch mehr zu wissen!

Die ich mit Liebestränen zu begießen
 Gepflegt, die Blume, treulich Stund' um Stunde,
 Hat, ach, zum Spiel, zu flücht'gem Liebesbunde
Nun eine freche Hand sie abgerissen?

Einst, Mädchen! einst besang ich deine Locken,
Die Veilchenaugen, zarten Lilienglieder,
In hellen Liedern, reich wie Blütenflocken —

Und nun — wie Abendluft um Kirchhofsflieder,
So wehn, als leis verhallende Grabesglocken,
Um deinen welken Kranz nun meine Lieder!

Letzter Reigen.

Es braust der Tanz — die schönen Klänge locken —
Du mit den Augen voll des blauen Glanzes,
Mein Liebchen, folg' mir in den Strom des Tanzes
Zum letztenmal — dann läuten Abschiedsglocken!

Wir stürmen hin, doch weh! auf einmal stocken
Fühl' ich das Herz, mein Aug' wird trüb — als Ganzes
Seh' ich nicht mehr die Blumen deines Kranzes —
Er flattert, Liebchen, welk dir um die Locken!

Ein Schwindel faßt mich — halt — die Klänge schweigen,
Der Tanz verrauscht, der jubelnd erst erscholl,
In müde Gruppen rasch zerfällt der Reigen.

Und nun fahr' wohl, auf ewig fahre wohl!
Du, der ich wagte, einst ein Herz zu zeigen,
Fahr' wohl, du meine Blume, fahre wohl!

An eine Flatterhafte.

Daß Amor doch, statt hundertfach zu ritzen
Dein kleines Herzchen mit dem Pfeil der Liebe,
Nur einmal tief und dauernd drein sich schriebe
In Flammenschrift, mit seinen schärfsten Spitzen!

Daß dann dein Held dich wie ein Gott mit Blitzen
Umarmte, ganz dein Herz zu Staub zerriebe,
Mit all dem Schwarme kleinlich eitler Triebe,
Die drinnen wie in ihrem Neste sitzen!

Wie schön, wenn dann die vielgeteilte Glut,
So vielgeteilt wie nachts die Glut der Sterne,
Zusammenströmt' in eine Liebesflut!

O Mädchen, das erlebt' ich gar so gerne,
Und wüßt' ich, wer dies Wunder an dir tut,
Ich führt' ihn her, und wär' er noch so ferne!

Lieder im Walde.

O wolle nicht des Waldes Stimmen stören
Mit Liedern, Freund! Hier tönen andre Lieder:
Hier rauscht der Träume schattendes Gefieder,
Hier flüstert Elfenwort in Geisterchören!

Traumreiche Märchen schauern durch die Föhren,
Vom Felsenschloß hallt alte Sage wider,
Mit Wiegenliedern rauscht der Waldbach nieder,
Von fern ist Axtschlag, Spechtesruf zu hören.

Dein Lied, o Freund, erregt mir Herz und Sinn,
Die Träne quillt, die Augen sich umdüstern,
Weil ich so fern von Glück und Liebe bin;

Doch hör' ich euch, o Waldesstimmen, flüstern,
Da schmilzt mein Herz in Lieb' und Freude hin
Und freut mit Blumen sich wie mit Geschwistern!

Gaselen.

(Nach einer Ode des Horaz.)

O Kind, such' in des Himmels Blaue nicht
Dein Schicksal — nach den Sternen schaue nicht!
Was kommt, wir tragen's; ob der nächste Tag
Uns graue wieder oder graue nicht,
Gleichviel! — Sei klug, trink Wein, auf Hoffnungen
Zu groß fürs kurze Leben, baue nicht!
Doch, da wir reden, flieht die Zeit dahin —
Benütz' das Heut, dem Morgen traue nicht.

Mein goldnes Glück, ich säh' dich gerne noch
Vor meinem Tod, doch du bist ferne noch!
Die schönste Blume, Liebe, die mein Herz
Ersehnt — sie liegt im Samenkerne noch.

Mit Tränen zu begießen diesen Kern,
Das ist's, was ich gelernt und lerne noch.
O wird sie mir daraus, die Blume blühn?
Wird sie mir blühn auf diesem Sterne noch?

Ode.

(Aus einem Zyklus.)

Meine Lieder.

Leichthingaukelnde Lieder, welche Schwermut,
Welch tiefnagendes Sehnsuchtsweh gebar euch!
Kein mitfühlendes Herz erfaßt es ahnend,
Aber *ihr* wißt es,

Mondnachtgenien, ach, wie viel des Leides
Stets dies strebende Herz ertrug, bis in den
Schoß als *klingende Perle* mir die bittre
Träne gerollt ist!

Epigramme.

An Eros.

Eros, beflügelter Gott, bleib' ferne mir! Nimmer ertrüg' ich
Deines verletzenden Pfeils stürmische, volle Gewalt!
Kaum vermag ja mein Herz, das leicht zu verwundende, schwirren
Ihn zu hören, und flammt schmerzlich, auch leicht nur geritzt.
Schon ein trauliches Wort von rosigen Lippen, aus blauen
Augen ein Blick hat ihm oft brennende Schmerzen erregt!
Darum schone mein Herz, das leicht zu verwundende: Nimmer
Trüg' es des bohrenden Pfeils stürmische volle Gewalt!

Verständnis.

Dunkeln ewig umsonst uns die Sommernächte, die trauten?
Wirst du nimmer, was ich sehnend dich flehe, verstehn?
Vieles sagt dir mein Wort, mein Lied noch mehr, doch das meiste
Muß dir dein eigenes Herz sagen, wenn ja du mich liebst.

Liebe.

Schön war und selig die Liebe, die einst Heroinen und Götter
Kosend gesellt und die Saat streute zu göttlichem Sein.
Anders in sterblicher Brust. Kupidos vergifteter Pfeil trifft
Tödlich, in langsamer Glut siechen die Herzen dahin.

Äschylus.

Äschylus ist doch der beste Poet; das liebste von allen
Büchern der Welt sind jetzt seine Tragödien mir:
Denn auf das äußerste Blatt, das weiße, des köstlichen Buches
Hat das holdseligste Kind, mir, wo sie wohne, diktiert.

Alphabetisches Register

(nach Titel und Gedichtanfang zusammengestellt; die Titel sind durch einen * bezeichnet.)

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Sechzehnter Band.

Inhalt: Dichterische und nichtdichterische Prosa.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.



Dichterische und nichtdichterische Prosa.

Einleitung des Herausgebers.

Schon kurze Zeit, nachdem Hamerling (Mitte der fünfziger Jahre) als Gymnasiallehrer (von Graz) nach Triest versetzt worden war, trat er in freundschaftliche Beziehung zu Dr. F. C. Pipitz, dem damaligen Redakteur der „Triester Zeitung". Pipitz gewann den jungen Gymnasiallehrer sofort als Theater- und Konzertkritiker für sein Blatt und schon einen Monat nach der Übersiedlung nach Triest (Hamerling war April 1855 dahin gekommen) finden wir in der „Triester Zeitung" in der Nummer vom 15. Mai 1855 ein größeres Referat (Feuilleton) aus der Feder unseres Dichters, gefertigt mit ‚R. H.': „Über den ‚Fechter von Ravenna' (aufgeführt am 12. Mai im Teatro filodramatico)". Mit diesem Feuilleton beginnt Hamerlings journalistische Tätigkeit. Hamerling empfing von der Triester Zeitung Zeilenhonorar — pro Zeile (schreibe und sage!) 3 Kreuzer — aber unserem Dichter war bei seiner kritischen Tätigkeit die Hauptsache nicht der Erwerb, sondern vielmehr „alles, was Triest in theatralischer, musikalischer und künstlerischer Beziehung bot, kostenlos zu genießen."

Bald wurde sein Verhältnis zur „Triester Zeitung" intimer, er referiert über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels, schreibt nebst seinen kritischen Arbeiten belletristische Feuilletons, arbeitet sogar am lokalen Teile mit, ja verfaßt selbst eine Reihe von Leitartikeln. Die Arbeiten unseres Dichters sind oft mit „R. H.", oft mit „—g", oft mit „***", oft mit irgendeinem andern Buchstaben gefertigt, viele Artikel tragen auch gar keine Signatur und lediglich die Aufzeichnungen im Nachlasse unseres Dichters instruieren uns über die Autorschaft. Und die Mitarbeiterschaft an der „Triester Zeitung" dauert bis Mitte der siebziger Jahre fort, freilich ist sie, seit Hamerling Triest verlassen (1865), nur noch eine Mitarbeiterschaft am Feuilleton.

Als 1876 P. K. Rosegger seine Monatsschrift „Heimgarten" ins Leben rief, erklärte sich Hamerling sofort bereit, an der Zeitschrift mitzuarbeiten, und von 1876 bis zu seinem Tode ist Hamer-

ling mit zahlreichen größeren und kleineren Prosaaufsätzen der verschiedensten Art im „Heimgarten“ vertreten. Wohl finden wir auch in andern Zeitungen und Zeitschriften und auch in Kalendern Hamerling als Prosaisten vertreten, aber gegenüber „Triester Zeitung“ und „Heimgarten“ müssen sämtliche andere, was Zahl und Gediegenheit der Beiträge betrifft, zurücktreten.

Mitte der siebziger Jahre schon gedenkt Hamerling eine Auswahl seiner zahlreichen Prosaaufsätze als selbständigen Band zu edieren. Aber erst anfangs der achtziger Jahre wurden die Verhandlungen mit dem Verleger Richter aufgenommen und 1884 erschien in zwei Bänden (bei indes *fortlaufender* Paginierung): „Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien.“ Die beiden Bände boten ungefähr ein Drittel der bis dahin in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen kleineren Prosaaufsätze unseres Dichters. 1891 — zwei Jahre nach des Dichters Tod — erschien dann ebenfalls in zwei Bänden: „Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Neue Folge,“ das zweite Drittel bietend. Das letzte Drittel ist in Buchform nicht erschienen. Als Ergänzung der vier Bände „Prosa“ könnten vielleicht die 1894 (gleichfalls aus dem Nachlasse) edierten venezianischen Sagen gelten: „*Was man sich in Venedig erzählt.* Nach italienischen Quellen,“ nur daß diese Geschichten niemals vorher *bei Lebzeiten Hamerlings* in Zeitungen erschienen waren*).

Vorliegender Band bietet nun zunächst aus Hamerlings kleineren Prosaarbeiten die gediegensten und charakteristischesten Stücke. Es ist einer (vielleicht nach Jahren kommenden) historisch-kritischen Hamerlingausgabe vorbehalten, die *gesamte* kleinere Prosa unseres Dichters zu bringen. Für vorliegende Ausgabe schien nach reiflicher Erwägung eine Auswahl genügend. Zur Herstellung dieser Auswahl des Besten wurden *sämtliche* Hamerlingsche *Prosaaufsätze* der „Triester Zeitung“ und der übrigen Blätter, an denen Hamerling mitarbeitete, durchgegangen und danach Auslese getroffen. Nun hat allerdings das Beste seiner bezüglichen Arbeiten bereits der Dichter selbst ausgewählt, aber gerade in jenem letzten in Buchform noch nicht erschienenen Drittel seiner journalistischen Prosa

*) Diese venezianischen Sagen fanden sich in Hamerlings Nachlaß als Manuskript aus den sechziger Jahren unter dem Titel „Venezianische Sagen. Nach italienischen Quellen.“ (Der ursprüngliche Titel lautete übrigens „Venezianische *Lokal*sagen“.) Nach Hamerlings Tode erschienen dann in Roseggers „Heimgarten“ einige dieser Geschichten unter dem Kollektivtitel „Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen von Robert Hamerling“ und *dieser* Titel — wir wissen nicht, wer ihn gewählt — blieb dann auch dem Büchlein.

fand sich ein Aufsatz, der an Bedeutung und Gediegenheit so manchen in den vier Bänden enthaltenen übertrifft. Er wurde geschrieben als Leitartikel der „Triester Zeitung“ für die Schillerfeier 1859, erhebt sich aber hoch über das Bedürfnis des Tages. Unter dem Titel „Die Feier des 10. November“ erscheint er in unserer Ausgabe unter dem, was wir dann weiter aus dem Besten als das Beste und am meisten Charakteristische zu erkennen glaubten und unter dem die venezianischen Sagen nicht fehlen. Eine Reihe von Aphorismen und feinsinnigen (auch weitere Kreise interessierenden) ästhetischen Notizen schließt endlich diese unsere „Prosa“auswahl ab.

* * *

Durch fast zwanzig Jahre trug sich Hamerling mit seinem großen philosophischen Werke „Die Atomistik des Willens“. Bereits Ende der sechziger Jahre (unterm 13. März 1867) schreibt er an Otto Spielberg von einem „Plan zu einem Prosawerk über das ‚Problem der Zivilisation‘“, in dem wir wohl den Keim der „Atomistik“ annehmen dürfen. In der Anmerkung (Anhang) zu den „gesammelten kleineren Dichtungen“ (1871) äußert er, „die hier gesammelten Dichtungen ... sind vorausgeworfene Ideenschatten, deren Umrisse, Tiefe, Farbe und Eigentümlichkeit gewinnen werden, sobald die Weltanschauung, in deren Kreis sie fallen, in einem lange vorbereiteten größeren Werke dem Publikum vorliegt.“ In den Briefen an viele seiner Freunde (in den siebziger Jahren) spricht er wie oft von seinem philosophischen größeren Werke, „an dem er eifrig arbeite“. In der Vorrede zu seiner Prosa (1884) äußert er, „daß er den Freunden seiner Poesie neben Poetischem noch manches — auch Gewichtigeres als bisher in Prosa zu sagen haben werde“ —, worunter wohl nur das große philosophische Werk gemeint sein kann. In der Selbstbiographie berichtet er von dem Plan zu „Homunkulus“, der sich ausgestaltet habe in ihm zu einer Kritik unserer modernen Gesittung und von dem philosophischen Prosawerk, das sich ausgestalten dürfte zum Versuch einer Kritik der modernen Erkenntnis. „Ist mir“, schreibt er 1888, „eine Lebensfrist von ein bis zwei Jahren noch gegönnt, so wird das Werk in durchgängiger Vollendung der Öffentlichkeit übergeben werden können.“ Aber Hamerling sollte nicht mehr die letzte Feile daran legen, und als er im Juli 1889 starb, war das Werk vielfach noch Torso. Nichtsdestoweniger hat Hamerling angeordnet, daß die Arbeit veröffentlicht werde und ersuchte testamentarisch seinen Freund Dr. Adolf Harpf

in Leoben, die Druckkorrektur zu besorgen. Dr. Adolf Harpf besorgte die Korrektur und in zwei Bänden erschien 1891: „Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis.“

Über das Autormanuskript und die Publikation des Werkes äußert sich nun einige Jahre später Dr. Adolf Harpf in ganz merkwürdig überraschender Art:

„... Das Manuskript von Hamerlings philosophischem Werke hinterlegte ich (nach geschehener Drucklegung) in dem Steiermärkischen Landesarchiv zu Graz zur Aufbewahrung, als ich vor einigen Jahren Grund hatte, meine Angelegenheiten für den Fall meines Ablebens zu ordnen. Für diesen Fall fürchtete ich mit Grund die Verzettelung des ungeheuer wertvollen Manuskriptes, welches gerade in jenen Stellen, die ich als von Hamerling selbst gestrichen zu betrachten hatte, — die ich also in das Werk nicht aufnehmen konnte, da es doch nur nach Hamerlings eigener letzter Fassung im ersten Drucke erscheinen mußte, — den wertvollsten Aufschluß über die Entwicklung von Hamerlings Lebensanschauung geben wird. Jene gestrichenen Stellen datieren zum Teil gewiß an die zwanzig Jahre zurück; Hamerling selbst sagt ja im Vorworte zu seiner „Atomistik“ (S. X unten), daß „die ersten Anfänge, die ersten Aufzeichnungen vor zwanzig Jahren“ geschahen, und man unterscheidet in der Tat auch in dem Manuskript genau verschiedene Phasen nach Schrift und Gedankengang. Ich hatte und habe wohl noch die Absicht, diese sehr umfangreichen gestrichenen Stellen, die allein einen Band oder noch mehr von der Größe der Atomistikbände füllen würden, einmal kritisch zu bearbeiten, wenn mir die Kraft dazu gegönnt ist. Vorläufig ergreife ich jedoch hier die Gelegenheit, auf diese reinste Quelle zur Erschließung der philosophisch vertieften Lebensanschauung des Dichters hinzuweisen, damit sie nicht für immer in Archivkästen versunken und verborgen bleibe. Noch ist auch wohl nicht die Zeit zur philosophischen Würdigung unseres heimischen Dichterphilosophen gekommen, da unsere Zeit für Philosophie überhaupt zu wenig Ruhe hat und auch unser Dichter selbst noch lange nicht so ins Leben der Gebildeten unseres Volkes übergegangen ist, um einen entsprechenden Kreis für eine Darlegung der Lebensanschauung des Dichters und deren Entwicklung vorzufinden. Die Zeit, da eine solche Würdigung verlangt werden wird, kommt aber gewiß und dann wird man auch auf jenes Manuskript der „Atomistik“ als eine Hauptquelle greifen müssen. Deshalb ließ ich die Handschrift, welche mir durch Hamerlings Ver-

fügung zu Händen kam, nicht mit den Korrekturen an den Verlag zurückgehen, sondern behielt sie zuerst in meiner Verwahrung, um sie dann, als ich Verschleppung fürchten mußte, in den sicheren Gewahrsam des Steiermärkischen Landesarchives unter Vorbehalt meiner Rechte zu geben. Ich hielt mich hierzu auch noch aus dem Grunde dem Andenken des großen Toten gegenüber verpflichtet, weil ich mich, und dies spreche ich hier zum ersten Male und auch hier gleichsam nur in parenthesi aus, während der monatelangen Arbeit der mir durch Hamerlings nachgelassene Verfügung übertragenen Autorkorrektur niemals des geheimen, aber doch unablässig bohrenden Zweifels erwehren konnte, ob wohl wirklich alle jene zahlreichen Stellen, welche ich im Manuskripte gestrichen vorfand, von Hamerlings eigener Hand gestrichen sein können. Die auch dem oberflächlichsten Leser der gedruckt vorliegenden Fassung des Werkes auffallenden Sprünge in der Darstellung, Zusammenhanglosigkeiten in der Ideenentwicklung schienen mir wenigstens nicht alle auf das Konto der Nichtvollendung des Werkes durch den Autor kommen zu können. Viele von den im Manuskripte gestrichenen Stellen fügen sich nämlich vollkommen organisch in Hamerlings gesamte Darstellung, sie sind vielfach geeignet, die jetzt in dem philosophischen Lebenswerke des Dichters zutage tretenden Risse und Ideenlücken organisch zu schließen und ich sah bei vielen solcher Stellen auch nach angestrengtestem Suchen und möglichster Vertiefung in die Ideengänge des Autors absolut keinen Grund, warum Hamerling sie gestrichen und dadurch den eigenen, organisch aufbauenden Ideengang selbst zerrissen hätte, ein Umstand, der für mich wenigstens immer einen Grund für den besagten Zweifel abgeben wird. Jedoch konnte ich selbst natürlich nichts anderes tun, als das Manuskript in dem Zustande zum Drucke bringen lassen, wie es mir von der Verlagsanstalt zugekommen war, was ich für spätere Bearbeiter der Hamerlingschen Lebensanschauung, die auf das Manuskript werden zurückgehen müssen, und in denen sich dann wahrscheinlich der gleiche Zweifel wie in mir regen wird, hier feststellen mußte ..."

Nach diesen interessanten Mitteilungen Dr. Harpfs wäre ein Nachdruck der „Atomistik", so wie sie 1891 erschienen, durchaus unangebracht — das Werk müßte vielmehr unter genauester Zugrundlegung des Originalmanuskriptes einen völlig umgestalteten, zum mindesten eingehend kommentierten Neudruck erleben. Die Besorgung bedingte eine kritische, gewissenhafte Facharbeit. Aber auch dann, wenn solche vollkommen korrekt geschehen wäre, würde

sich die Publikation ausschließlich an den Fachgelehrten wenden und nicht an das (gebildete) Lesepublikum poetischer Werke. Aus diesem Grunde hauptsächlich wurde von der Aufnahme der „Atomistik“ in vorliegende Ausgabe abgesehen. Da aber in dem Werke ein Abschnitt enthalten ist, dessen Inhalt in ganz besonders naher Beziehung steht zu dem in den poetischen Werken unseres Dichters gepredigten ästhetischen Idealismus, so entschloß man sich, dieses Kapitel der „Atomistik“ der Ausgabe einzuverleiben; es ist die Abhandlung aus dem vierten Buche (Theorie des Willens): „Schönheit“.

Mit den inhaltsschweren Worten des Schönheitsphilosophen möge die Ausgabe der Werke des Schönheitspoeten passend ausklingen.

Inhalt.

Die Waldsängerin.

I.

Ich war — erzählte mir ein Freund — noch ein junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren, Studiosus der Philosophie, aber schon als Lyriker in ein paar Almanachen hervorgetreten, und hatte mich soeben über die Sommerferien bei einem Vetter in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt X. eingemietet, in einem Dachstübchen, das schmale Fensterchen, aber aus diesen schmalen Fensterchen eine weite prächtige Aussicht hatte.

Eines Abends spät wollte ich nach einem ermüdenden Gebirgsausfluge mich eben zu Bette begeben, als ich jemand ungestüm die schwanke hölzerne Treppe heraufpoltern und an meine Tür klopfen hörte.

In demselben Augenblick stürzte, ohne mein „Herein!" abzuwarten, auch schon ein blonder Jüngling von ungefähr gleichem Alter mit mir selbst, aber durch sprühende Augen und eine Art von Mähne ausgezeichnet, die seinem Kopfe etwas Löwenartiges gab, mit leidenschaftlicher Hast in mein Gemach.

Ich erkannte in ihm einen alten Schulkameraden wieder, den ich seit Jahren aus den Augen verloren, und der, wie ich inzwischen vernommen, mit dem Feuer seines Naturells, das mir von der Schule her recht wohl erinnerlich war, sich ganz in die Arme seiner Lieblingsmuse, der Tonkunst, geworfen hatte.

„Endlich gefunden!" rief er atemlos und in Schweiß gebadet, während das dichte hellbraune Gelock in wirren Strähnen um seine Schläfe flog.

„Höre, Freund," fuhr er fort, in der Mitte des Zimmers stehend, „du mußt mir einen großen Gefallen tun! Mach' mich nicht unglücklich und sag' nicht nein! — Einen Text mußt du mir schreiben! Den Text zu einem großen dramatisch-

symphonischen Tonwerke, „Tristan und Isolde“ betitelt. Heute mittag, nach Beendigung von Immermanns herrlichem Epos, habe ich diesen Plan gefaßt, und den ganzen Nachmittag bin ich umhergelaufen, um dich aufzustöbern in deiner Verborgenheit! Mir brennt der Kopf — ich mußte noch heute mit dir sprechen!“ —

Ich hatte beim Eintritt des jungen Mannes den einen Fuß, mit welchem ich eben das Bett hatte besteigen wollen, zurückgezogen, war während seiner Anrede in die schon abgelegten Beinkleider geschlüpft, und beantwortete nun die hastig hervorgestoßenen Worte des späten Ankömmlings lächelnd mit der Frage:

„Bist du ein Jude, lieber Freund?“

„Warum?“ sagte er betroffen.

„Weil man,“ versetzte ich, zum Scherz aufgelegt, denn ich fand den nächtlichen Überfall drollig — „weil man musikalische Texte nicht für die Ehre schreibt, unter den jugendlichen Komponisten Deutschlands aber, wie mir ein Operntextschreiber sagte, höchstens die vom Stamme Israels in der Lage zu sein pflegen, ein Libretto gebührendermaßen zur Hälfte voraus, zur Hälfte nach Empfang bar zu bezahlen!“

Er erblaßte. Aber mein schalkhaftes Lächeln beruhigte ihn ein wenig, und nachdem er von dem ersten Schrecken, in welchen mein grausamer Scherz ihn versetzt hatte, sich erholt, erledigte er die Honorarfrage vorläufig dadurch, daß er mir die unerhörtesten Tantiemen zusicherte, die seinerzeit bei den Aufführungen von „Tristan und Isolde“ als ein goldener Regen sich über mich ergießen sollten.

Dann setzte er mir, lebhaft in dem Stübchen auf und ab gehend, seine Ideen in Beziehung auf den Text und die Komposition des geplanten Tonwerks auseinander.

Des Vetters Hahn krähte zum dritten Male, als der junge Tonkünstler, nach endlich erhaltenem entschiedenem Jawort von meiner Seite mich begeistert ans Herz preßte und mit demselben Ungestüm fortstürmte, mit welchem er bei mir eingetreten war.

Von diesem Tage an blieb ich mit Othenio — so hieß mein Freund — in lebhaftem Verkehr. Er kam gelaufen zu allen möglichen Stunden des Tages, spät abends und im Morgengrauen, ja, mehr als einmal erschien er in schwülen, sternenhellen Nächten, wenn eben sein Gehirn auf den Siede=

punkt geraten, oder ihm ein neuer Gedanke für den Text von „Tristan und Isolde“ durch den Kopf geschossen war, vor meiner Behausung, weckte mich mit einer Handvoll Sand, die er gegen die Scheiben des Fensters warf, und ich mußte dann aus dem Fenster eine Stunde lang mit ihm plaudern, oder gar mich ankleiden und im Mondschein mit ihm durch das nahe gelegene Wäldchen schweifen.

Oft besuchte auch ich ihn, in einem Landhause, das er gleichfalls bei Verwandten, in einem romantischen Waldtale, eine halbe Stunde von meinem Asyl entfernt, den Sommer über bewohnte.

Das Landhaus war reizend; an einer breiteren Stelle des Tales gelegen, stand es, obgleich in der Entfernung von einigen hundert Schritten von Wäldern umgeben, fast den ganzen Tag weiß und freundlich im Sonnenschein da. Vom Sofa in Othenios Stube sah man durchs Fenster hinaus in das dichte lebendige Grün der Gartenbäume und weiterhin des hochstämmigen Nadelwaldes. Das Haupteinrichtungsstück der Stube war natürlich ein Flügel, über welchem an der Wand die Bilder Beethovens, Bachs, Schumanns und Chopins, der fanatisch verehrten Lieblingsmeister Othenios, hingen.

In Liebe und Haß ungestüm, sprach Othenio niemals anders als mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit über Kunst und Künstler. Oft spielte er mir auf dem Piano Stücke seiner geliebten Meister vor, überstürzte aber in seinem Feuereifer alles derart, daß ich selten einen ruhigen und reinen Genuß davon hatte. Er sang mir überdies Lieder, ja halbe Opern vor, entwickelte aber auch hierbei eine solche Leidenschaftlichkeit, daß das angestrengte Organ ihm in der Regel sehr bald den Dienst versagte und der ganze Rest hernach mehr gekrächzt als gesungen wurde. Das heilige Feuer loderte in ihm so stark, daß er mir oft den Eindruck machte, als könne er jeden Augenblick explodieren, und vor meinen Augen in Rauch und Dampf aufgehen. Auch seine eigenen Klavier- und Gesangskompositionen gab er mir zu hören und ich verfehlte nicht, die wildgärende, wirklich geniale Kraft darin zu bewundern. Aber welchen Anblick bot er selber bei solcher Gelegenheit! „Die ambrosischen Locken wallten ihm vorwärts,“ wie dem Zeus bei Homer, fielen über sein Gesicht und bedeckten es, so daß nur die großen, funkelnden Augen dazwischen hervor-

lugten. Und war er dann so recht im Zug, so sang er, mit dem ganzen Leibe sich im Takte wiegend, die Oberstimme mit, gab bei jeder interessanten Wendung, wenn es ein Orchesterstück war, die Instrumente an, welche hier eintraten, seufzte und ächzte um die Wette mit dem Pianoforte, unter dessen Gedröhne das stille Waldtal erzitterte.

Sein lebhaftes Künstlertemperament verriet sich auch in den zum Teil sehr verwunderlichen Anweisungen, die er für den Spieler unter die Noten seiner Kompositionen setzte. Da stand z. B. zu lesen: „entrückt," — „mit unbändiger Leidenschaft," — „sich wieder gehen lassend," — „zuversichtlich," — „in tollem Rasen," — „schwülwonnig," — „schwirrend," — „wie gestampft," — an einer Stelle sogar: „mit Ekel."

Er warf seine musikalischen Eingebungen in genialer Unordnung auf einzelne Blätter, und niemals gab er sich die Mühe, irgendeine Titelüberschrift für ein vollendetes Klavierstück zu ersinnen, sondern setzte lieber einige Verse darüber, die mit der Grundstimmung des Tonstücks in Harmonie standen.

Eines Morgens saßen wir beide, uns sonnend, auf einem niedrigen Zaun, der den großen Hausgarten von dem mit halbwüchsiger Körnerfrucht bestandenen Ackerfelde des Nachbars schied. Es war ein wundervoller Tag. Wir tranken den Würzeduft der hohen Gräser und Kräuter tief in uns, wiegten uns auf dem Zaune, wie ein paar Hänflinge und sahen der Mutterhenne nebst ihren unzähligen, überaus drolligen Küchlein zu, die sich gackernd und glucksend zwischen den dichten grünen Halmen des Feldes tummelten. Jenseits des Ackers stand der Wald den Abhang hinan. Hinter den ersten Bäumen sah man eine Gruppe von Soldaten beisammenstehen, auf Blasinstrumenten tutend. Sie gehörten dem Musikkorps der städtischen Garnison an und pflegten so ziemlich alle Tage in den Wald zu kommen, um sich da freier zu üben, ohne zu ahnen, daß sie gerade hier einen feinsinnigen Musiker mit ihren nicht immer reinen Tönen in Wut versetzten.

Othenio runzelte auch schon bedenklich die Stirn, als ein etwa dritthalb Jahr altes Knäblein in Sicht kam, mit einem Kopf, groß und rund wie ein Kürbis, das Söhnlein des Wirtes in einer nahen Waldschenke. Es war in den Garten

hereingetrippelt, stand in einiger Entfernung und glotzte uns an, mit einer Kindertrompete in der Hand.

„Der Bube da“, sagte Othenio ernst, „ist auch ein Musikgenie!“ — Ich lachte. Othenio fuhr aber lebhaft fort: „Ein Musikgenie! — Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer und hört mir sehr aufmerksam zu, wenn ich am Piano sitze und spiele. Findet er mich nicht im Zimmer, sondern etwa im Garten, so wartet er geduldig halbe Stunden lang, steif und stumm auf einem Flecke stehend, wie du ihn da siehst, die Trompete in der Hand, und läßt mich nicht aus den Augen, bis ich mich anschicke, in meine Stube hinaufzugehen. Dann torkelt er sachte hinter mir drein, die Treppen hinauf, bis ans Piano. Ich spiele ihm hernach meist Schumanns romantische Phantasie, Op. 17, oder die ‚symphonischen Etüden‘ vor, denn für die tieferen und grandioseren Arbeiten dieses Meisters scheint er eine besondere Vorliebe zu haben.“

Ich lachte wieder. Aber Othenio wiederholte nachdrucksvoll, in gehobenem Tone: „Eine besondere Vorliebe! Er pflanzt sich neben dem Piano auf, horcht zu, guckt mir bald auf die Finger, bald bückt er sich und richtet sein Augenmerk auf meine Füße und auf das Pedal, als ob er darüber ins klare kommen wollte, wie und wodurch ich denn eigentlich das ganze Tongebrause zuwege bringe. Die Hände auf dem Rücken, scheint er ganz Ohr zu sein; plötzlich aber bringt er eine der auf den Rücken gelegten Hände mit der Trompete zum Vorschein, setzt diese ganz sachte an den Mund und versucht bescheidentlich einen einzigen leisen Ton, ohne Zweifel in dem Bemühen, aus seinem Instrumente doch auch so etwas Ähnliches, wie ich aus meinem Tonwerkzeuge, herauszubringen. Dann hört er wieder zu, immer mit so sinniger, verständnisinniger Miene, — lache nicht, ich bitte dich, — daß ich überzeugt bin, es ist ihm nicht gleichgültig, ob ich ihm Sachen von Gewicht zu hören gebe, oder leichte Salonware. Denn als ich neulich versuchsweise einen gewissen banalen Modewalzer anschlug, begann er unruhig zu werden und flüsterte: „Heimgehen!“ — Ich mußte ihm die Türe öffnen und er trippelte mit seiner Trompete von dannen. Ich wiederhole es: „Ein keimendes Tongenie! meinen Kopf setz’ ich zum Pfande!“ — Hier faßte mich Othenio scharf und fest ins Auge, ob ich nicht etwa lächle. „Ich habe mich auch bei den Eltern des Knaben

schon erboten, ihn auszubilden für die Kunst. Wenn er nur endlich einmal reden und mich verstehen lernte, der Range!"

„Die Muse der Tonkunst scheint also diesem Tale absonderlich geneigt!" bemerkte ich.

„Jawohl", versetzte er. Und nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wiederholte er lebhafter und mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck: „Jawohl, lieber Freund, jawohl! — Du weißt aber noch lange nicht alles!"

Und nun erzählte er mir mit seinem gewohnten Enthusiasmus allerlei Wunderliches von einer merkwürdigen, geheimnisvollen Stimme, die sich seit einiger Zeit in der Umgegend vernehmen lasse. Von den waldigen Abhängen des Tales herunter und aus den dichtesten Waldgründen heraus, erzählte er, werde zuweilen ein heller Diskant vernehmlich, aber nur in abgerissenen Phrasen, oder in lange ausgehaltenen, anschwellenden und verhallenden Tönen, regellos und doch eigentümlich bestrickend. Diese Stimme mache schon ein gewisses Aufsehen im ganzen Tale; Spaziergänger aus der Stadt, die sie vernähmen, blieben horchend stehen und verlören sich dann im Walde, um dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Aber es sei noch niemandem gelungen, die geheimnisvolle Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu schauen, obgleich es auch nicht an wunderlichen, ganz unglaubwürdigen Behauptungen des Gegenteils fehle: die einen wollten dies, die anderen anderes gesehen haben, Holzhauer hätten gar versichert, es sei ein junger Herr, der im Walde so singe und tririliere — er habe sogar schon mit ihnen gesprochen; ein junger Mensch sei es, mit langen blonden Haaren — vermutlich ein Studiosus.

„Man müßte indessen die Ohren eines Holzhauers haben," fügte Othenio erregt hinzu, „wenn man das Mädchenhafte jener wundersamen Stimme auch nur einen Augenblick zu verkennen imstande wäre. Und wenn die Stimme wirklich in Zusammenhang stände mit jenem blondlockigen Jüngling, den die Holzhauer gesehen, was ich dahingestellt sein lasse — nun, dann ist der Jüngling eben ein verkleidetes Mädchen! Du brauchst den Gesang nur ein einziges Mal zu hören, lieber Freund, um mir vollkommen recht zu geben!"

Mein eigenes Interesse war durch diese Erzählung in ungewöhnlichem Grade erregt worden, und ich wünschte lebhaft, die rätselhafte Sängerin selbst zu vernehmen, wozu mein

Freund mir auch alle Hoffnung gab, wenn ich nur etwas länger bei ihm verweilen wollte.

Er sprach dann wieder viel von seinem dramatisch-symphonischen Tonwerk. Anfangs, sagte er, habe es ihm noch immer an der rechten Inspiration gefehlt. Aber seit jene merkwürdige Stimme sich hören lasse, sei es wie ein neuer Geist über ihn gekommen, sei die Romantik, die Poesie und fast auch die Liebe bei ihm eingezogen.

Die Sonne war schon hinter den Wipfeln des wie ein grüner Wall jenseits der Talstraße sich erhebenden Nadelholzwaldes hinabgesunken. Ich war genötigt aufzubrechen und den Heimweg anzutreten.

Othenio zitierte das schöne indische Sprichwort: „Bis ans Wasser muß man geleiten, wen man lieb hat!“ und ging mit mir bis an den Steg, der den Bach in der Mitte des Tales hart neben der Straße überbrückte. Da blieben wir eine Weile stehen, um Abschied zu nehmen, gerieten aber neuerdings ins Plaudern.

Der Abend war überaus mild und angenehm, die Luft würzig und labend. Im Tale lag schon tiefe Dämmerung, aber weiße Wölkchen, von der scheidenden Sonne rosig angehaucht, flatterten über dem schweigenden Walde.

Da stieg plötzlich aus dem stillen Tannengrunde ein heller, süßeinschmeichelnder Ton wie eine Rakete in die Luft.

Wir verstummten, wechselten einen freudigen Blick und lauschten. —

Die seelenvollen Töne wiederholten sich, steigend, fallend, einzelne Liedphrasen, dann wieder Naturlaute wie der Aufschrei eines Vogels, und doch in eigentümlicher Weise sympathisch anmutend — ganz wie mein Freund es beschrieben hatte.

Dann war alles wieder still. „Was hältst du davon?“ fragte Othenio, nachdem eine kleine Zwischenpause vergeblichen Lauschens verstrichen war.

„Es ist die Stimme eines Mädchens,“ sagte ich mit Überzeugung; „daran ist kein Zweifel.“

Othenio lächelte und verabschiedete sich funkelnden Auges mit warmem Händedruck von mir. Und bevor ich noch aus dem dämmernden Waldtal hinausgelangt war auf den breiten Weg in der Ebene, hörte ich hinter mir den Sturm von gewaltigen und leidenschaftlichen Klängen erbrausen, den der

erregte Freund, ins Landhaus zurückgekehrt, in den Saiten seines Flügels entfesselte.

II.

Othenio versäumte nicht, im Laufe der nächsten Woche mir fleißig weitere Nachrichten von der Waldsängerin zu geben, und häufig genug klirrte auch der Sandwurf aus seiner Hand an mein Fensterchen in vorgerückter Sommernachtstunde.

Seine Versuche, der Geheimnisvollen auf die Spur zu kommen, blieben noch immer vergeblich.

Ließ er an einer einsamen Stelle im Wald sich nieder, so wurde die Stimme oft auf einmal ganz in der Nähe vernehmlich. Oder sie klang aus der Ferne und kam näher und entfernte sich wieder, schien ihn neckisch zu fliehen, sobald er mit ungestümer Hast sich anschickte, sie zu verfolgen. Bald klang sie aus Schluchten oder tiefem Dickicht, bald wieder von sonnebeglänzten, mit niedrigem Gebüsch bedeckten Hängen herunter.

Ganz und gar war sie der schalkhaften Nymphe Echo zu vergleichen, die sich hier und dort vernehmen läßt, die man aber vergebens zu haschen sucht.

Aber daß sich das geheimnisvolle Wesen zu dem jungen Tonkünstler in eine Beziehung setze, war kaum mehr zu bezweifeln.

Aus den abgerissenen Melodiephrasen der Sängerin hörte er unverkennbar Stimmen der Sehnsucht, der Liebe heraus, die sich an ihn zu wenden schienen, die ihm klangen, als würden sie ihm vertraulich ins Ohr geflüstert, und die unmittelbar zu seinem Gemüte sprachen.

Zuweilen fing er solche Phrasen am Piano auf, ergänzte sie, setzte sie fort, variierte sie, gestaltete sie zu reizenden Phantasien. Wie Schumann sich wohl auch ein Thema von seiner geliebten Klara geben ließ, um es nach allen Regeln der Kunst aufs schönste auszuarbeiten, so verfuhr Othenio mit Themen seiner geliebten Waldsängerin.

Dafür scholl ihm dann auch manches Mal ein warmes „Sei bedankt, du lieber Schwan!“ oder sonst ein entsprechendes Liedfragment zurück, ein hingeworfenes Arienmotiv, aber stets ohne Worte.

Er suchte auch durch ganz besonders herzgewinnende, zärt-

liche Weisen, wenn er die Waldsängerin in der Nähe wußte, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen. Das Henseltsche „Si oiseau j'étais“, und die Ges-dur-Etüde (aus Opus 25) von Chopin, sowie die Nummer 2 aus dem zweiten Heft des damals eben erschienenen „Buchs der Lieder“ von Robert Volkmann, ließ er mit besonderer Vorliebe bei solcher Gelegenheit von seinem Piano in die Stille des Waldtals hinauserklingen, wiederholt versichernd, diese drei Klavierstücke seien unbedingt die reizendsten, die es gebe, wenigstens für Liebende. Er spielte sie gern in der hier gegebenen Ordnung hintereinander, indem er behauptete, sie bezeichneten aufs schönste den Stufengang der Liebe: holde Schwärmerei, mutiges, ahnungsvolles Liebewerben, brünstige Liebesentzückung.

Selbstverständlich versäumte er auch nicht, Melodien zu spielen und zu singen, deren bekannter Text zu unmittelbarer Verständigung dienen konnte, so daß er imstande war, der geheimnisvollen Freundin ganz bestimmte Dinge zu sagen, und da er seinerseits bald jeden Ton der Waldsängerin zu deuten wußte, so spielte in Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden ein kleiner Roman für ihn sich ab, in welchem es sogar an kleinen Eifersüchteleien, an zärtlichem Schmollen und Grollen, an Vorwürfen und Wiederversöhnungen nicht fehlte.

Eines Tages polterte er, wieder atemlos und in Schweiß gebadet, in mein Gemach und berichtete mir, er habe — *sie gesehen!*

In die Stadt sei er morgens gegangen, erzählte er, und habe, durch die Hauptstraße schlendernd, ein Mädchen erblickt, dessen wunderbares Auge einen Moment lang mit unbeschreiblicher Innigkeit dem seinigen begegnete, das aber, als er es schärfer ansah, mit sanftem Erröten sich abwendete und seine Schritte beschleunigte.

„In meinem Herzen“, sagte er, „jubelte es: Das *ist die Waldsängerin!* Ich konnte nicht einen Augenblick zweifeln. In den Augen dieses Mädchens lag die schöne, unwiderlegliche Bestätigung alles dessen, was mir die geheimnisvolle Stimme im Walde zugeraunt, zugesungen und zugejauchzt! Er waren dieselben Worte, dieselben Dinge, in die Sprache der Augen übersetzt! — Ich folgte dem Mädchen, sie schlug den Weg gegen den Markt ein, der leider eben von Menschen wimmelte. Plötzlich fuhr mir der Hund einer Hökerin, ein

verdammter häßlicher Köter, dem ich im Gedränge vielleicht auf den Schwanz getreten, bellend gegen die Wade und verbiß, als ich mit einem Fußtritt ihn abwehrte, sich in das Tuch meines Beinkleids; die Hökerin selbst erhob ein Gezeter und erging sich zuletzt meinen Flüchen gegenüber in Schmähworten, eine dichte Gruppe von Gaffern wuchs aus dem Boden und grinste — es war zum Tollwerden! Endlich brach ich mir Bahn durch die Menge, aber die Spur des Mädchens war verloren, unwiederbringlich verloren — Straßen auf, Straßen ab rannte ich wie besessen — vergebens!"

„Blinder Eifer schadet nur!" versetzte ich mit der überlegenen Ruhe und skeptischen Besonnenheit, in welcher die Freunde eines Verliebten sich zu gefallen pflegen. Aber Othenio hatte nur ein Lächeln für meinen Gemeinplatz und wiederholte an den folgenden Tagen fleißig seinen Morgenspaziergang durch die Straßen der Stadt. Es gelang ihm vorläufig nicht wieder, des Mädchens ansichtig zu werden. Er mußte sich nach wie vor begnügen, ihrer Stimme im Walde zu lauschen, sich in Klängen mit ihr zu unterreden. War er nun doch so weit, daß die Holde ihm überall entgegenkam, aus allen Sternen ihm winkte, aus allen Blumen ihm lächelte, aus allen Wassern ihm rauschte . . .

Süß und schmerzlich war es ihm zugleich, unablässig auf ihrer Spur zu sein, und zuletzt doch immer wieder enttäuscht zu werden, wenn er das schöne Bild haschen wollte.

In meiner Liedermappe fand er einige Strophen, die er mit großer Freude aufgriff, sofort in Musik setzte und nicht müde werden konnte zu singen:

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte schon dein Kleid zu sehen,
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören;
Doch es war nur das Geflüster
Eines Bächleins, das mit Blumen
Plaudernd über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
Deine goldnen Haare blinken:

Doch es war ein Sonnenblitz nur,
Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern
Deines Odems wonnig Wehen:
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,
Träumte deinen Kuß zu spüren:
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfing.

Was der zarte Liebesroman dem jungen Künstler an Zeit raubte, das gab er ihm an Stimmung zurück. Die Komposition von „Tristan und Isolde" nahm bei allem far niente amoroso des Tondichters einen erstaunlich schleunigen, gedeihlichen Fortgang.

So verstrichen wieder ein paar Wochen, da kam Othenio mit neuer Kunde zu mir, fieberisch erregt wie immer. Er trug einen halbwelken Strauß in der Hand, den er mir von weitem entgegenhielt.

Gelegentlich wieder die Spur der Sängerin im Walde verfolgend, hatte Othenio einen Jüngling bemerkt, der, vom waldigen Abhange herabkommend, den Talweg einschlug, offenbar um in die Stadt zurückzukehren. Dieser Jüngling entsprach auffallend der Beschreibung, welche die Holzhauer von dem jungen Menschen gemacht hatten, den sie im Walde gesehen, von dem sie behaupteten, daß er der Besitzer jener feinen, hellen Stimme, die man in der Umgegend aus dem Walde heraus vernehme.

Es dunkelte bereits, und Othenio konnte das Gesicht des in ziemlich weiter Entfernung vor ihm Einhergehenden nicht sehen; aber das lange, blonde Haar, die feinen, schlanken, durchaus weiblichen Formen, Gestalt, Größe, Haltung erinnerten ihn an das Mädchen, das er in der Stadt bemerkt und über den Markt verfolgt hatte.

Fest entschlossen, der rätselhaften Erscheinung bis in die Stadt, bis ans Tor ihrer Behausung zu folgen, hielt er sich im übrigen absichtlich in der gemessenen Entfernung von ihr, mit Recht besorgend, daß sie, wenn sie ihn gewahr würde, nicht standhalten, sondern ihm gelegentlich entwischen würde.

Einmal schien es Othenio, als ob der Jüngling sich flüchtig umgesehen hätte, und als ob er darauf seinen Weg mit etwas beschleunigten Schritten fortsetzte.

Nach einiger Zeit ließ derselbe einen Blumenstrauß fallen, den er bis dahin in der Hand getragen hatte.

Othenios Herz begann zu pochen, und nachdem er die Stelle erreicht hatte, wo der Strauß am Boden lag, bückte er sich und hob denselben mit Andacht auf, wie ein Heiligtum, als ein holdes Liebeszeichen, das, wie er wohl merken mußte, nicht so von ungefähr in den Staub der Straße gefallen ...

Die Seele geschwellt von Liebesentzücken, blies er den Staub von dem Strauße und steckte ihn vor seine Brust.

Als dann aber wieder sein Blick die Mädchengestalt im Jünglingsgewand suchte, die durch das Tal vor ihm hergeschwebt, da war sie verschwunden.

Sie mußte rechtshin in die Büsche geschlüpft sein, die noch hart vor dem Ausgange des Tales vom Berghang sich bis zum Talweg herunter erstreckten.

Vergebens warf er sich selbst auch ins Dickicht; die Schatten der sinkenden Nacht vereitelten seine Bemühungen und er mußte nach einer halben Stunde vergeblichen Umherstreifens sich auf den Heimweg machen.

Aber nicht ohne die süße Trophäe des Waldblumenstraußes! — Er zog denselben immer wieder aus seiner Brust hervor, wies mir ihn und küßte ihn vor meinen Augen wiederholt.

„Was zum Teufel aber mag sie veranlassen," rief er aus, „ihre Person so hartnäckig vor mir zu verbergen? Mich anzulocken und sich mir doch stets zu entziehen? Wozu diese geheimnisvolle Vermummung?"

Und nun erging er sich in allen möglichen romantischen Vermutungen über die Absichten, die das Mädchen haben konnte, sich in männlicher Verkleidung zu zeigen.

„Wenn sie nun einmal die romantische Passion hat," sagte ich, „singend durch die Wälder und durch die Täler zu schweifen, so liegt es doch nahe genug, daß sie sich in männliche Kleider steckt, um unbekümmert und unbehelligt zu bleiben!" —

Ich war recht gespannt darauf, wohin das alles noch führen sollte.

III.

Ein paar Tage verstrichen, und ich lag eben im tiefsten Mitternachtsschlaf, als ein starkes Geklirr des Fensters mich aufschreckte — Othenio stand draußen und diesmal war unter seinem ungeduldigen Sandwurf die Fensterscheibe in Trümmer gegangen.

Aber die Ungeduld des Freundes war diesmal auch mehr als je zu entschuldigen. War er doch in der glücklichen Lage, mir zu berichten, daß er der völligen Enthüllung des Geheimnisses wieder näher, ja *ganz* nahe gekommen. Soviel erfuhr ich noch am Fenster; jetzt ging ich zu ihm hinunter, wir begaben uns in das nahe monderhellte Wäldchen, und da begann er wie folgt:

„Ich schlenderte“, sagte er, „von einem unbestimmten, rätselhaften Drange getrieben, wieder in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich — denke dir mein freudiges Erschrecken! — erblicke ich dicht vor mir die nun schon wohlbekannte, liebe Gestalt der Waldsängerin in ihrer Verkleidung! Fast in demselben Augenblicke aber verschwindet sie auch schon im Tor eines Hauses. Ich schlüpfte rasch in dasselbe Haus, natürlich entschlossen, ihr bis an die Tür der Wohnung zu folgen. Ich trete so leise als möglich auf — sie sieht sich glücklicherweise nicht um — hatte offenbar keine Ahnung davon, daß ich hinter ihr her sei. So geht es aufwärts, drei Treppen hoch, raschen Schrittes geht sie auf eine Tür zu, die sie öffnet, und hinter welcher sie alsbald meinen Blicken entschwindet. Ich sehe nach der Nummer der Tür und präge sie meinem Gedächtnis ein. Dann spähe ich nach Personen aus, bei welchen ich nach Namen und Stand der Bewohner des Quartiers, in welchem das verkleidete Mädchen verschwunden war, mich hätte erkundigen können. Ich bemerke niemand in dem geräumigen, aber ziemlich leeren und öden Hause. Ich sehe mich also, nachdem ich die Treppe wieder hinuntergestiegen, nach der Zelle des Hausbesorgers um, krieche in alle Räumlichkeiten und Winkel des Erdgeschosses, lange vergebens. Endlich gerate ich an eine steil abwärtsführende, sich in vollkommener Finsternis verlierende Treppe, auf welcher ich ein paar Dutzend Stufen mehr hinunterfiel als ging. Aber in der finstern Tiefe angelangt, erblicke ich

von der Seite her einen schwachen Lichtschein, einfallend durch eine schmutzige Glastür, hinter welcher Gestalten von plebejischem Aussehen in einer engen, raucherfüllten Stube sich wie im Nebel hin und her bewegen. Ich stürze mich unverweilt in das Gemach, wo ich im Halbdunkel einige sich am Boden wälzende Familiensprößlinge zu zertreten Gefahr laufe, und wende mich an ein hexenhaftes Weib, das eben den Boden fegt und mir mit ihrem Besen eine Wolke übelduftenden Staubes entgegenwirbelt:

„Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, gute Frau, mir zu sagen, wie der Name des Fräuleins ist, das hier im dritten Stockwerk, Nr. 17, wohnt?"

„Im dritten Stockwerk? Nr. 17? Warum?" schnarrte das Weib mit widriger Nasenstimme und maß mich dabei mit stechenden Augen wie einen Verdächtigen.

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen schoß, hatte aber doch noch so viel Geistesgegenwart, meine Geldtasche hervorzuziehen und dem hexenhaften Weibe die darin befindlichen drei kleinen Silberstücke auszuliefern.

„Nummer 17? Im dritten Stockwerk?" schnarrte sie wieder, aber ohne die stechenden Blicke, „da wohnt das Fräulein Mathilde..."

Sie war, glaub' ich, im Begriff, auch den Familiennamen des Mädchens zu nennen, aber in diesem Augenblick hatte der größere von den beiden verwünschten Rangen, die sich am Boden balgten, sich aufgerafft und leerte mir mit tückischem Lachen ein Gefäß mit Asche oder Sand oder was es war, in den Hut aus, den ich, mit der Öffnung nach oben, in der Hand hielt! Gleichzeitig brach das übrige Kindergezücht aus allen Winkeln der Stube in ein so infernalisches Hallo, Gelächter und Gelärm aus, daß ich allen Mut verlor, noch weitere Fragen zu stellen und schleunig meinen Rückzug antrat. — Aber ich bin im allgemeinen doch zufrieden, sehr zufrieden mit den Ergebnissen und Fortschritten dieses Tages! — Ich kenne ihren Aufenthaltsort — ich weiß ihren Namen! Mathilde! Schon dieser Name macht mich glücklich — unbeschreiblich glücklich! — Alles weitere ergibt sich nun von selbst, und ich wüßte nicht, wie sie meiner Annäherung jetzt noch länger ausweichen könnte! —

Othenio war auch nicht träge, sich seine letzte Errungen-

schaft und Entdeckung zunutze zu machen. Er ging unzähligemal an jenem Hause vorüber und blickte nach dem Fenster des Quartiers hinauf, das die Geheimnisvolle barg. Wiederholt hatte er die Freude, den Kopf des Mädchens zwischen den Blumentöpfen am Fenster zu erblicken, und er schwelgte im Anblicke von geliebten Zügen, die er freilich nur sehr undeutlich, nur im allgemeinen Umriß sah, die aber sein liebendes Herz ohne Mühe ergänzte und wonneselig ausschmückte mit dem Zauber der glühendsten Farben.

Als ich Othenio kurz darauf besuchte, spielte er mir eine Reihe von wahrhaft genialen Klavierstücken vor, die er in wenigen Tagen komponiert hatte, und die mich durch Originalität sowohl als Gefühlstiefe entzückten. Er zeigte mir auch eine besonders zierliche Abschrift davon in prächtigem Einband; sie trug auf dem Titelblatte, von Waldblumen-Arabesken umrahmt, die Widmung:

„Meiner geliebten Mathilde!“

„Das Heft ist bereits in ihren Händen!“ sagte er mir am nächsten Morgen mit leichtem Erröten, während zugleich ein gelindes Zittern der Erregung und der gespannten Erwartung ihn überlief.

„Du hast es ihr gesendet?“ fragte ich.

„Nichts selbstverständlicher als das!“ versetzte er. „Ich sandte das Heft „an Fräulein Mathilde“, mit genauester Bezeichnung ihrer Adresse. Und — es wurde auch angenommen! Es lag aber auch ein Schreiben dem Hefte bei — ja ein Schreiben an Mathilde, liebster Freund, nicht zu wenig sagend von idealen, und nicht zu viel von prosaischen Dingen; ohne Nennung von Namen; die Antwort erbeten unter der Chiffre „L. B. poste restante“. Sie soll nur selbst erraten, daß der Übersender identisch mit dem Freunde aus dem romantischen Waldestal! Und nun kann jeder Augenblick mir die ersehnte Antwort bringen! — Du begreifst — ich glühe! ich lodere!“ —

Ich besuchte jetzt Othenio fast täglich selbst, weil er mir nicht bloß vorschwärmen, sondern auch vormusizieren wollte. Die Sommertage, so lang sie waren, vergingen rasch.

Eines Tages aber hinderte mich am Ausgehen der gewitterdrohende Himmel, der nach einem äußerst schwülen Vormittage sich ganz mit finsterem Gewölk umzog. Bald darauf

entlud sich auch die Spannung der Luft bereits in Blitzen und krachenden Donnerschlägen, während zugleich der Regen prasselnd niederging.

Mitten in diesem Toben der Elemente klopfte es an die Tür meines Dachstübchens und — Othenio trat herein.

Seine Kleider troffen von Regen.

„Sie hat geantwortet!“ rief er und fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Rockes, wie um etwas daraus hervorzuholen — zog sie aber im selben Augenblicke leer wieder zurück, erblaßte, errötete und zeigte eine Miene, in welcher die äußerste Bestürzung und leidenschaftlicher Ärger sich malte, während zugleich ein gelinder Fluch seinen Lippen sich entrang.

„Was ist dir?“ fragte ich betroffen.

„Ich glaubte den Brief zu mir gesteckt zu haben,“ stieß er hervor, „und habe ihn in der Eile des Aufbruchs auf meinem Pulte liegen gelassen!“ —

„Nun, so erzähle mir indessen nur mündlich . . .“ begann ich beschwichtigend.

„Du mußt ihn lesen!“ rief er, griff nach meinem Regenschirm, der in der Ecke stand, stürzte sich mit demselben hastig in den prasselnden Gewitterregen hinaus, und ich fand gar nicht Zeit, ihm zu sagen, daß an dem Schirm ein paar Stäbe gebrochen und derselbe im Augenblicke gar nicht zu gebrauchen sei.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, den Brief in der erhobenen Rechten.

„Lies!“ rief er, und übergab mir das Papier.

Ich las. Es war ein überschwenglicher, rätselhafter Brief. Es kostete mich einige Mühe, mich in die Stimmung hineinzuversetzen, aus welcher heraus derselbe geschrieben war. Er lautete:

„Lieber, Herrlicher! Die Seufzer aus meiner Brust haben ein Echo erweckt, das mich verhöhnt. Du bist es nicht, der mich verhöhnt, aber das Schicksal. O, gewiß ist alles nur ein Traum! Oder nicht? Warum kamst Du, ach, so spät, Du Teurer, Wunderbarer? Zwar mir lebtest Du schon lange, und so herrlich=schön lebtest Du mir, lange bevor Du kamst, und nie warest Du mir ein Fremder! Und nur durch Dich ist seit langem die häßliche Zeit mir lieb und schön. O Deine

Töne — Deine Melodien! Du Reichster, ist nicht arm ein jeder, der dir naht — und nun erst ich? Ich würde mit Lust vor aller Welt zu Deinen Füßen hinknien, könnte ich Dir so zeigen, wie heilig du mir bist! Die Töne sind zwischen uns hin- und hergegangen, lange bevor Du kamst, und ich schwelge in ihnen Tag und Nacht, Du Wunderbarer! Aber ich bin sehr unglücklich, weil Deiner viel zu wenig wert, und rettungslos schmacht' ich im schnöden Joche des Alltagslebens. Ich kränze mich mit Blumen als Deine Braut, aber ich verschmachte, welke und sterbe früher noch, als die Blumen, wenn Du mich nicht rettest durch Deine Liebe, Du Hoher, Herrlicher! Das Leben ist hart und könnte so wonnereich sein und köstlich!

Ewig Deine Mathilde."

„Ist das Wahnwitz," sagte ich kopfschüttelnd, nachdem ich den Brief erst still, dann laut für mich gelesen; „ist's Wahnwitz, oder ist's Poesie?"

„Liebe ist's", versetzte Othenio und sein Auge flammte.

„Sehr überspannt!" warf ich ein. „Du hast ihr's angetan, mit deinem Pianofortespiel inmitten der Waldstille, mit deinen Tristan- und Isoldephantasien, mit deinen „Tönen", wie sie es dir angetan hat mit den ihrigen. Aber das Schreiben bleibt doch immer höchst sonderbar und rätselhaft, an manchen Stellen geradezu unverständlich."

„Aber sind darin nicht Urlaute tiefster, idealster Empfindung?" fragte Othenio; „ist das alles nicht durchweht von einem ganz wunderbaren, seelischen Arom?"

Ich gab es zu. Ein origineller, wundersamer Gemütston klang unleugbar hier und da aus dem seltsamen Schriftstück.

Jetzt begann Othenio die einzelnen Ausdrücke des Schreibens zu kommentieren, Charakter und Schicksal der Schreiberin daraus zu entziffern. Der fast bis zum Wahnwitz gesteigerte Liebesenthusiasmus des Mädchens machte ihn schwindeln, ihre Schwärmerei für seine Kunst, für seine Tonphantasien, für sein Pianospiel berauschte ihn. Und ihre seltsamen Klagen zerrissen ihm das Herz! Daß sie in schnöden Banden seufzend nach Erlösung schmachte — das legte der Brief ihm nahe genug.

„Sie seufzt nach Erlösung", rief er, indem er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder ging, bald zu mir gewendet, bald wieder wie im Selbstgespräch. — „Wenn ich sie nicht rette, nicht retten kann — o, ich schaudere es zu wieder-

holen, was sie selber sagt: sie stirbt! — Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln, schwärmerisch, abgöttisch! — Ich schwöre darauf, sie ist das edelste Frauenwesen, das je geatmet! Und denken zu müssen, daß sie vielleicht auch das unglücklichste ist! — Diese Begeisterung für mich, für meinen Genius, was ist sie anders, als ein Beweis innigster, wunderbarster Seelenverwandtschaft? — Kein göttlicheres Entzücken kann ich mir denken, als einmal ein Weib in meinen Armen, an meinem Herzen zu halten, das mich als Künstler enthusiastisch verehrt, anbetet, dessen Seele mit der meinigen himmlisch ineinanderschmilzt! — Und ich sollte nicht alles daran setzen, daß Mathilde mein werde? Alles will ich zum Opfer bringen, Jugend, Freiheit, Unabhängigkeit, für sie! — Wär ich schon Herr des Wenigen, was mir von dem Tage meiner Großjährigkeit an zufällt, sie wäre vielleicht zu retten! — Und sie muß gerettet werden!" —

„Wie aber?" wagte ich hier ihn zu unterbrechen.

„Habe ich mich das nicht auch gefragt?" versetzte er, und warf sich neben mir auf einen Stuhl nieder. „Ich bin in acht Tagen erst zweiundzwanzig Jahre alt — ich bin mittellos ..."

„Das ist's!" sagte ich. „Deine Absicht ist schön und groß. Aber kannst du ... darfst du ..."

„Ach was, dürfen! können!" — rief er und sprang heftig wieder auf, „ich muß, Freund, ich muß — verstehst du? Ich bin genötigt — o, es klingt so abscheulich prosaisch, und doch muß es sein — ich bin genötigt, Geld zu schaffen! Wir wollen ja leben, leben! Bisher schwärmte ich so hin in sorgenloser Existenz — das ist zu Ende. Ich muß fort, muß einen Beruf ergreifen ..."

„Aber welchen?" warf ich wieder ein.

„Dafür", gab er zurück, „ist mir nicht bange. Die Welt steht mir offen. Hundert Möglichkeiten bieten sich mir statt einer. Ich kann als Musikkritiker bei einem großen Blatte Stellung suchen, oder als Liedertafeldirigent, oder als Hofkapellmeister in einer kleinen deutschen Residenz, oder als Dozent für Musikgeschichte an einer Universität, und im Notfall, das schwör' ich, werde ich mich lieber als Musiklehrer verdingen, oder als Geiger im nächsten besten Theaterorchester unterkriechen, als Mathilden schmachten lassen in unwürdigen Banden!"

Von so übereilten Entschlüssen suchte ich ihn zur Besonnenheit zurückzuführen; aber er ließ nicht mehr mit sich reden. Tagelang saß er am Piano und phantasierte über Themen wie: „O Mathilde!“ „Reich mir die Hand, mein Leben!“ und dergleichen.

Er schrieb noch einmal an die Geliebte. Er drang in sie um weitere Enthüllungen. Aber seine Herzergießungen mögen nicht weniger wunderlich, nicht weniger unklar ausgefallen sein, als die er zur Antwort erhielt, und aus welchen noch immer nicht mehr zu entnehmen war, als daß dem „Hohen, Herrlichen“ der volle Strom fast mystischer Innigkeit aus einer schwärmerischen und von Leid gebeugten weiblichen Seele entgegenschäumte.

So ging noch etwa eine Woche hin, als die Sache plötzlich eine andere, sehr traurige, ja tragische Wendung nahm.

Ich erhielt ein paar, mit zitternder Hand flüchtig hingeworfene, kaum lesbare Zeilen von Othenio. Er war krank, bat mich eiligst zu kommen, hatte mir eine niederschmetternde Nachricht mitzuteilen.

Ich eilte zu ihm und fand ihn im Bette, vom Fieber geschüttelt.

„Sie ist tot!“ sagte er.

„Mathilde?“ rief ich erschrocken.

Er wandte sich ab. Tränen erstickten seine Stimme und eine lange Zeit verstrich in düsterem Schweigen.

„Sie ist tot!“ wiederholte er nach einer Weile, richtete sich im Bette halb empor und warf sich, als ich in herzlicher Teilnahme mich zu ihm neigte, von neuem schluchzend an meine Brust.

Hiernach begann er, noch immer halb aufrecht, erst in mattem Tone, bald aber mit der gewohnten Lebhaftigkeit zu erzählen.

„Als ich gestern nachmittag“, sagte er, „an jenem Hause wieder vorüberging, um zum Fenster hinaufzusehen und von ihr womöglich etwas zu erspähen, fand ich vor dem Eingange eine Anzahl von Leuten wie zu einem Begräbnis versammelt.

Ich benutzte diesen Anlaß, gleichfalls vor dem Hause stehen zu bleiben, und hörte gleichgültig die Reden der Leute rings um mich.

Plötzlich schlugen die Worte an mein Ohr:

„Das arme Fräulein Mathilde!" —

Es war eine ältliche, ärmlich gekleidete Frau, die zu einer andern diese Worte sprach.

Ich horchte hoch auf, während mir ein krampfhaftes Beben durch den Körper lief.

„Nun ist sie erlöst!" fuhr die Frau fort.

„Eingegangen zu einem besseren Leben, nachdem sie in diesem wenig Gutes genossen!" sagte die andere.

„Überspannt war sie freilich immer," begann wieder die erstere, „aber ein gutes Herz hatte sie, ein engelgutes Herz. Wie hat sie gedarbt und gesorgt und sich geopfert für den jungen Menschen, ihren Verwandten, der leider zu nichts Rechtem taugt!"

„Der einzige Trost, den sie hatte, war die närrische Liebe zu ihrem Musikus" ...

„Jawohl, aber diese närrische Liebe gab ihr auch den Rest, so daß sie nur noch so hinschmachtete und zuletzt plötzlich verlöschte wie ein Licht!"

So ging das Zwiegespräch noch eine Weile hin und her. Ich erstarrte förmlich, und zugleich war mir, als fühlte ich plötzlich das Drehen des Erdballs unter meinen Füßen ...

Jetzt wollte ich die Stiege hinaufeilen, — da brachte man sie schon getragen.

Der einfache Sarg wurde auf die Bahre gehoben, und als ich mich umwandte, sah ich auch schon den Priester im Chorrock dastehen, und den Küster an seiner Seite, und es begann die Einsegnung unter den ernst und feierlich klingenden Sprüchen des Ritus. Die wenigen, meist ärmlich aussehenden Leute standen still und stumm dabei, nur einen jungen Menschen hörte ich laut schluchzen, er stand aber so entfernt von mir, mitten unter den übrigen, daß ich nur seinen Kopf sehen konnte und nicht einmal sein Gesicht, denn er verbarg es unter strömenden Tränen mit seinem Taschentuch.

Nun erklang's aus dem Munde des Priesters zum Schluß:

„Et lux aeterna luceat ei!"

Worte, die auf mich von jeher, wegen ihres schönen und tiefen Sinnes, immer einen eigentümlichen, ergreifenden Eindruck machten.

Diesmal aber rührten und erschütterten sie mich so sehr,

daß mich nach der Betäubung, ich möchte sagen Erstarrung, in der ich mich bis dahin befunden, ein plötzlicher Krampf des Schluchzens erfaßte, welcher die verwunderte Aufmerksamkeit der Leute um mich her erregte.

Ich stürzte hinweg, und zugleich kam mir der Gedanke, schleunigst einen Immortellenkranz zu kaufen, dann dem kleinen Trauerzuge nachzueilen, und diese letzte Spende auf das Grab der geliebten Toten zu legen.

So einfach im übrigen das Leichenbegängnis war, fehlte es doch nicht an einer kleinen Musikkapelle, und der Trauermarsch, unter dessen Klängen sich der unansehnliche Zug in Bewegung setzte, erscholl hinter mir her, während ich die nächsten Straßen durcheilte. Dünn und armselig klang die Musik, aber in mir baute, während ich so hinlief, um einen Kranzladen zu erreichen, das Thema sich auf zur gewaltigsten Schmerzessymphonie. Ich glaubte den Trauermarsch noch immer zu hören, als ich längst außerhalb des Bereichs der Töne war, und so großartig erweiterte und beseelte sich mir das einfache Motiv, daß es Beethovenschen Riesenschwung gewann, aber freier und freier gestaltete es sich, verwandelte sich in neue gewaltige Tongebilde, bis zuletzt das hehre „Et lux aeterna luceat ei“ als wunderbarer Riesenchoral meinem inneren Ohre erscholl, wie der berühmte Hymnus am Schlusse der „neunten“ ...

Ich erreichte endlich den Laden, erstand einen Kranz, warf mich in einen Wagen, fuhr auf den Friedhof und legte die Totenspende auf das Grab in dem Augenblicke, als eben die Schollen auf den Sarg hinuntergekollert waren und sich darüber zum Hügel gerundet hatten. Aber die blöde Verwunderung der Umstehenden trieb auch von da mich alsbald wieder fort, und nur erst zu Hause, in meinem Gemache angelangt, war ich imstande, dem ungeheuren Schmerze ganz und ohne Rückhalt mich hinzugeben.“

So erzählte Othenio.

Mir war es klar, daß diese ganze Schicksalswendung, ob auch erschütternd, doch segensreich und fruchtbar für meinen Freund ausfallen müsse. Ich sagte ihm das mit warmen herzlichen Worten. Ich führte ihm zu Gemüte, daß die Weihe der Entsagung und des Schmerzes sein Künstlertum läutern und verklären werde.

Othenio war nicht unempfänglich für diesen Trost. Der starre, herbe Schmerz löste, während ich zu ihm sprach, sich in Rührung und Wehmut auf und in einer linden Tränenflut machte sein gepreßtes Herz sich Luft.

Dann raffte er sich plötzlich auf, sprang vor meinen Augen vom Lager herab und erging sich in begeisterten Plänen, wie er das Andenken der Teuren verherrlichen wolle, wie er sich verwandelt, gehoben, gereift fühle in seinem tiefsten Innern durch dieses Erlebnis.

Wir sprachen noch lange von dem, was die nächste Zukunft bringen sollte. Er wollte zunächst sein großes, dramatisch-symphonisches Tonwerk vollenden, dann auf Reisen gehen, die Welt sehen, Verwandte in Rußland besuchen.

IV.

Ich machte mich auf den Heimweg. Der Sonnenball hing nur mit seinem obersten Rande noch über den Wipfeln. Sinnend schritt ich durch das Gehölz einen rauhen und ziemlich abschüssigen Weg empor. Es war ganz still und einsam um mich, nur der Abendwind säuselte in den Espen zu beiden Seiten des Weges.

Ich schlenderte langsam so hin, das Haupt gesenkt, in tiefen Gedanken an Othenio.

Auf einmal drang zur Rechten aus dem Walde, und zwar aus ziemlich weiter Entfernung, wie es schien, ein Ton zu mir, leise beginnend, allmählich wachsend — dann einzelne hohe Töne mit fast klagendem Akzent, wie Rufe eines nächtlichen Vogels ausgestoßen, leise verzitternde wie Äolsharfentöne — dann seltsame, abgerissene Tonfolgen und Melodiephrasen.

Ich horchte hoch auf ... War denn das nicht die Stimme der Waldsängerin?

Genau ihre Stimme war's und ihre Weise! Ich horchte wieder und wieder ... Kein Zweifel — Die Stimme Mathildens! — Aber die war ja tot und begraben?

Einen Moment durchrieselte mich etwas wie ein gelinder Schauer. Die Stimme hatte fast etwas Gespenstisches für mich.

Wenn Othenio es hörte! — Doch nein! die Gegend des Waldes war schon zu entlegen von der Behausung des Freundes, als daß die Töne zu ihm hätten dringen können.

Mein Erstaunen, meine Betroffenheit war grenzenlos.

Der regellose Gesang nahm indessen mit kleinen Pausen seinen Fortgang.

Nun schwur ich mir aber, nicht zu rasten, bevor ich dem Rätsel, das, kaum gelöst, in neuer Gestalt wieder auftauchte, völlig auf den Grund gekommen, koste es auch, was es wolle.

Ich folgte der Spur der nun doppelt geheimnisvollen Stimme und stürzte mich in das Innere des Waldes nach der Richtung, woher sie kam. Immer hinter den Tönen her, und stillstehend, so oft und so lang sie verstummten, gelangte ich an eine steil abfallende, dichtbewachsne Schlucht, aus welcher sie mir schon ganz nahe zu kommen schienen. Aber als ich unten stand in dem Gesenke, merkte ich, daß ich geirrt, und daß die Stimme vom andern Rande der Schlucht herüberklang. Unverdrossen kletterte ich also den entgegengesetzten Hang empor. Die Stimme klang wieder ganz nahe — aber doch nicht näher als zuvor, ich folgte sacht, immer vermeinend, hinter den nächsten dichten Bäumen müßte die rätselhafte Quelle der Töne meinen Blicken sich zeigen. Aber so kam ich an die zweite, und an eine dritte, quer den Weg versperrende Schlucht und überall widerfuhr mir das gleiche.

Endlich war ich bis zu einer Stelle vorgedrungen, wo diese Folge von bewaldeten Hebungen und Senkungen des Bodens ein Ende nahm, und auf ebenem Grunde durch die lang hingestreckte Gartenmauer eines Försterhauses eine Art von Wall gebildet wurde. Diesseits des Försterhauses lief ein breiter, leidlich gut gebahnter Waldweg hin. Auf diesem Plane, der, hoch und frei gegen Westen gelegen, die letzten Lichter des scheidenden Tages auffing, während die Täler schon im tiefsten Schatten lagen, klang mir jetzt aus einer Gruppe von Bäumen, die ziemlich dünn standen, plötzlich wieder die Stimme.

Ich schlich mich näher, wohl bedacht, Geräusch zu vermeiden, als die Töne wiederum einhielten.

Jetzt sah ich einen jungen Menschen in leichtem Sommeranzug zwischen den Bäumen auf und ab gehen. Ich achtete anfangs nicht auf ihn, denn ich suchte die Sängerin.

Plötzlich erklangen die Töne von neuem. Aber sie kamen von der Stelle, wo der Jüngling auf und nieder wandelte. Ich rückte mein Augenglas zurecht — „Alle Wetter! die

Stimme kommt doch nicht etwa von dem jungen Menschen im lichten Sommeranzug dort?“ so fragt' ich betroffen.

Allerdings — sie kam von ihm.

Es war ein Bürschchen, fast weibisch von Ansehen, blondhaarig, bartlos, und doch nicht allzu jung. Gleich wieder schoß mir's durch den Kopf: ein verkleidetes Mädchen! —

Ich war mittlerweile dem Sänger in den Rücken gekommen, hatte ihn umgangen; jetzt wendete er sich zufällig, und gleich darauf sah ich ihn auf dem Punkte, zwischen den dichteren Bäumen sacht zu verschwinden. Aber ich benutzte meine Position und versuchte ihn gegen den gebahnten Weg hinzudrängen, den er dann wirklich einschlug, wie mit einer Art von Resignation, als merke er, daß ich ja doch nicht mehr, wohin er sich auch wende, von seiner Spur abzulassen gesonnen sei.

Ich wollte, ich mußte ein Gespräch mit ihm anknüpfen.

Das seltsame Persönchen ging nun nicht mehr singend, sondern, als wollte es seine frühere Schüchternheit durch um so größere Dreistigkeit vergessen machen, pfeifend seiner Wege.

Jetzt war ich dicht hinter ihm — jetzt an seiner Seite. Ich bot ihm lächelnd einen guten Abend und machte ihm ein Kompliment über den schönen Sopran, über den er verfüge, und der alle hier in der Gegend seit geraumer Zeit in Verwunderung, Zweifel und Unruhe versetze.

Der junge Mensch errötete tief, in großer Verlegenheit, was ich begreiflich fand. Ich fand das Erröten ganz mädchenhaft; aber ich durfte, obgleich ich etwas wie Mitleid fühlte, keine Schonung üben; ich war es meinem Freunde schuldig, die letzte Hülle von diesem verschleierten Bilde zu reißen.

Ich ergriff die Hand des Jünglings und flüsterte ihm ins Ohr: „Fräulein Mathilde?“

Ein verwunderter Blick war die Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „Fräulein Mathilde?“

Er errötete jetzt wieder, aber mehr verblüfft und unwillig als verlegen, und sagte: „Sie spotten meiner, Herr! Und ich muß mir das gefallen lassen. Ich weiß recht gut, daß meine Stimme etwas ganz merkwürdig Weibisches hat, und daß man mich darum für ein Mädchen halten kann. Ja, ich weiß, daß ich durch ein seltsames Spiel der Natur einen förmlichen Diskant besitze, und daß man mich darum oft

verlacht. Deshalb gehe ich auch lieber in den Wald und suche die Einsamkeit auf, um zu singen, denn ich habe eine große Neigung für Musik; die ist mir angeboren, aber meine musikalische Ausbildung ist leider sehr mangelhaft."

„Also nicht Fräulein Mathilde?" sagte ich mit einem ungläubigen, ernsten, forschenden Blicke in das unbärtige, mädchenhafte Antlitz.

„Sie halten mich also wirklich für ein verkleidetes Mädchen?" fragte er mit einem herben, fast traurigen Lächeln. „Das bin ich nicht, lieber Herr, ich bin und heiße wie es hier geschrieben steht."

Damit nahm er eine Visitkarte aus seiner Brieftasche und reichte sie mir. Mein Blick überflog sie eilig. Sie enthielt den Namen:

Vincenz Brechelmeyer.

„Mathilde", fuhr der junge Mensch nun fort, „war der Name meiner unverheirateten Tante, bei welcher ich nach dem Tode meiner ursprünglich begüterten, später aber verarmten Eltern lebte. Vor ein paar Tagen ist diese meine mütterliche Erzieherin auch dahingegangen. Ganz auf mich selber angewiesen, habe ich mich nunmehr nach einer Stellung umsehen müssen, und es ist mir gelungen, eine solche zu finden. Morgen werde ich als Praktikant eintreten beim hiesigen Stadtamte, so daß es mit meinem Umherschweifen im Walde ein Ende haben wird, weshalb ich heute noch einmal herausgekommen bin und mich zum Abschied von der lieben Waldeinsamkeit recht aussingen wollte. Ohnedies würde ich mich jetzt, nachdem ich entdeckt bin, nicht mehr hier in der Gegend hören zu lassen getrauen."

Ich unterlasse es, meine Betroffenheit bei diesen Eröffnungen des jungen Mannes zu schildern ...

Nun brachte ich das Gespräch auf seine Tante Mathilde.

Sie habe ihn mühselig mit ihrer Hände Arbeit ernährt und aufgezogen, sagte er, und erzählte mir ungefragt ihre ganze Geschichte.

Als junges Mädchen war sie Braut eines Mannes gewesen, der sie verließ, als ihre Eltern plötzlich durch einen Unglücksfall ihr Vermögen einbüßten. Sie verfiel in Trübsinn aus unglücklicher Liebe. Anfangs hatten die Symptome ihrer Geistesstörung noch etwas Harmloses, Poetisches, Ophelia-

artiges an sich: sie begnügte sich, mit Blumen und Kränzen geschmückt, auf dem Fensterbrette ihrer Behausung im vierten Stockwerk zu sitzen und lächelnd in die schwindelnde Tiefe hinabzublicken, oder tagelang am Piano zu singen und zu musizieren, und die Büste ihres Lieblings Beethoven zu bekränzen, denn sie war immer eine enthusiastische Freundin der Musik gewesen. Als sie aber einmal in später Nacht anfing, die Möbel ihres Gemachs, Stühle, Tisch, Nachtkästchen usw., eins nach dem andern vom Fenster des vierten Stockwerks in den Hofraum hinabzuwerfen, so daß sie unten donnernd zerbarsten, zum Schrecken des ganzen Hauses, da übergab man sie tags darauf einer Irrenanstalt. Nach Jahresfrist schien sie leidlich wieder hergestellt und wurde entlassen, aber sie behielt doch immer etwas Schwärmerisches, Absonderliches; dabei verarmte sie gänzlich, ließ sich aber, fast zur Bettlerin geworden, nicht abhalten, das von begüterten Verwandten verlassene Kind ihrer verstorbenen Schwester — eben den kleinen Vincenz Brechelmeyer — zu sich zu nehmen, zu pflegen und aufzuziehen. Im Laufe der Zeit hatte sie dann und wann auch wieder kleine Anfälle von Irrsinn und ihre Schwärmerei für den großen Beethoven wurde zur Manie. Da fügte es überdies der Zufall, daß, wie der junge Mensch in seiner Erzählung sich ausdrückte — „ein anonymer junger Musiker sich den grausamen Scherz machte, mit ihr in einen geheimnisvollen brieflichen Liebesverkehr zu treten“ — sie bildete sich ein, Beethoven, ihr geliebter Meister, sei noch am Leben und er sei es, der an sie schreibe ... Man dachte eben daran, sie der Irrenanstalt zurückzugeben, als ein Herzschlag ihrem Leben ein plötzliches Ende machte und sie befreite aus aller irdischen Drangsal ...

Unter dieser Erzählung des jungen Mannes waren wir aus dem Wald hinaus und auf die große Straße gekommen, die gegen die Stadt hinlief.

Ich wußte genug — und fand es dringend geraten, so spät es war, stehenden Fußes umzukehren und meinen Freund heute noch einmal aufzusuchen.

Ich verabschiedete mich von dem jungen Menschen und lenkte ungesäumt meine Schritte rückwärts durch den Wald zur Behausung Othenios.

Es war indessen vollkommen dunkel geworden.

Vor der Tür von Othenios Gemache angelangt, hörte ich, daß er auf dem Piano mit großer Leidenschaftlichkeit phantasierte. Soviel ich merkte, war er mit der Komposition des grandiosen Trauermarsches beschäftigt, der, wie er mir früher gesagt, sich symphonisch gestalten und zuletzt in einen großartigen Choral „Et lux aeterna luceat ei“ ausgehen sollte.

Ich lauschte eine Zeitlang ergriffen den ernsten Klängen, die aus dem tiefsten Gemüte des jugendlichen Meisters sich losrangen. Niemals in meinem Leben hatte ich so etwas Ergreifendes gehört. Mein Auge füllte sich mit Tränen. Mir war, als sähe ich meinen Freund zum Genius geworden, der vor meinen Augen auf Adlerschwingen zum Himmel emporsteige.

Wie hätte ich es über mich gewinnen können, in diesem Augenblicke zu ihm einzutreten und ihn aus der höheren Welt einer schmerzlichen, doch weihevollen und schaffensfreudigen Stimmung herabzuschleudern in den Bereich der prosaischen Wirklichkeit, als deren Bote ich zu ihm zurückgekehrt war! —

Hatte die Seele des kunstbegeisterten Freundes sich nicht so ganz in seine hohen und schönen Illusionen eingelebt, daß es unmenschlich gewesen wäre, sie ihm nun auf einmal zu entreißen? Sollte ich jetzt plötzlich vor ihn hintreten und sagen: Deine Mathilde, deren Verlust du so schmerzlich betrauerst, war ein betagtes, geistverwirrtes Frauenwesen, und die Stimme im Walde, die dein ganzes Herz gefangennahm, war die eines bartlosen Jünglings, Vincenz Brechelmeyer geheißen, den die Natur in seltsamer, aber durchaus nicht beispielloser Laune zum halbweiblichen Diskantisten gestempelt? Sollte ich jetzt ihn belehren, daß alle die wunderbaren Beziehungen und Zusammenstimmungen zwischen der Waldsängerin und ihm, sowie alle Ähnlichkeiten, die ihn verlockten, nur Spiele des Zufalls oder Gaukeleien seiner erhitzten Phantasie gewesen?

Ich ließ ab von der Türklinke, die ich unschlüssig einige Minuten lang in der Hand gehalten; ich machte kehrt ohne einzutreten und ging stillsinnend den langen Waldweg im Dunkel noch einmal, fest entschlossen, solange es anginge, in dem Gemüte des Freundes ungestört die Saaten reifen zu lassen, deren Samenkörner ein wesenloser aber edler Schmerz darin ausgestreut hatte.

Das Schicksal trennte uns unerwarteterweise schon in den

nächsten Tagen. Othenio wurde durch eine Familienangelegenheit genötigt, unverweilt zu entfernten Verwandten abzureisen.

Er vollendete nichtsdestoweniger binnen kurzem sein großes Tonwerk und brachte es mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung.

Dann ging er ins Ausland und ich hörte und las noch manches von den Triumphen, die er überall mit seiner Schöpfung und später noch mit einigen andern errang.

Aber kein späteres Werk, so hieß es allgemein, erreichte die Frische und Lebendigkeit, den hinreißenden Schwung der Empfindung jener jugendlichen Tondichtung des Meisters, die ich unter so seltsamen Umständen hatte werden und wachsen sehen.

Das Glück blieb ihm indessen getreu und überschüttete ihn mit seinen Gaben.

Als Komponist, und fast mehr noch als gefeierter Virtuose auf dem Piano erntete er neben dem unfruchtbaren Lorbeer auch den klingenden Lohn seines Talents und seiner Kunst in reichlichem Maße.

Er war beständig auf Reisen, glänzte in Paris, in London, in Petersburg, sammelte Dollars jenseits des Ozeans, und das Letzte, was ich von ihm vernahm, war, daß er sich eine Villa am Comer See gekauft.

So verging eine lange Reihe von Jahren. Ich hatte Othenio nicht wiedergesehen, denn mich fesselte ein bescheidenes Los an den Ort unseres früheren Verkehrs und er war niemals dahin zurückgekehrt.

Aber eine lang geplante und zuletzt doch ins Werk gesetzte Reise nach dem Süden entführte mich endlich der Abgeschiedenheit meines vieljährigen Aufenthalts.

Eines Tages machte ich auf der Reise halt in einem Städtchen des südlichen Tirol, das auf der großen Verkehrsstraße der Touristen liegt. Ich saß im Gasthofe beim Mittagstisch, und beachtete nur wenig die Gruppen von Kommenden und Gehenden, die sich rings um mich in dem großen Saale bewegten.

Auf einmal sah ich einen Mann eintreten von auffallend stattlichem und vornehmem Aussehen — eine Gestalt, ein Antlitz, in welchem aus neuer und allerdings sehr fremder Umhüllung mich alte, vertraute Züge begrüßten.

Ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben: Othenio stand vor mir. Unser Wiederfinden war — man kann es sich denken — das froheste und herzlichste; wir feierten es bei perlendem Schaumwein und langem traulichem Gespräch.

Othenio stand im besten Mannesalter: aus dem ungestümen, sprudelnden Jüngling war, wie das so manches Mal zu geschehen pflegt, ein würdevoller Mann von vornehm gemessenem, ruhigem Wesen geworden. Seine stattliche Figur hatte eine behagliche Wohlbeleibtheit angesetzt. An den Fingern trug er ein paar Brillantringe, Geschenke regierender Fürsten.

Ich mußte aber immer und immer wieder an den jugendlichen Enthusiasten zurückdenken, an den mächtigen, genialen Künstlerkopf mit den feucht-glühenden Augen und der dichten Lockenmähne über der fieberhaft unruhigen, schmächtigen Gestalt, an den blinden und tollen, ins Blaue hinein liebenden und schwärmenden Freund der mythischen Mathilde, an den Komponisten von „Tristan und Isolde“!

Wie weit lag das alles nun hinter ihm und mir!

Wahrhaftig, die Zeit war da, ihn ohne Schaden aufzuklären über eine verschollene wunderliche Episode seiner Jugendzeit.

Ich brachte das Gespräch auf Mathilde und schloß damit, ihm bis ins kleinste Detail zu erzählen, was ich an jenem Abende erlebt und erfahren, unmittelbar nachdem er an meiner Brust sich in heißen Tränen über den Tod Mathildens ausgeweint.

Er lächelte, ein leichtes Erröten überflog seine Wangen, als schämte er sich seiner einstigen Torheit. „Die Sache ist gar nicht so wunderbar,“ sagte er; „mir sind seither ein paar ganz ähnliche Beispiele von geborenen männlichen Diskantisten vorgekommen.“ Er sprach mit der kühlen Objektivität des reifen Mannes von der Sache, gab aber zu, daß der Eindruck jenes Jugenderlebnisses lange bei ihm lebendig geblieben, und daß der Born künstlerischer Inspiration ihm niemals reicher und schöner geflossen, als zu der Zeit, da die närrische Liebe zur geheimnisvollen Unbekannten und dann der Schmerz über ihren Verlust in seinem Gemüte gärte und wetterte.

Wir saßen bis tief in die Nacht beisammen, und ehe wir schieden, erhoben und leerten wir die schäumenden Becher auf das Andenken der mythischen Waldsängerin!

„Im Grunde,“ sagte er zuletzt in seiner jetzt so ruhigen

und kühlen Weise, „im Grunde war es mir von Anfang an auffällig und für mein musikalisches Gefühl fast unangenehm, daß die geheimnisvolle Stimme immer nur in so regellosen Tönen und abgerissenen Phrasen sich vernehmen ließ. Ich glaub' es gern, daß der junge Mensch nicht ordentlich singen gelernt hatte, und wenn ich jetzt dergleichen hörte, so würde ich mir vielleicht die Ohren zuhalten. Ich sehe jetzt, es war nicht der seltsame, mädchenhafte Diskant, der mir's angetan, sondern mein junges Herz, und der Wald, mit dessen Zauber verwebt jene Stimme so merkwürdig, so ergreifend zu meinem Talhause aus den stillen Tannengründen herüberklang."

Ralph und Blanka.

Ein Capriccio.

Ein junges Vagabundenpaar, Ralph und Blanka, von einer eben zugrunde gegangenen umherziehenden Schauspielergesellschaft, wanderte in der Frische des tauigen Morgens durch einen rauschenden Gebirgswald. Die beiden waren erst seit ein paar Tagen verheiratet, also in den Flitterwochen, darum wundervoll gelaunt und übermütig, obgleich sie ihr bißchen Habe in den Händen hartherziger Wirte hatten zurücklassen müssen. Ihr Beilager hatten sie in einer Scheune gefeiert und erwachten am andern Morgen, von der kalten Schnauze eines Rindes angeschnaubt. Aber der ganze Sternenhimmel hatte von oben durch die Löcher und Spalten des Scheunendaches auf sie hereingesehen: Venus, Jupiter, Mars, Orion, Herakles und sozusagen alle olympischen Götter und Halbgötter hatten wie geladene Gäste das Brautlager des jungen Paares umstanden und ihren Segen dazu gegeben.

Eine geraume Zeit wanderten die beiden jungen Leute noch in der waldigen Niederung einen Bach entlang, an dessen Ufern zwischen Weiden und Erlen das Kräuticht baumhoch sproßte. Der Waldesgrund begann sich auch schon mit den Boten der Spätsommerzeit, den langen Wedeln der großblumigen, asklepiadeischen Genzianenart zu bedecken.

Es hatte die Nacht hindurch geregnet; nun aber dampfte

der Wald im Morgenglanze, die Luft war schwül, und es war, als ob in dieser schweren, schwülen Luft die Vögel auf allen Bäumen noch lauter und feuriger als gewöhnlich schmetterten. Spitzohrige Hasen liefen über die Lichtungen aus einem ins andere Dickicht, und an einer etwas versumpften Stelle, wo die riesigen Föhren- und Fichtenstämme grün angelaufen waren wie von Schimmel oder Rost, stieß Blanka mit dem Fuße auf einen Igel, der versteckt im hohen Grase lag.

Mit der gegen den Zenit steigenden Sonne gelangten sie auf den Kamm des mäßigen Gebirgsrückens, über welchen die Landstraße mitten durch den dichten, hochstämmigen Wald führte.

Sie waren ganz allein in der Abgeschiedenheit des Bergwaldes; höchstens daß sie, soweit sie der Straße folgten, manches Mal an einem Fuhrmanne vorbeikamen, dessen müde Gäule, staubbesudelt und hungrig, am grünen Laub der Bäume oder Sträucher zu beiden Seiten des Weges rupften und naschten.

Manches Mal schweiften sie mit Absicht seitwärts und verloren sich in der noch traulicheren Verborgenheit einer kräuterduftigen Waldwiese. Denn jetzt begann es in der grünen Einsamkeit verlockend zu duften. Der heiterste Sommersonnenglanz lag über dem Walde. Gelbe Schmetterlinge flogen hoch und gaukelten munter bis hinauf zu den Wipfeln der Tannen und Föhren. Alles sproßte doppelt üppig in der Waldstille; die Engelwurz stand so hoch ins Kraut geschossen da, daß sie mit den jungen Steineichen neben ihr sich messen konnte.

Wie tat dem Pärchen, das aus der Welt der Schminke herkam, die unverfälschte Gottesnatur so wohl!

Selbander im grünen Walde! In den Flitterwochen! Jung und kerngesund! — Nirgends sind Küsse würzig-süßer als im Walde. Wie angenehm wird eine liebeheiße Wange durch den mit stärkendem Nadelholzduft geschwängerten Waldeshauch gekühlt!

Freilich geschah es unserem Pärchen, daß, während Ralph eben seinen Arm um die lächelnde Blanka schlang, etwa ein Eichhörnchen von der hohen Tanne, unter welcher sie saßen, heruntersprang, dem jungen Weibchen gerade in den Schoß, und in ebenso hastigem Sprunge wieder enteilte, oder daß gar die Gestalt eines Jägers in ähnlichem Momente auf ein-

mal aus dem Dickicht brach und in einiger Entfernung vorüberging. Dann erschrak Blanka, aber Ralph beruhigte sie. „Fürchte nichts!“ sagte er; „dem Wildschützen Amor tut der Jäger nichts zuleide. Und Liebespaare gehören so gut zur Fauna der grünen Wälder als Hasen, Eichhörnchen, Ringelnattern, Schmetterlinge u. dgl.“

Nachdem die jungen Vermählten wieder aufgebrochen, erreichten sie, behaglich schlendernd, nach geraumer Zeit einen erhöhten Punkt, wo sich ihnen die Aussicht auf den im Sonnenglanz strahlenden Spiegel eines großen Sees, sowie auf die Stadt in der Niederung nebst einem weiten Kranze der schönsten Landhäuser und Gärten eröffnete.

Sie gelangten dann unmittelbar vor eine dieser Villen, welche, am Abhange liegend, mit der Rückseite sich an den Wald lehnte, an weit umschauender bedeutender Stelle.

Ralph und Blanka ließen sich an diesem fesselnden Punkte ins Gras nieder und genossen die Rundschau, soweit sie nicht durch das breit hingelagerte Landhaus und die lange Gartenmauer gehindert war, auf deren Rand zur Abwehr eingesetzte, scharfzackige Glasstücke bedrohlich in der Sonne funkelten.

„Da sieh' nur!“ sagte Ralph; „ist es nicht ärgerlich, daß gerade an dieser schönsten Stelle, wo man den freiesten Ausblick und den ungestörtesten Naturgenuß haben möchte, jemand eine Villa hingebaut und den Platz für sich allein in Beschlag genommen hat? So geht es mit allen reizendsten Punkten in der Welt: man baut die größten Landsitze und Schlösser an Orten, wo sie Weg und Aussicht für andere versperren, und läßt sie dann wohl gar noch — um das Maß der Sünden voll zu machen — leer stehen, just wie die Paläste in der Stadt auch, die oft gar nicht oder nur einen Teil des Jahres hindurch bewohnt sind, während in schlechten Hütten sich das Volk zusammendrängt —“

„Und sich oft sogar mit einer Scheune begnügen muß,“ fiel Blanka lächelnd ein, „wie wir vorgestern.“

„Gestehe nur, Blanka,“ versetzte Ralph, „daß wir trotzdem so gut wie auf Eiderdaunen ruhten!“ — Freilich aber hätte es uns begegnen können, daß wir uns am Morgen in der Krippe des Kuhstalles wiedergefunden hätten, in welche eine schlaftrunkene Magd mit dem Heu, auf welchem wir schliefen, uns hätte werfen können.“

„Ach, wenn wir nur wenigstens bessere Kleider hätten!" seufzte Blanka.

„Der Himmel kleidet zwar die Rosen und die Lilien auf dem Felde, aber nicht die Vagabunden!" versetzte Ralph achselzuckend.

„Drei Tage lang", fuhr Blanka fort, „habe ich meine Haare nicht mehr gekämmt!"

„Daran tatest du unrecht," sagte Ralph; „schon wegen der Fichtennadeln, die dir im Haar hängen geblieben. Sie kompromittieren dich, liebes Kind, diese Fichtennadeln!"

„Nicht mehr als dich die grünen Grasflecken und die Spuren zerdrückter Heidelbeeren in deinen Kleidern!" gab Blanka zurück.

„Du hast recht," sagte Ralph; wir müssen nächstens wieder einmal Toilette machen, liebe Blanka! Aber das Allerdringendste für den Augenblick wäre doch ein guter Imbiß — meinst du nicht?" „Siehst du," fuhr er fort, „wir hungern, und da drinnen sind vielleicht die riesigsten und leckersten Vorräte aufgehäuft bei Leuten, die alles haben, nur keinen Hunger!" —

In diesem Augenblicke kam aus dem Landhause ein Diener, erblickte die beiden und grüßte sie im Vorbeigehen.

Der unerwartete Gruß und das etwas einfältige Gesicht des Burschen belustigte den munteren Ralph, und er machte sich den Spaß, demselben zuzurufen: Heda, guter Freund, könnten wir nicht einige Erfrischungen haben?"

Er hoffte sich an der Verblüffung des Menschen zu weiden und war auf nichts anderes als auf eine schnöde Abtrumpfung gefaßt.

Aber der Diener verbeugte sich und sagte: „Haben Sie nur die Güte, einstweilen einzutreten; mein Herr ist ausgegangen und wird in ein paar Stunden zurück sein."

Er hatte nämlich von seinem Herrn, einem alten Sonderling, der die Villa mit ihm und einer betagten Haushälterin bewohnte, gehört, ein gewisses Ehepaar aus der Nachbarschaft werde vielleicht zum Besuch kommen, und so nahm er die beiden jungen Leute für die Erwarteten.

Ralph und Blanka sahen einander lächelnd an, und nachdem sie einen Blick des Einverständnisses, einem so hübschen Abenteuer nicht aus dem Wege zu gehen, gewechselt, traten

sie, munter der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig, mit dem Diener in das Haus.

An einem Kettenhunde vorüber, einem Köter von abschreckender Häßlichkeit, der bellend und zähnefletschend aus seiner Hütte gegen sie ausfiel, durchschritten sie den Hofraum, wo ein Truthahn umherstolzierte, dem seine Jungen auf den Rücken kletterten, während ein Pfau auf dem Dache saß und einen häßlichen Schrei um den anderen ausstieß.

Als sie zur inneren Tür des Wohnhauses gelangten, war die alte, taube Haushälterin eben beschäftigt, die Ansätze eines Schwalbennestes über dem Türeingange wegzufegen. Dabei warf sie einen mißtrauischen Blick auf die beiden Fremden, die mit unbewußter Scheu dem geschwungenen Besen auswichen, als könnten auch sie wie die zudringlichen Schwalben mit hinweggefegt werden.

Sie wurden von dem Diener in einen geräumigen Saal geführt.

Hier saß ein kleiner, schäbiger Affe auf der Spitze seiner Kletterstange und sah mit grimassierendem Gesicht auf einen jungen Hund herunter, der ihm beständig nach dem lang herabbaumelnden Schweif schnappte und vor Ärger darüber, daß er ihn nicht erreichen konnte, von Zeit zu Zeit ein kurzes Geknurr oder Geheul ausstieß.

Im Winkel saß ein alter Papagei, der wunderlicherweise immer „Bum! Bum!“ rief.

Nachdem der Diener Speise und Trank herbeigebracht und das Pärchen in schweigender Hast dem dringendsten Bedürfnis einigermaßen Genüge getan, fragte Ralph, wie denn der Vogel zu diesem sonderbaren Ausruf gekommen.

„Dies ‚Bum! Bum!‘“ versetzte der Diener, „hat er von der Zeit her, wo er mit der Familie, welcher er angehörte, in einer vom Feinde belagerten und fleißig mit Kanonen beschossenen Stadt zu Hause war. Tag für Tag hörte er da nichts als Bum! Bum! Bum! und machte es bald nach, und hat darüber alles, was er früher wußte, vergessen. Nur den Namen des kleinen Töchterchens seiner damaligen Besitzerin wiederholt er noch manchmal, aber sehr selten.“

Jene ehemalige Herrin des Vogels, erzählte der Diener auf weiteres Befragen, sei eben bei der erwähnten Belagerung Witwe geworden, indem ihr Gatte, der Kommandant besagter

Stadt, bei der Verteidigung derselben ums Leben kam. Diese Frau aber, fuhr der Diener fort, indem er dabei auf eines der im Halbdunkel an der Wand hängenden bestaubten und halb verblichenen Familienbildes wies, eben diese Frau sei die Schwester des jetzigen Besitzers der Villa gewesen. Nachdem auch sie gestorben und ihr Töchterchen mitten in den wildesten Kriegswirren gleichfalls verdorben und gestorben, sei dieser Bruder in den Besitz des Landhauses und des ganzen schwesterlichen Vermögens gekommen.

„Und der lebt da nun so müßig hin als alter Hagestolz?“ fragte Ralph. „Womit verbringt er denn seine Zeit? Spaziert er fleißig im schönen, grünen Walde?“

„Das nicht!“ entgegnete der Diener; „und wenn er es tut, so geschieht es nur, um Tannenzapfen in die Tasche zu stecken, mit welchen er hernach den Ofen heizen läßt.“

„Er ist also ein bißchen knauserig, dein Herr?“ fuhr Ralph zu fragen fort.

„Wie man's nimmt! Küche und Keller sind immer wohl bestellt und sich selber gönnt er das Beste.“

„Und was ist denn eigentlich seine Hauptbeschäftigung, sein Zeitvertreib?“

„Seine Hauptbeschäftigung ist sozusagen der Fliegenfang; denn er haßt die Fliegen, daß es nicht zu sagen, besonders die Brummfliegen, weil diese ihn nach Tische, wenn ihm eine davon durchs Fenster oder durch die Tür ins Zimmer geraten ist, mit ihrem Gesumse im Mittagsschläfchen stören. Er will aus diesem Grunde auch kein Fenster öffnen lassen, so daß die Luft in seinen Gemächern immer dumpf und verdorben ist. Und da gibt er sich denn auch beständig damit ab, allerlei neue Fliegenklatschen zu erfinden, sowie auch allerlei Gifte zu brauen, um dem verdammten Geschmeiß, wie er sagt, den Garaus zu machen. Ferner sind da unten im Garten alle Bäume voll Schlingen und Fallen für die Vögel, die er ebenfalls nicht leiden mag, weil sie schon am frühen Morgen vor seinem Fenster zwitschern und lärmen.“

Nachdem Ralph und Blanka sich hinlänglich gestärkt und der geschwätzige Diener sie vorläufig sich selbst überlassen hatte, gingen sie daran, heiter angeregt durch die ausgesuchten Erfrischungen, die sie genossen, sich in den Räumlichkeiten, in welchen sie sich befanden, ein wenig umzusehen.

Eine anfröstelnde, gemütlose Pracht herrschte in den Gemächern. Die Einrichtung war altväterisch, unbequem: schmale Sessel mit hochgetürmten Lehnen, steife Sofas, Schränke mit Zieraten, welche Fratzengesichter vorstellten.

An einer wunderlich gestalteten Uhr schlich der silberne Perpendikel plump und träge hin und her.

Daneben hing das Philistermöbel, der Barometer, in riesigen Dimensionen, dessen Zeiger soeben, wie wahrscheinlich immer, um sich nicht zu kompromittieren, auf „veränderlich“ wies.

Ein kostbares, aber jungfräuliches Tintenfaß, in welchem niemals ein Tropfen Tinte gewesen, stand auf dem schnörkelhaft verzierten Schreibtische.

Von Büchern war nur ein einziges zu sehen; es hatte einen sehr schönen Einband; als aber Blanka es neugierig öffnete, so erwies es sich als eine Tabakbüchse.

Eine Menge alter, verblichener Familienporträts, überkrustet mit den Spuren der Fliegen aus füheren Jahrzehnten, bedeckte die Wände.

Ausländische Gewächse mit großen, aber schadhaften Blättern standen in der Fensternische wie gelangweilt da, sozusagen gedankenlos, geistesabwesend.

Blickte man durchs Fenster in den Garten hinab, so sah es auch dort nicht frischer und anziehender aus: ein schnörkelhaftes, steifes, seelenloses Ansehen hatte auch dort alles. Das Ganze erschien in ein so nüchternes Licht getaucht wie die Szenerien eines Guckkastenbildes. Und doch war der Garten groß und reich angelegt, und über den Garten hinweg sah man hinaus in eine bezaubernde Ferne.

Ralph öffnete in seinem Übermut einen großen Kleiderschrank. „Da sieh!“ sagte er zu Blanka, „der alte Gauch besitzt ein halbes Hundert Röcke und ein halbes Hundert Beinkleider; ohne Zweifel auch ebenso viele Schnallenschuhe oder langröhrige Stiefelpaare.“

„Wie moderig es hier duftet,“ sagte Blanka, „wie dumpf! Der Bursche hat recht, es gelangt kein frischer Hauch in diese Gemächer!“

„Herein, ihr verbannten, schwer verfolgten Brummfliegen!“ rief der fröhliche Ralph. „Summt und brummt heut einmal hier nach Herzenslust!“

Damit öffnete er die Fenster weit, und herein kamen die Brummfliegen und brummten und summten lustig. Sogar ein Schwalbenpaar verflog sich herein und flatterte eine Weile zwitschernd in den Gemächern hin und her. Zuletzt kam gar ein Falter geflogen und setzte sich zutraulich auf den Strauß, den Blanka im Walde gepflückt und vor die Brust gesteckt hatte.

Schon mit seinem Eintritt hatte das junge Paar einen frischeren Hauch durch diese Räume verbreitet; und nun verschwand bald alles Dumpfe völlig unter den würzigen, ziehenden und wehenden Lüften.

Einmal schwang sich Ralph auf einen Stuhl, um die Bilder, die im Halbdunkel an einer vom einfallenden Tageslicht abgekehrten Wand hingen, genauer anzusehen. Er wischte den Staub von dem Bilde einer Frau, betrachtete es und sprach dann nachdenklich vor sich hin:

„Diese Frau habe ich schon einmal gesehen; ich weiß nur nicht, ob in der Wirklichkeit oder im Bilde — potz Blitz! wo hab' ich die nur gesehen?"

Blanka achtete nicht darauf, denn sie war eben beschäftigt, den Kakadu zu necken und sich von ihm in den Finger beißen zu lassen.

Hernach entdeckten die beiden, ihre kleine Durchmusterung des Hauses fortsetzend, das Schlafgemach des Alten, in welchem ein altväterisches, aber von weicher, glänzender Seide strotzendes Himmelbett ragte.

Auf einem Tischchen in der Ecke fand Blanka neben allerlei Leckerbissen einen kleinen Flaschenkorb, gefüllt mit einer Weinsorte, deren prachtvolle, goldgelbe Farbe sie nicht genug bewundern konnte.

„Das ist Tokaier!" sagte Ralph. „Heraus aus dem Kerker, in welchem der alte Harpagon dich hielt, feuriger Ungar!"

Er entkorkte eine Flasche, dann tranken die beiden einander zu, setzten sich dabei an den Rand des Himmelbettes und kosten und plauderten.

„Wenn jetzt der Alte käme!" sagte Blanka.

„Wir ließen ihn gar nicht herein!" erwiderte Ralph. „Es fängt an, mir hier zu gefallen! Wenn wir nur acht Tage hier hausten, wie würde sich alles in diesen Räumen ver=

ändern! Ich schlage vor, daß wir hier bleiben, Blanka, solange es geht! Setzen wir uns da fest, verschließen wir die Türen, verteidigen wir uns und übergeben wir den Platz erst dann, wenn er durchaus nicht mehr zu halten ist! Ich möchte zur Abwechslung einmal in diesem seidenen Bette schlafen. Wär's nicht schön, da zu überwintern? Die holde Sommerzeit, wo es lustig zu wandern ist, wird bald vorüber sein. „Siehst du," fuhr er fort, durchs offene Fenster hinausdeutend, „die großen Pappeln da vor dem Gartentore streuen schon ihre Wollflocken durch die Luft umher, und die Ranken des Weins sind schon ganz über die Mauer bis zum Fensterrande heraufgekrochen. Überwintern wir, wiederhole ich, und sperren wir den Alten hinaus; er verdient nichts Besseres, als im Winter mit den Krähen draußen im Schnee herumhüpfen zu müssen."

Blanka lachte. „Wenn aber zuletzt doch der Augenblick kommt, wo wir die Festung nicht länger behaupten können, was dann? Meinst du, man wird uns freien Abzug gewähren? Ich glaube, wir werden uns schmählicherweise gefangen geben müssen!"

„Ganz und gar nicht!" versetzte Ralph. „Wir entschlüpfen im letzten Moment nötigenfalls durch die Hintertür in den Garten und von da in den Wald hinaus."

Nun setzten sich die beiden an das altmodische Piano; es war entsetzlich verstimmt, seit Jahren unberührt; aber die beiden lustigen Leutchen spielten doch und sangen und lachten, führten Duette und ganze Theaterszenen mitsammen auf und trieben dann wieder anderen Mutwillen.

Sie durchstöberten, erprobten, verkosteten und genossen alles, was in den Händen des alten Harpagon ein ungenützter und unfruchtbarer Besitz war.

„Da wir nun tatsächlich die Herren dieser Villa sind," scherzte Ralph, „so müssen wir erwägen, wie wir es uns einrichten wollen. — Künftig, liebes Kind, mußt du goldene Nadeln im Haar tragen, statt der Fichtennadeln, die du gegenwärtig darin trägst! — Hol' mich der Geier, wenn ich nicht am liebsten alle Sterne des Himmels zu einer Perlenschnur für dich reihen und den goldenen Mond selber als Brosche dir vor die Brust heften möchte!"

„Wie prachtvoll", sagte Blanka, durchs Fenster hinaus-

blickend, „muß dort über dem See die Sonne untergehen! Und wie angenehm müßte sich's wandeln in der Abendstunde, Hand in Hand, auf diesen idyllischen Matten!"

„Und welch ein Ausblick!" fügte Ralph hinzu. „Vor uns der weithin leuchtende Wasserspiegel, hinter uns die traulichen Waldberge, in reizendem Halbrund um das Landhaus gelagert! Auf allen diesen Höhen werden die Gluten unserer Liebeswonne wie Freudenfeuer emporschlagen . . ."

„Schwärmer!" warf Blanka lachend ein. „Der Alte wird unserer Liebeswonne schwerlich Zeit dazu lassen."

„Nichts mehr von dem Alten!" sagte Ralph. „Wir machen Ausfälle, wir verteidigen uns, wir jagen den Alten meilenweit in die Flucht, wir verproviantieren uns, wir schaffen herein, was uns beliebt!"

„Vor allem", sagte Blanka, „muß ein neuer, wohl besaiteter Flügel hereingeschafft werden, zu dessen Klängen wir Duette singen können — und die schönsten Romane, die wir einander vorlesen — und die neuesten Komödien, die wir da zusammen aufführen — und für Haus und Garten alle möglichen Blumen und die erlesensten Singvögel . . ."

„Und Kaninchen," fügte Ralph hinzu, „und Reitpferde und Turteltauben und Hunde."

„Ein Windspiel mindestens!" rief Blanka. „Ich liebe die Windspiele — sie stehen so gut auf Gemälden neben stolzen Damen in schwarzen Seidengewändern. Und dann weißt du, lieber Ralph, so eine große, zierliche, schön geschliffene, goldberänderte Glaswanne müssen wir auch haben, mit herzigen kleinen Molchen und Salamanderchen und drolligen Schildkrötchen . . ."

„Da haben wir's!" rief der junge Mann. „Bis vor kurzem pflegtet ihr Frauenzimmerchen hell aufzuschreien, wenn euch eine Maus über den Weg lief, fielet vor einer Kröte in Ohnmacht und littet kein Getier um euch als etwa ein Hündlein oder Kätzchen oder einen Kanarienvogel im Bauer, und jetzt hätschelt ihr Molche und Drachen und was weiß ich für klebriges, glitschiges Gezücht!"

„Schweig' still, Ralph, das verstehst du nicht!" entgegnete Blanka ernst; die kleinen Molche sind recht artige Tierchen! Und diese alten, steifen, schnörkelhaften Möbel," fuhr sie fort, „die werfen wir ins Feuer und richten es uns wohnlich und

traulich ein; ganz einfach, aber behaglich. Nur mein Schlafgemach, das muß zum mindesten so prächtig sein wie dieses da!"

„Ganz recht," sagte Ralph, freudig zustimmend; „das wollen wir zu einem kleinen Paradiese gestalten. Und das reservieren wir für uns ganz allein. Da hinein darf niemals ein Dritter den Fuß setzen. Da vereinigen wir alles, was schön und prächtig ist. Da trägst du Purpurhemden und Schlafröcke von gelber Seide. Tausendundeine Nacht muß da verwirklicht werden, und alle Glückseligkeiten des Schlaraffenlandes dazu!"

Bis ins kleinste wurden die Herrlichkeiten des Wundergemachs und das ganze übrige Hauswesen und Familienleben besprochen und festgestellt.

Dazwischen hatte der Papagei von Zeit zu Zeit sein „Bum! Bum! Bum!" vernehmen lassen. Jetzt aber begann er plötzlich denselben Ruf so laut herauszustoßen, daß es durchs ganze Haus schallte, und daß die beiden ihr eigenes Wort nicht mehr hörten.

Durchs Fenster blickend, sah Ralph einen Alten, wie ihn der Diener beschrieben, von der Stadt her den Berg heraufkommen.

Es war ein ausgedörrtes Männchen mit einem grobknochigen, faltigen, stark grimassierenden Gesicht und kleinen, boshaft zwinkernden Augen.

Ralph verließ das Gemach, und nach wenigen Augenblicken zurückgekehrt, sagte er, zufrieden lächelnd: „So! Nun sind die Tore der Festung geschlossen, die Zugbrücke ist aufgezogen, die beiden Verbündeten des Feindes sind durch einen listigen Handstreich hinter Schloß und Riegel gesetzt und unschädlich gemacht, die Mauern sind fest und die Besatzung trotzt jeglichem Angriff!"

So sprechend, nahm Ralph aus dem Kleiderschranke des Alten einen großgeblümten Schlafrock und eine Sammetkappe und bekleidete sich damit, während Blanka aus einem Schranke, der in einem Vorgemache stand, und in welchem die Kleider der Haushälterin aufbewahrt wurden, sich ebenfalls in entsprechender Weise vermummte. Nachdem so jener dem alten Harpagon, diese der Haushälterin so ähnlich als möglich sich herausstaffiert, wobei ihnen die schauspielerische Übung zustatten kam, traten sie beide auf den Balkon hinaus und

nahmen dort gemächlich Platz, Ralph aus einer langen Pfeife rauchend, die er gefunden, Blanka sich in eine gleichfalls dem Schranke der Haushälterin entlehnte alte Postille vertiefend.

Der herankommende Alte erblickte die Fremden auf dem Balkon und erschrak. Und war das nicht gar eine Art von Spiegelbild seiner selbst und seiner alten Veronika? Einen Augenblick blieb er starr vor Erstaunen, dann wollte er hastig ins Haus eintreten. Aber die Tür war verschlossen. Er pochte stark. Niemand öffnete.

„Kaspar! Veronika!" schrie er ungeduldig, indem er fortfuhr, giftige Blicke nach dem Balkon hinaufzuwerfen.

Aber Kaspar und Veronika fanden ihre eigene Türe von außen versperrt, konnten ihm nicht helfen.

Wieder pochte er, und als dies nichts nützte, rief er zuletzt die auf dem Balkon Sitzenden an, deren schweigende Ruhe ihn empörte. Was dies bedeuten solle? fragte er. Mit welchem Rechte sie sich's so unverschämt bequem machten in seinem Hause?

„Mein Herr," gab Ralph zurück, sich vom Balkon herunterbeugend, „ist dies die Manier eines gebildeten Mannes, die Gastfreundschaft eines anständigen Hauses in Anspruch zu nehmen? Statt ruhig an die Tür zu klopfen und Ihre Karte abzugeben, lärmen und schreien Sie draußen wie ein Betrunkener, der in später Nacht Einlaß fordert an der Tür einer schon geschlossenen Kneipe!"

„Dies ist mein Haus!" kreischte der Alte, begann neuerdings zu toben und drohte, nach dem Polizeihause zu gehen!

„Tun Sie das," sagte Ralph, „und erkundigen Sie sich dort nach der Nummer Ihrer Wohnung, die Sie vergessen zu haben scheinen. Sie werden erfahren, daß Sie im Irrtum sind, wenn Sie glauben, daß . . ."

„Kaspar! Veronika!" schrie der Alte dazwischen, lief in seinem Zorn wie eine Bachstelze umher und grimassierte entsetzlich.

„Mein Herr," sagte Ralph, „ich wiederhole Ihnen, daß wir niemanden empfangen. Lassen Sie friedliche Leute ungestört, die nichts verlangen als Ruhe für ihre Flitterwochen!"

Neues Poltern an der Tür. „Kaspar! Veronika! in Teufelsnamen, öffnet, oder ich . . ."

„Verehrungswürdiger Greis!" begann Ralph von neuem;

„kommen Sie der Tür nicht zu nahe! Unser Kettenhund ist bissig, und unsere Hausmagd führt einen scharfen Besen; sie versteht sich darauf, zudringliche Schwalben, die durchaus hier zu Hause sein möchten, hinwegzufegen!“

„Weg da von meinem Balkon!“ rief der Alte, außer sich vor Wut; „weg da, freches Gesindel, oder ich werfe euch diesen Feldstein da an die Köpfe!“

„Nur zu, zornige alte Hummel!“ gab dem erbosten Harpagon von unten der Harpagon von oben zurück. „Wir haben tüchtige Fliegenklatschen dahier und werden uns gegen deinesgleichen zu verteidigen wissen.“

„Das mir, dem Besitzer des Hauses?“ schrie der Harpagon von unten und spuckte vor Grimm um sich.

„In Ihren Jahren noch solche Fastnachtsscherze!“ rief lachend der Harpagon von oben. „Schämen Sie sich, Herr! Entfernen Sie sich! Sie sehen, es herrscht hier keine Geneigtheit, auf Ihre plumpen Späße einzugehen!“

„Bei allen Teufeln, wer treibt plumpe Späße, Herr, Sie oder ich?“ schrie der Harpagon von unten. „Öffnen Sie! Zum letzten Male sei es gesagt!“

„Sie heulen ja,“ entgegnete mit kaltem Hohne der Harpagon von oben, „Sie heulen ja um Einlaß, als ob es draußen stürmte und hagelte! Was wollen Sie bei diesem prachtvollen Wetter? Sie können getrost Ihren Weg im Freien noch eine Weile fortsetzen, ohne fürchten zu müssen, sich einen Schnupfen zuzuziehen!“

Der Harpagon von unten sagte nichts mehr. Wütend stürzte er von dannen, um die Hilfe der Polizeibehörde und der Nachbarsleute in Anspruch zu nehmen.

„Schade, daß wir kein Publikum da hatten!“ sagte Ralph zu Blanka. „Wir haben, glaub' ich, das Stückchen Komödie gut gespielt, am besten aber der Alte.“

Das lustige Paar hatte also noch eine kleine Frist. Es benützte dieselbe dazu, den Eichhörnchen zuzusehen, die vom Walde herunterkamen und einen Zaun entlang tanzten, von wo sie sich auf einen alten großen Nußbaum schwangen, um ihn zu plündern und seine Früchte für ihren Wintervorrat hinwegzutragen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Alte zurück, einen dickleibigen Herrn an der Seite, an dessen Amtsrock die

metallenen Knöpfe in der Sonne funkelten, und der sich mit einem großen farbigen Tuche den Schweiß vom kahlen Vorhaupt wischte. Es war der Polizeibeamte. Vor ihm schritten ein paar bewaffnete Diener der öffentlichen Sicherheit; eine Anzahl von Nachbarsleuten, wie sie auf die Nachricht von diesem wunderlichen Vorfalle zusammengelaufen waren, schloß sich an.

Ein angeblich blinder Bettler, der in der Nähe an einer Brücke saß, schlug sich hinter die Büsche, als er die Organe der Gesetzlichkeit herankommen sah. Aber Harpagon zog ihn beim Kragen hervor und denunzierte ihn dem Polizeibeamten als Landstreicher.

Jetzt war die Truppe vor dem Hause angelangt. Ein stämmiger Mann in Hemdärmeln, mit berußtem Gesicht, trat hervor und begann mit Eisengerät am Schloß der Tür zu hantieren.

Der Augenblick konnte nicht fern sein für die beiden lustigen Vögel, sich in der beabsichtigten Weise durch die Hintertür gegen den Wald hin aus dem Staube zu machen.

Während sie in der Tat sich anschickten, das Gemach zu verlassen, kreischte es auf einmal hinter ihnen: „Blanka! Blanka!"

Es war, als ob sie jemand eindringlich zurückriefe.

Erstaunt wandten sie sich um; es war niemand da als der alte Papagei, dem es in diesem Augenblicke wieder einmal gefiel, statt seines gewöhnlichen Lieblingsrufes jenen älteren, halb vergessenen hören zu lassen. Er wiederholte denselben, hin und her hüpfend, mit großer Lebhaftigkeit immer von neuem.

Betroffen blickten Ralph und Blanka sich an.

Plötzlich tat Ralph einen kurzen Schrei, und Blanka wußte nicht, ob er toll geworden oder was es sonst sei, daß er auf sie zustürzte, ein Medaillon an sich riß, das sie am Halse trug, es öffnete, einen Blick darauf warf, zuletzt mit einem Freudenschrei Blanka ungestüm an den Händen faßte und, ohne weiter ein Wort zu sagen, wie verrückt mit ihr im Gemache umhertanzte.

„Weißt du, was ich entdeckte?" stieß er endlich hervor, stillstehend, als ihr der Atem ausging. „Wer ist diese Frau?" fuhr er fort, auf das im Medaillon enthaltene Miniaturbild weisend.

„Meine Mutter!" erwiderte Blanka.

„Gut! Nun betrachte das Bild hier an der Wand!"

Er faßte sie und hob sie mit kräftigen Armen empor, bis sie imstande war, das stark beschattete Bild genau ins Auge zu fassen.

„Wer ist das?" fragte Ralph.

Blanka glitt fast ohnmächtig aus den Armen Ralphs auf den Boden herab.

„Gott im Himmel, wir träumen doch nicht etwa?" rief sie mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun wäre ja mit einem Male erwiesen," fuhr sie fort, „daß" ...

„Daß du die rechtmäßige Erbin und Herrin dieses Hauses bist!" fiel Ralph ein; gewiß! und daß Harpagon" ...

„Vor der Tür bleiben muß," ergänzte Blanka, „wenn ich ihn nicht begnadige, den alten Sünder, der, wie mir nun klar ist — alte, längst verblaßte Erinnerungen tauchen in meiner Seele wieder auf — die kleine Blanka beiseite schaffte, sie dem Direktor einer wandernden Schauspielertruppe übergab" ...

„Ja, und ohne Zweifel durch bestochene Zeugen ihren Tod erhärtete, um das ganze schwesterliche Erbe an sich zu bringen."

„Nun bleiben wir, Ralph!" —

Er faßte sie wieder um den Leib und schwang sie hoch empor vor Freuden, nahm sie dann auf seine Arme wie ein Kind und küßte sie zärtlich.

Jetzt aber eilten die beiden hinunter an die Pforte des Hauses, öffneten die Flügel derselben weit und standen so mit einemmal vor den Einlaßheischenden freundlich lächelnd da, wie bereit zum Empfange werter und willkommener Gäste, worüber der Alte und der Polizeibeamte ganz betroffen waren und einen Moment zögerten, einzutreten, so daß sie von den nachdrängenden Neugierigen fast über den Haufen gestoßen wurden.

In diesem Augenblick aber flog auch schon Blanka dem Alten an den Hals mit dem Ausruf:

„Kennst du mich denn nicht, Onkelchen? — Ich bin ja dein Mühmchen — dein Mühmchen Blanka — die so lange verloren geglaubte und nun wiedergefundene Blanka!"

So rief sie, und wie früher mit Ralph, so tanzte sie jetzt

mit dem Alten toll umher. Diesem aber versagten die Knie. Mit schlotternden Gliedern ließ er auf einen Stuhl sich nieder, und er wäre in Ohnmacht gesunken, wenn nicht Blanka mit dem Zuruf: „Herzensonkelchen! Ich bin's ja, dein liebes Mühmchen!" ihn immer wieder geweckt und aufgerüttelt hätte.

Was sollte er tun? Sie war es! Sie lebte! Sie wußte alles!

Er schloß, immer wieder auf seinen Stuhl zurücksinkend, die Augen und überlegte.

Dabei scholl immerfort durchs Haus der gellende Ruf des Vogels: „Blanka!"

Zuletzt erhob sich der Alte hüstelnd, würgte mühsam einige begrüßende Worte hervor und erklärte mit sauersüßer Miene den Anwesenden, der ganze Vorfall beruhe auf einem Scherz der beiden jungen Leute, seiner Verwandten, alles habe sich nun hinlänglich aufgeklärt.

Dabei sah er den beleibten, müden Polizeibeamten scheu und mißmutig von der Seite an, als wünsche er ihn zu allen Teufeln. Dieser wischte sich neuerdings mit seinem großen Tuche den Schweiß von der Stirn, und da er nicht recht wußte, was er denken sollte, so dachte er gar nichts.

Die anderen Mitgekommenen standen gaffend da und sahen aus wie Leute, die geneigt sind, an der Theaterkasse ihr Geld zurückzufordern, nachdem das Stück, welches auf dem Zettel gestanden, abgesagt worden.

Mit kurzem Danke wollte sich der Alte von seinen herbeigerufenen Helfern verabschieden.

Aber das muntere junge Weibchen unterbrach den Stammelnden, indem es an alle Anwesenden im Namen seines „lieben Onkelchens" die freundliche Einladung richtete zu einem kleinen Imbiß und Freudentrunke, wozu denn auch der Alte, wollend oder nicht, gute Miene machen mußte, während sie selbst sofort aus den Vorratskammern das Nötige herbeischaffte und in freigebigster Weise die Wirtin machte. —

Harpagon fügte sich in sein Schicksal. Blanka überließ ihm insgeheim einen Teil des ihr zufallenden mütterlichen Erbes. Das Landhaus mußte er räumen und durfte nichts mit sich fortnehmen als den Kettenhund Mordax und die alte Haushälterin. Das junge Pärchen aber richtete sich's ungefähr so ein, wie es bei der Flasche goldgelben Tokaiers

war verabredet worden. Die Liebe, der Genuß, die Jugend, die Poesie waren mit ihnen eingezogen. Lüfte des frischesten Lebens durchwehten von jetzt an die früher so dumpfen Gemächer. Die morgendlich zwitschernden Vögel und selbst die Brummfliegen wurden gelitten, und am Tore nisteten ungehindert die Schwalben.

Der alte Papagei blieb, wie sich von selbst versteht, bei dem glücklichen Paare.

Als ein Jahr verstrichen war, schenkte Blanka ihrem Ralph einen rosigen Knaben, und der Vogel begrüßte festlich das Erscheinen desselben mit hundertundeinmal hintereinander ausgestoßenem „Bum!“ wie die Geburt eines Kronprinzen.

Der Ungemütliche.

Ich fuhr eines Tages, auf einer Reise begriffen, durch das Städtchen X., und während die müden Postgäule den Marktplatz entlang trabten, kam ich an einem Wirtshause vorüber, aus welchem soeben ein Mensch herausgeworfen wurde. Die Gewalt des Wurfes war eine so heftige gewesen, daß der arme Teufel auf der Straße sich nicht wieder aufrichten konnte und hilflos dalag, während der Schwarm lustiger Gesellen, der ihn solchergestalt über die Schwelle befördert hatte, singend und lärmend sich wieder in das Gastgemach zurückzog, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Halb aus Mitleid, halb aus Neugierde ließ ich halten, stieg aus dem Wagen, half dem Unglücksvogel auf die Beine, und da ich merkte, daß er sich im Fallen stark beschädigt, überdies auch sonst das Ansehen eines krüppelhaften Menschen hatte, denn er war lahm an einem Fuße und auf einem Auge blind, so nahm ich ihn zu mir ins Gefährt und erreichte gleich darauf die Herberge, in welcher ich die Nacht zuzubringen gedachte. Dort ließ ich ihn zu Bette bringen und einen Arzt rufen, dem ich ihn empfahl, denn er schien mir der Pflege gar sehr zu bedürfen. Im übrigen gönnte ich ihm auch, da er mühsam sprach, die nötige Ruhe und wollte ihn für den Rest des Abends mit Fragen nicht weiter behelligen.

Den andern Morgen ging ich zu ihm hin, fand ihn in

einer ziemlich schlechten Verfassung, denn er hatte durch den Fall eine starke Erschütterung der Brust erlitten, und der Arzt erklärte unter vier Augen den allgemeinen Zustand des gebrechlichen Mannes für einen bedenklichen.

„Wie kam es nur," fragte ich, mich ans Bett zu dem Kranken setzend, „daß Euch von jenen Gesellen in der Schenke eine so unglimpfliche Behandlung widerfuhr?"

„Wie es kam?" erwiderte er. „Ach, das kam so, lieber Herr. Die muntern Gesellen, die in jener Gaststube beisammensaßen, das waren lauter gemütliche Leute, und ich, müßt Ihr wissen, Herr, ich bin, wie die Leute sagen, ein ungemütlicher Mensch. Und das eben, Herr, das ist der Fluch meines Lebens immer gewesen, daß ich ein ungemütlicher Mensch bin, wofür ich gar nichts kann, da ich mir zeitlebens alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ein gemütlicher Mensch zu werden, wie die andern Leute, aber vergebens. Schon als kleinen Knaben hat mein seliger Vater, Gott tröst' ihn! mich lahm geschlagen — daher mein Hinken auf einem Beine — weil mein Bruder etwas verbrochen hatte. Diesen wollte er nämlich nicht schlagen, weil er ein allzu gemütlicher Knabe war.

Mein Bruder wurde, eben weil er ein gemütlicher Knabe war, von allen Leuten und insbesondere von den Frauen gehätschelt und geliebkost, und wenn Besucher ins Haus kamen, oder Verwandte und Freunde uns auf der Straße begegneten und mit uns sprachen, so sahen sie immer nur meinen Bruder dabei an und richteten ihre Worte immer nur an meinen Bruder; über mich glitten sie mit den Augen hinweg, als ob ich in einer Tarnkappe steckte.

In der Schule sah ich, wie andere Knaben, wenn sie etwas verbrochen, von den Lehrern mit Lächeln zurechtgewiesen, höchstens ein wenig beim Ohrläppchen gezupft, oder bei den Härchen ein klein wenig gezogen, oder mit der Rückseite der flachen Hand auf die Wange getätschelt wurden — ich dagegen, selbst wenn ich mich sehr brav benommen und ausgezeichnet hatte, mit sauersüßer Miene kurz belobt und dabei mit Augen angesehen wurde, als ob ich eigentlich Prügel verdient hätte.

Wenn meine Geschwister oder Kameraden einen schlimmen Streich ausführen wollten, so nahmen sie mich nicht dazu und taten es heimlich vor mir, denn ich war ihnen zu wenig gemütlich.

Kleine Kinder, Hunde, Katzen u. dgl. gaben sich auch nicht gerne mit mir ab und wichen mir aus, obgleich ich ein Freund von ihnen war. Ich machte daher vielerlei Versuche, sie durch ein entgegenkommendes Benehmen für mich zu gewinnen, aber nichts wollte verfangen. Wenn ich die Katzen streichelte, so kratzten sie mich, wenn ich die Hunde an mich lockte, so bissen sie mich in die Wade, und sah ich ein Kindlein in der Nähe nur so ein bißchen liebreich an, so begann es zu strampeln und zu schreien, als stecke es am Spieße.

Nachdem ich herangewachsen, wurde ich in eine Kanzlei getan und schlug die Beamtenlaufbahn ein. Es kam die Zeit, wo ich der Nächste war, in eine höhere Stelle vorzurücken. Aber es wurde mir derjenige meiner Kollegen vorgezogen, der dem Chef der Kanzlei immer beim An- und Ausziehen des Überrocks behilflich war. Ich wollte mich in ähnlicher Weise gefällig erzeigen und reichte dem Vorgesetzten beim Fortgehen, dienstwillig vorspringend, Hut und Stock. Aber er sah mich grämlich an und murmelte unwirsch etwas in den Bart, und meine Amtskollegen nannten mich von da ab einen Speichellecker und Heuchler. Bei der nächsten Vorrückung wurde mir derjenige vorgezogen, von welchem der Vorgesetzte wegen seines guten Humors sich auf Reisen begleiten ließ; bei der dritten derjenige, auf welchen die ältliche Nichte des Vorgesetzten ein Auge geworfen hatte. Von mir ließ der Chef sich weder Hut noch Stock reichen, noch auf Reisen begleiten, noch gab er mir seine Nichte — denn ich war ein ungemütlicher Mensch.

So kam ich nicht weiter im Amte und zuguterletzt wurde ich gar entlassen. Warum? Ach Gott, weil ich ein ungemütlicher Mensch war.

Jetzt wendete ich mich dem Kaufmannsstande zu; aber kein Mensch wollte etwas von mir kaufen, weil ich nicht gemütlich mit den Leuten zu reden wußte.

Nach dem Tode meiner Eltern und meines höchst gemütlichen, aber leider am Delirium tremens zugrunde gegangenen Bruders fiel mir ein kleines Erbe zu, mit welchem ich ein Bauerngütchen ankaufte, das ich nunmehr zu verwalten mich anschickte, wobei ich vor allem nach einer passenden Helferin und Lebensgefährtin mich umsehen zu müssen vermeinte.

Ich hatte aber große Schwierigkeiten, eine Frau zu bekommen. Die ländlichen Schönheiten fanden zu wenig Kurzweil bei mir, schämten sich meiner auf den Tanzböden und hielten sich lieber an die flotten, lustigen Burschen. Wenn ich hernach mich zusammennahm und es machen wollte wie die Gemütlichen, und auch einmal einen Scherz bei solch einem Mädchen riskierte, so bekam ich wohl gar eine Ohrfeige.

Endlich fand sich doch ein weibliches Wesen, das mich nehmen wollte, vielleicht nur um unter die Haube zu kommen. Aber es war ein Geschöpf von übelstem Humor. Und wenn ich sie aufheitern, oder nach einem Zank versöhnen und beschwichtigen wollte, so konnte ich ehrlicher Kerl mit aller gutgemeinten Beredsamkeit in einer Stunde nicht so viel bei ihr ausrichten als irgendein Taugenichts mit drei verlogenen, aber „gemütlichen" Worten bei so einem Weiblein auszurichten vermocht haben würde.

Sie betrog mich auch und verließ mich zuletzt, nachdem sie mir vorher noch ein Auge ausgekratzt — weshalb ich, wie Ihr seht, außer dem, daß ich hinke, auch einäugig bin. Aber recht behielt sie doch vor aller Welt. Man brauchte mich ja nur anzusehen und man wußte sogleich, daß ich ein Ungeheuer, sie aber ein Engel sein mußte . . .

Ja, worin lag denn das eigentlich, daß ich ein so ungemütlicher Mensch war? Ich gab mir doch, wie gesagt, viele Mühe, gemütlich zu sein, heiter und lustig auszusehen, aber, obwohl ich glaubte, geradeso oft zu lachen oder einen Scherz zu machen, wie andere Leute auch, so geschah es mir doch häufig, daß, wenn ich lachte, ein Anwesender mich ganz verdutzt ansah und behauptete, es sei doch eine Merkwürdigkeit, mich lachen zu sehen, und er hätte nicht geglaubt, daß ich es könnte.

Ich war oft so fröhlich innerlich im Herzen, hätte manchmal sogar auch hell aufjauchzen oder mitjubeln mögen mit dem Fröhlichen, mitten in der schönen Gottesnatur, oder sonst — aber es war, als ob ich keine Kehle hätte zum Jauchzen und Jodeln und keine Beine zum Springen und Tanzen, und da hieß es denn: „Der hat kein Gemüt — man sieht's ihm an — den rührt nichts und freut nichts — ein Klotz ist's und ein Griesgram, ein sauertöpfischer Kerl . . ."

Es war wirklich an dem, daß sozusagen kein Hund ein Stück Brot von mir nehmen wollte.

Und ich meinte es doch gut.

Wenn ich mich unterwegs einem Wanderer anschließen wollte, so schlug er alsbald unter irgendeinem Vorwand seitwärts einen Feldweg ein, so ungefähr, wie man einem verdächtigen Menschen ausweicht.

Wenn ich einen Betrübten trösten wollte, so weinte er nur noch stärker als zuvor, wurde ungehalten und sagte mir Grobheiten, als ob ich ihm Gott weiß welche Beleidigung angetan hätte.

Wenn ich einem Bedürftigen durch ein Darlehen aus der Not half, so äußerte er zu den Leuten mit einem Blick gen Himmel, es sei traurig genug, in die Hände der Geldmäkler und Wucherer zu fallen. Und wenn ich einem Armen etwas schenkte, so sah er das Geldstück an, ob es nicht etwa falsch sei . . .

Duldete ich Spinnen an meinen Wänden, und Schwalben die in meinem Hause nisteten, so nannte man mich einen unreinlichen Patron, und fegte ich sie weg, so hieß es: „Da seht den gemütlosen Menschen!“ —

Wenn ich in der Schenke neben munteren Kumpanen saß, so taten sie, als ob ihnen mein Gesicht das Getränk sauer mache.

Zuletzt wurde ich in einen großen und unangenehmen Prozeß verwickelt. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung wendete die ganze Sache sich sonnenklar zu meinen Gunsten; selbst der Gegner hatte sein Unrecht eingestehen müssen. Aber die Geschworenen sprachen ihn dennoch frei, weil er ein sehr gemütliches Aussehen hatte.

Infolge dieses Prozesses verlor ich das bißchen, das ich besaß, und da eine überaus reiche Tante, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte, mich zu Gunsten eines liebenswürdigen Windbeutels enterbte, so zieh ich seitdem verlassen, arm und krüppelhaft, wie Ihr mich gefunden, schier als ein Bettler in der Welt umher.“

So erzählte der Mann, aber da er immer mehr ermattete, so empfahl ich ihm Ruhe und entfernte mich mit einigen Trostworten.

Den nächsten Tag fand ich ihn der Auflösung nahe. Er fühlte recht gut, wie es um ihn stand, und obwohl es ihm Mühe machte, zu sprechen, kam er doch wieder auf sein Schicksal zurück und flüsterte trübselig:

„Die Liebe stand an meiner Wiege nicht und auch an meinem Sarge wird sie nicht stehen. Und ich war doch auch ein Mensch, wäre gern geliebt worden und hätte gern geliebt. Ich hatte danach zeitlebens ein Verlangen, so groß, so heiß, daß ich es nicht beschreiben kann. Aber die Natur hatte den schlimmsten aller Flüche auf mein Haupt gelegt: den der Ungemütlichkeit. Und so bin ich zu Tode gezaust worden, wie die Eule, die sich bei Tag unter die anderen Vögel mischen will."

So klagte er; nach einiger Zeit aber flog ein Lächeln über sein Antlitz und er begann wieder:

„Ich weiß doch einen, der sich nicht im geringsten darum kümmert, ob ich ein jovialer Bursch, oder ein langweiliger Kauz gewesen bin. Das ist der Todesengel, der mir jetzt unter den Arm greift und mich einführt zur ewigen Ruhe. Der Tod umfaßt die Gemütlichen und die Ungemütlichen mit gleicher Milde und Freundlichkeit. Die Stätte der letzen Rast kann keinem verwehrt werden und das Recht des süßen ewigen Schlafes ist gleich für alle." —

So sprach er und verschied.

Armer Teufel, wirst du recht behalten mit der Hoffnung deines letzten Augenblicks? Vielleicht täuschtest du dich und dein Schicksal ist auch jetzt noch nicht versöhnt. Ruhe dich geschwind ein wenig aus vom Ungemach deines unglückseligen Daseins; ich fürchte, nach wenigen Wochen oder Monaten wirft der Totengräber deine sterblichen Reste aus dem Grabe, um an ihrer Statt die Gebeine eines gemütlichen Halunken hineinzubetten.

Ballgespräche.

I.

Ist es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen so entschieden den Vorrang vor Ihrem Geschlechte einräumen?

Weder das eine noch das andere, mein schönes Fräulein; ich spreche meiner Erfahrung und innersten Überzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir eigentlich vor den Männern voraushaben sollten; es müßte nur dies sein, daß wir etwas gewissenhafter sind und uns vieles als Ver=

brechen anrechnen lassen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings stehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das starke Geschlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, soeben angaben, sondern vielmehr darum, weil die Frauen schon seit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohlverstanden, „Sei schön!“ der oberste Grundsatz aller Moral ist.

Wieviel aber muß das Weib dem Manne zugestehen, worin eben nur er sich zu betätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

Z. B. im Kriege, als Eroberer, als siegreicher Held.

Sie machen mich staunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunst etwas zu wünschen übrig lassen. Und was die „siegreiche Heldenschaft“ anlangt, so bitte ich doch nicht zu vergessen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eisenfaust der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer gelesen, der seine Hand ins Feuer streckte und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände sich je bei einem Weibe ein solcher Mut, eine solche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was ist die Tat jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen lassen? Auch sah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa seinen Arm, sondern sein „Liebstes auf Erden“, die Haarlocke des einstigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams ins Feuer hielt und verknistern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden satyrisch! Um so sicherer ist mir der Sieg in diesem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligst, sind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflußreichsten und wirksamsten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmollen, die Migräne, die Koketterie, die Kunst, in jedem beliebigen Augenblick einen gelinden Strom von Tränen zu vergießen . . .

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrsamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen sind geborne Philologen; denn abgesehen von einer gewissen natürlichen Beredsamkeit und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuschreibt, besitzen sie z. B. eine erstaunliche Kenntnis der Augensprache, ohne jemals eine Grammatik derselben in Händen gehabt zu haben. Was die Physik betrifft, so weiß jedermann, wie gut sie sich namentlich auf die magnetischen und elektrischen Wirkungen verstehen; als Heilkünstlerinnen tun sie bekanntlich Wunder und in der Astronomie haben sie sich namentlich durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem sie sich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefsten Geheimnisse der Magie, unerfaßt vom heutigen Wissen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben sie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche sich mit dieser Kunst befaßten, verbrannte man diese als Hexen; seit aber die Jungen und Reizenden sich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr so strenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geschlagen. Die großen Rätsel der Welt und des Lebens, über welchen so viele Weise gebrütet und noch brüten — wie wenig haben sich an ihrer Lösung die Frauen beteiligt!

Verlangen Sie eine solche Beteiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es fürwahr nicht nötig. Auf das ewige „Woher?“ der Philosophen finden sie eine sehr naheliegende Antwort. Sie sehen gar nichts Wunderbares im Wesen und Wirken der Natur; das Geheimnis derselben wiederholt sich in ihnen selbst so schön, mit so vergeistigtem Reiz umkleidet, daß sie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Welträtsels ist für sie von keiner Kalkschale umgeben, die sie erst zu bebrüten und zu durchbrechen hätten . . . Doch, Vergebung, ich verliere mich da schon ein wenig ins Mystische . . .

So viel verstehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verschanzungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigstens zugeben, daß es weit mehr Künstler und Dichter, als Künstlerinnen und Dichterinnen gegeben hat?

Alle Kunst der großen Maler, Bildhauer und Architekten

verschwindet gegen die der Frauen: sich selbst zum Kunstwerke zu machen. Nicht mehr wie Künstler an rohem, äußerem Stoffe, sondern am eigenen Leibe verkörpern sie, wie selige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poesie betrifft, die Gabe, poetisch zu empfinden und wunderbare Gemütstiefen in holder Rede zu offenbaren, da sagen Sie mir ja nichts mehr, mein schönes Fräulein, von einem Vorrange der Männer. Denn bei diesem Punkte müßte ich den letzten Anhauch von Scherz und Ironie abstreifen und meine Bewunderung der Frauen müßte doppelter Ernst werden. Ich kannte ein Mädchen, das nach langem Weinen über den Verlust des Geliebten, der sie verlassen, sich endlich mit den Worten tröstete: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!" Dieses einfache Wort entzückte mich.

Mag sein, daß wir Frauen das besitzen, was Sie Gemütstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz der Männer, die schönen Gedanken und geistreichen Einfälle, worin diese, namentlich Damen gegenüber, sich überbieten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Rose geschenkt. Nach einigen Wochen sagte ich ihr: „Ihre Rose blüht noch immer. Wissen Sie warum?" — „Nun?" — „Weil sie von Ihnen ist." — „Nein", sagte sie, „weil sie bei Ihnen ist!" — Auf diese Rede ging ich nach Hause, durchmusterte einige Dutzende von Sammlungen lyrischer Liebesdichter und beschloß, da ich im Suchen bald ermüdete, die nächsten tausend Dukaten, die ich erübrigen würde, als Preis für denjenigen auszusetzen, der aus sämtlichen erotischen Gedichten, gedruckt in diesem Jahr, einen hübscheren Einfall nachwiese, als derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraschte. —

II.

Ach, Sie wollen mich außer Atem tanzen!

Um Gottes willen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegenteile, ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Ihr Atem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens so anmutig zu heben und zu senken, wie er es heute tut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünschte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verstand mir der gütige Himmel beschert hat?

Ich habe oft sagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meist im Tone elegischer Rührung — das Herz der Frauen altere niemals. In betreff des Verstandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweisen, wie sehr ohnehin die zweideutige Naturgabe kühlen Verstandes gegen das Himmelsgeschenk nie welkenden Reizes in Schatten treten würde! Das Beste, was der Verstand vermag, ist doch nur dies, seinem Besitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das tut aber beim weiblichen Geschlechte viel besser und sicherer die Schönheit. Das liebenswürdige weibliche Wesen also...

Bedarf des Verstandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich sein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und streiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verstand zum Bundesgenossen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verstand anbeten: mit Ihnen vor einem Altare zu knien, kann unter allen Umständen nur ein hohes Vergnügen sein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes stürzen?

Entschuldigen Sie; ich bin noch sehr erhitzt. Meine Pulse schlagen.

Sie wollen also nur mit kaltem Blute tanzen?- Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenschaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verstehe — es ist wieder der kühle, unerbittliche Herrscher Verstand, der sich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für diesen Abend wenigstens, Treue geschworen zu haben scheinen! — Das arme Herz — wie müßte es seufzen unter dieser dauernden Alleinherrschaft seines Gegners!

Unter dieser Herrschaft ist noch niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verstand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben recht: So ist's z. B. gleich beim Tanze! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verstand sagt: Bei Lichte besehen ist's doch kindisch und eine Torheit. Man betrachte nur einmal diese zwecklosen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Ist das ganze Gebaren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmels willen — nicht weiter in diesem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Wesen des Tanzes sein? Besteht die Lust des Essens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittiche? Nein! Die im Tanzschwunge bewegten Glieder sind nur Organe eines innerlichtätigen Lebens, eines höheren Genusses; Organe des „holden Wahnsinns", der himmlischen „Mania", die Platon zuerst beschrieb und die erhabner ist als aller irdische Verstand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poesie, der Lust!

Ich verstehe Sie nicht!

Wie unverständig muß ich also gesprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren „Verstand!"

Wollen Sie mich dafür Ihre platonische „Mania" lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache ist das nicht. Ich kenne nur einen, der diese Sache zu lehren weiß. 's ist einer mit goldenen Fittichen und mit scharfen, in süßes Gift getauchten Geschossen.

III.

Aber warum verlangen Sie denn gar so dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, schöne Dame, als weil mir das ganze Maskenwesen ein Greuel ist. Ist es nicht schrecklich, unter lauter „Larven" zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Brust? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübsche Gesichter sich hinter schnöde Masken verstecken, so daß einem nun überall statt warmen frischen Lebens eine schauerliche tote Welt aus Pappendeckeln entgegenglotzt? Ist das menschliche Gesicht nicht schon Maske an sich genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie sind ja ganz entsetzlich aufgebracht! Und vielleicht

mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Gesicht erschrecken würden, wenn es sich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herreros die Geschichte von jenem Spanier gelesen, der durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung sein bestes Glück verscherzte, würde auch ein häßliches Gesicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht so geschwinde die Fassung rauben. Und so kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten . . .

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas anderem die Rede sein kann, muß ich Sie bitten, mich erst die Geschichte von dem Spanier wissen zu lassen, der, wie Sie sagten, durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung . . .

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Also Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Nichterfüllung unserer heißesten Wünsche gibt es keinen süßeren Trost, als den, wenigstens seinerseits einen Wunsch der Grausamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie also das Schicksal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und bestürmt sie, sich zu demaskieren. Nach langem Bitten gibt sie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entsetzt zurück, denn aus einem lieblichen Gesichtchen starrt ihm nur um so widerwärtiger eine unförmlich große Nase entgegen, so häßlich, daß ihm die Sinne schwinden und er wie toll, mit einer mühselig gestammelten Entschuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er sich ans Büfett, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuspülen. Da nähert sich eine Maske und nimmt dicht an seiner Seite Platz. Verstört blickt er auf . . . und siehe da, die wohlbekannte, fatale Nase ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd lispelt die Dame: „Ist das Eure Galanterie, Ihr Männer?“ — „Um des Himmels willen“, ruft der Entsetzte, „verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr seid liebenswürdig, sehr liebenswürdig, aber, offen gesagt . . . diese Nase . . . ja, diese Nase . . . bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!“ Und damit wollte er neuerdings hinwegstürzen. Da versetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Nase ein

Dorn im Auge ist, so fahre sie hin!“ Und mit diesen Worten nahm sie die häßliche Nase aus dem Gesicht und präsentierte sie dem Erstaunten; an ihrer Stelle zeigte sich ein kleines und höchst liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame sofort mit spöttischem Lächeln rümpfte, während sie mit einer leichten Verbeugung sich entfernte und den Verblüfften, die lange Nase in der Hand, stehen ließ.

Da sehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil sich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geschichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltsames begegnen mag. Dafür gewährt sie aber auch den lehrreichen und unschätzbaren Trost, daß man sich vor einer häßlichen Nase nicht gleich zu entsetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa die Eigentümerin sie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünschen, daß diese tröstliche Lehre auch außer dem Ballsaale Verbreitung fände. Die Menschenkenntnis und Menschenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Person habe mich schon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft stieß mich irgendeine Äußerlichkeit an einem Menschen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Nasenfutteral, und strahlte mir entgegen in mangelloser Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein schönes Fräulein — ich sage „Fräulein“, denn Ihre Stimme klingt mir entschieden mädchenhaft und sogar auch ein wenig bekannt — die Alten also ... aber Sie hören es vielleicht ungern, wenn ich von den Alten spreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlauf nahm, pedantisch zu werden ...

Was sollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur ... als junges Mädchen ... Sie haben also nichts gegen die Alten?

Nicht das geringste ... solange dieselben mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten also, mein schönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darstellten, innerlich aber schöne Götterbilder ent-

hielten, und mit einem solchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweisen Sokrates.

Sehr sinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Mut! Ich nehme also die Maske ab, um so dringenden Bitten nicht länger zu widerstehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, so nehmen Sie freundlichst an, daß es — eine zweite Maske ist!

Fräulein Irene? Ich dacht es halb. O tausend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir also, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es ist mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der diese letzte Demaskierung der wahrhaft Schönen an allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer ist dieser Magier?

Der Blick der Liebe! Vor dem Blicke des Liebenden entschleiert sich das Götterbild, und genau genommen, sieht eigentlich nur er die innere wahre Gestalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der anderen an der Maske haften bleibt!

Sehr richtig; aber ...

Kein Aber, mein schönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über diesen Punkt. Wenn uns jemand belauscht hätte, so würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platonische Dialoge kommentieren. — Es ist erschrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; soeben kommt der Herr Studiosus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia" gefallen hat. — Auf Wiedersehen!

Was mir bei einer Hellseherin begegnete.

In den Jahren 1864—1865 bot sich mir zu Triest wiederholt Gelegenheit, öffentlichen Produktionen von reisenden Somnambulen beizuwohnen, d. h. von Frauen, welche ihr Reisebegleiter und Magnetiseur vor dem versammelten Publikum in einen magnetischen Schlaf versetzte, während dessen sie Proben ihres Hellsehens gaben.

Zuerst kam Herr Guidi mit seiner somnambulen Gattin; ihm folgte Herr Meriggioli mit seiner Hellseherin, zuletzt Herr Castagnola mit einer „Hellseherin ohne Maske“. Der Leser wird erfahren, was unter letzterem Ausdrucke zu verstehen war.

Um desjenigen willen, was ich hier erzählen will, ist es nötig, daß ich zuvor einen Beweis für die völlige Unabhängigkeit und das entschieden Skeptische meines Standpunktes in Sachen des Somnambulismus liefere. Es fällt mir nicht schwer, diesen Beweis zu liefern. Ich hatte Veranlassung, mich über die erste Produktion des Herrn Guidi öffentlich auszusprechen, und ich tat es mit den folgenden sarkastischen Zeilen:

„Um Herrn Guidi, den Magnetiseur, zu sehen“ — so schrieb ich — „begab ich mich gestern abend ins Teatro filodramatico und fand daselbst ein ungewöhnlich großes Publikum versammelt. Es ist eben ein günstiger Zeitpunkt für solche, die unglaubliche Dinge produzieren; die hochgetürmten Bastionen moderner Damenhüte hindern den Ungläubigen, die Künste des Wundertäters allzuscharf ins Auge zu fassen, und das beständige Hüsteln, Husten und Räuspern einer infolge des rauhen Winters verschnupften Zuhörerschaft macht es dem Sachkundigen unmöglich, den Erklärungen, von welchen jene Produktionen begleitet werden, mit kritischem Ohr zu folgen. Ich selbst muß aus gleichen Gründen darauf verzichten, zu bestimmen, welche Farbenschattierung zwischen schwarz und weiß die Magie des Herrn Guidi einhält und inwiefern sie etwa ins dunstartig Blaue hinüberspielt. Ich will mich ganz objektiv ans Faktische halten. Die Somnambule des Herrn Guidi folgt mit geschlossenen Augen sowohl ihrem Magnetiseur selbst, als auch jedem, der sich mit diesem in magnetischen Rapport setzt. Herr Guidi vermindert oder verstärkt nach Belieben ihren Puls; er teilt ihren Armen oder auch ihrem ganzen Körper eine Steifheit mit, die sich nur brechen, nicht biegen ließe; er ruft Konvulsionen in ihr hervor und besänftigt sie wieder; er sticht sie in den Arm mit einer Nadel, ohne daß sie davon eine Empfindung hat. So weit ging in der Produktion das „Positive“, wie Herr Guidi sich ausdrückte; nun kam — das Nicht-Positive? Der „blaue Dunst“ vielleicht? Nein, Herr Guidi sagte, das Transzenden-

tale": die „Clairvoyance" und die „Ekstase". Die Clairvoyance bestand darin, daß die Somnambule abwesende Personen charakterisierte, von welchen man ihr Briefe oder Ringe zeigte, oder daß sie beliebigen Herren aus der Zuhörerschaft auf Verlangen ihre Mütter beschrieb. In der „Ekstase" begleitete sie musikalische Produktionen und selbst eine Deklamation mit vortrefflich studierten Attitüden, in welchen der Wille des Magnetiseurs sie zuweilen festzauberte, wobei die Pupille des offenen Auges den vorgehaltenen Lichtern trotzte. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die Somnambule des Herrn Guidi eine kräftige, intelligente Frau ist, der man viel zutrauen kann, und daß sie sich immer vor dem applaudierenden Publikum an der Seite des Magnetiseurs verbeugte, wie jemand, der seine Sache gut gemacht hat. Was Herrn Guidi betrifft, so spricht er vor dem Publikum wie ein Mann, der von den Wundern des Magnetismus überzeugt ist. Daraus folgt freilich noch nicht, daß er auch an seine eigenen glaubt. Ist er aber imstande, aus einzelnen Gegenständen durch seine Somnambule das Bild der Person entwerfen zu lassen, von welcher diese Gegenstände herrühren, warum verwertet der Wundermann seine Kunst nicht im öffentlichen Interesse zur Entdeckung von Mördern u. dgl.? Ohne Zweifel erwiese sich auch seine Fähigkeit, auf den Puls (also den Blutumlauf) zu wirken, ferner Konvulsionen hervorzurufen und zu besänftigen, vielleicht auch seine Kunst, auf Nerven und Muskeln anspannend, „adstringierend" zu wirken, in manchen Fällen als dankbar." —

Diese Bemerkungen klangen ironisch genug, und auch die bald darauffolgende zweite „magnetische Akademie" des Herrn Guidi änderte an meinem Standpunkte nichts. Damals wie heute stand es bei mir fest, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen den Wundern des Magnetismus, die den gelehrten Forscher beschäftigen, und denjenigen, mit welchen die Magnetiseure auf Reisen gehen. Bei den Nadelstichen, mit welchen Herr Guidi die Unempfindlichkeit der in den Banden des magnetischen Schlafes liegenden Frau beweisen wollte, dachte ich an Karl Vogt, der einmal in ähnlichem Falle der schlafbefangenen Dame unvermerkt einen Frosch in den nackten Rücken hinabschlüpfen ließ, worauf sie mit „Jesus Maria, was ist das!" aufsprang, nachdem sie noch eben die erstaunlichsten

Beweise vollständiger Empfindungslosigkeit gegeben hatte. Ebenso störte mich bei den Beweisen des Hellsehens, welche Frau Guidi gab, immer der Gedanke, daß die große Summe, welche ein reicher Engländer für diejenige Somnambule erlegt hat, die durch das Kuvert hindurch die genaue Zahl der hinterlegten Banknoten erblicken kann, bis auf diesen Tag noch unbehoben ist. Die Herren Magnetiseure, dachte ich, sind selber schuld, wenn sie noch auf Ungläubige stoßen. Warum haben sie sich nicht angeboten, ans Licht zu bringen, wo der Nordpolfahrer Franklin hingeraten und was aus dem Afrikareisenden Vogl geworden? Auf Herrn Guidi und seine Somnambule hatte ich ein scharfes Auge. Ich glaubte z. B. zu bemerken, daß, als die Somnambule mit ganz erstarrtem Leibe dalag, den Kopf auf den einen, die Spitze der Füße auf den andern Stuhl gestützt, und jemand im Parterre bei einer Bewegung des Stuhls erschrocken rief: „Sie fällt!" — daß da die Augenlider der „Bewußtlosen" ein wenig zuckten. Wenn ferner solche, die nach Herrn Guidis Autorisation, nachdem sie mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt waren, durch ihren bloßen inneren Willensakt die Bewegungen der Somnambule bestimmen sollten, erklärten, sie habe sich z. B. nicht sogleich in dem Momente umgedreht, als sie es wollten, und Herr Guidi dies damit entschuldigte, daß zwischen Ursache und Wirkung doch immer einige Zeit verstreichen müsse, so schien mir dies nicht sein Ernst gewesen zu sein; hatte ich doch im Gegenteil die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn e r die Schlafwandelnde durch Handbewegungen aus der Entfernung lenkte, die Wirkung der Ursache zuweilen um einen Moment sogar v o r a u s e i l t e ...

Nach Herrn Guidi, der sich im Januar und Februar 1864 produzierte, kam schon im Juli desselben Jahres Herr Meriggioli mit der Somnambule Signora Filomena Gavazzi. Signora Gavazzi war ein Frauenzimmer mittlerer Größe, von zarter Gestalt und leidenden Zügen. Herr Meriggioli gab dem Publikum die Versicherung, Signora Gavazzi habe in Bologna den medizinischen Studien obgelegen und beschäme an gründlichem Wissen jeden Arzt.

Das Paar produzierte beiläufig dieselben Künste und fast auch in derselben Reihenfolge wie zuvor Herr Guidi und seine Hellseherin. Im „zoomagnetischen" Teile der Vor-

stellungen (Katalepsie, Kraftvermehrung usw.) leistete die Somnambule des Herrn Meriggioli nicht ganz so Erstaunliches wie ihre Vorgängerin, dagegen gelang ihr das eigentliche Hellsehen bezüglich des Inhalts verschlossener Etuis und Brieftaschen besser als jener. In der „musikalischen Ekstase“, dem harmlosesten Bestandteil des magnetisch-somnambulistischen Repertoirs, blieb der Vorrang wieder mehr auf Seite der plastischen Leiblichkeit, über welche Frau Guidi verfügte.

Als Herr Meriggioli am 22. des genannten Monats seine zweite Produktion im Teatro filodramatico gab, kam mir der Gedanke, die Fähigkeiten der Hellseherin persönlich auf die Probe zu stellen.

Herr Meriggioli pflegte die Zuschauer aufzufordern, selbstverschlossene Etuis, Schächtelchen und andere Behältnisse dieser Art auf einen Teller zu legen, mit welchem er umherging. War der Teller gefüllt, so wurde er vor die an einem Tischchen sitzende, in magnetischen Zustand versetzte Somnambule hingestellt. Diese nahm hernach eines dieser Behältnisse nach dem andern vor und bestimmte den Inhalt. Es geschah dies immer zur Zufriedenheit der Eigentümer, und die Sache wurde so lange fortgesetzt, bis das Publikum derselben müde war und „basta!“ rief. Der Gedanke lag nahe, daß diejenigen, welche etwas auf den Teller gelegt hatten, mit dem Magnetiseur im Einverständnisse waren. Aber ebenso lag es nahe, daß die Ungläubigen diese Gelegenheit benützten, der Hellseherin auf den Zahn zu fühlen. Ich zählte zu den letzteren.

Bevor ich mich in das Theater verfügte, in welchem die Produktion stattfand, verbarg ich ungesehen, und ohne irgend jemandem auch nur die geringste Andeutung von meinem Vorhaben zu machen, in einem Schächtelchen aus festem Pappendeckel eine Haarflechte, herrührend von einem vier Jahre vorher verstorbenen jungen Mädchen. Um das Schächtelchen legte ich einen starken Bindfaden in mehrfachen Windungen und steckte es zu mir.

Von dem Inhalt des Schächtelchens konnte nicht bloß niemand eine Ahnung haben, sondern es war auch die Herkunft, ja das Vorhandensein des Gegenstandes, der den Inhalt des Schächtelchens bildete, niemandem am Orte selbst bekannt.

Mit dem wohlverwahrten Schächtelchen in der Tasche ging ich zu Herrn Meriggiolis Vorstellung, und als nun wieder den Anwesenden Etuis, Brieftaschen u. dgl. zur Bestimmung des Inhalts abverlangt wurden, legte ich mein Schächtelchen auf den breiten, flachen Teller. Der Magnetiseur reichte der Somnambule den Teller und sie tat einen Griff hinein, um einen von den Gegenständen zu nehmen und zu bestimmen. Da kam ihr mein Schächtelchen unter die Hände. Aber kaum hatten ihre Finger dasselbe berührt, so warf sie es mit Heftigkeit von sich. Sie nahm anderes vor, bestimmte den Inhalt verschiedener Brieftaschen usw., ohne auf mein Schächtelchen zurückzukommen. Was ich fürchtete, geschah: das Publikum bekam die Sache satt, bevor alle Objekte an die Reihe gekommen, schrie: „basta! basta!“ und verlangte den Übergang zu einer anderen Nummer des Programms. Die Gegenstände wurden zurückgegeben. Ich wollte mich aber nicht umsonst bemüht haben. Ich ersuchte den Magnetiseur, mein Schächtelchen doch noch einmal der Somnambule vorzulegen. Er entschuldigte sich mit Verweisung auf das ungeduldige Publikum. Da interveniert ein Dritter zu meinen Gunsten; zögernd reicht der Magnetiseur der Somnambule das Schächtelchen. Kaum aber hat diese dasselbe berührt, so schleudert sie es neuerdings mit einem gewissen Abscheu von sich, so daß es ins Parterre hinabrollt. Ich bestehe darauf, daß sie den Inhalt angebe. Nochmals wird ihr das Schächtelchen übergeben und nun erklärt sie, es seien Haare nebst einem Stückchen Papier darin. Herr Meriggioli löst den Bindfaden, öffnet das Schächtelchen, und nimmt die darin befindliche, an einem Stückchen Papier befestigte Haarflechte heraus. Ich bitte ihn, die Somnambule zu fragen, warum sie einen solchen Schauder vor den Haaren gezeigt. Sie antwortet:

„Weil sie von einer Toten herrühren!“ —

Ich muß gestehen, nun war ich es, den ein gelinder Schauder überlief.

Die Produktion nahm eine andere Richtung. Meine kleine Affäre war kaum noch beachtet worden. Natürlich! Den Gläubigen im Publikum war sie ein „Wunder des Magnetismus“ gewesen wie die früheren, den Ungläubigen ein „Kunststückchen“ wie ein anderes. Aber was sollte, was

konnte sie mir sein? Kein Wunder des Magnetismus, denn an Wunder mochte ich nicht glauben. Aber auch kein „Kunststück“; denn ich glaube auch nicht an eine „Kunst“, die es dem menschlichen Auge möglich macht, in verschlossene Taschen oder Schachteln zu schauen. Mitgeteilt konnte es der Somnambule niemand haben, was in meinem Schächtelchen enthalten sei — weil niemand es wußte, niemand es auch nur ahnen konnte. Und wenn sie die Haare bloß erriet, wie kam es, daß sie auch das Stückchen Papier mit erriet, auf welchem die Haare lagen? Und wenn sie nach dem Gewicht auf Haare schloß, wie konnte sie nach dem Gewicht beurteilen, ob die Haare von einer toten oder von einer lebenden Person stammten?

Ein eigentümliches Interesse bot mir auch noch ein anderer Fall bei dieser zweiten Produktion des Herrn Meriggioli. Die Somnambule besann sich einmal fast zehn Minuten lang, den Inhalt eines fest verschlossenen hölzernen Kästchens zu bestimmen. Endlich erklärte sie, in dem Kästchen befinde sich eine Stahlfeder und eine Münze. Bei der Eröffnung fand man zwar die Stahlfeder, der zweite Gegenstand aber war keine Münze, sondern ein Stückchen schwarzes Holz oder Mineral, das die runde Gestalt einer Münze hatte. Lag hier kein heimliches Einverständnis zugrunde — was nicht sehr wahrscheinlich ist, denn der Eigentümer des Kästchens zeigte sich unbefriedigt und ließ sich mit Herrn Meriggioli in einen Wortwechsel ein — so konnte gerade der Irrtum etwas für ein wirkliches, wenn auch undeutliches Schauen beweisen.

Ohne meinen Standpunkt aufzugeben, fand ich das mir persönlich gelieferte Pröbchen von Hellseherkunst doch merkwürdig genug, und um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wollte ich desselben in dem öffentlichen Organe, in welchem ich über den „reisenden Somnambulismus“ meine Sarkasmen ausgegossen hatte, Erwähnung tun. Zufälliger Umstände halber unterblieb es damals, und erst jetzt mache ich öffentlichen Gebrauch von dem kleinen Erlebnis, dessen Erklärung ich nach wie vor dahingestellt sein lasse, das mir aber der Mitteilung nicht unwert scheint.

Ein Jahr nach den Herren Guidi und Meriggioli besuchte Triest Herr Castagnola aus Sizilien mit seiner Gattin,

und veranstaltete im Teatro filodramatico eine Vorstellung, als deren interessantesten Teil das Programm eine Anzahl von Experimenten ankündigte, in welchen die von Magnetiseuren und Somnambulen produzierten Kunststücke auf ganz natürlichem Wege, d. h. eingestandenermaßen im Wege natürlicher Täuschung, dargestellt werden sollten. Es handelte sich hier also darum, den Somnambulismus zu demaskieren. Herr Castagnola produzierte sich zuerst allein mit einigen Experimenten der natürlichen Magie und erwies sich als höchst gewandter Vertreter seines Fachs. Sein Äußeres und die Lebhaftigkeit seiner Ausdrucksweise verrieten den Mann des Südens, er hatte ein pfiffiges Sizilianergesicht und war nicht ohne Humor. In der zweiten Abteilung der Vorstellung führte er seine Gemahlin Signora Concettina vor, und nun begann die eigentliche pseudomagnetische Produktion. Nach einigen einleitenden Späßen durchstach Herr Castagnola den Arm seiner Gattin ganz ebenso mit einer Nadel, wie es die Herren Guidi und Meriggioli getan, und führte sie umher, so daß jedermann von der gänzlichen Empfindungslosigkeit des durchbohrten Armes sich überzeugen konnte. Es wurden sodann einige im Publikum aufgefordert, zu erklären, ob sie den Puls der „Somnambule" beschleunigt oder stillstehend wünschten, und die Betreffenden fanden den befühlten Puls ihrer Willensmeinung vollkommen entsprechend. Weiterhin erriet die Somnambule nicht bloß die Augen der in weiter Entfernung von ihr gefallenen Würfel, sondern sie sagte auch aufs genaueste voraus, wie die Würfel erst fallen würden. Großes Aufsehen machte dann die Bestimmung und Beschreibung einer Anzahl von Gegenständen, welche Signora Concettina unmöglich mit Augen sehen konnte. Einige Experimente mit dem Erraten aufgeschriebener Zahlen machten den Schluß. Mehr noch die rasche und gewandte Art und Weise, wie das Erwähnte produziert wurde, als die Produktion selbst, machten den Eindruck des Außerordentlichen, und nachdem eine kleine mißgünstige Partei zum Schweigen gebracht war, jubelte das Publikum mit gleicher Hingebung den frivolen antisomnambulistischen Ausfällen des Sizilianers zu, wie früher den Herren Guidi und Meriggioli und ihren Somnambulen.

Also auch Signora Concettina bestimmte und beschrieb Gegenstände, ohne sie mit Augen zu sehen.

Aber Herr Castagnola sah diese Gegenstände — und es ist kein Zweifel, daß Frau Concettinas Hellseherei auf einer Zeichensprache beruhte, welche Herr C. mit ihr führte. Ihr ein festverwahrtes Schächtelchen zu präsentieren, gab mir Herr Castagnola leider keine Gelegenheit und keine Möglichkeit. So weiß ich nicht, ob Signora Concettina wirklich leistete, was Signora Filomena geleistet hatte, und bin heute, nach 14 Jahren, so klug wie damals in betreff desjenigen, was mir bei der Hellseherin des Herrn Meriggioli begegnete.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

„Ich hab', im Schaun versunken
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruhn."
(Sommernacht am Meere.)

Mir ist einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderschönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben selbst erlebt haben, um es so besonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens wert mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl sein.

Zutrug sich's in einer schönen, volkreichen, lebenslustigen Hauptstadt des südlichen Deutschlands.

Es war, wie gesagt, eine wundervolle Nacht, eine der schönsten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchst belebten, heiteren Gesellschaft in später Stunde heimkehrend, schritt ich durch den menschenleeren, fast verödeten Stadtpark.

Man hatte sich in jener Gesellschaft, aus der ich kam, unter anregendem Gespräch, beim Leuchten schöner Frauenaugen und den Klängen bezaubernder Musik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers

suchen sollen. Aber die Nacht war zu schön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeschwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüt in der Enge eines dumpfen Gemaches zu begraben.

Ich schweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Teile des Parks mich einer Ruhebank, wie sie an dergleichen Orten aufgestellt sind, um mich da für eine Zeit niederzulassen.

Ich stand schon dicht vor dieser Ruhebank, als ich erst bemerkte, daß ein Mensch ganz still in einer Ecke derselben gedrückt saß. Wenig fehlte, so wäre er im dämmrigen Halbdunkel des zum Teil von Gebüsch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menschen, der im Freien sich hinsetzt, um sich so ganz seinem Denken, seinem Fühlen zu überlassen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert sich, nachdem man lustwandelnd, in Sinnen und Brüten verloren, sich niedergelassen, demselben Ruhesitz auch schon ein anderer, sei es ein geschwätziger Geck oder ein redseliger alter Kauz, der noch im Gehen vorläufig mit sich selber spricht, allerlei vor sich hinmurmelt oder ein Liedchen trällert — nimmt umständlich grüßend Platz und läßt sofort mit allerlei einleitendem Geseufze, Geräusper, Gehuste, Geschnupfe und Geschnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Gesprächs über das Thema: „Ja, ja, so geht es nun einmal in der Welt!" befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zumute werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchst geselliger Stimmung und fähig, die ganze Welt ans Herz zu drücken. Vielleicht entspricht es auch einem Naturgesetze, daß ein lustwandelnder Mensch, der auf einen Sitzenden zugeht, redseliger gestimmt ist, als der Sitzende. Diesmal war **ich** der Angreifer — diesmal war ich der gesprächslustige Kauz, der eines stillen Träumers nicht schonte.

Ich lüftete, ohne es eigentlich selber recht zu wissen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und dürstete förmlich danach, ein Gespräch zu beginnen mit einem Menschen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich gesehen oder gar gehört zu haben, bloß weil er auch einer von denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in sich ge-

trunken," und jetzt „nicht ruhen konnte in seiner Zelle". Ich ahnte ein verwandtes Gemüt in ihm.

Der stille Träumer aber regte sich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich um so rückhaltsloser den Mächten der hellen schwülen Sommernacht, die ihren magischen Kreis enger und enger um mich zu ziehen schienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewissen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Adria, lernte ich sie zuerst kennen und lieben, die taghellen, lebenschwirrenden Frühlings- und Sommernächte.

„Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht,
In Meeresstädten, wo
Vom felsigen Seeufer
Villen und Gärten schimmern,
Ragend über der Stadt,
Die tagüber, eine schlummernde Königin,
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabstreckt,
Lechzend im Sonnenbrande!"

— — — — — — — — — — — — —

Hei, wie wälzt durch alle Gassen sich
Die Lustwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
Von Gesängen hallt und Saitengetön die Stadt,
Voll reizender Fraun
Prunkt allwärts der Markt, der Korso wimmelt
Von wehenden Schleiern und schwarzfunkelnden Augen,
Und abseits drängt
Auf breiterem Pfade sich, duftige Baumreihen entlang,
Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Lust
Gemach vertoben,
Wenn die fernen Klänge verstummen,
Und einzelne Waller nur
Noch singend heimziehn
Durch stillere Gassen

Um Mitternacht,
Dampft ungestüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulse dir
In Sehnsuchtstakten, denn es weht Gedüft
Aus Gärten und Nachtigallen
Schlagen und schmettern an allen Fenstern.
Droben aber wandern die blitzenden
Sterngruppen, ihr galdner Glanz taut
Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier."

Aber auch das Ungemach der Sommernacht lernte ich kennen dort unten im Süden, wenn die Nacht an Schwüle wetteiferte mit dem Tage, wenn ich nicht wußte, wie ich sie löschen sollte, die „Flammenwelle in meiner Seele", und schlaflos seufzte:

„Wie lange willst du säumen,
Du kühle Morgenstund'?"

Denn nur diese, die Morgenstunde, setzte vorübergehend einen gelinden erfrischenden Hauch vom Meere her in Bewegung.

Haben die nordischen Nächte nicht die ganze wilde erschlaffende Glut des Südens, so sind sie vielleicht nur noch inniger durchhaucht von Poesie und romantischem Zauber und jeder weiß, wie schön es auch bei uns ist,

„Wenn die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht —"
(Eichendorff.)

Eine solche Sommernacht war die, von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige Augenblicke verlor ich mich in die Betrachtung des gestirnten Nachthimmels. Dabei wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe ernst geworden. Man darf sich, sagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne versenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die schöne, warmpulsierende Erde völlig entschwindet und man untergeht in der überirdischen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewisser tückischer Ernst; man schaudert, schwindelt, wenn einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als weltengroße, in der unermeßlichen Leere sich fortwälzende Klumpen

erscheinen, und es bedarf dann der ganzen Beredsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, um sich wieder heimisch und sicher zu fühlen auf diesem traulichen, in den Aromen seiner Millionen Blüten schwimmenden Erdplaneten. Nein, man darf und soll sich in solchen Nächten nicht hinaufschwingen zu den Sternen, man muß sie herunterlocken zu sich — nicht von ihrem Himmelsreigen muß man sich fortreißen lassen, sondern sie mittanzen lassen im Reigen der irdischen Daseinslust, wie es geschah, vor langer, langer Zeit, am Tiberstrande:

„'s ist eine von den brütend schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiter glimmt,
Als eine Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneseufzer im Gebüsch.
In allen Höhn und Tiefen der Natur
Taut unaufhaltsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprühn, wie von Bacchantenfackeln
Emporgetragne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schoß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln sie: vom Rosenbusch,
Wie trunken, sinkt die Nachtigall: so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht!" — —

Ich saß auf der Ruhebank neben dem stillen Nachbar, atmete zuweilen tiefer auf und tat einen Zug um den andern aus dem mit Mohn und Rosen bekränzten Becher, den mir die Geister der von mir so oft gefeierten Sommernacht gleichsam zum Danke kredenzten.

Manchmal erklang ein Gekicher und Geflüster fröhlicher Menschen, die spät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann glich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballsaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken schwirren in toller Karnevalslaune. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leises Gewispper und Geknister in den Büschen. Man

meinte, das Springen der Knospen zu hören, die sich über Nacht da erschlossen.

Je stiller es auf Augenblicke war, um so beschleunigter glaubte man den Herz- und Pulsschlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantasie nahm ihren reizenden Flug ins Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menschenglücks und aller irdischen Wonne.

Welch ein brünstiges Weben und Wittern! — Ich dachte, wie viele verliebte Stelldichein, wie viele Liebesbezeigungen wohl vor sich gehen würden in dieser schönen Nacht — vom „Fensterln" des Burschen von der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperischer Mandolinenschläger vor den Balkonen schwarzäugiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht ich, kommen auf eine solche Nacht! Wie viele junge Pärchen im Mondschein! Wie viele gewechselte Liebesschwüre — und wie viel gebrochene! — Und wenn man erst die Dächer abheben und ins Innere der Gemächer blicken könnte! —

Der Begriff der Sommernacht ist untrennbar verknüpft mit dem der Lust, der Lebensfreude.

Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich so stillselig dasaß neben meinem schweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn noch einmal anzusprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schlief er vielleicht ...?

In diesem Augenblicke riß eine Sternschnuppe sich los vom Zenit des Himmels und sank funkensprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Aufblitzen einer Riesenrakete, eines himmlischen Freudenfeuers.

Ein seltsames Licht fiel davon auf meinen regungslosen Nachbar.

Ich rückte näher und schaute ihm geradezu ins Angesicht. Er schlief nicht, denn sein Auge war fest auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach-anständig gekleidet, ziemlich beleibt, von starkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenstand, der zu seinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf — es war ein Pistol.

Seltsam bewegt, ließ ich einen forschenden Blick die Gestalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle seines zugeknöpften Gewandes an der Brust durchlöchert. Außer dieser Öffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann saß da in der natürlichsten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank gestützt, die linke Hand auf der Seitenlehne derselben ruhend, die rechte in den Schoß gesunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieser Stellung hatte der Mann die Pistole auf sich abgedrückt, in dieser Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieser Stellung saß er da, starr und tot, nur daß die zum Abdrücken der Pistole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schoß hinabgeglitten und die Waffe selbst in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu schwach gewesen, die Aufmerksamkeit sofort auf die Tat und den Täter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtstunde wonnig verträumt an der Seite eines Menschen, der sich kurz vorher eine Kugel ins Herz gejagt . . .

Sie hatten also doch recht behalten — hatten den Sieg davongetragen über die Beredsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzelnden, in der Tat aber kalten, ernsten, rollenden Gestirne droben am Himmelszelt! — Es ist ihnen nimmer zu trauen, den tückischen Sternen, und während wir meinen, daß sie

„tanzen mit Silberfüßen auf den Weihern“,

schreiten sie hin über die Häupter der Menschen mit dem unsichtbaren, aber wuchtigen Gigantenschritt des ehernen Schicksals . . .

Gedanken über den Selbstmord.

Man hat die in unseren Tagen hervortretende Neigung zum Selbstmord aus der Verderbtheit des Zeitalters herzuleiten versucht: aus der Genußsucht, die, wenn sie die Mittel

der Befriedigung nicht erreicht, oder die erreichten leichtsinnig vergeudet hat, das Leben wie ein wertloses Geschenk hinwirft, oft auch durch den freiwilligen Tod sich der Verantwortlichkeit für Fehltritte und Verbrechen entzieht, mittels deren sie der Befriedigung zustrebte. In einer statistischen Angabe, die mir eben zur Hand ist, stellt in der Tat unter 66 Selbstmördern die Klasse der Lebensüberdrüssigen das größte Kontingent mit 14 Personen; zunächst folgt das Kontingent der von der Not zu dem verzweifelten Schritte Getriebenen mit 13, der von finanziellen Katastrophen oder mißlichen Familienverhältnissen Betroffenen mit 9, der unglücklich Liebenden oder Eifersüchtigen ebenfalls mit 9, der einer Verantwortung sich Entziehenden mit 5 und der Irrsinnigen mit 2. Bei 14 Personen blieb die Ursache unbekannt. Man sieht, wie häufig auch die Selbstmorde aus Liebe sind, aus Eifersucht, aus Empfindungsmotiven also, die mit der Genußsucht, mit der Sittenverderbtheit keinen direkten Zusammenhang haben. Neun Selbstmordfälle führt die obige Statistik als durch Liebesleidenschaft veranlaßt auf. Ei, sind wir wieder so empfindsam geworden? Häufig sind diese Selbstmörder aus Liebe Personen, denen man gar nicht die Anlage zu modernen Werthers zutrauen sollte. In einem Flecken der Steiermark entleibte sich ein Gendarm mit seiner Geliebten, weil er von dem Aufenthaltsorte derselben, wo er seit längerer Zeit stationiert war, an einen anderen Ort versetzt werden sollte. Weder eine handfeste Natur, noch Alter, noch zarte Jugend scheint in jüngster Zeit vor den Konsequenzen bitteren Liebesleids zu schützen. Man las in den Zeitungen von einem sechzigjährigen Manne, der sich das Leben nahm, weil er zu bemerken glaubte, daß seine gleichfalls schon den Sechzigen nahe Ehefrau „kühler" gegen ihn zu werden anfing. Ein anderes von den Blättern erwähntes Opfer des Liebesgrams war ein fünfzehnjähriges Mädchen, das die Rolle der Sappho spielen wollte, weil seiner Neigung für einen studierenden Jüngling von väterlicher Seite mit der Drohung begegnet wurde, es zu einer Tante nach Steiermark zu bringen. Eine Magd gab sich den Tod, weil ihr Liebhaber sie nicht, wie er versprochen hatte, zum Tanze abholte. Zu Prag arrangierte kürzlich eine fröhliche Gesellschaft anläßlich einer Taufe ein Pfänderspiel, bei welchem ein Schustergeselle, der Bruder des Festgebers, von einem Mädchen

drei Küsse erhalten sollte. Das Mädchen weigerte sich hartnäckig, und dies nahm der junge Mann sich so zu Herzen, daß er hinauseilte und sich vom zweiten Stock auf das Pflaster hinabstürzte, wo er sofort den Geist aufgab. Die Doppelselbstmorde der Liebenden gehören, wie die Familienselbstmorde, heute schon fast zu den alltäglichen Dingen. Warum nur diese unglücklichen jungen Liebespaare, statt sich zu töten und so der Liebe zugleich mit dem Leben zu entsagen, nicht lieber in die weite Welt laufen und sehen, wie sie neben- und miteinander nötigenfalls durch harte Arbeit ihr Dasein fristen können? — Was soll man ferner von dem öfteren Vorkommen des Selbstmordes unter Kindern denken? Man liest von Knaben, die einer gefürchteten häuslichen Züchtigung sich auf diesem Wege mit Spartanermut entziehen, und immer zahlreicher werden die jugendlichen Trotzköpfe, die, wenn sie im Schulzeugnisse eine schlechtere Note erhalten als sie gewünscht, sich das Leben nehmen, bloß um den allzu strengen Lehrer zu ärgern. Nicht gar selten sind die Selbstmörder, welche mit Hinterlassung eines Zettels aus der Welt gehen, auf welchem geschrieben steht: „Aus Langeweile". Zu Polstrau in Steiermark erhängte sich 1871 ein Töpfer, nachdem er zu seinen Kindern gesagt: „Gebt mir einen Strick, ich will sehen, wieviel Teufel es in der Hölle gibt!"

Wenn wir nun in solcher Art binnen kurzer Frist Personen jedes Alters, Personen der verschiedensten Rang- und Bildungsstufen auf die verschiedenartigsten, oft unbedeutenden, zuweilen selbst ans Lächerliche streifenden Veranlassungen mit leichtem Entschluß zum Strick, zum Giftbecher, zur Pistole, zum Messer greifen, sich die Glieder auf dem Steinpflaster zerschmettern oder den Tod in Wassertiefen suchen sehen, so muß der Grund noch tiefer liegen, als in mangelnder Religiosität oder sittlicher Verderbtheit.

Wie die Entwicklung eines epidemischen Krankheitskeimes immer bedingt ist durch eine subjektive Empfänglichkeit und der Pesthauch einer verderbten Luft wirkungslos an tierischen Organismen vorüberstreift, die ihm nicht eine bestimmte Disposition entgegenbringen, so muß auch der Selbstmord die gegenwärtige Generation in bestimmter Weise für sich disponiert finden. Diese Disposition in der Gegenwart aufzuzeigen und näher zu kennzeichnen ist nicht schwer; sie liegt

in der weiten, fast allgemeinen Verbreitung einer pessimistischen Stimmung, und niemand wird in Abrede stellen, daß diese wohl geeignet ist, eine gegen das Leben selbst feindlich gewendete Tendenz zu begünstigen. Wir würden das Leben nicht so leicht hinwerfen, wenn wir eine bessere Meinung von seinem Werte hätten. Kaum war einem Zeitalter die Überzeugung vom Elend des Lebens so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als dem unserigen. Der Selbstmörder Tuvora hatte gewiß nicht den Schopenhauer gelesen, und doch richtete er an sein Söhnlein, als dasselbe den Giftbecher mit ihm zu trinken sich weigerte, den bedeutsamen Ausspruch: „Nun, so laß es denn; aber glücklicher wärst du gewesen, wenn du getrunken hättest!“ Liegt in diesen Worten nicht eine über das persönliche Geschick hinausgehende philosophische Verneinung des Wertes und der Süßigkeit des Lebens, eine Verneinung, die freilich schon bei Dichtern und Denkern der ältesten Zeiten gefunden wird, aber nur in müdegehetzten Zeitaltern, wie das unsere, lebendig wird, die Massen durchdringt und, wie die Selbstmorde bei Kindern zu beweisen scheinen, schon vererbt oder mit der Muttermilch eingesogen wird?

Ja, wir sind müdegehetzt vom ungezügelten Lebensdrang in der eigenen Brust, wir sind blasiert, und je mehr wir vom Leben verlangen, desto mehr verliert das, was es uns bieten kann, seinen Wert und Reiz. Das einfache Dasein scheint uns nicht mehr begehrenswert genug, um es mit dem ganzen Aufwande moralischer und physischer Kraft gegen die Launen und Schläge des Schicksals zu behaupten. Wenn wir uns nicht ganz besonders gut „amüsieren“, so haben wir keine Freude am Dasein. Vielleicht ist auch der Umstand nicht ohne Einfluß, daß wir so oft genötigt sind, aus der Gleichgültigkeit gegen das Leben eine Tugend zu machen. Die häufigen Seuchen, die großen Kriege, sie erzeugen eine gewisse Lethargie, eine stumpfsinnige Indolenz, eine Todesverachtung, die uns als Panzer dienen muß gegen die Angst, gegen die immerwährende Bedrohung des Lebens. Es gibt einen Mut, der ebensowohl demoralisiert als die Feigheit.

Es wirkt verstimmend auf uns Zeitgenossen, daß trotz aller großartigen Hilfsmittel, welche die Zivilisation und der Fortschritt des Wissens eröffnet, trotz der immer mehr sich ausbreitenden Herrschaft des Geistes über die Natur es doch

mit uns in manchen Beziehungen abwärts geht und das gemütliche Behagen des Lebens immer seltener wird. Victor Hugo schrieb einen Zeitroman: „Les Misérables“. Unsere Zeit ist in der Tat das Zeitalter der Misérables. Daher kommt es auch, daß die Schopenhauersche Miserabilitäts-Philosophie gegenwärtig zu so hohem Ansehen gelangt ist, nachdem sie die früheren Jahrzehnte hindurch tot gelegen, wie ein epidemischer Krankheitskeim, für welchen die rechte Disposition noch fehlte, oder wie ein Zündstoff, in welchen erst der Geist unserer Zeit den Funken warf. Es wird auch kein Unbefangener leugnen wollen, daß die Schopenhauersche Doktrin von der Qual des Daseins und von der „Selbstverneinung des Willens“, zu welcher die Erkenntnis von der Nichtigkeit des Daseins führt, den Selbstmord nahelegt. Wenn unser Philosoph sich dagegen ausdrücklich verwahrt, ja sich alle erdenkliche Mühe gibt, aus seiner eigenen Lehre nicht eine Empfehlung, sondern eine Verwerfung des Selbstmordes herauszudemonstrieren, so beweist dies viel guten Willen und eine Besorgnis des sonst kühnen Denkers, er könne durch sein System einen großartigen Massenselbstmord des menschlichen Geschlechtes veranlassen. Aber die von ihm so bitter geschmähten „Kathederphilosophen“ könnten ihm in diesem Falle den Vorwurf zurückgeben, die Wahrheiten seines Systems mit den Rücksichten auf die landläufige Moral in einen notdürftigen Einklang gebracht zu haben. Denn wäre der Satz: daß Nichtsein besser sei als Sein, von absoluter, unanfechtbarer Wahrheit, enthielte er eine ohne Klausel, ohne „wenn“ und „aber“ gültige Tatsache, gälte er in der Tat nicht bloß als eine vom rein individuellen Standpunkte aus berechtigte poetische Klage, sondern als ein philosophisches „Axiom“ — dann ließen sich freilich noch immer hundert schöne philosophische Gründe gegen den Selbstmord ersinnen, aber kein einziger von wirklich praktischem Werte. Wer einmal auf dem Punkte angelangt ist, die Nichtexistenz der Existenz entschieden vorzuziehen, den wird die philosophische Erwägung, daß er ja nur sein individuelles Leben, nicht das allgemeine, ertöten könne, ja daß er selbst unter irgendeiner Form doch noch fortleben werde, sich schwerlich abhalten lassen, im individuellen Tode eine ganz annehmbare Erleichterung zu erblicken. Zum mindesten wird es ihm als eine angenehme Abwechslung er-

scheinen, für die nächsten Jahrtausende nicht mehr als Mensch, sondern als Erdenkloß, als Veilchen, als Monere, oder als Amphioxus weiterzuleben . . .

Eine Erörterung des Pessimismus und seiner Berechtigung oder Nichtberechtigung liegt übrigens weit ab vom Endzwecke dieser Zeilen. Es sollte hier nur darauf hingewiesen werden, daß die pessimistische Weltanschauung, bewußt und unbewußt, theoretisch und praktisch, sich immer mehr bis in die feinsten Lebenspulse der gegenwärtigen Generation einschleicht, und daß zwischen den Theorien und Gedankensystemen, mit welchen sich die Gebildeten der Nation beschäftigen, namentlich der Schopenhauerschen Philosophie und der blasierten Lebensmüdigkeit in so vielen — die Mehrzahl der Selbstmorde, sagt obige Statistik ausdrücklich, kommt auf die Lebensüberdrüssigen — nicht gerade ein ursächlicher Zusammenhang, aber doch eine enge Verwandtschaft besteht. Es sind Hauche einer und derselben geistigen Strömung.

Wir müssen an krankhafte Seelenaffektionen glauben, die sich, wie physische Seuchen, zeitweilig über eine Epoche, lokal über eine Region verbreiten können und die wir darum wohl mit dem Namen einer Epidemie bezeichnen dürfen. Der Gedanke einer geistigen oder moralischen Epidemie ist gewiß ebensowenig absurd als neu. Wer darf sich anmaßen, die physiologischen Tiefen des Seelenlebens ergründet zu haben, insbesondere auf dem geheimnisvollen Punkte, wo das individuelle Leben sich mit dem der Gattung, des allgemeinen Lebens berührt? Geht durch die Geisterwelt nicht oft ein geheimer Zug, der die Einzelwesen zur Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens — warum nicht auch des Lebens und des Leidens, des Gesundens und des Erkrankens verbindet und Zeugnis gibt von der ursprünglichen Einheit alles Daseins? Die Geschichte ist voll von Beispielen mehr oder weniger verbreiteter gemeinsamer Seelenaffektionen. Man denke an die pathologischen Erscheinungen im Schoße religiöser Sekten. Einer unter den Versammelten tritt auf, wird erst begeistert, dann ekstatisch, verfällt in Zuckungen; bald folgt ein zweiter, ein dritter, und zuletzt sind alle von demselben Geiste ergriffen. Das Auftreten der Fanatiker, der Visionäre in Masse, und mancher vorübergehende psychische Zustand im Leben der Völker, der auf die Gestaltungen der Weltlage nicht

selten einen dauernden Einfluß nimmt, ist auf eine Geistes-epidemie zurückzuführen. Nichts ist ansteckender als geistige Stimmungen und Affektionen, und es bedarf zur Mitteilung derselben keiner direkten persönlichen Berührung und Anregung; sie verbreiten sich, wie Miasmen oder wie elektrische Wirkungen, durch die Luft. Ausdrückliche Lehren und Begründungen sind überflüssig, das bloße Beispiel reißt mit fort. Schon die Öffentlichkeit, welche alle Selbstmordfälle durch die Zeitungen erhalten, leistet dem Umsichgreifen des Übels Vorschub, genau so, wie die unvermeidliche Konstatierung des Ausbruches einer physischen Epidemie auf die Intensität und Verbreitung derselben nicht ohne Einfluß bleibt.

Der Selbstmord ist das einzige Verbrechen, gegen welches alle Gesetzgebung ohnmächtig ist, weil das ausgeführte Verbrechen selbst schon eine Flucht ist, durch welche der Täter sich der irdischen Verantwortlichkeit entzieht. Auf das Volk kann vielleicht der Prediger wirken; für diejenigen, die außerhalb des Bereiches dieser Wirkung stehen, wird eine zeitweilige denkende Einkehr in sich selbst, ein öfterer Aufschwung über die drückende Sphäre materieller Wirklichkeit, eine Pflege des Besseren und Edleren im Gemüte, ein Zusammenraffen der moralischen Kraft und eine Waffnung mit besserem Mute als dem einer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, ein Schutzmittel abgeben gegen jene Art von geistiger Epidemie, die sich zwar erst verhältnismäßig unbedeutend ankündigt, von der man aber recht wohl sich vorstellen mag, daß sie einmal noch weit größere, verhängnisvolle Dimensionen annehmen könnte.

Die Nacht der Weihe.

Wer die rotgedruckten Tage aus dem Kalender striche, der hätte zugleich die Poesie aus dem Leben gestrichen.

Strahlend und mit Kränzen geschmückt tritt die Feststunde in den Reigen der Tage, der müden Schrittes mit bestaubten Gewändern auf der schattenlosen Heerstraße des Lebens hinwallt, und in dessen einförmigem Wechselgange wir seufzend und mühselig die Sisyphuslast der Tagesarbeit wälzen.

Wohltätig unterbricht ihr nahender Schritt die schale

Gewöhnlichkeit des Daseins, die schweißtriefende Hast des Erwerbes, die ängstliche Sorge des Besitzes; für Tausende und Tausende vermittelt einzig sie noch den Bezug auf das Edle und Schöne, den Aufschwung zur inneren Freiheit, den Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen, den Geisteseinklang mit der Sphärenharmonie des Weltalls.

Ostern, das Fest des aus Todesbanden sich ewig losringenden, und Pfingsten, das Fest des siegreich über die Welt ergossenen Geistes — sie fallen beziehungsreich mit der Auferstehung des Naturlebens, mit dem weltverjüngenden Hauche des Frühlings, der die Lande durchweht, zusammen; aber mitten in den Todesschlaf der Natur, die der Winter mit weißem Leichentuche bedeckt, mitten in die endlose, neblige Nacht, das Schneegewirbel, das trübe Gebrause des Sturmes und die gefühlsarme Erstarrung der Gemüter senkt sich als ein strahlendes Wunder mit unzähligen schimmernden Lichtern, grünen Reisern und tausenderlei blinkenden Liebesgaben die „Nacht der Weihe“ herab — ein echtes Symbol des aus lichten Geistessphären ins Dunkel der Materie herniedersteigenden Heiles.

Wie ein Traumglück senkt sie sich herab, diese Herrlichkeit, in nächtlicher Stille, flüchtig, auf wenige Stunden; nicht erlösend und weltverjüngend wie der Ostertag und das Pfingstfest, aber goldener Verheißungen und schöner Ahnungen voll. An kindlich gestimmte Gemüter wendet sie sich, die der Sehnsucht nach reinem Geisterglück noch eine Stätte bewahren, und deren Glaube noch vertrauensvoll die goldenen Ideale der Menschheit umschlungen hält.

Ihnen erscheint die „Weihnacht“ als der Abglanz jenes Glückstraums des Menschengeschlechtes, dessen Herrlichkeit in den Urweltsagen der Völker blüht, während sie als Eldorado und Atlantis dem begeisterten Blicke des Dichters aus den Tiefen des Meeres taucht, und als lockendes, leuchtendes Ziel am Ausgange der Zeiten steht.

Wer dieser Feier weihevolle Bedeutung erfaßt hat, den wird der äußere Flitter nicht stören, der sie umkleidet, und nicht der oberflächliche Tand, der anderen vielleicht als das wahre Wesen erscheint, hinter dem sie keinen ernsteren Sinn erblicken.

Mag immerhin an Tand und Flitter die Welt sich

freuen! Ein Überrest von schöner Naivität und Kindlichkeit liegt in allem Tand, und es ist nicht alles verloren, solange die Lust an Tand und Spiel unter den entsetzlich klug werdenden Menschen nicht bis auf die letzte Spur erloschen ist.

Die anderen Feste alle, die des Jahres Wechsel zurückführt, sie feiern den Sieg des Geistes, der Reife und der Männlichkeit; in der „Weihnacht“ aber triumphiert das Kind und die Natur.

Tand und Flitter — finden sie nicht gerade in den Städten, dort also, wo sonst der kühle Verstand seine Orgien feiert, als Symbolik des Christabends den überschwenglichsten Ausdruck? Da flimmert Gold und Silber mit hellerem Strahl in tausend sinnbestrickenden Formen; heißer lodert der Glanz der Juwelen auf und berührt sympathisch schöner Frauenaugen verwandte Flammenglut; in hellen Schaufenstern flirrt es von farbigen Geweben, deren Glanz und Reiz das Auge besticht. Alles das erfüllt die Gemüter mit festlicher Stimmung und verpflanzt die Weihnachtsfreude selbst in des Salons blasierte Regionen.

Diese heitere Festzeit des Überflusses, der Verschwendung, des seligen Gebens und Nehmens — kann man sie im strengen Sinne eine christliche nennen? Verträgt sie sich mit dem Geiste der Entsagung und der Aszese? Hat sie nicht einen etwas heidnischen Anstrich? Leitet sie nicht unvermerkt schon ein wenig zu den Saturnalien des Karnevals, der Emanzipation des Fleisches hinüber? — Streut nicht unter der Maske des Christkindleins manch lüsterner Heidengott seinen Goldregen in den Schoß einer blondzöpfigen Danae?

Wetteifernd mit den Zauberspenden der Natur und des Handwerks schmücken die Künste sich und die Poesie in rosiger Festlaune. In gleißenden Pyramiden wächst wie aus dem Boden hervor eine goldumflitterte Literatur, deren salonfähig gewordene Außenseite nun auch der glanzverwöhnten Dame einen Blick ablockt, und der gegenüber selbst des Kritikers Gift sich in die „Milch frommer Denkungsart“ verwandelt: nur schonend wagt er sie anzutasten — „so gnadenreich und heilig ist die Zeit“.

Und doch — hilft all der glänzende Tand über die Leere hinweg, deren Gefühl den städtischen Lebemann und die Weltdame durchfröstelt?

Genießt ja kaum mehr die Kinderstube im Gewühle der Stadt am Christabende das reine Geisterglück und die ganze Beseligung, die ein Herz und einen Abend voll auszufüllen imstande ist. Und wo die Nacht immerfort zum Tage gemacht wird, wo tiefe, echte Nachtstille fast zur Mythe geworden, wie verlöre da nicht die „Nacht der Weihe" viel von ihrer Weihe, die mitternächtliche Feststunde viel von ihrer Romantik, von ihrem märchenhaft anmutenden Glanz und Zauber?

Wie anders wird in ländlicher Stille, von den Wunderblumen der Sage umrankt, von den Schlaglichtern eines bedeutsamen Naturlebens umspielt, der tiefere Sinn dieser Nacht lebendig!

Da regt sich's mitternächtig in den stillen, verschneiten Gehöften, Laternenschimmer blitzt auf und huscht über die Felder, stille, ernst-frohe Menschen wallen über den blinkenden Schnee, durch den knisternden Wald, auf dessen weißverhangenen Zweigen geheimnisvolle Lichter spielen; wohl auch durch wildes Gestöber, dichte Finsternis und rauhen Dezembersturm geht es der weißen Dorfkirche zu, aus welcher feierlicher Orgelklang erbraust, das Gemüt mit süßem Schauer füllend, und deren kerzendurchstrahltes Inneres nun auf einmal die winterlichen Pilger wie ein überirdisches Asyl aufnimmt.

Glücklich jeder, in dessen Kindheitserinnerungen das Weihnachtsfest im magischen Glanze des hundertfachen Kerzensterngefunkels einer stillen, weißen, vom Gestöber des Winters umbrausten Dorfkirche fortlebt!

Ihm nur wird es völlig verständlich, welch ein glücklicher Gedanke der auf das menschliche Gemüt sich meisterlich verstehenden katholischen Kirche es war, in den Reigen der Jahresfeste, die alle sinnvoll und anregend sind, reich an feiner Symbolik und echter Poesie, auch eine n ä c h t l i c h e Feier mit einzufügen!

Nie kann das grelle Licht des Tages und seine zerstreuende Geschäftigkeit die Blüten der Herzenstiefe so reich entfalten, wie die Nacht, „unendlicher Geheimnisse schweigende Botin", welcher Novalis seine wunderbaren Hymnen sang.

Die Feier des 10. November (1859).

Wenn innerhalb der Grenzmarken eines mächtigen Reichs Kanonendonner die Geburts- oder Namensfeier des Monarchen verkündet und fast in gleicher Stunde in allen Provinzen die Volkshymne zum Himmel braust, Segen auf das Haupt des Herrschers herabzuflehen: da ist es ein eigentümlicher, das Gemüt erhaben berührender Gedanke, so viele tausend, ja Millionen Herzen zu gleicher Zeit in einem hohen Gefühle vereinigt zu wissen. Aber ein noch erhebenderes, ein großartigeres Schauspiel des Zusammenströmens einer zahllosen Geistergemeine in einen Strom der Begeisterung erlebt am heutigen Tage die Mitwelt.

Ein Lebehoch durchbraust heute die deutschen Gauen, das an der Newa und am Bosporus nachhallt, das an der Seine und an der Themse sich wiederholt und dem Jubelgruße begegnet, den die atlantische Woge vom fernen Westen herüberträgt.

Und dieses feurige Lebehoch, das am heutigen Tage in Petersburg und Warschau, in Stockholm, Brüssel, Paris und London, in Konstantinopel und Neuyork einen Widerhall findet — dieses Lebehoch — es gilt einem deutschen Poeten, es gilt unserem Schiller.

Zum erstenmal vielleicht im Verlauf der Geschichte feiert das Erinnerungsfest eines berühmten Mannes so allgemein die ganze gebildete Welt. Zum erstenmal auch wird so festlich das Jubiläum eines nationalen Heroen vom deutschen Volke begangen. Seit Wochen hat in den Tagesblättern Schiller und seine Feier das stehende, in manchen fast das ausschließliche Thema gebildet. Eine Bewegung hat alle deutschen Städte durchzittert, wie in den Tagen einer großen politischen Umwälzung; und in erfreulichster Weise hat Österreichs Metropole begriffen, daß sie als größte Stadt Deutschlands den nationalen Dichter auch in großartigstem Stile zu feiern berufen war.

Dieses in seiner Art einzige Fest nun, das die deutsche Nation heute begeht und dem so bereitwillig auch andere Nationen sich anschließen, ist es nichts weiter als eine Huldigung, die der Dichtergröße des gefeierten Mannes gezollt wird? Nein! Nicht die absolute Rangstufe, die Schiller unter

den Hauptrepräsentanten der Weltliteratur einnimmt, gebietet, ihn allgemeiner als alle übrigen zu feiern. Steht nicht Goethe größer, umfassender, gediegener, klassischer da als Schiller? Erscheint nicht jener den Nationen Europas als Hauptvertreter der deutschen Literatur, ja als der unbestrittene Heros der Poesie des Jahrhunderts überhaupt? Und doch begreift ein jeder, daß Goethes Feier mit solcher Teilnahme aller Schichten der Gesellschaft zu feiern nicht möglich gewesen wäre. Mag die Nachwelt Goethe würdig huldigen: die innigsten Sympathien der Mitwelt knüpfen sich mit gutem Grunde an den Dichter des „Tell".

Ist nicht Schiller unser aller erste geistige Jugendliebe gewesen? Haben nicht die Bilder alles Großen und Schönen von seinen Dichtungen aus sich uns am frühesten und tiefsten in die jugendlichen Gemüter geprägt?

Seine lyrischen Gedichte sind die volkstümlichsten, die Deutschland besitzt; sie sind es geblieben, wiewohl das eigentliche Blütenalter der deutschen Lyrik mit Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau erst nach ihm anbrach. Wer von uns hätte Schillers Balladen nicht von seinen Knabenjahren her ganz oder halb im Gedächtnis behalten? Welcher Poet hat der deutschen Lyra melodischere Klänge entlockt als Schiller in den „Idealen", der „Sehnsucht", den „Göttern Griechenlands", dem „Liede an die Freude"? Welches Gedicht vermag die ganze deutsche Poesie dem „Liede von der Glocke" als ebenbürtig gegenüberzustellen? Und nun erst die Reihe herrlicher Gebilde, denen Schiller in seinen Dramen unsterbliches Leben gab! Der freiheitbegeisterte Posa, die edle Dulderin Maria Stuart, das heldenmütige Mädchen von Orleans, Karl Moor, Fiesko, Wallenstein, Tell, sind es nicht die populärsten Gestalten, die je über die deutsche Bühne geschritten?

Warum aber sind diese Gesänge, diese Gestalten in so hohem Maße populär geworden? Weil der Geist der modernen Zeit und insbesondere das Streben und Ringen des deutschen Volkes darin sich am reinsten spiegelt. In Schiller verehrt die Nation ihr eigenes höheres Selbst; in ihm huldigt sie ihrem eigenen Genius. Idealistisch — wenn auch nicht in seinen Kunstformen, doch in seiner Gefühls- und Denkweise — wird das deutsche Volk mit vollem Recht genannt.

In Schillers Dichtungen aber hat dieser Idealismus des Gedankens und der Empfindung, diese schönste Blüte germanischen Geistes, ihren edelsten Zauber entfaltet. Schiller ist der idealste Poet Deutschlands, und keiner ist, der so hoch über dem Gemeinen stünde wie er.

Ja Schiller ist der liebenswürdige Dichter der Ideale, und das macht ihn zum Lieblingsdichter der Nation. Aber er ist auch der begeisterte Sänger der Freiheit und Humanität, und das macht ihn zum Lieblingsdichter seines Jahrhunderts. Was Goethe im Faust auf den Grundlagen des allgemeinen Weltlebens im großen und ganzen hinstellt, das behandelt Schiller, dem Impulse seines Zeitalters mit glühender Seele folgend, im Kreise des staatlichen Lebens, und seine Dramen von den „Räubern" bis zum „Tell" variieren das große Thema der bürgerlichen politischen Freiheit. Und sind aus seinem Worte nicht begeisterte Worte der Vaterlandsliebe erklungen, Worte, deren Echo gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte, angeregt von den bedeutsamen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, um so lauter in allen Herzen wiedererwacht ist? Ja, in Nord und Süd, in Ost und West empfinden es alle, um was es sich handelt, wenn Schiller gefeiert wird, — und die Gedanken, die alle dabei durchzucken, bedürfen einer weitläufigen Erörterung nicht.

Möge der geistige Segen, den diese Feier verspricht, in reichem Maße daraus entsprießen!

Mit hineingezogen durch dieses schöne Fest in den „Kult des Genius", und dadurch mit Schillers Wort und Größe vertraut gemacht, wird auch der Mann aus dem Volke die Würde und Bedeutung der Literatur und Poesie ahnen und achten lernen, wie es der Grieche gelernt, wenn er die Dichterheroen seiner nationalen Tragödie öffentlich mit dem Siegerkranze geschmückt sah. In den höheren Kreisen der Nation aber sei die Erinnerung an Schiller verknüpft mit der Kräftigung jener Gesinnungen und Ideen, die in ihm ihren begeistertsten Propheten gefunden. Nicht im äußeren Pomp allein, sondern in der Tiefe der Gemüter vollziehe sich heute eine ernste gedeihenbringende Feier. Erstarke im Andenken an Schiller der ideale, tiefe, gemütinnige Sinn, der nächst dem hohen und freien Fluge des deutschen Gedankens den vornehmsten Schmuck und Stolz unseres Volkes bildet. Nur zu

oft nennen wir Deutschen selbst uns Schwärmer und Träumer. Nein! schämen wir uns nicht, auch fernerhin inmitten des materiellen und egoistischen Treibens unserer Tage das Banner ewiger Ideen hoch emporzuhalten; ist dieses Banner einmal, wie es scheint, vorzugsweise den Händen des deutschen Volkes anvertraut, so wollen wir, wie es Bannerträgers Pflicht ist, es auch getreulich wahren und schützen. Doch nicht bloß der Gedanke des Reinmenschlichen kräftige und läutere sich im Hinblicke auf Schiller; auch der nationale Sinn wachse an Macht und Tiefe unter dem Anhauch Schillerschen Geistes. Freudigen Trost schöpfe der Vaterlandsfreund aus dieser Feier, als dem schönsten Symbole des geistigen Bandes, das segensreich und ruhmvoll die 40 Millionen deutscher Stammesgenossen umschlingt.

In diesem Sinne, und von solchen Gedanken beseelt, bringt Deutschland heute seinem Schiller ein Lebehoch in tausendstimmigem Jubel; und alle die Nationen der gebildeten Welt, die lebenskräftig teilnehmend am Fortschritte der Zeit, die geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts von allen Seiten her ohne kleinliche Eifersüchtelei in sich aufzunehmen gewohnt sind — alle diese Nationen wissen es wohl, warum sie heute freudig mit einstimmen in Deutschlands Jubelruf. Ein Lebehoch auf Schiller ist ja ein Lebehoch auf Freiheit, Fortschritt und Humanität — ein Lebehoch auf die ewigen Ideale der Völker, auf die höchsten geistigen Güter des Menschengeschlechtes.

Dante.

(1865.)

Se mai continga chè 'l poema sacro
Al quale ha posto mano e cielo e terra,
Sì chè m' ha fatto per più anni macro,
Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bello ovile ov' io dormii agnello,
Nimico a' lupi che gli danno guerra;
Con altra voce omai, con altro vello
Ritornerò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l capello.
Paradiso C. XXV.

Sollte es wahr sein, was der berühmte französische Romantiker, der kürzlich ein geistreiches Buch über Shakespeare

schrieb, in den letzten Kapiteln seines Werkes mit so großem Nachdrucke verkündigte: daß die Helden der rohen Kraft, der eigennützigen, ehrsüchtigen Tat, gegen die Männer des Gedankens, die Helden des Geistes in den Hintergrund treten sollen; daß die Menschheit nicht mehr besessen, sondern geführt werden, daß der Weise vor dem Helden den Vorrang haben, die „Horde der Flammen" vor der „Legion der Lichter" weichen soll; daß die Geschichte künftig weniger von den „coups de sabre" als von den „coups d'idée" Notiz nehmen soll; daß, während die Plejade der Männer der Tat sich zum Untergange neigt, erbleichend im Gefühl des baldigen Versinkens, am anderen Ende des Horizonts, im tiefen Azur des Zukunftshimmels die geheiligte Gruppe der wahren Sterne emportaucht: der Denker, der Dichter, der Künstler, der großen Erfinder, der Wohltäter des Menschengeschlechts? Dürfen wir eine Bestätigung dieses Dichterworts in den Nationalfesten erblicken, mit welchen man im letzten Dezennium angefangen hat, den Kult des Genius zu feiern, die stillen Unsterblichen zu ehren, deren Licht, wie uns die Astronomen vom Licht der höchsten Sterne berichten, noch Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende fortleuchtet, nachdem sie selbst schon lange dahin sind? Freilich ist es nicht die Person des großen Mannes, die bei solchen Gelegenheiten gefeiert wird. Trete der gefeierte Tote plötzlich wieder lebendig unter den Festreigen derjenigen, auf deren Lippen sein Name soeben begeistert schwebt, um unter ihnen aufs neue zu wandeln, zu wirken, der Enthusiasmus würde bald erkalten, und man überließe den eben Vergötterten bald wieder seinem schnöden menschlichen Schicksal. Wir dulden nur Steinbilder auf den Postamenten, kein lebendiges Bild. Damit aber gibt wohl auch der Genius sich zufrieden: erblickt er doch selbst sein tiefinnerstes Wesen nicht in seiner Leiblichkeit, sondern in dem Bleibenden, das er außer sich hinstellt, losgetrennt von seinem hinfälligen Ich.

Nie völlig dunkel war in Italien die Nacht der Barbarei, die den Tag der alten Kultur vom Anbruche der neuen schied und die Morgenröte der neuen Zeit floß jahrhundertelang mit der Abendröte der alten zusammen. In diesem Zwielicht stand der große Florentiner Dante, der erste Italiener und der letzte Römer zugleich. In seiner Seele lebte der große

Gedanke des alten Römerweltreichs fort; er träumte sich ein Italien unter kaiserlichem Zepter; im Schwert des Imperators erblickte er das einzige Gegengewicht gegen die weltlichen Übergriffe der Tiara, und vielleicht nicht mit Unrecht mochte er hoffen, daß, wäre nur ganz Italien vereint unter dem römisch-deutschen Kaiserzepter, der Schwerpunkt des Reiches wieder nach Italien fallen würde. Mit genialem Blick erfaßte der große Gibelline die Grundübel seiner Zeit, und die für jenes Jahrhundert einzig denkbaren Mittel der Abhilfe. Wehe dem Genie, das in böser, verderbter Zeit zugleich ein großer Charakter ist! Dante war beides. Er hatte das Unglück, sich die Nichtswürdigkeit seiner Epoche zu Herzen nehmen zu müssen; er besaß jenen leidenschaftlichen Eifer für das Gute und Rechte, der zu den unglückseligsten Gaben gehört, die das Geschick einem Menschenkinde verleihen kann, denn er foltert das Herz mit schmerzlichen Wahrnehmungen des Weltlaufs, an welchem die anderen kalt vorübergehen. Menschen wie Dante sind prädestiniert, zu Tode gehetzt zu werden. Seine Landsleute, die Florentiner, warfen ihn ins Exil.

Verbannt irrt er von einer italienischen Stadt zur anderen, die Seele erfüllt vom aufreibenden Widerstreit einer glühenden Liebe für seine Heimat, und eines ebenso glühenden Hasses. Er brennt vor Sehnsucht nach ihr, aber er beugt sich nicht und schleudert, immer teilnehmend an ihren Geschicken, furchtbare Pfeile in Schrift und Rede gegen sie: sie antwortet mit verschärften Dekreten ewiger Verbannung. Der Flüchtling durchirrt immerzu die italienischen Provinzen, ruhelos, unstet; jetzt weilt er in den Klöstern des Apennin, jetzt in den Alpentälern der Lombardei, jetzt an der Etsch, jetzt am Isonzo. Er lernt als Flüchtling ganz Italien kennen, und studiert an Ort und Stelle die lokalen Schattierungen der Erbärmlichkeit seiner Zeit. Er ist kein bloßer Parteimann, kein bloßer Politiker, er ist ein vollbeseelter Mensch von großer, tiefer Empfindung: ihn quält nicht bloß der Parteienhader, ihn quält die Roheit, die Unwissenheit, die Schlemmerei, alle Verkehrtheit und Verderbtheit, die er schauen muß. Aber im stillen bereitet er eine furchtbare Rache vor: aus stahlfesten Terzinen schmiedet er sich einen Himmel und eine Hölle, realer und ewiger vielleicht als die wirklichen, und hält ein Weltgericht über alles, was seine Seele verbittert hat.

Dante ist der Poet des erhabenen Zornes, und wahrlich, es gibt keine bessere Wehmutter der Dichtung, als ein hoch aufgesammelter erhabener Zorn in der Dichterbrust — in solcher Esse werden Apollons schärfste Pfeile geschmiedet; in Widerwärtigkeiten muß das Dichtergemüt gereift sein; gequält muß der Dichter sein von allen Nadelstichen und allen Keulenschlägen des Schicksals; verlassen, verstoßen muß er hinwandeln, verfolgt von den Dämonen des Hasses, der Verkennung und der leiblichen Drangsal; empört muß er sein in tiefster Seele von kleinlichen Gesinnungen um sich her, von schmählicher Selbstsucht, von unseliger Halbheit und Apathie, von Gesinnungslosigkeit, von Habgier und Genußsucht, von eitlem, prinziplosem Parteigezänk der Zeitgenossen, von Zerfahrenheit der Bestrebungen, die unfähig ist, einen großen Gedanken fest im Auge zu behalten, und die alles Große vereitelt oder nur halb gelingen läßt. Zu tief durchdrungen muß er vor allem sein vom *Wehe des Vaterlandes* in jenem lebendigen Vaterlandsgefühl, das keinem echten Manne fehlt, — denn Mangel an *diesem* Gefühl ist immer der sicherste Prüfstein der Charakterlosigkeit. Ja, der Dichter bedarf des *Schmerzes*, bedarf des *Zorns*; der echte *Dichter* ist stets ein *Richter* und jedes Weltgedicht ein Weltgericht.

Ein solches Weltgedicht und Weltgericht im höchsten Sinne aber ist Dantes „*Göttliche Komödie*“ — von jenen unvergänglichen Werken eines, wie sie in Jahrtausenden nur *einmal* der poetische Geist in seiner Vollkraft mit einer jungfräulichen Sprache zeugt. Dies Gedicht umfaßt die Lebenselemente jener ganzen Zeit in einer organisch-lebendigen Durchdringung, die man anstaunt als ein Wunder: Liebe und Haß, Empfindung und Gelehrsamkeit, Theologie und Politik, Religion und Freiheit — das alles ist ineinander gewachsen, und doch tritt jedes für sich wieder so energisch hervor, als wäre es das Hauptprinzip des Gedichts. Alle Stimmen erklingen in diesem Pandämonium: die Lobgesänge der Seligen und das Winseln der Verdammten, das Waffengeklirr der Welfen und Gibellinen und die Harmonie der Sphären. Dantes Werk ist das erhabenste, das kühnste, das tiefsinnigste, das gelehrteste, das abstruseste, wenn man will, das je geschrieben worden; wie ein Wunder steht es in der heiteren Literatur des romanischen Südens; als ein gotischer Dom türmt es

sich auf im sonnigen Lande der einschmeichelnden Melodien, im Lande der Goldorangen — mit der Macht des Genius die eigenen Landsleute des Dichters zwingend, anzuerkennen, was sie nicht immer anerkennen: das Erhabene, das Tiefsinnige, und sie daran gemahnend, daß die italische Seele einst nicht bloß der Mutterschoß des Schönen, des Zierlichen, des Gefälligen, sondern auch des Großen und des Gewaltigen war.

Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seit der Wanderer Dante müde zusammensank, um fern der Heimat den Todesschlaf zu schlummern. Aber horch — die Zeit ist um, es erklingen die Glocken von Florenz, vom Dantegrab in Ravenna schwebt ein unsichtbarer Geisterzug nach der Arnostadt. Der Verbannte, der Flüchtling Dante kehrt endlich heim, und die Verheißung erfüllt sich, die wir aus seiner Dichtung an die Spitze dieser Zeilen gestellt: am Quell, der ihn getauft, empfängt er den Kranz der höchsten Ehren.

Und diese Festglocken von Florenz, sie finden ein Echo überall, und mehr vielleicht als irgendwo finden sie es in deutscher Brust. Freudigen Anteil nimmt, der Tagesfehde vergessend, das deutsche Volk an der Festfreude des Landes, das doch immer jedes edel gestimmte deutsche Gemüt am meisten liebt nach dem eigenen. Zu den Gräbern, über welchen deutsche und italische Hand sich freundlich und friedlich im Geiste begegnen soll, gehört das Grab des großen Gibellinen, das Grab des Dante.

Über das Glück.

Zu Venedig hörte ich die Geschichte eines jungen Mädchens erzählen, welches mit einer merkwürdigen Konsequenz bis zum letzten Lebenshauch vom Mißgeschick verfolgt wurde. Dies Unglückskind, Natalina geheißen, stammte von begüterten Eltern; eine schöne heitere Zukunft schien dem Mädchen gewiß. Aber die Mutter starb im Wochenbette, und dem Vater ging an dem Tage, an welchem ihm das Töchterchen geboren wurde, ein Schiff auf der See mit all seinem Gut zugrunde. Bei der Kunde dieses Unglücks wurde er vom Schlage gerührt und das Kind blieb als arme Waise zurück. Eine betagte, reiche Verwandte nahm es zu sich, gewann es lieb, ließ ihm

eine gute Erziehung angedeihen und setzte das herangewachsene Mädchen zum Erben ihres ganzen Vermögens ein. Aber als die Dame starb und das Testament eröffnet wurde, da fand man in demselben einen Formfehler, um dessentwillen es umgestoßen und für ungültig erklärt wurde. Natalina stand völlig mittellos und hilflos in der Welt. Sie mußte sich als Magd verdingen. Ein junger Mensch, der Sohn vermöglicher Eltern, verliebte sich in sie. Bei dem Gange zur Kirche nähert er sich ihr wiederholt, knüpft Gespräche mit ihr an, beteuert ihr seine Liebe und gewinnt ihre Gegenliebe. Aber der armen Natalina blüht kein Glück; all ihre Hoffnung wird durch die Entdeckung vernichtet, daß der Geliebte mosaischen Glaubens sei, daß sie niemals seine Gattin werden könne. Sie macht dem jungen Manne verzweiflungsvolle Vorwürfe, des Betruges wegen, den er an ihr verübt. Er versichert sie von neuem seiner zärtlichen Liebe und will sich taufen lassen nach dem Ableben seines hochbetagten Vaters. Bald darauf wird er ans Sterbelager des Vaters nach einer entfernten Stadt gerufen. Aber noch vergehen Monate in peinlichem Harren für Natalina. Endlich stirbt der Greis. Der junge Mann läßt sich taufen und eilt zur Geliebten, um sie als seine Gattin heimzuführen. Aber das Mädchen ist einige Tage zuvor schwer erkrankt; der Tod hat sie an der Schwelle ihres Glückes hinweggerafft und eine Stunde vor Ankunft des Bräutigams ist sie zur Erde bestattet worden. Der Jüngling gibt sich ganz seinem Schmerze, seiner Verzweiflung hin; er will Natalina noch einmal sehen und läßt das Grab öffnen. Da findet man die Unglückliche in veränderter Stellung auf dem Gesichte liegend, wie jemand, der sich in entsetzlicher Qual herumgeworfen — sie ist scheintot begraben worden und erst im Grabe gestorben . . .

Diese einfache Geschichte ist mir im Gedächtnisse haften geblieben und ich erinnere mich derselben oft, wenn ich zu Betrachtungen über das, was man Glück, Schicksal, Verhängnis nennt, angeregt werde.

Unser guter Freund, der gesunde Menschenverstand, sagt uns, dasjenige, was wir meinen, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen: „dieser Mensch hat Glück, jener hat Unglück“, sei bloß auf Rechnung des Zufalls zu setzen, und lächerlich sei es, an eine Vorherbestimmung, an eine Macht

zu glauben, durch welche in geheimnisvoller Weise des Schicksals Gunst oder Ungunst sich an die Fersen irgendeines bestimmten Menschen hefte.

Aber fragt nur den nächsten besten Tarockspieler: er wird, so aufgeklärt, so frei von Vorurteilen er auch sein mag, dafür einstehen, Glück und Unglück sei kein leeres Wort.

Bei Montaigne sind einige besonders wunderliche Glückszufälle zu lesen. Eine Mauer wurde bei der Belagerung einer Stadt durch eine Mine in die Luft geschleudert, fiel aber so genau in ihre Vertiefung wieder zurück, daß sie feststand wie zuvor. Ferner: einem Edelmanne begegnete es in der Schlacht, daß er von einem Pfeile gerade in ein Geschwür getroffen wurde, an welchem er seit lange litt; das Geschwür entleerte sich und war geheilt. Noch ein drittes Geschichtchen tischt der alte Schelm seinen Lesern auf, das ich nicht unterdrücken will, obgleich es einigermaßen unartig ist: Jemand warf mit einem Steine nach einem Hund und traf — seine Schwiegermutter. Se non è vero, è ben trovato.

Das sind Zufälle — aber es gibt Menschen, deren Lebenslauf eine Reihe von solchen Glückszufällen ist. Und wieder gibt es Menschen, denen die rollende Scheibe Fortunas, wie der Mond den Erdbewohnern, immer eine und dieselbe Seite, und zwar die öde, wüste Kehrseite zuwendet. Haltet Umfrage; Tausende und Abertausende werden mit trübem Lächeln bestätigen: es gibt nicht bloß einen blinden, regellos waltenden Zufall, es gibt eine geheimnisvolle Bestimmung, Glück und Unglück genannt, es gibt Glücks- und Unglückssterne, es gibt „Glückskinder“ und „Glückspilze“, es gibt „Pechvögel“ in der Welt.

Der Glaube an ein Verhängnis geht durch alle Völker und Zeiten, und von sämtlichen Arten des Glaubens und des Unglaubens ist diese die unausrottbarste in der Menschenbrust. Personen, welche nur ein spöttisches Lächeln haben für religiöse Dogmen, lassen sich doch mehr oder minder von der Idee des Fatalismus oder wenigstens von einem fatalistischen Instinkte beherrschen.

Das Sprichwort faßt die Sache, wie es seine Art ist, derb und humoristisch an:

„Wer Glück hat, dem kälbert der Ochs.“ — „Wer Glück hat und guten Wind, der kann in einem Korbe über den

Rhein fahren." — „Wer Glück hat, der mahlt ohne Wind und Wasser." — „Assai ben balla a chi fortuna suona." (Sehr gut tanzt, wem das Glück dazu aufspielt.) Und umgekehrt:

„Wer Unglück soll haben, der stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken und bricht sich die Nase."

Ja, so weit ist das Glück dem Bereiche der Überlegung, der Berechnung, der Vernunft entrückt, daß es vielmehr in einem geheimnisvollen Bunde steht mit der Dummheit. „Der Dumme hat's Glück." — „Mehr Glück als Verstand." — „Ein Narrenglück." — „Besser ein Quentchen Glück, als ein Pfund Weisheit." —

Noch ehrenrührigere Titel als den eines Dummkopfs hat das Sprichwort für die Glücklichen.

„Das Glück läßt sich melken
Von H—, Buben und Schälken."

In der Tat, man muß sich beinahe des Glückes schämen, und daß Erfolg zu haben schier gar als ein Verbrechen gilt, davon wissen Staatsmänner, Heerführer, Dichter und Künstler ein Lied zu singen . . .

Im Gegensatze zu den obigen Sprüchen hört man freilich auch wieder sagen: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied" „fortes fortuna juvat" (das Glück ist auf der Seite der Tapfern) und das sind sogar goldene Worte, die jeder sich gegenwärtig halten sollte sein Leben lang. Oft klagen wir allerdings unser Geschick an, wo unser Ungeschick die Schuld hat. In unzähligen Fällen sogar wird man Glück und Unglück im Charakter des Menschen, in seiner Gemütsanlage begründet finden. Aber nicht immer! Und hier soll eben nur von jenem Teile menschlichen Geschicks die Rede sein, der unabhängig ist vom Wesen der bestimmten Persönlichkeit, unabhängig von den Eigenschaften, welche anscheinend das Lebenslos des Menschen bedingen.

„Wer Unglück hat im Spiel, hat Glück in der Liebe," ist ein triviales Sprüchlein, mit welchem jeder Dame, die eine Partie im Kartenspiel verloren hat, ihr galanter Nachbar schmeichelt, und welches vielleicht nicht mehr besagt, als die allgemeine Wahrheit, daß die launische Göttin Fortuna einen Sterblichen nicht leicht mehr als eine bestimmte Art von

Glück zuteilt. Gewiß ist, daß, wenn man zwischen der Gunst papiernen Kartenköniginnen und der Gunst der Frauen einen Vergleich anstellen wollte, in Beziehung auf die Beständigkeit der Vergleich noch zugunsten der papiernen Königinnen ausfallen dürfte. Spielerglück ist in der Tat eine Art von Glück, in deren Bereich wunderbare Fälle von Beständigkeit fast noch häufiger sind, als sensationelle Fälle von Untreue. Gewissen Personen fallen nun einmal ihr Leben lang die besten Karten zu, und wenn sie Jahre hindurch nicht mehr gespielt, so finden sie beim ersten erneuten Versuch das Glück mit ebenso rätselhafter Treue an ihre Seite gebannt wie je zuvor. Allerdings fehlt es auch in der Laufbahn des absolut glücklichen Spielers nicht an kleinen Schwankungen. Der glückliche Spieler hat in Wochen, Monden, Jahren einzelne Unglücksstunden; und die Fälle von plötzlichem Ruin eines Glücksspielers ereignen sich meist dann, wenn der Spieler das Glück, das ihn jahrelang begleitet hat und das ihn vielleicht von morgen an wieder jahrelang begleiten würde, übermütig und freventlich herausfordert, statt den Tag, den er als einen bösen erkannt hat, in Ruhe vorübergehen zu lassen.

Das Geld des Glücklichen fällt überall auf fruchtbaren Boden und trägt hundertfältige Saat. Doch zeigt bei dem Handelsmanne, dem Industriellen das Glück sich weniger noch in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen, als darin, daß ein solcher, wenn ihm ein Unglück widerfährt, doch immer, wie die oben erwähnte, in die Luft geschleuderte Mauer bei Montaigne, in die alte Vertiefung zurückfällt und so feststeht, wie zuvor. —

Die Weisheit, mit welcher Schlachten zu Wasser und zu Lande gewonnen werden, ist oft nicht größer, als diejenige, mit welcher, nach der bekannten indiskreten Äußerung eines Diplomaten, im Durchschnitte die Welt regiert wird.

Und was würde selbst aus den genialen und tüchtigen Staatsmännern, wenn ihnen nicht das Glück zur Seite stünde? Man denke an Bismarck. Dürfte und könnte ein Mann dieser Art der ihm zujubelnden Menge gegenüber sprechen wie er denkt, er würde sagen: „Ihr guten Seelen, die ihr mich bis zu den Sternen erhebt und in jedem meiner Erfolge das Ergebnis unfehlbar rechnender Weisheit erblickt, ihr wißt nicht, wieviel ich diesem und jenem günstigen Zufalle ver-

danke — ihr wißt nicht, wie oft ich schwindelnd ging auf der „Schneide des Geschicks“, wie oft ich dem Abgrunde näher war als dem Gipfel — ihr wißt nicht, wie oft ich va banque spielte mit verbundenen Augen!“ —

Der Ruf der Ärzte gründet sich auf „glückliche“ Kuren. — Wenn ein kranker Mensch sich eine Arznei verschreiben läßt und dieselbe zu sich nimmt, so bessert sich entweder sein Zustand, oder er bleibt wie er ist, oder er verschlimmert sich. Genau dasselbe geschieht, wenn man die Arznei nicht zu sich nimmt, oder wenn man sich überhaupt keine verschreiben läßt. Da aber von dem Kranken wenigstens die Besserung gemeiniglich auf Rechnung der eingenommenen Arznei gesetzt wird, so ergibt sich von selbst, welcher große Spielraum dem Glücke in der Laufbahn des Arztes vergönnt ist.

Eine nicht ganz seltene Erscheinung ist der literarische Glückspilz: er ruht meistens nach einem oder ein paar glücklichen entscheidenden Trümpfen auf seinen Lorbeeren aus. Von seinem Gegenstück, dem literarischen Pechvogel, wäre viel zu erzählen. Ist er der Autor eines Epos, das Erfolg hat, so trifft dasselbe zusammen mit einem Werke gleichen Titels aus der Feder eines fürchterlichen Kritikers, welcher für sieben Blätter Rezensionen schreibt. Konzentriert er seine Kräfte jahrelang auf einen großen historischen Roman, so erscheinen zu gleicher Zeit mit demselben sechs andere große historische Romane von namhaften Autoren. Schreibt er eine Satire auf die deutsche Zwietracht, so werden während der Drucklegung derselben ihm zum Trotze die Deutschen für einige Zeit einig und schlagen die Franzosen. Verfaßt er einen Musiktext, so erliegt der Komponist unter den Händen bösartiger und feindseliger Rezensenten, und der Dichter wird „mitgefangen, mitgehangen!“ —

Glück in der Liebe! — Darf man denn so eigentlich von Glück und Unglück in der Liebe sprechen? Versteht es sich nicht von selbst, daß den Schönen die Herzen zufliegen und die Häßlichen gemieden werden? So fragt man und verweist dabei mit spöttischem Lächeln auf die unerfreulichen Züge alter Jungfern, auf das unbeholfene Wesen alternder Junggesellen. Aber Goethe war vielleicht der vollkommenste, der herrlichste Mensch und Mann, der je gelebt hat. Und er, dem das Glück sonst alles verschwenderisch in den Schoß warf,

errang sehr spät und in unzulänglichem Maße, was das Unentbehrlichste ist und wofür kein Lorbeer entschädigt: Familienglück und eine traute, behagliche Häuslichkeit. Er liebte viel und wurde geliebt; aber ein Frauenwesen, seiner würdig, ward ihm nicht zuteil; und so nahm dieser Olympier zuletzt seine Haushälterin zum Weibe, die gute Christiane, die zum Herrn Geheimrat zeitlebens aus großer Tiefe hinaufblickte, und die zwar, wie man sagt, den Kult des Bacchus, aber nicht den des Musengottes mit ihm zu teilen in der Lage war.

Ich kann mir nicht versagen, schließlich auch noch einer Art von Glück und Unglück zu gedenken, von welcher mir persönlich ganz erstaunliche Beispiele vorgekommen sind: ich meine das Wetterglück und Wetterunglück bestimmter Personen. Ich wüßte Personen zu nennen, die man getrost statt eines Barometers benützen könnte, und die man nur zu fragen braucht: „Gedenken Sie morgen einen Ausflug zu machen?“ um zu wissen, ob es für den nächsten Tag ausgezeichnet schönes oder niederträchtiges Wetter geben wird. Man erinnert sich des verstorbenen Feuerwerkers Stuwer und seines sprichwörtlich gewordenen Wetterunglücks. Dagegen soll der alte Kaiser Wilhelm — der auch sonst schon in einigen Kleinigkeiten Glück hatte — sich einer so außerordentlichen Wettergunst erfreuen, daß ihm selten oder niemals weder eine der vielen schönen Revuen, die er über seine Soldaten abhielt, noch eine Spazierfahrt durch böses Wetter — höchstens durch einen kleinen Hagel von Schrotkörnern! — verdorben worden ist. —

So gibt es also wirklich in der Welt eine geheimnisvolle, unberechenbare, in großen und kleinen Dingen launisch waltende Macht, die man Glück und Unglück oder Verhängnis nennt? Ist wirklich ein Teil der Menschen ohne Rettung dem Lose verfallen, in vergeblicher Mühsal den Stein des Sisyphus bergan zu wälzen, während anderen die goldenen Früchte des Lebens unausbleiblich in den Schoß fallen? Muß ein solcher Glaube nicht niederdrückend, ja demoralisierend auf die Unglücklichen wirken, und die Zahl der Mißvergnügten auf dem Erdenrunde vermehren, andererseits aber die Zuversicht der Glücklichen bis zu frevlem Übermut steigern?

Allerdings müßte er dies, wenn nicht jener geheimnisvollen Erfahrungstatsache launisch-eigensinniger Schicksalsgunst

oder Ungunst sich eine andere, ebenso unleugbare Tatsache gegenüberstellte.

Ich meine die bedeutsame und entscheidende Tatsache des plötzlichen Umschwungs, der oft nach langen Jahren einer mit scheinbar eiserner Konsequenz sich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt.

Eindringlich ist diese Lehre des endlichen und plötzlichen Umschwunges schon seit Jahrtausenden ausgeprägt in der zur Kinderfabel gewordenen Geschichte des Krösus, sowie das Unheimliche, Beängstigende eines langen, ungetrübten Glückes längst seinen lebendigen Ausdruck gefunden hat in der allbekannten Sage vom Ringe des Polykrates.

Die Vertreter hoher Schicksalsgunst in der Weltgeschichte stehen auch da als die lehrreichsten Beispiele plötzlichen Schicksalswechsels, jähen Falls. Die am meisten typische dieser Gestalten ist der erste Napoleon — dem sich aber auch der Dritte in dieser Beziehung bedeutsam an die Seite stellen läßt. —

Wechselt das Glück, so wechselt ja wohl auch das Unglück; obgleich der Umschwung von Unglück zum Glück, wie es scheint, sich seltener als der umgekehrte ereignet. Nicht immer reicht, wie bei der armen Natalina, der Schicksalsfluch bis ans Grab und übers Grab hinaus.

Zwei Dinge darf der Unglückliche zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umschwung, und den mutigen Kampf gegen das Mißgeschick.

Der Schwächling und der Feigling hat kein Recht, das Schicksal anzuklagen. Nur wer sein Leben lang mit männlichem Mute und mit dem ganzen Aufgebote seiner Kräfte bemüht gewesen, „seines Glückes Schmied zu sein“, darf sagen: „Bis hierher reichte mein Wille und meine Kraft, und hier begann mein Verhängnis.“

Und was die Hoffnung betrifft, so wüßte ich ihr keinen besseren Ausdruck zu geben, als ich ihr vor Jahren in Versen gegeben:

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf goldner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft.
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,

Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
Deinem gläubigen Vertraun
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es taun,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rosenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
Ganz dein Mut verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüsternd Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Flehn,
Kann es dir mit Wonneschauern
Plötzlich in die Seele wehn.

Sahst du deine Jugend schwinden,
Und es blieb dir unerfleht,
Kann dem Mann es Kränze winden:
Nimmer kommt es ja zu spät.
Noch den Greis kann es entzücken,
Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Kuß dir drücken
Segnend auf den bleichen Mund.

Ich könnte hier schließen; aber ein kleines Postskriptum habe ich noch auf dem Herzen. Geneigter Leser, wenn du einen vom Unglücke Verfolgten siehst, einen Menschen, dem im Großen und Kleinen alles quer geht, einen Pechvogel in was immer für einem Sinne — sei mild! füge kein Leid zu dem, was er schon hat, mache ihm lieber eine Freude, wenn du kannst. Insbesondere du, geneigte Leserin, gib dem Unglücklichen, den du nicht mehr liebst, nicht überdies noch einen Fußtritt! — Das Schicksal ist oft herbe und grausam; aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Liebe und Milde der Menschen vieles auszugleichen vermöchte.

Durch Liebe und Milde die Schläge des Geschickes lindern, wäre der einzig mögliche und zugleich der denkbar schönste Sieg des Menschen über das Fatum.

Über die Kunst zu schenken.

Der Trieb zu schenken ist tief eingewurzelt in der Menschennatur. „Geben ist seliger als nehmen", und „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft" — von großen ganz zu geschweigen.

Der Brauch des Schenkens ist bei den zivilisierten Nationen eher im Aufschwunge als im Sinken begriffen. Immer größer wird auch die Zahl der Festzeiten, zu welchen die Menschen sich von der Raserei des Schenkens epidemisch ergriffen zeigen. Man spielt Christkind und Nikolo mit dem Füllhorn in der Hand; man beschert Ostereier, man gibt Geburts- und Namenstagsangebinde; man feiert Jubilare mit Geschenken und verehrt selbst Monarchen kostbare Albums bei besonderen Gelegenheiten; man bringt seinen Angehörigen und Freunden Geschenke von der Reise mit; man spendet Tauf- und Firmpatengeschenke und Hochzeitsgeschenke; man beschenkt seine Braut; man hat Trinkgelder bereit für alle möglichen Dinge und Neujahrsgelder für alle möglichen Leute. Noch im Sterben bedenkt man seine Freunde mit Kleinigkeiten, und sogar den Toten werden Blumen und Kränze auf den Sarg gelegt.

Es scheint also eine ganz angenehme Sache zu sein, zu schenken. Ob aber auch eine l e i c h t e? Der alte Seneka verneint es. „Wenn einer glaubt," schreibt er, „daß Schenken eine leichte Sache sei, so befindet er sich im Irrtum — Errat si quis existimat, facilem rem esse donare. Und er fügt hinzu: „Die Sache ist gar schwer, wenn sie mit Verstand und nicht so blindlings aufs Geratewohl geschehen soll."

Es wäre also zweckmäßig, eine „Kunst zu schenken" zu schreiben, wie man eine „Kunst zu lieben" geschrieben hat.

Wenn das Schenken zu den Künsten gehört, und zwar zu den „schönen" und „freien", so muß man nicht bloß materielle, sondern auch geistige Mittel und Talente besitzen, um sie recht zu betreiben. Und selbst dann noch stößt man

häufig an und erlebt mit seinen Geschenken alle Arten von Mißerfolg, vom peinlichen „Achtungserfolg“ bis zum offenen, entschiedenen, folgenschweren Fiasko.

Ein Lebemann, der über viel Geld, aber wenig Geist verfügte, verehrte seiner Schönen zu Weihnachten einen kostbaren, aber geschmacklosen Morgenanzug: ein anderer, der mehr Geist als Geld besaß, schickte der seinigen eine geheimnisvolle Schachtel, welche nach der Angabe des beiliegenden Briefchens die „schönste, für sie passendste Toilette“ enthalten sollte, und als sie die Schachtel öffnete, fand sie — ein Feigenblatt. Beide Spender fielen in Ungnade, und nicht viel besser erging es vielleicht dem Franzosen, welcher vor einigen Jahren in der Pariser Gesellschaft durch Erfindung eines geistreichen Ostereies von sich reden machte. Er schickte der Dame seines Herzens ein Osterei aus Pappendeckel, in welches er ein Stück Spiegel gesteckt hatte, mit folgenden Zeilen: „Öffnen Sie dieses Ei und Sie werden das Reizendste erblicken, was ich auf dieser Welt kenne.“

Jemand, der seiner Geliebten nichts schenken konnte, der schlechten Zeitverhältnisse wegen und weil er große Verluste im Börsenspiel gehabt, entwendete ihr einige Wochen vor Weihnachten eine Kassette mit wertvollem Schmuck. Die Dame war natürlich in Verzweiflung darüber, erhielt aber am Weihnachtsabende von unbekannter Hand die Kassette unverhofft zurück, und in dem Freudenrausche, in den sie dadurch versetzt wurde, verzieh sie für diesmal dem Freunde, daß er selbst nur mit einem armseligen Geschenke sich einzufinden imstande war.

Ich erinnere mich auch eines jungen Mannes, der elegante Liebschaften anknüpfte, und seinen Schönen wertvolle Ringe, Armbänder u. dgl schenkte, sie ihnen aber wieder stahl, um sie zu verkaufen und die Kosten eines neuen Geschenks davon zu bestreiten.

Gar nicht übel ist es, der Gattin oder Geliebten Lose der großen Lotterie zu schenken. Insbesondere empfiehlt sich ein solches Geschenk dem Lebemanne einer Geliebten gegenüber in den späteren Stadien des Verkehrs. Wirft ihr Fortuna einen Treffer in den Schoß, so ist sie vielleicht geborgen, und man braucht sich nicht weiter um sie zu bemühen; vielleicht teilt sie auch in ihrer ersten Freude und Rührung den Ge-

winst mit dem Spender des Loses; und ist es der Haupttreffer, den sie macht — parbleu! so ist man ja der nächste daran, sie zu heiraten!

Etwas weniger ängstlich als Lebemännern ihren Freundinnen gegenüber ist es im allgemeinen den Ehemännern gegönnt, ihren angetrauten Gemahlinnen gegenüber sich zu benehmen.

Seiner lieben Frau mag jeder Gatte zu Weihnachten oder zum Geburtstage großmütig die Kleiderstoffe oder Putzsachen schenken, die er ihr auch zu anderer Zeit — notgedrungen gekauft hätte. Ein Ehemann braucht sich auch nicht zu bedenken, seiner Gattin ein zwar kostspieliges, aber für sie unbrauchbares Geschenk zu machen, mit der Entschuldigung, er habe nicht umhin gekonnt, eben diese Sache zu kaufen, weil er sich dem betreffenden Kaufmann, seinem Freunde oder Kunden, oder Klienten, oder Wähler, dem er verpflichtet ist, habe gefällig erzeigen wollen. Die armen Frauen! Bauend auf den vor dem Altare ihm geleisteten Eidschwur, darf sich der Gatte mit größter Sorglosigkeit zu Weihnachten oder an sonstigen Geschenkterminen alles erlauben. Ziemlich bekannt ist, glaub' ich, die Anekdote von dem Ehemann, der seiner Frau zu Weihnachten ein Stück Leinwand schenkte, unter der Bedingung jedoch, Hemden daraus — für ihn zu verfertigen.

Es fehlt nicht an passenden Geschenken für solche, die man liebt, auch nicht an Geschenken für Personen, die einem gleichgültig sind, und ebensowenig an Geschenken für Feinde und solche, die man ärgern, oder an denen man sich rächen will, und die moderne Industrie kommt solchen Intentionen mit ihren Erzeugnissen oft trefflich entgegen. So kann z. B. eine Frau ihren Mann, wenn sie ihn nicht mehr liebt, oder wenn sie seines reichlichen Gambrinusopferdienstes halber ihm gram ist, mit einem Bierglase beschenken, dessen Deckel, sobald man ihn aufschlägt, die schmale Öffnung des Glases so geschickt verengt und versperrt, daß nur ein Storch aus dem Glase zu trinken vermöchte. Geeignete Danaergeschenke dieser Art sind z. B. auch elegante Wand-Zündhölzchenbehälter mit so winzig kleiner Reibfläche, daß es unmöglich ist, Streichhölzchen daran zu entzünden, — oder prächtige Federwischer aus so bunt und glänzend gefärbtem Stoff, daß der Besitzer

beim ersten Tintenklex, der darauf fällt, in Verzweiflung geraten muß — usw. usw.

Ein junges Mädchen, das man ärgern will, beschenkt man — das Mittel ist freilich beinahe zu grausam — mit einem Strauße, den man ihr anonym zusendet. Mit einem Strauße? Jawohl! Das Mädchen bildet sich nämlich ein, der anonyme Strauß komme von einem jungen Manne, der ihr gefällt und dem sie zu gefallen glaubt, und schwimmt in stillem Entzücken über diese erste verschämte Annäherung. Jetzt aber tritt der wirkliche Geber hervor, bekennt sich verblümt oder unverblümt zu dem Geschenke, raubt dem Mädchen die süßeste der Täuschungen und versetzt sie — sie muß noch obendrein dafür danken — in eine heimliche Wut, die sie wochenlang nicht verwindet.

Doch genug von diesen praktischen Winken und aus der Erfahrung geschöpften Exempeln, welche sich auf die verhältnismäßig noch immer leichte Kunst beziehen, zu gewissen Festterminen Geschenke darzubringen. Sie berühren nicht den wahren Kern der Sache. Wir müssen uns mit größerem Ernste waffnen und den Weltweisen die Frage vorlegen: Was heißt denn Schenken überhaupt? Was wollen denn die Menschen eigentlich damit? Was ist der tiefere Sinn und Zweck des Schenkens?

Eine rohe, zynische Auffassung der Dinge ist da gleich bei der Hand mit der Antwort. Man schenkt aus Eigennutz. Man schenkt, um wiederbeschenkt zu werden.

„Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti“ — ist eine Behauptung des römischen Dichters Martialis. Das heißt, in die plastisch- und drastischderbe Sprache des deutschen Mittelalters übersetzt: „Mit Schenken tut man einer Gab' winken“ — „Man schenkt keinem eine Wurst, man hoffe denn, er werde auch eine Sau schlachten —“ (also Wurst wider Wurst?) — „Arme Leut', wenn sie ein Ding teuer gedenken zu verkaufen, so schenken sie es einem Reichen.“ —

Nun ja, es läßt sich nicht leugnen, daß Geschenktes oft teuerer zu stehen kommt als Gekauftes, und daß die Freundschaft großmütiger Verschwender sich als eine prekäre Sache herausstellt, da diesen verschwenderisch Großmütigen nicht bloß das eigene, sondern auch fremdes Geld „Schimäre“ ist und sie ebenso ohne Umstände nehmen als geben.

Aber es wäre ein Irrtum, es wäre ungerecht, den tieferen Sinn und Zweck des Schenkens im Eigennutz zu suchen. Ein Geschenk, in eigennütziger Absicht gegeben, ist kein Geschenk, wird nicht als solches anerkannt.

Also wäre es die Selbstlosigkeit, wäre es der Drang einer in sich befriedigenden Großmut, der bloße Trieb zu geben, um zu geben, um wohlzutun vielleicht, was dem Geschenk seine ideale Würze und Bedeutung leiht? Auch das nicht. Die Erfahrung lehrt seltsamerweise das Gegenteil. Der Geber kommt damit nur aus dem Regen in die Traufe. Ein Geschenk, von dem wir merken, daß es in eigennütziger Absicht geboten wird, verliert bloß seinen Wert, schmeichelt aber vielleicht sogar; ein Geschenk aus purer Großmut, ein Ausfluß unverlangter Gnade, macht stutzig, beschämt, verletzt. Liegt dabei die Wahrheit zugrunde, die der Spruchdichter Publius Syrus mit den Worten ausdrückt: „Eine Wohltat annehmen, heißt seine Freiheit verkaufen?“ Nein! Das würde noch immer das Gefühl der Beschämung und Entrüstung nicht erklären, mit welcher man unter Umständen gerade die uneigennützigste Gabe zurückweist. Es gilt im allgemeinen als eine Schande, sich so ohne weiteres beschenken zu lassen. Montaigne erzählt, daß die Geschenke, die man von Seite eines Sultans Soliman dem Kaiser von Calicut überbrachte, diesem ein solches Ärgernis verursachten, daß er sie nicht nur in sehr barscher Weise ausschlug, mit dem Bedeuten, er sei gewohnt zu geben, nicht zu nehmen, sondern auch die Überbringer des Geschenkes in eine tiefe Grube werfen ließ. „Wir vergeben niemals ganz den Gebenden,“ sagt Emerson; „die Hand, die uns speist, schwebt immer in Gefahr, gebissen zu werden. Wir können alles von der Liebe entgegennehmen, denn das ist nicht anders, als ob wir es von uns selbst empfingen; aber nicht von jemand, der es sich a n m a ß t, etwas zu geben.“

Die Lehre des Buddha setzt sich über das beschämende Gefühl, welches das Empfangen und Annehmen einer Gabe mit sich führt, dadurch hinweg, daß sie, ausgehend von dem Gedanken der ursprünglichen Gemeinsamkeit alles Besitzes, das Überströmen des Überflusses nach der Seite des Mangels — eine Art von E n d o s m o s e — als etwas Natürliches und Selbstverständliches ansieht, grundsätzlich zu danken verbietet

und das Gesetz aufstellt: „Schmeichle nie deinen Wohltätern!“

„Wer gibt,“ sagt Seneka, „ist ein Gott; wer Dank dafür verlangt ein Wucherer.“

Also auch das uneigennützige Geschenk ist darum noch lange kein echtes und läuft Gefahr, nach den Grundsätzen des Kommunismus ohne Dank entgegengenommen, oder mit Unwillen zurückgewiesen zu werden.

Aber das Wort des Rätsels ist oben schon ausgesprochen: „Wir können alles von der Liebe annehmen“ — aber nichts von dem, der sich in kaltstolzer Großmut „anmaßt“, uns zu beschenken. Das ist's. „Die Menschen“, sagt derselbe Emerson, „essen deine Gefälligkeit wie einen Apfel und denken dabei nicht an dich. Aber liebe sie, und sie erkennen dich und haben dich gern für alle Zeit“.

So wäre denn die „Kunst zu schenken“ schon in die „Kunst zu lieben“ mit einbegriffen, als ein Teil von ihr, und es wäre nicht mehr nötig, eine solche zu schreiben.

Man muß unterscheiden zwischen Wohltaten und Geschenken. Von ersteren ist hier nicht die Rede.

Geschenke sind den Opfern zu vergleichen, die man zu allen Zeiten der Gottheit brachte. Sie haben ganz denselben Sinn. Man wollte sich selbst dem Gotte geben und schlachtete symbolisch für sich ein Opfertier. Ganz so ist das echte Geschenk im schönsten, höchsten Sinne ein Symbol für die Hingabe der Persönlichkeit des Gebers, sei es in individueller, sei es in universeller Liebe. Ein Weib, das ein Geschenk von einem Manne nimmt, sagt damit, daß sie ihn selber nicht ausschlägt. So und nicht anders wird es auch von aller Welt aufgefaßt. Darum sind auch die würdigsten Gaben diejenigen, die wir gleichsam aus dem Born unserer eigentümlichen Wesenheit schöpfen: die Werke unserer Mühe, unseres Fleißes, unserer Begabung, oder was ein Teil unseres besonderen, eigentümlichen Besitzes ist.

Der Landmann schenkt Früchte, der Winzer Trauben, der jagdlustige Gutsbesitzer Hasen und Rehe, der Dichter Stammbuchverse, der Maler Skizzen von seiner Hand, die Schäferin Blumen, der Stutzer Bonbons, der Priester Heiligenbildchen und Rosenkränze, der Nabob Pretiosen, der Fürst Adelstitel und Orden — und alle meinen es gut und geben

was sie haben und worüber sie verfügen, und es ist so wenig Unrecht oder Schande, Adelstitel und Orden aus der Hand eines Fürsten anzunehmen, als Blumen aus der Hand einer Schäferin, denn wie die Schäferin über Blumen, verfügt nun einmal der Fürst über Titel und Orden und von seiner Huld erwartet man keine Sträußchen. Sein eigenster Besitz ist Macht und Ehre, und Symbole von Macht und Ehre sind die passenden Geschenke seiner Hand. Titel und Orden sind Symbole wie Blumen, und als solche so gut wie Blumen, und es hat keinen rechten Sinn, die Nase über diese Gaben zu rümpfen.

Blumen sind geborene Liebesboten und haben daher als Geschenke die erste Rolle gespielt zu allen Zeiten. Welche Art von Geschenk könnte die Rose und den Lorbeer an Universalität des Gebrauchs, an Poesie und Bedeutsamkeit übertreffen? Aber eben durch diese Universalität des Gebrauchs ist die ursprünglich so poesiereiche Blumenspende fast zu einer abgegriffenen Münze von halbverwischtem Gepräge geworden, und es kann ihr neuer Glanz und Wert nur wieder durch Umstände und die Art und Weise der Darstellung verliehen werden.

Ein schon betagter, gefeierter Künstler meiner Bekanntschaft erhielt viele Kränze und Sträuße ins Haus gesendet. Er legte kein Gewicht mehr darauf und warf sie übereinander in einen Winkel, wo sie unbeachtet im Staube verdorrten und vermoderten. Eines Tages geht er durch eine Straße der Stadt; da kommt eine ihm unbekannte, nicht mehr jugendliche Frau von bescheidenem Ansehen in einfachem Anzuge des Weges. Sie ist eben von einem Ausfluge ins Hochgebirge zurückgekehrt und trägt einen Strauß von Alpenblumen in der Hand. Sie erblickt den Künstler, erkennt ihn, ein Gedanke fährt ihr durch den Kopf — sie zaudert, schwankt ein wenig, endlich faßt sie sich ein Herz, nähert sich dem auch von ihr geehrten Manne und bittet ihn, den Strauß aus ihrer Hand anzunehmen, er komme frisch von der Alpe. Damit überreichte sie die Blumen und verschwindet mit bescheidenem Gruße. Diesen Alpenblumenstrauß warf der Künstler *nicht* zu den andern ...

Das echte Geschenk muß immer improvisiert und die Kunst des Schenkens mit ihm gleichsam neu erfunden scheinen.

Noch ein Wort von Geldgeschenken. Verdienen sie die Mißachtung, die man gemeiniglich gegen sie zur Schau trägt? Ich denke nicht, und wenn ich von einem, den ich liebe und beschenken will, wüßte, daß ich mit nichts in der Welt ihm eine größere Freude machen kann, als mit einer Rolle Dukaten, so würde ich ihm eine Rolle Dukaten schenken — vorausgesetzt natürlich, daß ich sie eben besäße! Kann alles zum Symbol werden, warum nicht auch das Geld?

Nichts ist so schön und poetisch, daß es nicht zu schlecht wäre für ein Geschenk, wenn es des Wertes entbehrt, den ihm die Gesinnung und die Inspiration des Augenblicks verleiht, und nichts so unscheinbar und prosaisch, daß es nicht gut genug wäre, als Geschenk seinen Zweck zu erfüllen, wenn es als solches nur sprechend, lebendig, inspiriert, spontan und naiv ist.

Aus dem Munde eines Dichters habe ich folgendes kleine Erlebnis, das hierher gehört. Vor ein paar Tagen — so lautete die Erzählung — erhielt ich aus der Ferne ein Lorbeerkränzlein in einer großen Schachtel zugesendet, das ich unter den üblichen Umständlichkeiten und Spesen von der Post im Empfang nahm, und das mir nichts Neues sagte, da mir die ehrende Ansicht der Dame, die ihn sendete, über meine Poesien schon aus ihren Briefen bekannt war. An demselben Tage kam ein Bürschchen zu mir, das sich mit poetischen Versuchen befaßt, und das mir seine Talentproben zur Begutachtung vorzulegen pflegt. Ich sehe die Versuche durch und lobe oder tadle sie. Dafür ist mir der Knabe dankbar mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Herzens. Eben hatte ich wieder ein Heft in dieser Weise mit ihm durchgenommen. Er drückte mir seinen Dank mit einer gewissen Begeisterung aus. Plötzlich legte er seine Hand etwas verlegen an die Brusttasche seines Rockes mit den Worten: „Ich habe noch ein kleines Anliegen — aber ich weiß nicht recht, wie ich es vorbringen soll — ich habe da etwas, was Sie — verzeihen Sie — vielleicht brauchen könnten —“ Dabei zog er ein dünnes Briefkuvert aus der Tasche; ich konnte mir schlechterdings nicht denken, was es enthielte.

„Nun, was ist es denn?“ fragte ich, um dem Schüchternen Mut zu machen.

„Verzeihen Sie!“ sagte er und überreichte mir verschämt das Kuvert.

„Nun, was ist's?"

„Entschuldigen Sie — ich habe gehört, daß Sie so sehr an Hühneraugen leiden, und ich kenne eine Frau, die auch so sehr daran leidet und mit dem größten Erfolge dieses Pflaster gebraucht, welches ausgezeichnet ist, und welches sie aus Deutschland kommen läßt — und da habe ich auch eines kommen lassen und habe gedacht . . ."

Ich mußte hell auflachen und akzeptierte das Geschenk mit heiterem, herzlichem Danke.

Soweit der Poet.

Und nun rate der geneigte Leser: welches von diesen beiden Geschenken des Tages mag dem Beschenkten in höherem Lichte erschienen sein — der Lorbeerkranz oder das Hühneraugenpflaster?

Über irrationale Bestandteile der deutschen Sprache.

Der Mensch setzt den denkenden Betrachter der Dinge in Erstaunen durch die unbewußte Kunst, mit welcher er seine Sprache bildet. Und wieder setzt er denselben in Erstaunen durch den Leichtsinn, mit welchem er seine Sprache verdirbt, nachdem er damit zustande gekommen.

Von dieser Verderbnis oder allmählichen Verkümmerung abgesehen, bleibt von Anfang an in den ausgebildeten Sprachen oft ein irrationaler Rest, welchen die geheimnisvoll wirkende unbewußte Vernunft, die im ganzen der Sprache sich kundgibt, nicht völlig bewältigt hat.

Derartige irrationale Reste finden sich vielleicht in keiner anderen Sprache so häufig wie in der deutschen. Kaum hat irgendeine andere so viel Schwankendes und einen so großen Mangel an Folgerichtigkeit. Woher mag das kommen? Liegt dabei eben dieselbe Zerfahrenheit zugrunde, eben derselbe Mangel an fester, gediegener Kraft der Kristallisation und Konsolidation, der bis zur Stunde auch die deutsche Metrik, die deutsche Orthographie, ja selbst das Staatswesen der Deutschen zu keiner sichern, einheitlichen, festen Form gelangen ließ? —

Was die *unbewußte* Vernunft im Bau der Sprache versäumt, was sie nicht völlig durchdrungen und bewältigt

hat, wer anders könnte berechtigt sein, es zu korrigieren, als die bewußte Vernunft der Sprachbilder in erster Reihe, der Schriftsteller?

Jeder Autor sollte sich mit seiner Muttersprache denkend beschäftigen.

Wem von uns begegnet es nicht zuweilen, daß er diesen, jenen Ausdruck nur zögernd, mit einer Art von innerem Widerstreben zu Papier bringt — eben weil er das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von der „Irrationalität“ dieses Ausdrucks hat? —

Ich habe mich oft gewundert, daß sich die Feder des deutschen Schriftstellers nicht energischer sträubt, beispielsweise zu schreiben: „Ich habe das möglichste getan“.

Wir bedienen uns dieses absurden Superlativs auch in der Verbindung: „möglichst groß“, „möglichst tief“ usw.

Wann werden wir Deutschen uns vernünftigerweise begnügen, wie die übrigen Nationen, das „mögliche“ zu tun?

Es hat mich gefreut, wenigstens bei dem alten Kant („Kritik der reinen Vernunft,“ S. 276 der Reclamschen Ausgabe) von einer „möglich größten Vollkommenheit“ zu lesen. —

Gibt es einen Autor, der so recht con amore einen Ausdruck wie „mit nichten“ niederschreibt? Trotz seines, wie ich nicht zweifle, ehrwürdigen Alters und Ursprungs — welch ein sprachliches Mondkälbchen ist es doch, dieses „mit nichten!“

„Es nimmt mich wunder“ ist korrektes Deutsch, aber ich gestehe, daß es — mich wundernimmt.

Eins der vertracktesten Wortgebilde fand ich bei B. Goltz: „an Muten sein“ (Feigenblätter II, S. 74).

Ausdrücke wie „mit genauer Not“, „zum besten haben“, „der erste beste“ können wir kaum mehr missen oder ändern. Aber man besehe sie nur etwas genauer, oder versuche sie wörtlich in andere Sprachen zu übertragen, und man wird sich darüber klar werden, daß diese Redeweisen ziemlich salopp und unbeholfen gebildet sind.

Ein bekanntes Beispiel ungeschickter Wortbildung ist unser „Bediente“. Wie immer man diese Form erklären mag, sie bleibt eine unglückliche, dem reinen Sprachgefühl nicht sympathische. Das „lucus a non lucendo“ ist übrigens auf dem

Gebiete der Sprachbildung nicht gar so unerhört. Man findet Ausdrücke, die, wie der „Bediente“, gelegentlich im Sinne des Gegenteils von dem, was sie ihrer Form oder ihrem Ursprung nach zunächst bedeuten, gebraucht werden. Ich kann nicht umhin, hier an die sonderbare Anwendung, die das französische Wort „markieren“ in einer gewissen Redensart findet, zu erinnern.

Wir sagen: „Der Schauspieler markierte auf der Probe seine Rolle bloß“.

Was heißt marquer? — „Bezeichnen“, kennzeichnen, hervorheben. „Un goût marqué pour quelque chose“ heißt eine entschiedene Neigung für etwas; un dessein marqué, une intention marquée, ist ein deutlicher Plan, eine ausgesprochene Absicht. Man sollte also denken, die Rolle markieren, heiße sie mit deutlicher Hervorhebung des einzelnen vortragen. Aber nein — es bedeutet im Gegenteil: sie leichthin, oberflächlich, ohne scharfe Betonung und Schattierung vortragen. „Markieren“ also = nicht markieren.

Man wird mit einer Erklärung, mit einer Rechtfertigung zur Hand sein. Man wird mir sagen, jene Redensart bedeute das Betonen bloß der Hauptsachen, während das Nebensächliche fallen gelassen wird, und insofern sei das „Markieren“ doch ein Markieren, ein Hervorheben, nämlich eben der Hauptsachen.

Aber es ist ebenso absurd zu sagen: „ich markiere meine Rolle“, wenn ich sagen will: „ich markiere nur die Hauptpunkte derselben“, als es absurd wäre zu sagen: „ich sehe jenen entfernten Gegenstand genau“, wenn ich sagen will, ich sehe nur die Hauptpunkte, die Umrisse desselben genau. —

Wollte nun aber jemand z. B. auch das Wort „Bergbau“ absonderlich und „irrational“ finden, weil ja beim Bergbau nicht gebaut, sondern im Gegenteil gegraben wird, so würde es dem Sprachforscher vermutlich ein leichtes sein, den Krittler mit irgendeiner gelehrten Erklärung, mit der Darlegung einer veralteten, wenig beachteten Bedeutung des Wortes „bauen“ etwa, abzutrumpfen.

Zu bedauern bleibt es jedoch immerhin, wenn wir bei einem Wortgebilde auf eine abgestorbene Bedeutung des Stammwortes zurückgehen sollen, die mit der aktuellen, lebendigen Bedeutung desselben nichts mehr gemein hat

oder gar mit ihr im Widerspruch steht. „Irrational“, und darum unsympathisch, klingt nicht bloß das, was **niemals** völlig sprachvernünftig (rational) war, sondern auch das, dessen vernünftiger Sprachsinn erloschen, aus dem Sprachbewußtsein verschwunden ist. Von Ausmerzung oder Umformung solcher Worte kann in den wenigsten Fällen die Rede sein: aber wenn der Sprachschatz neben einem solchen irrational gewordenen ein anderes rationales Wort zur Verfügung hat, so wird der feinsinnige Autor die Durchsichtigkeit, Klarheit und Logik der Sprache fördern helfen, wenn er dem rationalen, etymologisch gemeinverständlichen Worte den Vorzug gibt.

Wären wir gegen die Forderung etymologischer Durchsichtigkeit der Sprache nicht abgestumpft und gewöhnt, sorgsamer auf die Grundbedeutungen der Worte zu achten, so würden wir manches Lächerliche vermeiden, und uns z. B. auch nicht beikommen lassen, von einem „trocknen Humor“ zu sprechen. Was heißt humor? **Feuchtigkeit!** „Trockene Feuchtigkeit“ also! — Das „Volk der Denker“ verfährt zuweilen auch ein bißchen gedankenlos. —

Die deutsche Kasusbildung ist von Hause aus eine ziemlich absonderliche, kapriziöse; dazu kommt denn noch manches Willkürliche, Anomale im einzelnen. Wir sagen „von meiner Seite“, „von deiner Seite“, aber „von Seiten der Gemeinde“, „von Seiten der Kritik“ usw. Warum „von Seiten“? Was in aller Welt soll hier das angefügte **n**?

Die Schriften unserer besten Autoren sind entstellt durch falsche Kasusformen.

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben“, heißt es bei Goethe; und so gewöhnt sind wir an Nachlässigkeit und Willkür in der Kasusbildung, daß ich vielleicht der Erste bin, der diesen lapsus calami bemerkt und der darauf aufmerksam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen“. —

Wir sagen: „ich werde es gewahr“, „er will es nicht Wort haben“. Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, daß „**es**“ sei in diesem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „dessen“. Aber warum schleppen wir uns in vereinzelten Fällen mit abgestorbenen Formen, die geeignet sind, das Sprachgefühl

des Laien irrezuführen und ihn gleichsam zu narren? Wäre es nicht besser, frischweg zu schreiben und zu sagen: „ich werden dessen gewahr“, „er will dessen nicht Wort haben?“

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweisen „Euer Wohlgeboren“, „Euer Exzellenz“, usw., indem er uns belehrt, „Euer“ sei in dieser Verbindung Genitiv (Vestrûm excellentia, nicht vestra). Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtsein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Kultursprachen zu schreiben: „Eure Exzellenz?“ — „Euer Wohlgeboren“ täten wir am besten ganz in die Rumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Kasusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen“, „ein Pferd zu Schanden reiten“. Seltsam erscheint die Konstruktion: „Jemanden los werden“. Ein Exempel unlogischer Flexion ist die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle“. Warum der Konjunktiv?“

Viel Irrationales findet sich auch bei der Bildung zusammengesetzter Wörter. Noch immer glauben wir des schon von Jean Paul energisch aber vergeblich bekämpften, zwischen die beiden Bestandteile eines zusammengesetzten Wortes eingeschobenen s nicht entraten zu können. Es ließe sich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für diese Einschiebung setzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, ist eine ganz leere Einbildung. „Teilnahmslos“ klingt nicht bloß nicht besser, sondern schlechter als „teilnahmlos“. Wollen wir „rücksichtslos“ sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter dem t übel klingt, dann müssen wir auch „lichtslos“ sagen statt „lichtlos“. Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich.

In Glockers „Mineralogie“ S. 185 fand ich das Kompositum „Formsähnlichkeit“ gedruckt. Eine unleidliche Bildung; aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Verteidiger des eingeschobenen s konsequenterweise dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endsilben zu verbinden, welche nur zu Substantiven passen, — „reglos“, „schadlos“ — ist hier zu gedenken. Ein Feuilletonist führte kürzlich Beispiele dieses Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die

Mißbildungen „schadlos“, „reglos“ allerdings in früherer Zeit, durch das metrische Bedürfnis veranlaßt, einigemal entschlüpfen ließ, dieselben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längst völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir schon manches Mal den Kopf zerbrochen, ist unser Kompositum „Helfershelfer“. Was soll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? Also einer, der dem Helfer beim helfen hilft? Oder soll man es für eine Art von Reduplikation nehmen, die zur Verstärkung des Begriffs dient, wie ähnliches in verschiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer“.

Eine merkwürdige Denkträgheit verrät sich in gewissen korrumpierten Wortformen, in welchen statt des ursprünglichen, seltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derselben Bedeutung gebraucht wird. So sagen wir z. B. „schlecht und recht“, was ohne allen Zweifel „schlicht und richt“ lauten müßte. „Richt“ entspricht dem lateinischen rectus = „gerade“; „schlicht“ bedeutet ebendasselbe: schlichtes Haar ist gerade herabhängendes Haar, ohne Künstelei und Lockengekräusel. Ist es nicht arg, daß der Deutsche, vielleicht nur weil ihm, wie es scheint, das klanglose e mundgerechter und bequemer ist als das i, ein Wort wie „schlicht“ in „schlecht“ korrumpiert, obgleich dies letztere Wort schon seine bestimmte Bedeutung hat? Wie kommt es dazu, ganz fälschlich auch in der Bedeutung jenes andern gebraucht zu werden? Wäre es nicht ein wahres Verdienst der Schriftsteller, wenn sie den Mut hätten, mit jener korrumpierten Form zu brechen und zu schreiben „schlicht und richt“?

Die Neigung des Deutschen, bei den Worten mehr auf den Klang als auf die Bedeutung zu achten, verrät sich auch in der Naivität, mit welcher er Fremdwörter in ähnlich klingende deutsche Worte von himmelweit verschiedener etymologischer Bedeutung umsetzt, und so z. B. aus dem griechischen *μίλτος* einen „Meltau“, aus *βάναυσος* (gemeiner Handwerker) einen „Bönhasen“, aus dem indischen markata (Affe) eine „Meerkatze“ gemacht hat. Da man hier bei den Worten „Mel“, „Hase“, „Meer“ unbedingt nichts denken

darf, sind solche fast kindliche Wortbildungen nicht geeignet, die Gedankenlosigkeit überhaupt zu befördern.

Auch aus heimischen Sprachelementen zusammengesetzte Wörter erscheinen oft sinnlos, weil sie entweder in ähnlicher Weise wie die eben angeführten Fremdwörter verdeckt sind, oder die zugrunde liegende Bedeutung längst verloren gegangen ist. Unser „Maulaffe" ist offenbar kein Affe, sondern einer der das „Maul" offen hat; unser „Ölgötze" hat nichts mit dem Öl zu tun, sondern ist korrumpiert aus „Elgötze", von dem althochdeutschen Ella, „die Fremde", so daß also ein unbehilflicher Mensch mit einem ausländischen Götzen, den man sich gerne als ungeschlacht und seltsam vorstellen mag, verglichen wird. (Siehe Blumenthals Monatshefte 1876, 6. Heft). Es geht noch an, wenn wir „Sündflut" schreiben statt „Sintflut", denn „Sündflut" hat doch einen vernünftigen Sinn für uns; aber wir geraten sogleich ins Bodenlose, wenn wir uns einfallen lassen, bei „blutjung", „blutarm", „blutwenig" an Blut, bei „Hagestolz" an Stolz, bei „blitzblau" an den Blitz, bei „Keuschlamm" an die Keuschheit und an ein Lamm zu denken.

Nun kommt freilich der gelehrte Sprachhistoriker und sagt uns: „blut" ist in jenen Zusammensetzungen soviel wie „bloß", „nackt"; „Hagestolz" ist eine Junggeselle, von „Stolze" = Diener, Gefährte, Geselle, und „hage" bedeutet „groß", also ein gewöhnlicher, nicht verheirateter Knecht, Bursche, Junge, Garçon. Er wird uns ferner sagen: „blitzeblau" und „gritzegrau" sind Superlative, durch eine Art von Reduplikation gebildet. Ganz recht. Das Irrationale wäre hier aus der Sprechform selber hinwegdemonstriert. Wenn es sich nur ebenso leicht aus dem Bewußtsein und der Auffassung des sprechenden Volkes verbannen ließe? Es bleibt doch immerhin fatal, daß bei diesen Wortbildungen der Irrtum gar so nahe und die Erklärung so fern liegt.

Es gibt keinen deutschen Poeten, der nicht bisweilen klagte, daß er „mutterseelenallein" ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie gerade die „Mutterseele" dazu kommt, eine so ganz besondere Prärogative des Alleinseins zu besitzen.

„Flöten gehen" — „zu Paaren treiben" — „steinreich" — „sternhagelvoll" — „Backfisch" —

„Strohwitwe“ — „Spiegelfechterei“ — „Windsbraut“ — „mit Kind und Kegel“ — papageienmäßig sprechen wir diese Ausdrücke einander nach, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenschaft zu geben.

Ohne den mindesten Anspruch, irgend etwas dabei denken zu wollen, gebrauchen wir sprichwörtliche Redensarten vom Schlage der folgenden:

„Auf den Hund kommen“ — „in die Pfanne hauen“ — „Streit vom Zaun brechen“ — „über den Löffel barbieren“ — „einem einen Bären aufbinden“ — „etwas über den grünen Klee loben“ — „lügen wie ein roter Hund“ — „das geht noch über das Bohnenlied“ — „da liegt der Hase im Pfeffer“ usf.

Über den Ursprung dieser Redensarten sind die Gelehrten selbst nicht einig. Meist werden sie auf diese oder jene Anekdote zurückgeführt, die längst verschollen und vergessen, oder auch — wer weiß? — von irgendeinem sinnreichen Forscher zu diesem Behufe ersonnen ist. — Aber lohnt es sich denn überhaupt, das vertrackte Zeug zu verstehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: Was will das eigentlich sagen, „über den Löffel barbieren“? soll ich ihm eine alte, vielleicht läppische Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären und mich von ihm auslachen lassen, wenn er sieht, daß der Deutsche sich jahrhundertelang mit wunderlichen, unsinnigen Redensarten schleppt, die auf alte, längst vergessene Anekdoten zurückzuführen sind?

Ich sehe die gelehrten Herren, denen alles, was sich auf sprachgeschichtlichem Wege nur irgendwie erklären läßt, als heilig und unantastbar gilt, die Köpfe schütteln. Aber ich wünschte über diese geschüttelten Köpfe hinweg mich durch diese Zeilen mit meinen schriftstellerischen Kollegen direkt zu verständigen. Warum soll sich der Schriftsteller nicht einem Deputierten vergleichen dürfen, der ja auch über die Köpfe der Rechtsgelehrten hinweg Gesetze gibt? —

Die schönsten Erklärungen und die gründlichsten Auseinandersetzungen derjenigen, die da glauben, ein an sich richtiges Prinzip umstoßen zu können, wenn es ihnen etwa gelingt, nachzuweisen, daß das eine oder andere der angeführten Beispiele nicht glücklich gewählt ist, werden an der Tatsache nichts ändern, daß es im Deutschen eine erkleckliche Anzahl von

Ausdrücken, Formen, Zusammensetzungen und Redensarten gibt, die entweder von Hause aus nicht rationell gebildet, oder verderbt sind, oder bei welchen die ursprüngliche etymologische Bedeutung der Bestandteile mit der gegenwärtigen in einem für die logische Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache bedenklichen Gegensatze steht, und daß an vielen dieser Bildungen sich zwar kaum mehr rütteln läßt, bei anderen aber es dem Schriftsteller noch immer möglich ist, entschieden Falsches oder Absurdes durch Nichtgebrauch in Vergessenheit geraten zu lassen, und Korrektes, Vernünftiges, dem lebendigen Sprachgefühl Gemäßes an seine Stelle zu setzen. Lege nur jeder dies Prinzipielle sich nach seinem Sinn zurecht und gebe er ihm praktische Folge.

Aus den „Grazer Briefen“ der „Triester Zeitung“.

Aus Graz. (26. August 1870.)

Bei der großen Beliebtheit, deren sich gegenwärtig die Telegramme aus Pont-à-Mousson und Rezonville im deutschen Lesepublikum erfreuen, dürfte die Erheblichkeit neuester Nachrichten aus Graz von vielen bezweifelt werden. Mit Unrecht. Ich könnte Ihnen manche hübsche und lehrreiche Geschichte aus Graz erzählen, die sich, wenn auch nicht mit den Telegrammen aus Pont-à-Mousson, doch mit den Erzählungen aus des Ovidius Methamorphosen zu messen imstande ist. Sie erinnern sich doch z. B., wie der thrazische Sänger Orpheus von wütenden thrazischen Weibern zerrissen wurde, nachdem er sie selbst vorher durch sein Saitenspiel zu bacchantischer Wut entflammt hatte? Eine ganz ähnliche Begebenheit ereignet sich gegenwärtig hier. Sie kennen die Grazer „Tagespost“. Jahrelang hat dies Organ das steierische Volk zu fanatischem Preußenhaß erzogen. Seit Ausbruch des Krieges macht es an Preußens Seite Front gegen den äußern Feind. Darin aber erblicken seine bisherigen, zu bacchantischer Tollwut entflammten Leser eine Schwenkung, welcher sie mit ihrer Logik nicht zu folgen vermögen — sie wittern preußischen Talerklang im Saitenspiel der „Tagespost“, ergrimmen darob, und die „Tagespost“, ein papierner Orpheus, wird täglich

wütend zerrissen von Bacchanten und Bacchantinnen, die sie selber entflammt hat. Das wunderlichste ist, daß die so Behandelte den rechten Schild der Abwehr nicht ergreift. Sie brauchte ja nur zu sagen: Seht meine Genossinnen in den österreichischen Landen — seht, wie sie alle, mit überaus wenigen Ausnahmen, denselben Ton anschlagen; — geht noch weiter, seht euch um in der gesamten europäischen, und zum Überfluß in der amerikanischen Presse — mit verschwindend wenigen Ausnahmen steht sie gegen Frankreich auf Seite der Deutschen — Alle Wetter! glaubt ihr wirklich, daß die ganze Welt gepflastert ist mit „preußischen Talern"?

Ein Glück für die „Tagespost" ist's jetzt, daß nicht alle Bewohner von Graz sich politisch gebildet haben an ihren Leitartikeln. Es sind über die Parteigruppierung der Grazer Bevölkerung sehr widersprechende Ansichten in der Welt verbreitet. Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen aus guten statistischen Quellen einen genauen und authentischen Ausweis über diese Parteigruppierung geben.

Deutsch gesinnt sind: die Studenten, die Professoren, die Beamten bis zu 1000 fl. Gehalt, die Schriftsteller, die Künstler, die gescheiteren Leute, und Dr. Mitterbacher.

Franzosenfreundlich sind: die pensionierten k. k. Majore, die pensionierten k. k. Kriegs- und Verpflegungskommissäre, die Frauen aus den höheren Ständen, die Hausbesitzer in der Vorstadt, die Pfarrer und Kapläne, das „Volksblatt", die zur Ruhe gesetzten Bäckermeister, die Bierversilberer, viele Personen von hervorragender amtlicher Stellung, überhaupt die borniertere Klasse.

Neutral verhalten sich: die alten Weiber, die Damen der Demi monde, die Bettelleute und der „Steirer Seppl".

Sie haben doch gelesen, daß eine Anzahl Damen der hiesigen Aristokratie einen Preis aussetzte oder aussetzen wollte für den französischen Soldaten, der zuerst eine deutsche Kanone erobert! Wie ich höre, will auch ein Komitee adeliger Fräuleins zusammentreten, um einen Preis auszuschreiben auf das erste Paar Lederhosen, das ein braver elsässer Bauer sich aus der einem deutschen Verwundeten abgezogenen Haut verfertigen läßt. „Das Unglück von Sadowa in ihrem österreichisch-patriotischen Herzen tief empfindend," so sagten die obenerwähnten Damen, hofften sie vom edlen Frankreich den Voll-

zug der Rache an dem nichtswürdigen Preußen. „Trauer wegen Sadowa!“ Und Magenta? und Solferino? Bewogen diese Namen, edle Damen, eure „österreichisch-patriotischen Herzen“ zu keiner Trauer? Um den Sieger von Sadowa zu züchtigen, wendet ihr euch an den Franzosenkaiser, der Österreich 1859 die Lombardei abnahm und der 1866 dasselbe Österreich niederwerfen ließ, ohne eine Hand dafür zu rühren, selbst als ihm durch einen Akt beispielloser Staatsweisheit von demselben Österreich Venedig auf dem Präsentierteller dargebracht worden war?

Wunderbare Logik! so wunderbar, wie die des Grazer „Volksblatt,“ das in heulenden und zähneklappernden Leitartikeln auseinandersetzt, die preußischen Siege seien beweinenswert für ganz Europa. Denn Preußen — so jammert das Blatt — wird zu mächtig; es stört das europäische Gleichgewicht; einen solchen präpotenten Militärstaat darf Europa nicht dulden. Also die deutsche Macht ist eine Bedrohung für Europa; aber die französische Macht und Präpotenz geniert euch nicht, ihr Herren? Preußens Ehrgeiz, Preußens Annexionslust ist verdammlich, aber wenn Frankreich nach deutschen Landen giert, wenn es Deutschland den Fuß auf den Nacken setzen, es zersplittert und ohnmächtig erhalten will, das findet ihr recht und billig? Und ihr wollt, daß das deutsche Volk noch in den Reihen der Franzosen ins Feld ziehe, um ihnen diese rühmlichen Absichten verwirklichen zu helfen? Es gibt in Europa nur eine präpotente Nation, nur eine, welche das europäische Gleichgewicht stört, nicht sowohl durch ihre natürliche Macht, als durch einen ungezügelten, den Frieden der Nachbarn ewig bedrohenden Ehrgeiz. Und diese Nation ist die französische. Wenn eine Nation sich herausnimmt, blutige, verheerende Kriege zu beginnen, bloß weil ein Nachbarstaat irgendwo militärische Lorbeern gepflückt hat, bloß weil sie den Gedanken nicht ertragen kann, daß man sage, die Soldaten eines anderen Volkes seien ebenso tüchtig wie die ihrigen — gibt es eine ernstere, eine beständigere Bedrohung des europäischen Friedens? Ein Ehrgeiz wie der französische mag an sich rühmlich sein; aber die Völker Europas werden doch schwerlich Lust haben, eins nach dem andern sich abschlachten zu lassen, bloß damit der edle Ehrgeiz Frankreichs gestillt, der Ruhm seiner Soldateska nicht verdunkelt werde.

Die deutsche Macht wird den Völkern nie so gefährlich werden wie die französische. Der Deutsche ist kein Element für einen bloßen Militärstaat. Er ist ein tüchtiger Soldat, aber sein Wesen wird nie aufgehen im militärischen Geiste. Die deutsche Nation wird nie eine Nation von Klopffechtern sein. Groß in den Künsten des Friedens, wird sie das Schwert immer nur gezwungen ziehen, nicht aus bramarbasierender Streitlust, nicht aus militärischem Dünkel und fieberhafter Ruhmsucht wie der Nachbar überm Rhein . . .

O Himmel, ich verfalle in echten Leitartikelstil — ich gerate ins Fahrwasser pathetischen Ernstes, während es doch meine feuilletonistische Pflicht ist, mehr oder weniger Humor zu entwickeln und den Leser mit Kleinigkeiten zu unterhalten. Aber es ist im Augenblick die allgemeine Klage, daß keiner mehr tut, was seines Amtes ist, sondern ein jeder politisch-militärisch oder patriotisch kannegießert. Die Frauen aller echten „deutschen Männer" beklagen sich, daß ihre Gatten die ganze Nacht im Schlaf um sich schlagen und im Traum von gelungenen Attacken schwärmen, und die Wirte, bei welchen die Patrioten speisen, ringen die Hände, denn ihre Gäste denken nicht mehr an Essen und Trinken; sie hungern und dürsten nach nichts mehr als nach Telegrammen und nach Franzosenblut. Statt in die Speisekarte vertiefen sie sich in die Karte des Kriegsschauplatzes, Messer und Gabel verwenden sie nur zu demonstrativen Luftschwenkungen im Eifer des Gesprächs.

Der Hunger nach Bulletins wird glücklicherweise in diesen Tagen reichlich genug gestillt. Das einzige noch Wünschenswerte wäre einige Abwechslung im Text. Die beständigen Siegesnachrichten beginnen monoton zu werden. Man möchte beinahe wünschen, daß einmal eine kleine frische fröhliche Niederlage gemeldet würde — wäre es auch nur, daß man an die folgenden Siegesnachrichten wieder zuversichtlicher — glauben könnte. Es ist verdrießlich, wenn man immer nur von Siegen hört — auf beiden Seiten; es ist verdrießlich, daß immer zugleich in Berlin und Paris „Viktoria geschossen" wird, und daß, so oft Bazaine „nach Metz zurückgeworfen wird" — es geschieht ihm dies regelmäßig an allen geraden Tagen: am 14., 16., 18. usf. — gleichzeitig immer auch (siehe die französischen Kammersitzungsberichte) die Deutschen

„in die Steinbrüche von Jaumont" oder sonst wohin zurückgeworfen werden. Dieser Bazaine bei Metz fängt jedenfalls an langweilig zu werden. Ich wollte, er würde einmal nach Mexiko zurückgeworfen. Wird er noch oft auf Metz zurückgeworfen, so kann es ihm nicht fehlen, daß er eines Morgens als „Graf, Herzog oder Fürst von Metz" erwacht.

Wunderlichere Telegramme als die jetzigen hat die Welt noch nicht gelesen. „Als wir heute morgens zu retirieren gedachten, wurden wir vom Feinde, der dies nicht leiden wollte, heftig angegriffen; nach blutigem Kampfe warfen wir ihn auf allen Punkten zurück und traten den Rückzug triumphierend an." Oder: „Heute mittags gewahrten wir die Absicht des Feindes, Fersengeld zu geben. Dem blutigen Aufgebot aller unserer Kräfte gelang es, ihn daran zu hindern." Oder (siehe Meldung des „Journal officiell"): „Der Plan unseres Feldherrn, sich zurückzuziehen, ist noch nicht gelungen; wir mußten leider auf den eroberten Positionen stehen bleiben." — Großes Pariser Jubeltelegramm (noch ausstehend): „Sieg, Sieg! Die Preußen sind vernichtet, und unsere Heerhaufen sind in vollem ungehindertem Rückzug auf Paris!"

Wer hätte einen solchen Umschwung der Strategie und Taktik vor zehn Jahren geahnt? Es ist kein Wunder, wenn militärische Kapazitäten in Pension, die hier leben, die Köpfe bedenklich dazu schütteln. Graz ist bekanntlich das Asyl, in welches sich ausgemusterte Feldherren, größere und kleinere militärische Würdenträger bis herunter auf die mit Majorscharakter pensionierten Hauptleute zurückzuziehen pflegen. In diese Herren ist seit Eröffnung der deutsch-französischen Feindseligkeiten ein eigener Geist gefahren. Sie tun, was sie früher im aktiven Dienste zum Teil versäumten: sie studieren die Karten des Kriegsschauplatzes und zerbrechen sich den Kopf mit strategischen Studien. Kürzlich traf ich einen alten Oberst über eine französische Landkarte gebeugt. Es entspann sich zwischen uns ein Gespräch über die letzten Erfolge der Deutschen. „Haben ja die Überzahl! Die verfluchten Kerle, — haben ja die zehnfache Überzahl!" rief erbost der alte Haudegen. „Nun stehn sie bei Metz," sagte ich, „die verfluchten Kerle, und werden auch dort siegen!" — „Glauben Sie das nicht!" rief der biedere Regimentschef in Pension, und lachte

überaus pfiffig. „Glauben Sie das nicht — hab's schon herausgebracht hier auf der Karte; da stehn die Franzosen, und da stehn die Deutschen in ihrer Übermacht — aber es hilft ihnen alles nichts, denn die Franzosen, wiewohl in der Minderzahl, sind sehr klug und gehen her und umzingeln die Deutschen . . ."

Wie reichlich es auch bei uns hier vertreten sein mag, das ängstlich über die Landkarten gebeugte, bureaukratische, militärische und klerikale altösterreichische Zopftum — nicht minder groß ist die Zahl jugendlicher, frisch empfindender deutscher Herzen, die mit Jubel den Morgenhauch einer besseren, ruhmreicheren Zukunft in den Siegesbotschaften aus dem Biwak der deutschen Heere begrüßt. Aber eben der echte, glühende Patriot verhehlt sich nicht, daß das große Werk erst zur Hälfte getan ist. Er verhehlt sich nicht, daß Frankreichs Macht im Augenblick noch keineswegs zertrümmert ist, und daß bis zum völligen deutschen Siege des Blutes mindestens noch ebensoviel fließen wird, als schon geflossen ist. Niemand wird die Tüchtigkeit des deutschen Soldaten bezweifeln. Aber der französische Soldat ist Soldat im eigentlichsten Sinne des Wortes und als Soldat, Mann gegen Mann gestellt, kaum überwindlich. Wenn hier ein bebrillter Gymnasialprofessor ans Köln oder Breslau, oder ein schlesischer Leineweber als Landwehrmann bewaffnet steht, und dort ein Turko in seiner wilden Kraft, so wird man wohl zugeben, daß die größere Entschiedenheit der Prädestination für Kehlabschneiderei, für Menschenwürgerei und Schlächterei auf Seite des letzteren ist. Die größere Wildheit des Temperaments nebst Chassepots und Mitrailleusen auf französischer Seite wird immer, wenn der deutsche Erfolg ein gesicherter sein soll, durch einige numerische Überzahl und durch die höhere Intelligenz der Führung ausgeglichen werden müssen. Es wäre schon Ruhm genug für uns Deutsche, selbst wenn Bellonas Gunst weniger beständig auf unserer Seite bliebe, daß wir das übermütige Frankreich belehrt, nur der Aufwand seiner ganzen Kraft könne es vor der vernichtenden Wucht der deutschen Hiebe retten, und lächeln mag der Deutsche in dieser ernsten Zeit, wenn er sieht, wie die bramarbasierende Gallia, die mit ihren Turkos auszureichen glaubte, in der schweren Angst und Not des Augenblickes ihre Marinesoldaten, ihre Gendarmen, ihre

Zollwächter, und, wenn ich nicht irre, auch ihre Nachtwächter einberuft, um gegen das deutsche Heer im Felde Front zu machen.

Die schönste Gegend der Erde.

Ein Separatvotum.

Ich habe niemals recht begriffen, wie es die Leute eigentlich meinen, wenn sie bald Neapel, bald die Berge und Seen der Schweiz, bald den Niagarafall usw. als die schönsten und merkwürdigsten Punkte der Erde bezeichnen. Nach meiner feststehenden Überzeugung gebührt diese Bezeichnung einzig und allein dem Landstrich, welcher sich von Krems an der Donau über Gföhl, Zwettl und Weitra gegen die böhmische Grenze hin erstreckt, und welcher unter dem Namen des niederösterreichischen Waldviertels bekannt ist. Personen, welchen gegenüber ich diese Überzeugung geltend machte, haben mit hämischem Lächeln eingewendet, daß ich nicht so denken würde, wenn ich nicht zufällig in besagter Gegend, und zwar zu Kirchberg am Walde, in der Nähe von Zwettl, das Licht der Welt zuerst erblickt hätte. Ich kann diesen Umstand, nämlich da geboren zu sein, nicht leugnen, und ich vermag mich, da ich nun einmal da geboren bin, in die Lage, nicht da, sondern anderswo geboren zu sein, so wenig zu versetzen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken oder nicht denken würde, wenn ich nicht da geboren wäre. Und so werde ich von meiner Behauptung, daß die schönste und merkwürdigste Gegend der Welt zu beiden Seiten der Landstraße liege, auf welcher der Kremser Stellwagen täglich durch den Gföhler Wald über Rastenberg nach Zwettl und Weitra fährt, so lange nicht ablassen, bis einer auftritt, dem es gelingt, mir das Gegenteil zu beweisen.

Ich möchte wirklich wissen, wie er das anfinge. Wollte er es z. B. versuchen, mir glaubhaft zu machen, daß irgendwo und irgendwie das Gefühl übertroffen werden könne, mit welchem ich, wenn wir Sängerknaben des Stiftes Zwettl zur Jahresschulprüfung nach Krems geführt wurden, auf der Straße mitten im Gföhlerwalde zuerst aus weiter Ferne den Spiegel der breiten, prächtigen, inselreichen Donau herüber-

blitzen sah — wollte er das versuchen, so könnte mir die Verschrobenheit und Rechthaberei, die Voreingenommenheit und Parteilichkeit eines solchen Menschen nur ein mitleidiges Lächeln abnötigen. —

Das Schöne wird leidlich in der Welt anerkannt, aber nicht so das Schönste. Sollen etwa die nüchternen Zeitungs-Feuilletons, in welchen alle Jahrzehnt einmal etwas über das Waldviertel wie über einen armen, vergessenen „Erdwinkel" gesagt wird, der Größe und Würdigkeit des Gegenstandes angemessen sein?

Da schreibt z. B. einer:

„Männiglich ist es bekannt, daß das Erzherzogtum Niederösterreich seit alter Zeit in vier Kreise (Viertel) eingeteilt ist. Eines dieser Viertel ist das „Viertel ober dem Mannhartsberge", und dessen gebirgiger (?) Teil wird seit undenklichen Zeiten das Waldviertel genannt. Man braucht nur einen Tag im Waldviertel gewesen zu sein, um die Entstehung dieses Namens zu begreifen. Überall, wohin das Auge streift, das üppigste, frische Waldesgrün in allen Farben und Schattierungen, Laubholz und Nadelholz gedeihen um die Wette, und mitten in diesen grünen, duftenden Wäldern trifft das Auge in wohltuendem Wechsel Triften und wohlbestellte Felder. Kleine Bäche und freundliche Ortschaften vollenden das Bild. Und es ist ein liebes Bild, welches sich dir darbietet, führt je ein Zufall dich in diese Gelände."

„Bescheidener Fleck Erde," ruft ein anderer aus, „von vielen nicht einmal dem Namen nach gekannt! Und doch bist du nichts weniger als arm an Schönheiten eigentümlicher Art, und wären es auch nur deine immergrünen Wälder, die wie endlose Parke rechts und links deine wohlerhaltenen Straßen säumen und der Gegend zu jeder Jahreszeit einen frischen, duftigen Reiz verleihen. Wer auch nur einige Zeit auf dir verweilt hat, vergißt dich nicht leicht wieder, und so drückt auch mir Erinnerung die Feder in die Hand."

Recht gut gemeint — aber das sind am Ende doch alles nur Lappalien und triviale Redensarten. Den rechten Verstand und das rechte Wort für die Merkwürdigkeit und Einzigkeit des Waldviertels findet man nur bei den Eingebornen, z. B. bei Ludwig Mayer, meinem Landsmanne, weitläufigen Verwandten und Freunde, einem philosophischen Autodidakten

und verwilderten Genie, Autor der Blätter „Aus der Mappe des Philosophen von Rumpelsbach“ (Hamburg, Richter, 1874), welcher der von mir vollkommen geteilten Ansicht ist, daß im Viertel ober dem Mannhartsberge ein anderer Mond scheint als im Viertel unter dem Mannhartsberge, die Vögel anders singen, die Wasser anders rauschen, und „jeder Wurm“ noch ganz anders, als anderswo, eine „Heimat“ hat. —

Im Jahre 1867 besuchte ich nach vieljähriger Abwesenheit das heimische Waldland wieder — frischte die Eindrücke der Kindheit wieder auf, und erhielt überdies auf dieser Heimatreise eine Menge von Anregungen, namentlich zu Einzelheiten der Naturschilderung, für den „König von Sion“, den ich damals eben in Angriff nahm, und dessen erster Gesang zu Schweiggers, im Hause meines lieben Vetters Koppensteiner, niedergeschrieben wurde.

„Wohlan denn,“ wird der geneigte Leser neugierig ausrufen, „beschreibe uns die Wunder deines teuern Waldviertels, die Reize, welche es zum merkwürdigsten Fleck der Erde machen!“ — Ich werde mich hüten, diese Wunder schildern und etwas mit vielen Worten aufputzen zu wollen, dessen geheimer, größter Reiz vielleicht in der Anspruchlosigkeit und Schlichtheit liegt. Zu beschreiben ist da wenig oder nichts. Ich habe dem geneigten Leser gesagt, wo nach meiner Überzeugung der schönste Fleck der Erde liegt; will er es mir nicht aufs Wort glauben, so werden ihn die flüchtigen, ganz simplen Bemerkungen, die ich folgen lasse, noch weniger überzeugen.

Das Waldviertel ist kein Gebirgsland, in welchem öde Bergkolosse auf dunkle Talschluchten herabschauen, die Seele des Menschen ängstigend; aber auch keine einförmig sich hinstreckende Ebene. Berg und Fläche berühren sich in schön ausgeglichener Mischung, in nicht erhabenem, aber anmutigem Wechsel. „Starkbewaldetes Hügelland“ nennen es trockene Geographen.

Ach die Wälder des Waldviertels! — Urwälder freilich sind auch sie nicht — nicht zu vergleichen den riesigen Nachbarwäldern des südlichen Böhmens. Aber etwas ganz anderes doch als die Gehölze mancher Alpengebirgsländer, wo zumeist hohe, aber lächerlich dünne Stämmchen wie Spazierstöckchen

den unwegsamen, von Schluchten und Erdspalten zerrissenen Berghang hinanstehen! Stämmiger Wald ist's, oft tiefere Gründe, mit allen phantastischen Schauern der Waldnatur. Aber es fehlen auch nicht die bequemen, einladend-schönen Haine in der Ebene, für welche ich schwärme, zumal wenn massige weichbemooste Felsblöcke hie und da auf freundlichen Waldwiesen und Lichtungen sich hinstrecken, die leicht zu erklettern sind, auf welchen man halbe Tage lang liegen und träumen und die roten Turmdächer der benachbarten Dörfer betrachten kann.

Der Wald ist Herr in diesem Lande; auch Wiesen und Feldern drückt er sein Siegel auf, und man sieht, daß diese den Grund und Boden nur gleichsam von ihm zu Lehen haben. Mitten auf Wiesen bemerkt man Hügel, wie Maulwurfshügel, aber von der Größe der Ameisenhaufen, reichlich bewachsen mit Heidekraut. Wacholdergesträuch wuchert auf kleinen Grastriften zwischen den Äckern. Haselstauden, die zurzeit, wenn die Nüsse reifen, einen angenehmen Geruch verbreiten, stehen dicht an den Rainen, dazwischen das unvermeidliche Heidekraut — und nicht bloß Heidekraut, sondern auch Waldmoos polstert die Raine, sowie die Hügel der Wiesengründe. Lauter vorgeschobene Posten des Waldes, des souveränen Beherrschers der Landschaft!

Hinter dem grünen Wälderschmuck, wird man denken, müsse der Reiz des bebauten Ackerlandes zurücktreten. Im Gegenteil! Nirgends stehen die Saatfelder schöner über weite Strecken verbreitet, das Aug' erfreuend durch die Farbenpracht der Blüten jener Fruchtarten, die hier vorzugsweise gebaut werden. Was kann man sich Herrlicheres denken, als weitgedehnte purpurblühende Mohnfelder? Was spricht das Auge sinniger an, als der zarte, blaublühende Lein, auf weiten Strecken im Windhauch wallend und wogend? Dieser bezaubernd schöne Anblick blühender Mohn- und Leinfelder, anderswo so selten, hier ist er etwas Gewöhnliches. Dazu die unabsehbaren Roggenfelder im Glanze der goldenen Ähren! Und hat am Ende nicht selbst die Kartoffel — der Stolz des Waldviertels — ganz hübsche Blüten, wie nur irgendeine der stolzeren Schwesterpflanzen aus dem Solaneengeschlechte?

Ich habe den überaus freundlichen Reiz weitgedehnter

Saatfelder, wie sie in meiner Heimat die Landstraße entlang, mit Hainen wechselnd, in mannigfaltiger Farbenpracht auf weiten Strecken das Aug' erquicken, meist vergebens gesucht in den Alpengegenden, wo die Gebirgstäler, durch welche die Verkehrswege laufen, wenig Raum lassen für Entfaltung imposanter Saatenpracht, und in den wenigen Ebenen die Städte sich breitmachen auf Stundenweite mit ihrem wüsten Zubehör.

Nachtigallengeschmetter wird man in den Hainen des Waldviertels nicht vernehmen. Dafür begrüßt den Fremden, der aus dem Süden kommt, ein anderer, seltsamer, fast verrufener Vogel, der da heimisch ist. Erschrick nicht, lieber Leser, wenn ich sage: der Rabe. Du würdest ihn lieb haben, wie ich, wenn du sein gar nicht übelgemeintes „Krah! Krah!" schon in der Wiege vernommen hättest. Sieh dort! Auf einem ganz kleinen Bäumchen am Wege sitzt einer dieser mächtig großen Vögel — bei der Annäherung des Wanderers fängt er erst zu krächzen an und fliegt dann fort, schwerfällig, mit gewaltigem Schwunge der Flügel. Das Bäumchen zittert noch lange von der Erschütterung. Etwas weiter vom Wege ab, auf einem Feldrain, läßt er sich nieder. Eigentümlich ist die graziöse Art, wie er, wenn er vom Fluge zum Stillstehen auf dem Boden übergeht, erst einige tänzelnde Schritte macht. Er tut es mit einer wahren Tanzmeistergrazie, die mit der sonstigen Wuchtigkeit und Unbeholfenheit des Vogels einen originellen Kontrast bildet. Das bei Leuten in Gegenden, wo der Rabe fremd ist, verschriene Rabengekrächze ist gar nicht so unangenehm, obgleich es zuweilen großartige Dimensionen annimmt, wenn die Raben in Schwärmen bald die Lüfte durchwandern, bald auf den Auen und Halden wie zu einer Beratung sich niederlassen. Von allen Seiten her klingt es zusammen, von allen Wäldern und Feldern her schließt es sich an und begrüßt sich mit ermunterndem Zuruf. Ich möchte nicht sagen, daß das Dohlengeschlecht in dieser Art den Hauch idyllischer Ruhe, wohltuenden Friedens stört, der in so ganz eigentümlicher Weise die Gefilde des Waldviertels umschwebt. Diese gar nicht unangenehmen Rufe stimmen vielmehr ganz gut zu dem ruheatmenden, besänftigenden Charakter der Landschaft durch eine gewisse Monotonie, und andererseits bringen gerade sie, wenn die trüben Nebelschleier des Herbstes über

der Gegend lagern, noch einiges Leben in die fast schon ersterbende Natur.

Den Eindruck holden, traulichen Friedens habe ich empfangen, als ich die Heimat nach langer Entfernung wiedersah, so wie ich ihn schon früher immer empfangen hatte, so oft ich als Studiosus aus der geräuschvollen Residenz mich an den mütterlichen Busen der Heimaterde flüchtete. Ein nicht zu enger, nicht zu weiter, nicht in die unendliche Ferne verlockender und nicht beängstigend eingeschränkter Horizont, sanft geschwungene, überall anmutige Linien, freundliche, das Auge erfrischende Farbentöne — das ist's, was hier den Sinn mit stillem Zauber umfängt und keines jener Gefühle aufkommen läßt, welche in großartig gestalteten Landschaften das Gemüt des Menschen aufregen, es mit einem zwar wollüstigen, aber beunruhigenden Schauer erfüllen.

Ich weiß nicht, wieviel die Erbauung einer Eisenbahn, welche das Waldviertel berührt, an der Weltabgeschiedenheit desselben geändert hat. Im Jahre 1867 war das Erscheinen eines Fremden dort noch ein Ereignis. Kam ein solcher zu Fuß oder zu Wagen des Weges, so blieben die pflügenden Rinder auf dem Felde stehen, um mit seitwärts gewendeten Köpfen die neue Erscheinung anzuglotzen. Der Bauer machte einige schwache Versuche, sie mit der Geißel anzutreiben — vergebens; am Ende tat er wie sie, und der Pflug rastete, bis der Fremde hinter dem nächsten Hügel oder Wäldchen verschwunden war. Auch das ein Bild voll idyllischer Stimmung! —

Welch ein Vergnügen machte es mir immer, abends das Vieh von der Gemeindeweide heimkehren zu sehen! Der Aufzug dieser heimwandelnden Gesamtherde war oft erstaunlich lang, wollte gar kein Ende nehmen. Die schönen Kühe und Kälber sahen brüllend nach links und rechts sich um. Die Schafe schossen, sich überstürzend, ordnungslos durcheinander und blökten kläglich; die anmutigen, teils weißen, teils schwarzen, teils gefleckten Ziegen und Ziegenböcke schritten gemessen und zierlich einher. Die Tiere wandten vom Wege durchs Dorf links und rechts sich ab, gingen den Häusern, wohin sie gehörten, und den wohlbekannten Ställen zu. —

Soll ich von den Ortschaften des Waldviertels die merkwürdigsten nennen, so muß ich diejenigen bevorzugen, die ich am besten kenne, weil ich eine längere oder kürzere Zeit da

verlebte, und weil dieselben, als Stationen meiner Lebenspilgerschaft, insonderheit meiner ersten Jugend, mit meinen ältesten Erinnerungen am engsten verwebt sind. Hoffentlich zürnt der Leser nicht, wenn sich da ein Stückchen Selbstbiographie mit einschleicht. Der Reihe nach habe ich anzuführen: das schöne, stille Kirchberg am Walde, wo ich geboren wurde, und wo ich später als Studiosus manche Ferienwoche bei Onkel Leopold zubrachte — im unvergeßlich reizenden Dachstübchen seines Hauses; das anmutige Dorf Großschönau, wo ich vom zweiten bis zehnten Jahre in mütterlicher Obhut aufwuchs; das eine Viertelstunde davon entfernte, altertümlich interessante Schloß Engelstein, wo ich täglich meinen dort bediensteten Vater besuchte, und wo die Burgfräulein, die ebenso schönen als gütigen Baronessen v. G. sich den Spaß machten, das sieben- bis achtjährige Büblein in den Anfangsgründen der französischen Sprache zu unterrichten; ferner das schöne und stattliche Cisterzienserstift Zwettl, wo ich vom zehnten bis vierzehnten Jahre als „Sängerknabe" lebte; endlich das mir besonders ans Herz gewachsene Schweiggers, wo ich als Wiener Student meine Ferien bei Vetter Koppensteiner behaglich schwärmend, träumend und dichtend, sinnend und minnend hinzubringen pflegte.

Kirchberg am Walde hat ein schönes, hohes Schloß mit einem „Tiergarten", einem ausgedehnten, von Rehen bewohnten Waldpark, dessen Riesenstämme die Krone dessen sind, was man echten Wald nennt. Gegenwärtig im Besitze des Herrn Fischer von Ankern, diente das Schloß vor einigen Dezennien der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich — angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit — zu einem wohlgewählten Asyle ländlicher Zurückgezogenheit. O, wie es mir da schwer fällt, nicht ins Plaudern zu geraten und zu erzählen, wie die Harfenmeisterin der Prinzessin Luise — nachmaligen Herzogin von Parma — das Fräulein v. Hermannsfeld, bei meinem Onkel Leopold eingemietet, eines Tages einen elfjährigen Knaben im Garten auf und ab spazieren sah, der Verse machte — mich nämlich; ich war vom Stifte aus zu Besuch — sich die Verse zeigen ließ und sie ihrerseits der Prinzessin zeigte, wie diese hernach selbst mir ein Thema aufgab, sich des dichtenden Knaben eine zeitlang annahm usw.

Das Dorf Großschönau gefiel mir ausnehmend, als ich 1867 wieder dahinkam. Die Umgebung hat viel Eigentümliches. Als Knabe schweifte ich hier umher, bald auf den sogenannten „Panzermauern", die sich hinter dem Ort erheben, ganz merkwürdig terrassenförmig abgestuftes Acker- und Waldland, bald im „Rabenloch" mit der „Föhrenmühle", einer romantischen Waldpartie in der Niederung. Ein klarer Waldbach durchfließt das „Rabenloch" in einem steinernen Bette: der Grund ist moosiges Gestein und die Ufer desgleichen. Zur Linken des Baches und des Weges türmen die bemoosten Felsmassen sich höher auf; häufig sind die Steine wie behauen und wie von der Hand des Maurers künstlich übereinandergefügt. Zahllos ragen an manchen Stellen diese Blöcke, aber geglättet, gerundet, von Moos begrünt und gepolstert, wie sie sind, tragen sie den Charakter wüster Schroffheit nicht zur Schau.

Hinter Großschönau und Engelstein ragt gemächlich ansteigend der idyllische — ich kann diesen Ausdruck gerade hier am wenigsten entbehren — der idyllische Johannisberg. Ein Kirchlein steht auf diesem Berge und in diesem Kirchlein wird jährlich einmal eine feierliche Messe gelesen — ein Fest, auf welches ich mich das ganze Jahr freute; ich fungierte ja dabei als Ministrant! —

Wie wollte ich ein Ende finden, wenn ich einmal zu erzählen anfinge vom S t i f t e Z w e t t l und seiner bezaubernden Lage „in clara valle" am rauschenden Kamp, inmitten herrlicher Wälder? Ich will nur der schmalen, aber sehr hohen Fassade der Stiftskirche mit ihren wirksamen statuarischen Verzierungen und dem ungewöhnlichen hohen Turm gedenken. Man kann nicht satt werden, diese schwunghaft aufstrebende Front und die edle, nicht überladene Fülle seines Schmucks zu betrachten. Desgleichen gewährt das Innere der Kirche mit dem prächtigen Hochaltar, den zahlreichen Seitenaltären, der hohen Wölbung und den ihr entsprechenden hochragenden Säulen einen merkwürdigen und seltenen Anblick.

In Schweiggers, dem Ferien-Eden meiner Jugendzeit, hatte ich mich so wohlig wie nirgends eingelebt. Den reizenden Umgebungen, den kleinen Anhöhen, Wäldchen usw. fehlte nichts als — Namen. Die gab ich ihnen und legte mir eine ordentliche Karte der Umgebung an. Da rauschte ein

„Dionysoshain" (eine Art Seitenstück zum „Rabenloch" von Großschönau); da fand sich ein „Germania-Wäldchen", da standen die „Helenenbirken", da gab es sogar eine „Burg Sion", mit welcher es eine eigene Bewandtnis hat. Ich benannte so eine isolierte romantische Gruppe von Felsen und Haselgesträuch, auf einer einsamen Halde. Hier wuchsen seltsame Blumen; hier konnte man einen merkwürdigen Vogel wunderbar singen hören, der sonst in der Gegend nicht zu vernehmen war, oder einen ebenso durchaus fremden Schmetterling flattern sehen von einer märchenhaften Pracht; auch wuchsen hier auf den Haselstauden die Nüsse ganz besonders groß und dicht — in „Böcken" von 8—10 Stück, bei welchem einem das Herz lachte. An diesem Orte nun hatte ich als Knabe einmal die Geschichte von dem Wiedertäuferkönig Jan von Leyden gelesen, dem „König des neuen Sion". Diese Geschichte kam mir nicht wieder aus dem Sinn, und es traf sich schön, daß ich 1867 die langgeplante ausführlichere Geschichte dieses Königs des neuen Sion auf eben diesem heimischen Boden zu schreiben anfing, auf welchem die erste Idee dazu — der älteste meiner dichterischen Pläne — vor soviel Jahren entstanden war. —

Viel zu weit würde es mich an dieser Stelle führen, das malerische Städtchen Zwettl, Weitra mit seinem imposanten Schlosse und den Anlagen des Gabrielentals, das liebliche Gmünd, das freundliche Schrems, oder gar das schon weiter abseits liegende Waidhofen an der Thaya oder Horn mit den Herrlichkeiten des Kamptals und der Rosenburg zu schildern. Undank aber wär es, nicht wenigstens zu erwähnen, daß ich 1867 angenehme Tage zu Weitra im gastlichen Hause des Herrn Heinrich Hackl verlebte, bei welcher Gelegenheit ich auch zuerst die Bekanntschaft meines schon erwähnten Freundes und Verwandten Ludwig Mayer machte, eines Menschenoriginals, das aus Mangel an höherer Schulbildung nicht zur Klarheit durchgedrungen, dessen tiefe Gemütsanlage aber doch wenigstens in dem früher erwähnten Büchlein empfänglichen Lesern verständlich und wert werden dürfte.

Bei meinem damaligen Aufenthalte im Waldviertel erfuhr ich auch, daß in der Nähe von Hoheneich sich ein Moor befinde — ein wirkliches Torfmoor. Wie hätte mich das nicht höchlich interessieren sollen zu einer Zeit, wo mich mein

Münstersches Wiedertäufer-Epos beschäftigte, und meine Seele über den Mooren und Heiden Westfalens brütete? Ich folgte daher mit Freuden der Einladung des Herrn Gutsverwalters Raschbacher in Kirchberg und besuchte in seiner ebenso belehrenden als freundlichen Gesellschaft das besagte Moor.

Kleinere sumpfige und moorige Stellen sind überhaupt in der Gegend nicht selten, und es sollen, wie ich hörte, auch an anderen Orten Versuche, Torf zu stechen, gemacht worden sein.

Das Klima des Waldviertels ist, offen gesagt, ein wenig rauh. Spät kommen die Blüten im Frühling hervor, spärlich gedeiht das Obst und nicht immer wird es reif. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, wie zu Großschönau manches Jahr die Pflaumen, welche zu meiner Freude so hoffnungsgrün auf dem Baum vor dem Fenster unseres Stübchens hingen, grün blieben — und das Blauwerden meiner Nase überließen. Von der Gabe des Bacchus ist keine Rede; auch Weizen gedeiht nicht, aber wohl der Roggen, und ausgezeichnet ist der Boden für die Kartoffel, desgleichen für Mohn und Flachs, die überall, und zwar nebeneinander gebaut werden, so daß sich dem Auge jener schon gerühmte, farbenprächtige Anblick bietet, der den Blumenflor der Gärten durch frappierende Wirkung übertrifft. Streng ist der Winter, aber umso prächtiger die Schlittenfahrt, und um so herrlicher die immergrüne, mit den in der Sonne glänzenden Eisnadeln wie mit Brillanten geschmückte Wälderpracht, im Gegensatze zur blendend weißen Schneedecke des Bodens. Auch der früh eintretende Herbst hat poetische Reize. Wenn die Schleier des Oktobernebels tief heruntersinken in die Wälder, und, hier zerreißend, dort sich wieder zusammenwebend, geisterhaft um die dunklen Tannen wogen und wallen, Baum und Fels in beständigem Wechsel entschleiern und wieder verhüllen, dazu die geschwellten Waldbäche heiser brausen und in der trüben Luft das gedehnte Krah! Krah! der Dohlen vernehmlich wird — da fühlt man sich schier in die Welt Ossians versetzt, in eine Szenerie, deren ausführlichere Beschreibung man in dem Liederbuche „Sinnen und Minnen“ findet in einem Gedichte, welches zu Schweiggers entstanden und „Waldgang im Herbste“ überschrieben ist. —

Obgleich nicht Herr eines üppigen Bodens, darbt der Bewohner des Waldviertels doch nicht, lebt weit behaglicher

als der Älpler in den Schluchten des Hochgebirgs. Seine Kost ist eine gute, mannigfaltige, zum Teil leckere. Auch der Ärmste, der von Milchsuppe und der schmackhaften, mannigfach zubereiteten Kartoffel lebt, ist nicht sehr zu bemitleiden. Schweine- und Schafzucht liefert den Sonntagsbraten. Der Mund wässert mir aber, wenn ich an die saftigen Fleischklöße denke (flache Klöße, gefüllt mit gehacktem Rauch- oder anderem Fleisch), und an die flockigen, als Zukost exzellenten Kartoffelklöße! Aber die leckersten Gerichte der Küche des Waldviertels liefert der Mohn. Da sind zuerst die gekochten und gebackenen Mohnklöße und Mohnstrudel; dann die rabenschwarzen, mit weißem Zucker dicht bestreuten, unvergleichlichen Mohnnudeln — nicht in der Form der Suppennudeln geschnitten, sondern viel dicker und zugespitzt zylindrisch geformt. Diese Mohnspeisen sind schon darum unvergleichlich süßer und delikater als das anderswo in den Konditoreien käufliche Mohngebäck, weil man anderswo die großen, eigens zu diesem Zwecke bestimmten Mörser nicht hat, in welchen im Waldviertel die Mohnkörner mit riesigen eisernen Stößeln gründlich zerquetscht und ausgepreßt werden.

Aber was für Leute sind die Bewohner des Waldviertels? Sie sind, um zuerst von ihrem Äußeren zu reden, ein schlanker, feiner Menschenschlag. Beim Landvolke herrschen weniger plumpe, ungeschlachte oder verkümmerte Formen, als in manchen anderen Provinzen Österreichs. Bildschönen, namentlich weiblichen Gestalten, von edlem Bau und zartestem Inkarnat, begegnet man überraschend häufig. Im übrigen ist die ländliche Bewohnerschaft des Waldviertels fleißig, ehrlich, liebt die Reinlichkeit und hält auf Ehre. Bei ganz gemeinen Personen fand ich manches Mal eine gewisse naive Noblesse der Denkart. Diebstahl, Landstreicherei und selbst der Bettel sind selten. Die Bauern des Waldviertels waren die ersten, welche bei der Ablösung von Grund und Boden mit der Zahlung der Entschädigungssumme fertig wurden. Sie sind ein bildsames, aufgewecktes, warmblütiges, nicht allzu bigottes Völkchen — trotz der vielen, an den Wegen aufgerichteten roten Kreuze, an welche ich mich wenigstens aus meinen Knabenjahren erinnere. Die Bilder des Gekreuzigten auf diesen Kreuzen, mit aufgemalten Gesichtern des leidenden Heilands, gehörten der strengsten „nazarenischen" Schule an,

und zielten ab auf Beförderung der Gottesfurcht. Wenn sie aussahen, wie sie mir in der Erinnerung vorschweben, so ist ohne Zweifel der liebe Gott damals in der Gegend weniger geliebt als gefürchtet worden.

Daß indessen, wenn auch Malerei und Bildnerei im Waldviertel noch auf einem vorraffaelischen Standpunkte stehen, die Kunst dort dennoch gepflegt wird, beweisen die Dilettantenbühnen, welche in den Städtchen, Flecken und Schlössern der Gegend blühen, auf welchen mit Feuer und schöner Vollendung gespielt wird, und die fast eine Merkwürdigkeit des Landes bilden.

Daß daß Waldviertel auch Berühmtheiten, Männer von Ruf hervorgebracht hat, versteht sich beinahe von selbst. Geschichtskundige wissen, daß hier das mutige, tatlustige Rittergeschlecht der Chuenringe gehaust hat — der „Hunde von Chuenring". Von modernen Berühmtheiten ist die am meisten populär gewordene der Karl Moor des Waldviertels, der vielgenannte, in Romanen verherrlichte Grasel. Ihm reihen weniger populär gewordene, aber auch nicht unbekannt gebliebene Namen literarisch und künstlerisch tätiger Männer sich an: der Dichter Karl Landsteiner, der Komponist und Chormeister Rudolph Weinwurm, der gelehrte Botaniker Professor Joseph Böhm in Wien, ein schriftstellernder junger Gelehrter, namens Dr. Ferdinand Grassauer in Wien, Ludwig Mayer in Weitra, und — wenn man will — der Schreiber dieses Artikels. Habe ich einen zu nennen vergessen, so bitte ich ihn, zu reklamieren; ich werde mit aufrichtigem Vergnügen seinen Namen bei nächster Gelegenheit nachtragen. —

Nach all dem hier über das Waldviertel Gesagten und Erzählten wird mancher, der nicht gerade aus dem Alpenhochlande oder von einer Pußta stammt, mancher namentlich aus Nachbarprovinzen vielleicht ausrufen: „Was ist denn an all dem so Besonderes? Dies und jenes ist ja nicht dem Waldviertel ausschließlich eigen! Auch wir haben schöne grüne Wälder und idyllische Auen"; oder: „auch bei uns wird Mohn gebaut und genossen, auch bei uns fliegen die Raben"; oder: „unser Landvolk ist gerade so fleißig und ehrlich und von schlankem Körperbau; auch wir haben bildhübsche Mädchen und berühmte Männer aufzuweisen!"

Möglich! Ich will mich mit keinem darüber streiten. Aber im Waldviertel ist das alles am Ende doch — ganz etwas anderes. Für meine Person mich außerstande fühlend, dies dem verstockten Leser klarzumachen, will ich dem vollen Wortlaute nach hierher setzen, was mein mehrerwähnter Landsmann Ludwig Mayer mit etwas ungewöhnlichen, aber aus dem Herzen kommenden Worten sagt, wie ich es mir aus einem ungedruckten Manuskripte von ihm, das sich in meiner Hand befand, vor einigen Jahren abgeschrieben. Die Stelle lautet wie folgt:

„Wenn im Frühling in den Steinfurten des Waldviertels aus dem Grün die erste rote Beere winkt, dann knospen auch bald die Rosen; es öffnet an demselben Ort, wo die erste rote Beere lacht, die erste Waldrosenknospe süß ihr Mündchen.

Der Sand der Heimat! — Die Gegenden unter dem Mannhartsberg haben alles — aber sie haben nicht den Sand. Es blühen dort die Reben, und die Fruchtbäume beugen sich unter ihrer Last. Aber vergebens suche ich den plätschernden, gold- und silberglitzernden Waldbach des Waldviertels.

Der Wald rauscht unter dem Mannhartsberg matt — und tonloser wird dort zwischen den endlosen Rebenhügeln die Sprache der Schöpfung.

Es ist mir, als hinge der Mond dort tiefer in die Welt hinein — aber ich kann mich mit ihm nicht befreunden. Es kommt mir vor, als verstünde mich der Mond dort nicht, und als spräche er unter dem Mannhartsberg eine fremde Sprache.

Fremd wird mir dort der Sang der Vögel. Im Waldviertel singt hingegen jeder Strauch — jedes Blatt hat eine Sprache. Der Käfer summt, und froh breitet der Schmetterling seine Flügel aus. Und jeder Wurm hat dort eine Heimat.

Und jeder Halm grüßt mich im Waldviertel — und reich und üppig wogt das Kornfeld, wallt und wogt in die Welt hinein, tausend Lieder und Träume weckend in der Brust.

Ich hab' mein Herz daheim gelassen, bei den golddurchglänzten Quellen und Bächen, bei den grünen Wiesen und bei den singenden Wäldern, im Waldviertel."

Triester Promenaden.

(1864.)

Es flaniert sich, bei Gott, sehr angenehm auf den schönen Pflastersteinen von Triest! Ein Gang über den Korso, auf dem Molo San Carlo — schon das ist eine Promenade, die sich lohnt. Viele Triester und noch mehr Triesterinnen begnügen sich auch mit dieser. Vor den Cafés der Riva, unmittelbar am teerduftigen Meerstrande, sitzen die Damen dicht gedrängt am schönen Sommerabend, Fächer schillern in ihren Händen, ein buntes Gewimmel wogt vorüber, Sang und Gitarrenklang von wandernden Minstrels durchrauschen den Strand mit einer beständigen Serenade. Nicht minder üppig schlagen Schönheit und Reichtum ihr Pfauenrad auf dem großen Molo. Hier wogt zwischen ragenden Masten ein buntes Leben. Zum Teil aber liegt in der Art und Weise, wie hier im Abenddunkel dem Zauber der Natur gehuldigt wird, etwas Mystisches, an geheimen Tempeldienst einer unbekannten Gottheit Mahnendes. Draußen an der äußersten Endspitze der riesigen Quaderzunge, die hier das Festland durch den Mastenwald hindurch in die brandende See hinausstreckt, steht immer eine Anzahl von Schweigenden, Unbeweglichen und starrt in die unbestimmte Meeresferne hinaus. Wonach starren sie nur eigentlich? Nach den Zinnen von Miramar, die weißlich durch die Nacht herüberdämmern? Oder nach der kreisenden Flamme des Leuchtturms zu ihrer Linken? Oder nach den einsamen Lichtern, die von den Bergabhängen herüberfunkeln? Nein! Sie stehen dort und starren hinaus, auch wenn die Nacht finster und trübe, auch wenn die Wellen dunkelschwarz, ohne Sternenwiderschein zu ihren Füßen brandet. Sie starren ins Leere, ins Nichts. Das Nichts hat eine anlockende Verwandtschaft mit dem Unendlichen. Ehre diesen Habitués des Molos! Vielleicht sind es Eingeborene; aber sie stehen in geheimen Beziehungen zu den beschaulichen Doktrinen Hindostans. Wer sollt' es denken? Eine Stätte des Brahamentums in so unmittelbarer Nähe von Warenballen und Ölfässern!

Aber der Molo ist nicht bloß für die Eingeweihten, die bei jeder Witterung dort ins Leere starren, ein interessanter

Ort. Herrlich und poetischer Wirkung voll ist der Eindruck, wenn man spät abends, von einem weiteren Spaziergange kommend, die noch geräuschvollen Straßen durchwandert hat, und nun bei hellem Mondlicht noch für einige Augenblicke auf den stillen Molo hinausritt. Die Mastspitzen der Schiffskolosse ragen unbewegt, das Meer schlummert und drüben über der Bucht erglühen die Bergkuppen im Mondesduft.

Es flaniert sich sogar in den Wintermondnächten Triests noch angenehm, wenn ein Borahauch, nicht allzu gewaltsam, durch die vom südlichen Vollmondlichte grell beleuchteten Gassen dahinfegt. Es liegt ein lebenanregendes Prinzip schon im hellen Mondeslicht; kein Wunder, daß es doppelt wirkt, wenn es geheimnisvoll sich mit der Urkraft des frisch von Bergeshöhen herunterbrausenden Ätherhauches verschwistert. Kein Stahlbad kann kräftiger wirken, als ein solches Flanieren, dem Borahauch entgegen, in vorgerückter Abendstunde, durch einsame, mondbeleuchtete Gassen.

Trachtet der sommerliche Besucher Triests aus der schwülen Mitte der Stadt hinaus in die landschaftliche Umgebung, so frage ich ihn zunächst, ob er irgendwo eine lebhaftere Promenade gesehen hat, als den bis in die späte Nacht hinein seiner ganzen Breite nach von Menschen wimmelnden „Aquedotto"? Wie gefällt ihm dieser vollgeschwellte Strom des fröhlichen Müßiggangs, in welchem als Nebenflüsse Lebenslust und Gefallsucht ihre hochgehenden Wellen mischen?

Wo am Ausgange des Aquedotto der Weg sich spaltet, ist mit wenigen Schritten ein Abhang erreicht, auf welchem Lämmer und lustige Ziegenböcklein grasen. Mit Villen und Gärten und einer pittoresken Kaskade steigt zur rechten des Weges die Höhe an; zur Linken rauschen und nicken hochstämmige Baumhäupter aus dem Talgrund über den Steindamm herauf; durch dichte Laubkronen blickt man ins Tal hinab und hinüber auf die jenseitige Höhe. Rückwärts liegt das schimmernde Meer und die Stadt und die niedergehende Sonne. Nichts versetzt den Wanderer so leicht in eine olympische Stimmung, als ein hochgelegener Laubgang, durch welchen die auf- und untergehende Sonne schimmert; es ist, als ob man in einem grüngoldigen Empyreum wandelte. Immer reizender wird nun zur Linken der Talgrund; idyllisch

grünen da unten die Gärten von San Giovanni; unter unzähligen weißschimmernden Landhäusern grüßt die Villa Bottacin vor allen lieblich herüber mit den farbig anmutigen Zinnen; dahinter steigen im Halbrund die schroffen Felsterrassen links zum Obelisken von Opcina, rechts zur nackten Gebirgswand empor, unter deren scharfkantigem Saume der breite Gürtel einer gewaltigen Heerstraße sich hinschlingt.

Noch haben wir kaum seit zehn Minuten die Stadt hinter uns gelassen und schon ist das Boschetto erreicht, schon atmen wir in Waldesgrün. Wir wandeln in einem nicht dichten, aber weiten Eichengehölz, das von hundert bequemen Pfaden durchkreuzt ist. In festlichen Sonntagsstunden schallt Musik die Waldhöhe hinauf, ausgehend von der Niederung, wo die braunen Quellen der Erfrischung sprudeln, während ein ganzer Völkerzug von Lustwandelnden den Hain durchschwärmt, gar nicht zu reden vom ersten Mai, an welchem das Leben des Boschettos in einem Volksfeste seinen Höhepunkt erreicht. Weiter und weiter gelangen wir, den immer schönen, immer bequemen Waldespfad hinan; auf noch breiterer, in weiterem Kreise geschwungener Straße kommen uns die eleganten Gefährte der Reichen nachgerasselt. Alles strebt zur Höhe empor, wo die Meeresfernsicht, vielleicht einzig in ihrer Art, sich auftut: Über Gebirg und Stadt und die breite schimmernde Seebucht von Muggia. Wir stehen auf der prächtigen Hochwarte des „Jägers". Hier das weitschauende „Ferdinandeo", das auf der luftigen Höhe so stolz emporragt, hinter ihm, auf noch höher ansteigendem Waldhügel, eine getürmte Ritterburg, die wir nicht um ihr Alter fragen wollen — dazu der Eichwald selbst, der, wie er den Wanderer unten in der Niederung aufgenommen und fortgeleitet bis zur herrlichen Höhe, sich nun noch stundenlang auf Abhängen und Gipfeln hinerstreckt, holde Stille gewährend und für den Pflanzenfreund eine nicht allzureiche, doch immer interessante botanische Ausbeute.

Früher und weit üppiger als im Boschetto sproßt am Abhange von San Andrea, dem Sonnenbrand und den milden Lüften des Meeres zugewendet, eine Vegetation, die den vollen Charakter des Südens trägt. Wie soll ich sie schildern, die wunderschöne Strandpromenade von San Andrea, die an Sonntagnachmittagen des Herbstes, Winters und Früh-

lings zum Schauplatz eines glänzenden Korsos wird? Zur Rechten Meeresblau, schwellendes Wellengeplätscher, zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten — mitten inne die endlose Reihe der Karossen, aus welchen tausend Flammenaugen blitzen. — Dreifach schlingt der Lustpfad sich um den Abhang und man kann auch ganz unten unmittelbar am Saume des Meeres unter schönen Platanen wandeln. Unendlich reizend ist dieser stillere Platanenlaubgang, von der klaren Meereswelle bespült, aber fast noch verlockender ist's, den engen, schattigen Fußpfad einzuschlagen, der zwischen den beiden erwähnten Wegen mitten durch endlos dichtes Rosengebüsch sich hinzieht. O diese meerbetauten Rosengebüsche von San Andrea! Es ist ein dichter Rosenwald, Rosenhecken der edelsten Art, fast den ganzen Weg entlang sich erstreckend. Und weiter hinan, wo das Gebüsch fast zur Parkanlage sich erweitert, da wächst und treibt ganz im Freien und uneingehegt der schönste Flor edler Sträucher und Gartengewächse.

Bis gegen Servola hin führt diese unvergleichliche Promenade, zur Linken immer Villen und Gärten, zur Rechten das Meer, die schöne Bucht von Muggia, jenseits derselben die Höhe, deren abgewandte Seite sich gegen den Meerbusen von Capodistria hinabsenkt, im weiteren Hintergrunde das gewaltige Felsbergpanorama.

Alles ist hier edle Naturpoesie, von welcher jedoch selbst der Ernst und die Prosa des Lebens imposant sich abheben. Mitten in den Rosenflor hinein sieht man Palisaden gepflanzt, Rüstzeug der Bellona, gegen das unschuldige Meer hinunterdrohend, und die Göttin Industria hat Werften und Arsenale hingebaut, die mit ihren schweigenden Höfen und langhinkriechenden Hallen, wo riesiges Werkgerät gehäuft ist und die Maschinen tausend metallne Gelenke gespenstig regen, wie Tempel der lebenbeherrschenden Notwendigkeit oder des werktätigen Erdgeistes aus der Niederung heraufragen ...

Ich weiß nicht, ob dem Leser bekannt ist, was man in italienischen Landen unter einem „giardino publico" versteht. „Giardino publico" bedeutet dort zuweilen einen kreisrunden, von einem Baumgange umschlossenen, von einigem Grase bewachsenen freien Platz. Hartnäckig fragt der Fremde nach dem „Garten", und der Eingeborene bemüht sich lange vergebens, ihm klarzumachen, daß er mitten darin steht.

Triest hat glücklicherweise in diesem Punkte darauf verzichtet, die italienische Art zur Schau zu tragen. Es besitzt in seinem „giardino publico“ vor der Corsia Stadion ein blumenduftiges Schattenasyl, einen wirklichen Garten. Den ganzen Sommer über ist er ein Lieblingszufluchtsort der Triester Bevölkerung aller Schichten, die ganz oberste ausgenommen, die auf ihren Villen Schatten und Blumenduft im eigenen Hause hat und den Rest der schönen Gotteswelt nur von den Polstern ihrer Equipagen aus beaugenscheinigt. Dem vielbeschäftigten Triester im allgemeinen kann eine so schöne, nahe gelegene Anpflanzung zur Erholung und Erfrischung, namentlich in den Abendstunden, nur willkommen sein; der Dandy schlürft im Schatten blühender Maulbeer- und Bignonienbäume seinen Mokka und verfolgt den Auf- und Niedergang der Sternbilder, die ein kreisender Zodiakus der Schönheit bei den Klängen einer Musikkapelle an ihm vorüberführt. Es sind vielleicht nicht so stolze, aber ebenso schwarze und glänzende Augensterne und Haarflechten, wie diejenigen, die uns bei dem Wagenkorso von San Andrea berücken; es sind dieselben Gefahren, dieselben Bezauberungen, es ist dieselbe Koketterie, nur daß sie hier zu Fuße geht, wobei sie eher gewinnt als verliert, denn es ist bekannt, daß anderswo Prinzessinnen und Herzoginnen sich nicht durchgehends der Gabe eines würdevoll anmutigen Einherschreitens in dem Maße zu erfreuen haben, wie am Strande der Adria die Grisetten.

Wer schildert Miramar — das Schloß und alle Herrlichkeiten, die dort am Strand und auf der Höhe ausgebreitet sind? Und seine prächtige Meeresfernsicht, die nirgends breiter und glänzender sich aufrollt? Hier fühlt man sich nicht mehr bloß in den Süden, sondern gar in den Orient entrückt, oder in amerikanische Tropenzonen! Der Park ist kaiserlich. Großartigkeit bestimmt den ganzen Stil, auf breiten Strecken sehen wir die Blumenbeete hingelagert, die Farbenwirkungen sind durch massenhafte Häufungen des Gleichartigen reizvoll imposant; dabei herrscht überall Verschwendung: was da blüht, das Fremdeste, das Seltenste blüht in unzähligen Exemplaren. Und doch sieht man nur Erlesenes, Distinguiertes, es sind aristokratische Gewächse, es ist ein beau-monde der Blumen, ein Salon: Königin Flora gibt große Assemblée.

Alles Tropische steht hier im Freien um das Schloß.

Da wachsen die Hortensien unter den Bäumen auf langen Strecken hin, wie Moos oder Heidekraut; da stehen Palmlilien und Aloen und Blumenrohre zahllos die Felshöhe hinauf und den Strand entlang, da ragt in der Mitte jedes Blumenfeldes die Araukarie oder ein fremdes Liliengewächs, im Wasserbecken schwimmt die blaue Seerose, die Blume der Isis, und eine lauschige Stelle gibt es, wo, freilich den Fuß in Töpfen verstohen bergend, Fächer- und Fiederpalmen mit Pandanus- und Arumgewächsen und Ficus elastica und Magnolien ihre Blätterfülle über den schattigen Sitz breiten.

Schönes Mexiko, Heimatland der Sonnenblume! Heimatland der edelsten Blumen überhaupt, die Europas Gärten schmücken! Lange vor dem Eintreffen der Überbringer der Krone Montezumas haben deine Blumenboten in Miramar von Buena Vistas Gärten und vom Kaiserpalast im Zypressenwalde Chapultepecs geflüstert . . .

Zu Frühlings- und Herbstausflügen lockt die Hochwarte von Opcina mit ihrem berühmten Land- und Seepanorama, von Reisebeschreibern und Dichtern als einer der schönsten Aussichtspunkte der Welt gefeiert. Aber auch den reizvollen Weg dürfen wir nicht vergessen, dessen sanft ansteigende Linie, mit der Straße von Miramar eine Strecke parallel, am Bergesabhang zur pittoresken Höhe von Prosecco hinüberführt. Zur Rechten steigen die Felsabhänge schroffer und schroffer empor und bilden zuletzt, unmittelbar vor Prosecco wahrhaft schwindelnde Grate; zur Linken aber liegt unten in seiner Tiefe, „glatt, sonnig und endlos das lebendige, herzerfeuende Grün der Meereswelle, vom Zephir so fein gekräuselt wie ziselierte Smaragdflächen mit dunkelblauen Furchen und funkelnden Silberstreifen.“ In reinen Umrissen steigt neben dem spiegelglatten Plan der See das zackige Felsgebirg empor, und die Küste wie das Meer schwimmt im Sonnenduft.

Hundert Campagnenwege führen nach allen Richtungen von Triest ins Freie hinaus, und es mag uns oft gelingen, daß wir, einen derselben aufs Geratewohl einschlagend, zu herrlichen Aussichtspunkten, vielleicht auch zu anmutigen Ruheplätzen gelangen, Aber freilich bei weitem nicht immer; den größten Teil dieser Bezirke, zu welchen die Campagnenwege führen, hat der Privatbesitz unter sich geteilt; die „beaty

possidentes“ haben ihre Hände darauf gelegt. Wir sehen eine liebliche Stelle, einen Wiesenhang, ein Wäldchen so einladend herüberwinken: wir eilen darauf zu, aber siehe da, so sehr wir eilen, wir kommen doch zu spät; schon hat ein anderer den reizenden Bezirk für sich eingefriedet, hat eine schöne Villa hingebaut und eine hohe Gartenmauer, nach Landesbrauch besteckt mit spitzigen Glasfragmenten, die wie blutlechzend in der Sonne funkeln. Aber wir müssen doch auch bedenken, daß die Villen der reichen Leute dasjenige, was sie der Landschaft und ihrem freien Genusse rauben, dadurch ersetzen, daß sie das Landschaftsbild wieder in anderer, anziehender Weise ergänzen und vollenden. Das Panorama von Triest wäre in der Tat nicht halb so anmutend, ohne den reichen und stolzen Kranz seiner Villen.

Die Sage erzählt von öden Bergen, von düsteren Felswänden im Waldesdunkel, wo der Wanderer ängstlich innehält: plötzlich aber erschließt sich ein moosüberwachsenes Pförtlein, der Wanderer tritt ein, und es schimmert ihm eine unterirdische Herrlichkeit entgegen mit Zaubergärten, Springbrunnen und goldenen Gemächern, wo ein Gnomenkönig Hof hält oder eine schöne Waldesfee. Nicht ganz so, aber doch in ähnlicher Weise ergeht es uns, wenn wir die wenig anziehenden Gründe durchschreiten, die in der Talniederung von San Giovanni die Villa Bottacin umgeben. Plötzlich erreichen wir ein Pförtchen, das sich unscheinbar in eine Ecke schmiegt, aber das Pförtchen tut sich auf und wir betreten ein Blumen-Eldorado*). Das steht in seiner Umgebung so kontrastierend hingezaubert, wie ein Gaukelbild der Fata Morgana in der Wüste: wir fürchten, es könne plötzlich in nichts verschwinden. Aber es ist kein Blendwerk, es hält Stand. Wir schreiten weiter auf dem reichbebüschten Terrain, das in den pittoreskesten Krümmungen steigt und fällt und sich wendet, und nach rückwärts an einen romantischen Berghang sich lehnt. Auch die Umgegend erscheint uns von diesem Standpunkte aus in neuem Lichte, wie umgezaubert. Ein gewaltiger Bach durchrauscht den Grund. Wir betreten auf der Höhe den Vorsaal eines glänzend ausgestatteten Pavillons,

*) Die Schilderung gilt von der Zeit des Aufenthaltes des Verfassers in Triest.

geschmückt mit Statuetten und Bildern — eine Vorahnung gewährend von den reichen Kunstschätzen, welche das Innere der Villa birgt, und mit welchen wir uns diesmal so wenig beschäftigen wollen, als mit dem architektonischen Reiz und Wert der zierlichen Villa selbst. Halten wir uns an das Landschaftliche, die Naturszene, den Park. Durch dicht verschlungenes Gebüsch führt uns der Pfad in eine Grotte, die eine künstliche Beleuchtung mit magischen Feuerschein erfüllt. Wir wandeln vorüber an kleinen Teichen, wo die riesigen Blätter fremder Wasserpflanzen den Wellenspiegel bedecken. Wir betreten ein Schweizerhaus, wo die erlesenste Sammlung ausgestopfter Vögel und sonstiger naturhistorischer Merkwürdigkeiten uns anzieht. Während mit jedem Schritt der Ausblick in die Ferne reizvoll wechselt, umdrängt uns in unmittelbarer Nähe der üppigste Flor von südlichen Gewächsen; die Vegetation überwuchert sich fast urwaldlich: Höhen und Tiefen, Felswände und Bachufer, alles ist von einem dichten Teppich von Schlingpflanzen überkleidet. Nun aber betreten wir die „stufa“ — das Warmhaus, wo wir plötzlich eine berauschend gewürzte Tropenluft atmen. In diesem Ranme wird uns zumut, als hätten wir Opium getrunken oder eine Äthernarkose mit uns vornehmen lassen. Worin liegt das Eigentümliche, Geheimnisvolle dieser Wirkung? Ein überaus anmutiges, feines Wellen- oder Tropfengeriesel ist's, das unter den Riesenblättern der Tropenpflanzen aus verborgenen Quellen sprüht, den Sinn bestrickt, bevor das Ohr es unterscheidet, und mit dem Würzeduft der Pflanzen vereinigt, die Sinne in einen süßen, träumerischen Zustand einlullt. Wir sind hier in einen Zauberbann geraten, dem wir nicht mit oberflächlichen Eindrücken entrinnen. Alles ist darauf eingerichtet, das Gemüt anzuregen, romantisch poetische Wirkungen hervorzubringen. Die Stämme fremder Gewächsriesen sind mit Moos überzogen und dieses wieder mit dem feinsten Gewebe interessanter Schlingpflanzen umkleidet.

Die Villa Bottacin ist die Schöpfung eines sinnigen, romantischen Geistes: auf die Tiefe des Gemütes wird zu wirken gesucht, gesteigerte Natureffekte sind erzielt, höhere Intentionen verwirklicht. Von einem anderen Standpunkte will der Landsitz des (nun verstorbenen) Herrn von Revoltella betrachtet sein: vom Standpunkte des modernen Geld- und

Weltmannes, der sich das Leben mit den Reizen des „fashionablen Komforts“ ausschmückt. Heitere Eleganz war hier das leitende Prinzip, verwirklicht mit der noblen Einfachheit des echten Gentleman, dessen Wesen bekanntlich nicht in der vollzähligen Reihe von 16 Ahnen liegt. Wie Kleidung und Benehmen des echten Gentleman fern von aller aufdringlichen Prunksucht ist, so löst er auch in der Wohnstätte, die er sich baut, das Problem der Vereinigung von Sumptuosität mit anspruchslos erscheinender Einfachheit. Was ist eine „Villa“ für den Welt- und Lebemann? Ein Landaufenthalt, wo er einige Wochen und Monate in angenehmer Losgebundenheit zubringt. Er wird dafür kein Schloß aufrichten mit Säulen, Erkern und Zinnen; er wird sich den schönsten Platz erkiesen, wird dort eine reizende Gartenanlage gründen und inmitten derselben einen zierlichen Pavillon sich bauen, mit einem Salon und allerliebsten kleinen Gemächern, überaus komfortable ausgestattet, wo er schläft, speist, die Zeitungen und Kursberichte liest und seine Freunde empfängt. Im Gegensatze zum Ideal des Landsitzes eines in schöner Zurückgezogenheit lebenden, in romantische Passionen versenkten Gemütes, ist dies das Ideal der Villa vom weltmännischen Standpunkte, und dies Ideal hat Herr von Revoltella auf dem schönsten Punkte von Triest, auf der Höhe des „Jägers“ verwirklicht.

Triester Karneval.

„Es ist eine traurige Entdeckung, die wir gemacht haben, aber leider zu spät, als daß es noch etwas helfen könnte, nämlich daß wir existieren.“ So sagt ein geistreicher amerikanischer Autor. Es gehen bekanntlich auch von Zeit zu Zeit Leute mit Hinterlassung eines Zettels, auf welchem „Aus langer Weile“ oder ähnliches geschrieben steht, aus der Welt, bestätigend, daß es im allgemeinen sehr wenig amüsant ist, „dazusein“. Billigerweise könnten wir also den obigen Ausspruch zum Grundtext und Motto für eine Aschermittwochs-Homili wählen. Aber die Betrachtung der Miserabilität des Daseins ist ein abgedroschenes Thema. Pikanter ist's, die possierlichen Apparate ins Auge zu fassen, welche die liebe

Menschheit in Bewegung setzt, um jene Langeweile zu bemeistern, jene Misere zu übertünchen . . .

Wo kommt er her, wo geht er hin, der seltsame Gaukler, der mit der Schellenkappe des Narren hinter dem Einzuge des neuen Jahres einherspringt, um nach wenigen Wochen tollen und ausgelassenen Treibens in seiner Sünden Maienblüte dahinzusinken, getroffen vom Schlage der — Mitternachtsstunde, die dem aschgrauesten aller Mittwoche vorausgeht? Wer ist der Rätselhafte? Ist er des uralten Freudengottes Dionysos neue Vermummung, der das rauschende Thema der Lebenslust statt auf lydischen Zimbeln jetzt auf moderner Strohfiedel variiert, und auch so noch die schöpferischen Urgewässer des Begeisterungstaumels im Menschengemüte flüssig macht? Ist er die verkörperte „souveräne Ironie“ der Romantiker, die, in groteskem Mummenschanz Menschen- und Tiergebild durcheinander werfend, ein witziges Gaukelspiel treibt mit der äußerlichen, zufälligen, bestandlosen Welt der irdischen Formen, die nicht des Seienden wirklicher Umriß, sondern nur Arabesken sind, von der spielenden Laune des Weltgeistes in den verrinnenden Sand der Ewigkeits-Sanduhr gezeichnet? Vielleicht ist er von alledem etwas, und dazu noch das erste Wiedererwachen der Natur, die sich mit einer Grimasse den Winterschlaf aus den Augen reibt — die ungezogene, knabenhafte „Flegelzeit“ des jungen Jahres, über das noch nicht der zähmende Empfindungshauch des Lenzes und der Liebe gekommen. Als würdiger Vorläufer tanzt der Alte mit der Schellenkappe dem Triumphzuge des Frühlings vorauf, lärmend wie ein Poltergeist, um plötzlich mitten in der Nacht zu verschwinden, wenn, durch ihn geweckt, Primel und Veilchen ihre schlaftrunkenen Häupter aus der Erde hervorstrecken und neugierig nachsehen, was es gibt.

Man muß aber unterscheiden zwischen dem eigentlichen Karneval, dem Karneval des Südens, der seine Abkunft von den Bacchanalien und Saturnalien des alten Heidentums nicht verleugnet, und dem nordischen, christlich-germanischen Fasching.

Der Karneval ist ein toller Kobold, der dem Hypochonder ins Fenster guckt, durchs Schlüsselloch schlüpft und dem Widerwilligen die Ohren voll trompetet, so tief er auch die Schlafmütze darüber ziehen mag. Der Fasching ist ein Monsieur,

den man in seiner Wohnung aufsuchen muß. In schwarzem Frack und weißer Krawatte muß man ihm seine Aufwartung machen, und sein Töchterchen, die Freude, darf man nur mit Glacéhandschuhen anfassen. Welche Umstände, welche Kosten für Eintritt und Toilette, um einen Maskenball zu besuchen! Im Reiche des „Karnevals“ braucht man bloß die Fenster zu öffnen: da tanzen lustige Maskenpaare auf der Straße zu improvisierten Instrumenten; sie tanzen die sonderbarsten Mazurkas und Monferinen und beanspruchen von dem kunstliebenden Zuschauerpublikum an Fenstern und auf Balkonen nichts weiter, als daß ihnen keine Töpfe und Gläser über die Köpfe ausgeleert werden.

Seit ich nach elfjährigem Aufentlhalt am Strande der Adria wieder in deutschen Landen heimisch bin, weiß ich es leider immer nur aus dem „Grazer Schreibkalender auf das Gemeinjahr 18**“, wann wir in den Tagen der zeitweiligen Emanzipation des Fleisches leben ...

Aber vielleicht ist das alles nur sozusagen vom einseitig-ästhetischen Standpunkte aus gesprochen, der bekanntlich immer das Bunte und Krause, den Flitterstaat, die scharfen Lichter ein wenig gegen das Einfachschlichte, Nüchternvernünftige, Gesunde und Solide bevorzugt. Wenn die geräuschvollen Symptome, mit welchen der italienische Karneval mehr noch in den Äußerlichkeiten des Straßenlebens als innerhalb der häuslichen Kreise sich ankündigt, bei uns vermißt werden, so kann ein feiner Menschenkenner und Beobachter, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, immerhin auch ohne die Hilfe des Kalenders den Fasching, oder sagen wir, den deutschen Karneval, aus Zügen, Mienen, Gebärden, Manieren der Leute herauswittern. Es lohnte sich vielleicht sogar der Mühe, eine psychologische Skizze stiller Karnevalssymptome zu entwerfen. Haben junge Männer, die viel tanzen, in dieser Zeitepoche nicht ein zwar fatiguiertes, aber träumerisch und geheimnisvoll angeregtes Wesen? Hat ihr Auftreten, wenn sie auch nur den Saal eines Lesevereins betreten, nicht einen gewissen leichten Schwung, als glaubten sie sich in reizender Frauengesellschaft? Stellen sie den Hut nicht mit einer gewissen Grazie hin, werfen die Handschuhe mit einer gewissen Eleganz hinein und greifen nach dem Zeitungsblatt mit einem schwärmerischen Gesichtsausdruck, als ob sie die Hand um die Taille einer

hübschen Tänzerin legten? Man sieht, daß schönere Melodien in ihnen nachklingen, daß ein höherer Rhythmus in ihnen nachzittert. Erschöpfung verraten sie höchstens durch ein leicht verschleiertes Auge, und dadurch, daß sie die tanzmüden Füße tiefer und gerader als gewöhnlich unter den Tisch strecken. Und zeigen junge Mädchen in diesen Wochen auf der Straße nicht eine gewisse Neigung, verlegen zu erröten, wenn sie jungen Herren begegnen und von diesen ins Auge gefaßt werden? Kein Wunder; sie sind ja in Zweifel, ob der Begegnende wirklich der Tänzer von gestern nacht ist, und ob sie sich nicht etwa kompromittieren, indem sie vielleicht an einen Wildfremden ein reizendes Lächeln verschwenden.

Also seien wir gerecht! Man bedarf nicht durchaus des Kalenders ...

Und wie? berichten nicht alle Lokalblätter ausführlich von Bällen und anderen geselligen Karnevalsvergnügen? Tragen sie nicht alljährlich auch in die Stube des Einsamen die Kunde von „schönen" und „unvergeßlichen" Festen, von dem in unvergänglicher Jugend blühenden „reizenden Damenflor" und der „animierten Stimmung"?

Und gibt es mehr oder weniger öffentlichen Mummenschanz und „Narrenfeste" nicht auch in Deutschland? Und kann man der deutschen Festnarrheit einen anderen Vorwurf machen, als den alten, bekannten, daß sie den Fehler ihrer Tugend hat, daß sie zu schön ist, zu geistreich, daß zu viel „Methode" in ihr liegt? — Freilich, wenn man es der Weisheit nicht verzeiht, nach der Lampe zu riechen, so wird man es der Narrheit noch weniger verzeihen ...

Als ich jahrelang die Triester Karnevals-Korsofahrten mit erlebt hatte, fand ich sie zuletzt ganz abscheulich. Ich verwünschte die Schreihälse, das nächtliche Geschwärme und Gelärme, das Gequiek, Gesinge, Getute und Gezeter. Nichtsdestoweniger schaute ich, wenn die eigentlichen Korsotage kamen, nach dem Wetter aus und bedauerte, wenn Regen drohte, in sophistischer Selbsttäuschung „nur die Konfettiverkäufer." Und wenn so nachmittags um die dritte Stunde mein unwissentlich lauschendes Ohr vernahm, wie es auf der Straße draußen lebendig wurde, wie die Wagen zu rollen begannen, da vollzog sich eine Verrückung des Standpunktes der Betrachtung in meinem Innern, eine veränderte Konstellation, die zunächst dadurch sich

kundgab, daß ich mich jedem alltäglichen prosaischen Tun und Treiben abhold fühlte, bis Mißmut und Langeweile mich zuletzt nötigten, nach dem Hute zu greifen und aus dem Hause zu gehen. Und siehe da: vor meinen Augen dehnte sich der lange, breite Korso wieder, wie in früheren Jahresläuften, voll von Wagen, Pferden, schönen Damen, Masken, Eseln, Gassenjungen, Konfettihändlern, Dandies, Blumenmädchen, Marineoffizieren, Schneidermamsellen, Soldaten, Matrosen, Christen, Juden, Dalmatinern, Tschitschen, Griechen, Türken und Philistern. Dazu auf den Balkonen, an den Fenstern reiche Schönheitsblüte von allen Jahrgängen.

Da konnte man doch nicht umhin, ein wenig stehen zu bleiben ...

Nun ja, sie war es wieder, die Reihe glänzender Equipagen, unterbrochen von improvisierten Gefährten aller Gattungen, oft drollig befrachtet mit allerlei Mummenschanz, zuweilen auch, der heiteren Abwechslung wegen, statt mit mutigen Rossen, bespannt mit behäbig trabenden Grauchen: in den Wagen schwarzäugige, von Jugend, Vergnügen und Konfettiwürfen gerötete Frauen- und Mädchengesichter, Gestalten, die im Feuer der Konfettischlacht die reizendste Plastik defensiver und offensiver Stellungen entwickelten — ringsum hagelnd und stäubend der Inhalt tiefer Konfettisäcke, von Fanatikern oft über einen einzigen Wagen entleert — fliegende Bonbons und zierlich dargereichte Blumensträuße — hier und da Masken, vereinzelt, in Gruppen, auch wohl zu Wagen, voll toller Scherze in Wort und Gebärden — und in dem bunten krausen Gemälde als kecker, dicker, derber Pinselstrich sich abhebend die unverdrossene Meute der „Gamins" ...

Da sehe man sie nur einmal, die verwünschten Rangen, wie sie mit Todesverachtung und fabelhafter Behendigkeit, von Püffen, Stößen und Tritten unbeirrt, sich unter die Räder der Wagen werfen, um den Inhalt einer verschütteten Bonbontüte zu erbeuten! —

War das nicht ein fallender Regentropfen? Gewiß! Aber Tropfen, die der Regengott den Schönen ins Gesicht schleudert, werden heut von den Damen, wie es scheint, für Konfettikügelchen, für eine Schelmerei, für einen guten Witz des Himmels genommen. Glänzende Zylinder hier, Schleier und feine Gewebe dort werden achtlos preisgegeben. Was

schiert dergleichen den Karneval? Er schneidet nur eine Grimasse, als wollt' er sagen: Eines nassen Todes zu sterben ist mir nicht bestimmt. Ich sterbe wie mein Schutzherr, Dionysos, im Feuer. — Und er behält recht.

Ei, so rollt und rollt, ihr närrischen, unermüdlichen Räder!

Aber siehe da, es kommt noch ärger. Mit den Szenen, die nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen, auf den Plätzen, vor den Cafés und in denselben sich entrollen, beginnt das eigentliche, vom grellen Tagesschein nicht mehr eingeschüchterte und ernüchterte Bacchanal der Narrheit. Masken in bunt zusammengewürfeltem, oft sehr einfachem, aber mit dem richtigen Instinkt der Tollheit erfundenen Aufputz treten auf den Schauplatz. Es ertönen die quiekenden Laute, mit welchen sie einander anrufen. Hier und da Gesang und ein Springen und Tanzen zum Klange von allerlei musikalischen und nichtmusikalischen Instrumenten. Elegantere weibliche Masken huschen vorüber, die lüsterne Phantasie äffend mit dem Zauber anmutig-schlanker, verschleierter Umrisse. Da schreitet ein weißer, fast gespenstiger Zug von Tempelrittern in imposanter Haltung heran, oder eine Phalanx von Kriegern mit Pickelhauben, oder auch ein Trupp wüster Gesellen in allerlei verschossenen Gewandungen, wie sie Callot-Hoffmann nicht toller erfinden konnte. Sie gehen Arm in Arm, nehmen die Breite der Straße für sich in Anspruch und brüllen ohrzerreißend, aber mit entschiedenem Talent für polyphone Stimmführung:

„Se oggi la va bene, domani non si sa!"

Da wandelt ein Kerl, der sich nur in eine Art Domino von grober Sackleinwand gesteckt, einen Topf oder etwas ähnliches auf den Kopf gestülpt und sein Gesicht mit einigen schwarzen Kienrußstrichen maskiert hat. Aber mit wie viel Beruf, mit wie vieler Weihe wandelt er dahin! Der geziemende naive Humor liegt schon in seiner Haltung, seinem Gang; und wie seelenvergnügt quiekt er in allen Tonarten! Dieser genügsame Mensch hat den rechten Sinn und Verstand der Narrheit.

Ihm ebenbürtig ist der zerlumpte Virtuose, der dort in vergilbtem Flitter mit einer alten Klarinette umherwandert und an jeder Straßenecke einem nicht gewählten Auditorium Pedrottis zum Gassenhauer gewordene Melodie „Bella è

l'Italia“ zum besten gibt. — O du unverschämter Geselle! Nun schleicht er gar in vorgerückter Nachtstunde, sein Tagewerk zu krönen, in die Vorhalle des Tergesteums, pflanzt sich dort insgeheim mit einigen Gleichgesinnten auf und stört den Frieden dieser Hallen und einiger alter Herren, die in den Lesesälen des Erdgeschosses noch über den Zeitungen brüten, mit plötzlichem Getute! Ein Kustode stürzt herbei und jagt den Minstrel samt Gefolge mit Scheltworten hinaus. Er aber tutet, während jener sich umdreht, den Schluß seiner unterbrochenen Melodie nebenan durch das offene Fenster hinein, bis der ergrimmte Kustode auch dies ihm vor der Nase zuschlägt.

Dann verschwindet er samt seinem Flötenspiel in einer lärmenden Menge. Fortgerissen wird er wie vom Festreigen der Korybanten. . . .

In allen Kaffeehäusern schwirrt es aus und ein wie in Bienenstöcken, von Masken, welche ihre unmaskierten Bekannten dort aufsuchen und necken. Selbst in die Theater drängen diese Kobolde sich ein, und die Insassen der Logen sind nicht sicher vor schelmischem Überfall.

Ach, dieser Karneval, er achtet nicht den heiligen Gottesfrieden der stillen Leute, Kopfhänger, Einsiedler und Menschenfeinde. Er reißt sie, für Momente wenigstens, in ein verändertes Schauen und Empfinden hinein, wäre dies letztere auch nichts anderes als — Ärger. Zum Glück soll auch der Ärger zuweilen heilsam sein. Es ist ein Karneval, den, glaub' ich, selbst die Toten ein wenig in ihren noch übrigen Knochen spüren, und wer weiß, ob sie sich nicht zu einem kleinen Karnevals-Klappertänzchen in der Geisterstunde versammeln würden, wenn es im Karneval eine Geisterstunde gäbe, und die Bacchantenfackel in dieser Zeitepoche nicht der Mitternacht die Augen ausbohrte. Wenn solch ein Karneval vorüber ist, so weiß jedes Menschenkind, daß er dagewesen, und erinnert sich seiner, wär' es auch nur, um Gott zu danken, daß er vorüber.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Deutschen sich in ihrem Karneval vortrefflich unterhalten. Sie tanzen heute, sie tanzen morgen, sie tanzen übermorgen. Sehr amüsant, ohne Zweifel. Aber der südliche Karneval ist reicher. Seine Spolien sind der Mummenschanz, dessen abgeschabter Flitterstaat, auch wenn er abgeworfen im dunklen Winkel liegt, noch

in phosphorischem Glanze poetisch flimmert; die Spolien des nordischen Karnevals sind eine Legion durchgetanzter Stiefel, in Staub vermorschend, prosaisch und ledern.

Immerhin! — Wie die Asche des Vesuvs Pompeji, Herkulanum und Stabiä bedeckte und ihr Leichentuch um die Saturnalien klassischen Behagens wob, so begräbt die Aschermittwochsasche mit fahlem Grau zuletzt den „Karneval“ wie den „Fasching“.

Und so suche denn jeder „karnevalsselig zu werden nach eigener Fasson“. Sehe jeder, wie er's treibe, so lang es noch Zeit ist. Es lebe die Narrheit und die Lust in allen Gestalten! Carpe diem, o Mensch des Nordens wie des Südens!

Se oggi la va bene, domani non si sa.

Bei fremden Menschen und Göttern.

Ein Triester Gedenkblatt.

Als im Jahre 1860 die „Novara“ von ihrer Weltfahrt zurückkam, da war es Triest, welches das rühmlich bewährte Fahrzeug in seinem Hafen landen sah, mit den Heimgekehrten, die dort zum Teil für längere Zeit Rast hielten, in regen Verkehr trat, und gleichsam den frischen Schaum abschöpfte von dem, was die Weltumsegler dem Vaterlande, das sie ausgesendet, heimzubringen und mitzuteilen hatten. Nannte die Hafenstadt doch den edlen Förderer des ganzen Unternehmens, den verewigten Erzherzog Ferdinand Max, damals den Ihrigen. Ihm zunächst in längerem und bequemem Umgange Rechenschaft abzulegen, mochten Männer, wie Baron Wüllerstorff, Karl von Scherzer usw. sich gedrungen fühlen. Dabei kam nun auch vieles den Triestern zugute. Das meiste hatten wir dem trefflichen Karl v. Scherzer zu danken, der, liebenswürdig, unermüdlich und anspruchslos, wie es seine Art ist, im Schoße des „Schillervereins“ die interessantesten Mitteilungen zum besten gab. Einen überaus reichen Schatz von merkwürdigen Gegenständen aus den entlegensten Ländern hatte die „Novara“ mitgebracht, und diese Fülle des Sehenswerten blieb auf Anregung des Erzherzogs zwei volle Monate lang in den Sälen des Tergesteums zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt.

Wenn Poeten wie Boz und Adalbert Stifter in Raritätenläden, Trödelbuden und väterererbten Rumpelkammern einen Schatz von latenter Poesie zu heben gewußt, und jedes einfache Stück Hausrat, das durch vieler Menschen Hände gegangen und ein stummer Zeuge menschlicher Schicksale gewesen, für beschauliche Gemüter monumental wird: mit welcher poetisch angeregten Stimmung mußte man erst Räume betreten, wo Allerweltshausrat aus Ceylon und Madras, aus Java, Sumatra und Borneo, von den Nikobaren und Philippinen, aus China, Neuseeland und all den vielnamigen Inselgruppen der Südsee nebeneinander gereiht war? Es bedurfte nicht eben einer exzentrischen Phantasie, noch eines unnatürlich gesteigerten Nervenlebens, um in diesen Räumlichkeiten zu einem Reichenbachschen „Sensitiven" zu werden, geneckt von visionären Bildern, Klängen und Düften. Ein Mensch, den dergleichen bloß anglänzt, anstarrt oder angrinst, und nicht auch anredet, wie die Tiere im Märchen; wer taub ist für den Chorus von Völkerstimmen, und in einer solchen Schaustellung nichts weiter sieht, als was im Katalog verzeichnet steht, der gebe die Empfänglichkeit seines geistigen Trommelfells für den Anschlag feinerer Lebenstonwellen verloren und mache sich keine Hoffnung auf ein Entreebillett zum Konzert der Sphärenmusik, die ein Sonntagskind aus allem Geschaffenen heraushört.

Zu den Zeiten des edlen Dulders, des Königs Odysseus von Ithaka, erlebte man auf dem Seewege vom sigäischen Vorgebirge bis zu den Felsen von Ithaka, einer Strecke von etlichen Dutzend Meilen, größere Abenteuer und sah mehr Wunderdinge, als jetzt auf einer ganzen Reise um die Welt. Aber die alte Meersirene schwimmt doch auch noch um den Kiel unserer Dampfer, ihre Nase gewöhnt sich an den Rauch qualmender Schlote, und sie singt und sagt für jeden, der sie hören will, die wundersamsten Geschichten. Das Wunder stirbt nicht aus und verliert nichts an Bedeutung, wenn es zugleich ein natürliches, vielleicht sogar ein alltägliches ist.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Tagebuchblättern die Erinnerung an einiges von dem wieder aufzufrischen, was die Sirene der „Novara" sang — für einen weiteren Kreis einige von den Eindrücken zu fixieren, die mir geworden bei jener „Zimmerreise" zu fremden Menschen und

Göttern — denn die Götzenbilder fremder Zonen spielten dabei keine geringe Rolle. Die Novarareise als solche, als Geschehnis, ist freilich antiquiert; aber die Welt veraltet nicht, von der das österreichische Fahrzeug so reichliche Kunde und so merkwürdige Denkmäler heimbrachte.

Die singhalesischen Manuskripte, welche die Ausstellung eröffneten, waren in jeder Beziehung würdig, mit ihren geheimnisvollen Sprüchen buddhistischer Weisheit den Reigen anzuführen. Wie ganz anders begrüßt die sonnetrunkene Mystik des Ostens uns in seltsamen Charakteren auf den Blättern der Talipotpalme, von zierlichen Deckeln aus Calamanderholz umschlossen, als in nüchternen europäischen Lauten und Lettern und geistlosen Lederbänden? Um wieviel besser läßt sich auf solchen Palmblättern, die sich in den Wellen heiliger Ströme gespiegelt und sich im Glanzäther hindostanischer Mondnächte gebadet, zwischen den Zeilen lesen, als auf unserem feinsten Velin, das die Phantasie doch immer zu einem prosaischen Hanffelde zurückleitet. — Tat man ein paar Schritte weiter, so wich das Tiefsinnige dem Zarten, die Aszese der Galanterie. Statt der buddhistischen Orakel und Hymnen tönte ein zärtliches Liebesgeflüster herüber von den Blütenufern des Indermeeres. Javanesische Toilettestücke erblickte man, fein, zierlich und kostbar, wie der Bräutigam auf Java sie seiner Braut zum Geschenke zu machen pflegt. Daneben gab noch eine Anzahl javanesischer Hüttenmodelle, sowie ein prächtiges, mit Goldfunken durchsticktes Taschentuch Zeugnis dafür, daß an den blumigen Gestaden und auf den Eilanden des indischen Archipels die Leute nicht immer beschaulich vor Lotosblumen knien, sondern des Lebens Reiz und Behagen zu schätzen wissen.

Weidete man sich einen Moment an der Idylle, die durch all dies Zierliche dem Auge vorgezaubert wurde, so lauerte ein scharfer Kontrast schon daneben, um die Phantasie sofort in ganz entgegengesetzter Weise in Anspruch zu nehmen. Die Wand hinan und weithin nebeneinander gereiht, glitzerte unheimliche Waffenzier, zum Teil der bedenklichsten Art: Lanzen, Schwerter, Schilde, Tomahawks, Skalpmesser — ein ganzes Arsenal und Museum der höheren Kopf- und Halsabschneiderei. Strengte man das Auge ein wenig an, so glaubte man dunkle Flecken zu sehen, Spuren des Blutes, mit welchen dies

kriegerische Gerät in Gott weiß welchen Kämpfen und Metzeleien besudelt worden war. Gorgonenhaft glotzten dazwischen ein paar schauerlich bizarre Gesichtsmasken hervor, von monströsen Perücken aus Menschenhaaren übertürmt. Die Einwohner der Fidschiinseln tragen die eine derselben in der Schlacht, um sich ihren Feinden furchtbarer zu machen, während die andere den Neu-Kaledoniern bei Tänzen im Mondschein zum Schmucke dient: diese Trefflichen feiern die romantische Mondeshelle mit einer mummenschänzlichen Kavalchina, die ohne Zweifel bei weitem mehr an die Blocksbergszenen des „Faust“, als an die Elfenreigen des „Sommernachtstraumes“ erinnert.

Wie in Dissolving views nebelhaftes Gebild ineinander schwimmt und sich auseinander entwickelt, wandelt der feine Blutdampf, der für sensitive Gemüter das eben erwähnte Waffenarsenal umschwebte, sich in feines narkotisches Arom bei der Betrachtung eines Kästchens, das der Katalog als „Rauchapparat und Opiumpfeife eines vornehmen Chinesen“ bezeichnete. Süße Betäubung überkam die Sinne, man träumte sich hinein in die Träume, die den schmauchenden Bürger des „Reichs der Mitte“ auf dichter Opiumwolke umgaukeln, und begriff für einen Augenblick den Reiz orientalischer Narkose, die wohl am besten über des Lebens Schalheit und die sublime Langeweile, Weltschmerz genannt, hinweghilft.

Aber es ist nicht ratsam, solche asiatische Träume allzulange nachzuträumen; sie könnten unsere europäischen Kopfnerven leicht überreizen. Da lag zum Glücke eine Nummer der „Pekinger Hofzeitung“ und gemahnte daran, daß auch das Leben des Orients seine nüchterne, prosaische Seite hat: seine Regierungen, seine Mandarinen, seine Steuern usw. Diese Mahnung wurde durch eine daneben liegende chinesische Banknote nur verstärkt. Die Chinesen sind uns in der Erfindung des Papiergeldes, wie in der der Buchdruckerkunst sogar vorausgegangen. Indessen der Katalog bemerkte — man höre! — die Banknoten seien in China bald wieder außer Kurs gekommen und hätten heutzutage eigentlich „nur mehr einen historischen Wert!“ — Da sieht man doch gleich, was „chinesische Stagnation“ ist, europäischem Fortschritte gegenüber! — Nicht geringeres Staunen erregte eine weitere Notiz des Katalogs: daß ein ganz hübscher, großer Sonnen-

schirm aus Pflanzenpapier, den man in der Nähe jener Banknote erblickte, dort zu Lande zum Preise von 2 Cash, beiläufig 1/2 Kreuzer ö. W., verkauft wird! — Durch diese Mitteilungen des Katalogs fühlte man sich glücklich wieder in die Märchenwelt des Orients zurückversetzt, der man durch den Anblick der „Pekinger Hofzeitung" einen Augenblick entrissen worden war.

Ein „Orakelköcher" aus Bambusrohr, vollgesteckt mit dünnen Stäbchen, auf welche chinesische Schriftzeichen geschrieben waren, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Bedarf man eines Orakels, so schüttelt man einen solchen Köcher, und das herausfallende Stäbchen gibt mit seiner Inschrift sogleich einen Anhaltspunkt für weitere Divination. Ferner erblickte man einen jener Papierstreifen, auf welche die Chinesen ihre Wünsche zu schreiben, oder auch figürlich darzustellen pflegen, um sie dann zu verbrennen, und so ihre Bitten als Rauch umso sicherer emporsteigen zu lassen. Auch lag ein Exemplar von den Empfehlungsbriefen auf, welche die Chinesen ihren Toten mitzugeben pflegen, um dieselben dem besonderen Schutze der Gottheit zu empfehlen. — Wer sieht bei diesen Dingen nicht das Zöpfchen des Chinesen baumeln, dieses Philisters des Orients, der das Bizarre des Morgenländers mit der Pedanterie des Europäers und mit der praktischen Pfiffigkeit des Amerikaners vereinigt.

In Kunstgebilden stand manches wunderliche Dasein zur Schau. Echte Kunst begrüßte den Betrachter nur in dem „Kopfe eines chinesischen Priesters", in Stein gehauen, tausend Jahre alt, bei Canton in einer Pagode gefunden. Das Gesicht war ausdrucksvoll, sprechend, gediegen in der Form wie altrömische Arbeit. Die ehrwürdige Plastik dieser Antike parodierend, wand und krümmte sich daneben ein kleines chinesisches Bronzebildchen, ungemein nett und lebendig ausgeführt, ein rätselhaftes, diabolisches Figürchen, man wußte nicht — und der Katalog ebensowenig — ob Faun oder Teufelchen. Drei in Holz geschnitzte Bildwerke von den Nikobareninseln, eine weibliche Figur, einen englischen Marineoffizier und eine Schildkröte vorstellend, erinnerten an die Kunstbestrebungen, welche gelangweilte Schulknaben hinter dem Rücken der Pädagogen entwickeln. Doch scheinen die nikobarischen Künstler zuweilen aus der Not eine Tugend zu

machen. In der Figur des englischen Marineoffiziers schlug die Unbehilflichkeit der Ausführung in einen so prägnanten Humor um, daß man zweifeln mochte, ob der Bildner als Stümper nicht anders gekonnt, oder ob er in künstlerischer Schalkslaune sich's in den Kopf gesetzt, mit einfachsten Mitteln zu wirken.

Wie in diesen Bildwerken die Unbehilflichkeit in Humor, so schlug in den Götzenbildern, die aus den Winkeln hervor unheimlich und wie höhnisch in das Getümmel hineingrinsten, die grandiose, grotesk phantastische Häßlichkeit der Gestaltung fast ins Erhabene und Tiefsinnige um. So absolut Häßliches zu ersinnen, dazu gehört ebensowohl eine Art von Genie, wie zur Erfassung und Darstellung des Ideals und wie die himmlische Idealität mittelalterlicher Madonnenbilder, so konnte auch dies Unnachahmliche, Originelle, grausenhaft Unschöne nur aus tiefem Gemütsgrund hervorgewachsen sein.

Die Frage ist: Wie kommt es, daß, während das eine Volk seine Götter in den Idealen der Schönheit verkörpert, das andere in die tiefsten, ungeahntesten Abgründe des Häßlichen hinabtaucht, um seinem Unendlichkeitsgedanken eine Form und einen äußeren Ausdruck zu geben? Was ist's, das diese seltsamen Kontraste wirkt? Etwa die spielende Selbstironie des Weltgeistes, der das ewig Eine durch Gegensätze auszudrücken liebt? Vielleicht könnte man auch sagen, die Kunst des Wilden nimmt das unerhört Häßliche zum Ausdruck des Göttlichen, weil ihr das Schöne unerreichbar ist, greift zur Fratze, weil ihr das Ideal versagt und die Fratze noch immer bedeutsamer ist, als das Triviale, Gewöhnliche. Und da dem Wilden überdies der Sinn für das Komische gebricht, so hat die toll karikierte Larve des Momus für ihn dasselbe Pathos wie die Maske der Melpomene. Was verlangt übrigens der Wilde von seinem Gotte sonst, als daß er Schauder einflöße? Dies erreicht der Götzenbildner durch eine Häßlichkeit, welche originell, medusenhaft erhaben und in ihrer Art sogar genial ist.

So ließ man dieses, jenes in besagter Ausstellung zum Gemüte sprechen. Aber immer dichter und ungestümer drängte sich der redselige Schwarm heran. Schmucksachen, Acker- und Handwerksgerät, Kleidungsstücke, musikalische Instrumente, Medikamente, Wurzeln und Kräuter, Kanoes und Ruder,

Körbe und Büchsen, Fischnetze und Harpunen, Bogen und Pfeile, Pulverhörner, Sarongs, Griffel, Zepter und Zauberstäbe, Gürtel, Tauwerk, Seide- und Hanfproben, Papiersorten, Tätowierinstrumente usw., sie alle drängten sich heran und wollten zu Worte kommen.

Kein Wunder, wenn man zuletzt dem bunten, geschwätzigen Reigen ermüdet sich entwand; aber gewiß nicht, ohne zum Abschiede noch einen flüchtigen Blick auf die dichten Reihen von Totenschädeln zu werfen, die da als „kranioskopische Sammlung" prangten, mancherlei Menschenrassen vertretend, und lehrreich durch seltsame Verschiedenheit.

Ausgetilgt war die Gedankensaat in den Höhlen dieser Schädel; grinsend und hohläugig lagen sie da, ein lautloser Grabeshymnus, der mitten in diesem tollen Lebensreigen, dem Chorus jener „Völkerstimmen" gegenüber, die, streitlustig durcheinanderbrausend, mit vorlautem Gelärm auf allen Wänden und Gestellen umher ertönten, die urewige Stille des Nichtseins vertrat und das allgemeinsame, versöhnende Recht des Todes.

Friaulisches Reisebild.

Wo hinter Nabresina die Eisenbahn auf dem Wege ins Friaulische den Karst verläßt, und gegen das Meer sich niedersenkt, da fühlt der Reisende zunächst durch den Gegensatz sich lebhaft angesprochen, den der weitgeöffnete, völlig ebene Plan des Meerufers mit der schroffgezackten Felsregion bildet, die man soeben hinter sich gelassen hat. Die Spiegelfläche der See taucht wieder auf; das Schloß von Duino erscheint auf seiner Felsklippe, imposanter noch als das aus der Ferne herüberdämmernde Miramar. Später zeigt in der Ebene sich Monfalcone ziemlich angenehm. Maispflanzungen beginnen auf weitgedehnten Strecken vorzuherrschen. Bei Sagrado belebt sich die Gegend merklich. Der italienische Charakter tritt hervor; man sieht einzelne Zypressen, voll ausgewachsen, hochstämmig. Kristallklar, aber ziemlich sparsam im flachen Sandbette fließend, tritt jetzt der Isonzo in das freundliche Landschaftsbild. Dies erweitert sich alsbald zum weiten Gebirgspanorama, als dessen Mittelpunkt nach einiger Zeit in schöner

und freier Lage Görz erscheint. Fast noch anziehender vereinigen sich um Cormons fruchtüppige Gründe mit Gebirgsprospekten zur angenehmsten Rundsicht. Im Flachlande, das wir unmittelbar durchschneiden, bestimmen den Charakter der Landschaft endlose Maisfelder, zwischen welchen als Grenzscheiden Baumpflanzungen in langen Reihen laufen. Die Bäume sind durch Rebengehänge wie durch Girlanden miteinander verschlungen. Unabsehbar gegen das dem Blicke längst entschwundene Meer hinab dehnt sich die friaulische Ebene. Von Norden aber blickt, nicht allzufern, immer gleichmäßig sichtbar, der gewaltige Höhenzug der karnischen Alpen herüber.

Nun zeigt sich Udine, aus den Büschen der Ebene nur wenig hervortretend. Wir verlassen die Eisenbahn und betreten die Stadt. Wenig versprechen, sobald wir das Tor hinter uns haben, die ersten Häuserreihen. Bald aber erscheint eine Bauart, die man noch lieber römisch als romanisch nennen möchte, in kräftigen Zügen angedeutet. Man erfreut sich eines breiten freien Schwunges in Formen und Linien. Da gibt es nichts Kleinliches, nichts Kümmerliches, nichts Verschwommenes, nichts Schnörkelhaftes. Es ist, als träte das Kreisrund, der Bogen, das Rechteck überall mit einer ganz besonderen altrömischen Energie hervor, als fände an Türen und Toren und Fenstern das Bestreben nach abstrakter Regelrechtigkeit der Linien sich in schärferen Kanten und Ecken als gewöhnlich ausgeprägt. Wir erreichen den Hauptplatz, eingeschlossen von Bauwerken, die uns halb an Venedig, halb an das kriegerisch ernste Verona gemahnen. Die Seitengassen betretend, sehen wir den venezianischen Baustil immer entschiedener hervortreten: Häuserfronten, Portale, Fenster und Balkone, alles versetzt uns in die Dogenstadt, und wer früher nur diese gesehen, der merkt jetzt, daß E gentümlichkeiten, von welchen er gedacht, daß sie einer einzelnen Stadt angehören, sich über eine Provinz erstrecken. Fragen wir zuletzt noch den überaus höflichen Udinesen nach dem „giardino publico“, den unser Reisehandbuch aufführt, so weist er uns einen offenen, freien Grasplatz, im regelrechtesten Kreisrund umgeben von einer Doppelreihe von Bäumen. Aber von welchen Bäumen! Riesige Platanen sind es, die prächtigsten, die man sehen kann, fast unabsehbar hoch emporgeschossen un

so dickstämmig, daß vier Menschenarme sie nur mit Mühe umspannen.

Die Reise fortsetzend, stoßen wir zwischen Codroipo und Casarsa auf eine Sandwüste, über welche eine endlos lange Brücke gebaut ist und die wir für alles eher halten als für ein Flußbett. Und doch ist's ein solches: das des Tagliamento. Vergebens durchspähen wir lange Zeit die weite Sandfläche nach einer Wasserspur; zuletzt entdecken wir in der Tat ein Silberstreifchen, das seinen Pfad im unermeßlichen Sande sucht. Der Charakter der Gegend ist inzwischen im allgemeinen immerfort derselbe geblieben. Immer und immer Maispflanzungen, von Baumreihen durchzogen und abgegrenzt, immer die weite, weite Ebene, nach allen Seiten spiegelflach gedehnt, immer im Norden die Umrisse desselben langhingestreckten Gebirgszuges. Aber das grüne Casarsa entreißt uns dem Gefühle der Monotonie, das uns bedroht: es grüßt uns aus dichten Gebüschen gar heiter und freundlich. Weit reizender noch erscheint bald darauf das unvergleichliche Pordenone, das mit seinen gartenähnlichen Umgebungen, während die Eisenbahn uns daran vorüberführt, sich von mehreren Seiten immer anlockender zeigt, einen anmutigen Prospekt um den andern vorschiebt, und zuletzt, während der Zug stillhält, uns noch durch den Schlußeffekt einer überaus lieblichen Parkanlage überrascht, die dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegt.

Pordenone — der Name klingt uns aus der Kunstgeschichte so bekannt. Ist nach ihm nicht Tizians stolzer, in der Freske fast ebenbürtiger Rival, der Michel Angelo der venezianischen Schule zubenannt? Aber auch von selbst lockt der Ort durch seine Anmut unwiderstehlich; nirgends können wir eine angenehmere Raststation halten. Aus dem vorstädtischen „borgo“ treten wir durch das altertümliche Tor in die eigentliche Stadt. Sie besteht ganz und gar aus einem „Corso“, in acht Minuten gemächlich zu durchwandeln, seiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt. Am Ende des Korso steht querüber das Stadthaus, so stolz und würdevoll, als sollten darin statt der kleinen Angelegenheiten der Pordenonesen jeden Augenblick die Geschicke der Welt entschieden werden. Kleinstädtisch und modern-armselig sind die Läden und Buden zu beiden Seiten der Straße, aber

von den Häuserfassaden herunter grüßen altvenezianische Schönheitskonturen. Alles ist im palazzo-Stil gebaut, hier maurisch-byzantinisch, dort romanisch. Unferne dem Stadthaus finden wir eine Kirche romanischen Stils, außerhalb der Stadt zeigt eine zweite kleinere denselben Stil in ganz hübschen Verhältnissen. Im „borgo" stoßen wir noch auf eine dritte kleine Kirche, neben welcher man statt des Turmes eine Riesensäule von ungeheuerer Dicke aber verhältnismäßig geringer Höhe aufgerichtet hat, was eine wunderliche Wirkung macht. Im Innern unseres Gasthofs treffen wir, wie in der Außenseite der Bauwerke, durchaus die venezianische Art vorherrschend. Es sind kleinstädtische, fast dörfliche Räumlichkeiten, aber auf den Wänden einzelner Gemächer begegnen uns altvenezianische Malereien. Venezianisch sind die Kamine, die runden Türschnallen, die Türklopfer, die Fensterbalken, die Steinfußböden. Besuchen wir den Park in der Nähe des Stationsgebäudes, der sich schon bei der Ankunft uns so verlockend darstellte. Es ist eine prächtige Anlage auf hügeligem Grunde, durchschnitten von fließenden Gewässern und kleinen Teichen. Die Anlage ist Privateigentum, aber der Gärtner läßt sich gerne bereitfinden, Fremde einzulassen. Er zeigt uns alles Schöne, mit besonderem Behagen aber seine Wasserkünste, die er, den Wasserstrahl mit verschiedenartig durchlöcherten Blechtrichtern überdachend, in mannigfaltigster Weise spielen läßt. Bald überrascht er uns mit fadenförmig auf- und absteigenden symmetrischen Lineamenten, bald mit bukettartigen Figurationen, bald mit einem stäubenden Regen oder einem förmlichen Feuerwerk von Tropfen. Er zeigt uns auch die hübsche Spielerei, wie eine Kugel oder ein Käppchen von der aufschießenden Wassersäule des Springbrunnens hoch mitemporgehoben und getragen wird. Der Parkanlage selbst geben insbesondere die häufigen Trauerweiden ein charakteristisches Gepräge. Auf einem kleinen Hügel bewundern wir eine ganz aus Buchsbaum geschnittene, ziemlich weitläufige Festung. Pordenone besitzt auch einen „giardino publico", was man hier so wenig wie in Udine und in anderen italienischen Städten mit „öffentlicher G a r t e n" übersetzen darf. Es ist ein freier Rasenplatz, von Kastanienbäumen umgeben, mit etlichen Ruhebänken; Blumen sind streng verbannt. Aber wozu bedarf der Pordenonese eines „giardino publico?"

Wohin man immer hier blicken, welche Wege man rings um die Stadt verfolgen mag, überall verliert der Blick sich im endlos dichten Grün der Gebüsche, und außer dem Flüßchen Noncello, das den Ort bespült, begegnen wir schier bei jedem Schritte fließenden oder stehenden Wassern, deren Klarheit und Frische das Aug' ergötzt, während ihr Gemurmel und ihr Rauschen, besonders in der Nähe der kreisenden Mühlräder, auf die man häufig stößt, das Ohr in angenehmster Weise beschäftigt.

Es würde schwer sein, zu bestimmen, welches die anmutigste sei von den parkähnlichen Szenerien und natürlichen Promenaden, die Pordenone von allen Seiten umsäumen. Schlagen wir den Weg ein, der gegen Torre führt, so stoßen wir, gleich nachdem wir die Stadt verlassen, auf einen Teich, in welchen höchst pittoresk die Zweige von vier prächtigen Trauerweiden nebeneinander niederhängen. Nahe daran finden wir einen Park, mit einem Gartenhause, dabei ein Wirtschaftsgebäude, in dessen Hofe drei alte homerische Schaffnerinnen — es ist Sonntagmorgen — einander die noch immer pechschwarzen Haare kämmen. Weiterhin führt der Weg uns immer durchs dichte Gebüsch voll springender, rauschender, meist auch silberklarer Bäche. Alleen von hochstämmigen Platanen, Schwarzpappeln, gemischt mit echten Akazien und Ailantusbäumen, durchschneiden hier, wie überhaupt in der ganzen Gegend ringsumher, die maisbepflanzten Ackerstrecken, welche die Ebene füllen, während nebenher vornehmlich der Haselstrauch und die Robinie die Straßen und die Bachufer reich umbüschen. An feuchten Orten, in der Nähe der Bäche und Teiche, steht überall die schöne rote Blütenrispe des Weiderichs. Läßt man, vom borgo kommend, das Tor der Stadt zur Rechten und betritt den seitwärts von der Stadt hinführenden Baumgang, so eröffnen sich auch hier wieder die schönsten Landschaftsbilder. Überall Alleen und Gebüsch, überall Trauerweiden, die in Teiche oder in den Fluß Noncello niederhängen, welcher letztere hier in lachenden Auen und dichtbewachsenen Gründen sich mit buchtähnlichen Wasserspiegeln, wohl auch kleine Inseln bildend, in einer dem Auge wohlgefälligen Weise verbreitet. Auch einige kleine Erhöhungen des Bodens trifft man hier, willkommene Aussichtspunkte über die Ebene gewährend. Der

lange Rücken des Hochgebirges bildet im Norden immer den imposanten Hintergrund.

An Markttagen sieht man viele Landleute in die Stadt kommen, ohne daß es ihnen gelänge, durch eine hervorstechende Eigentümlichkeit die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen. Anders am Sonntag, wenn sie sämtlich in Holzpantoffeln zur Kirche gewandert kommen. Schreiten sie dann in Scharen zu 40 bis 50 über die Pflastersteine des Korso, da vollführen sie ein Klapperkonzert, dessen Klangwirkung einzig in ihrer Art ist. Auf der öffentlichen Promenade betrachten wir uns einen Sonntagsspaziergang italienischer Kleinstädter. Es lohnt die Mühe, denn wir merken mit heiterem Erstaunen, daß selbst die species altväterischer Philister in deutscher Art, mit hoher Krawatte und spitzen Frackschößen, auch hier nicht gänzlich fehlt. Gemessen und sittig spazieren die Bürgersleute mit Frauen und Töchtern auf und ab, und ein kleiner Ausschuß jüngerer Leute, welche Stutzer vorstellen wollen, stehen in einer Gruppe beisammen, vor welcher die schöne Welt des Städtchens Musterung passiert.

Über Agrikultur und Viehzucht maßen wir uns kein Urteil an; aber wir können nicht umhin, wahrzunehmen, daß im Orte selbst und in der Umgebung viele nette Schweinchen umherlaufen, glänzend schwarz von Farbe und durch hübsche langgespitzte Ohren ausgezeichnet. Auch Meister Langohr ist in auffällig häufigen Exemplaren sichtbar, zumeist in schwarzen, die recht wacker trotten und ein glattes Aussehen haben, was nicht zu verwundern, da ihnen ja das üppigste Futter sozusagen in den Mund wächst.

Aber wir verweilen schon zu lange. Sagen wir ein Lebewohl dem reichbebüschten, quellsprudelnden Pordenone. Der dampfende Wagenzug braust heran auf seiner Eisenspur, hält einen Augenblick, uns wieder aufzunehmen, und entführt uns stracks in neue Regionen. Bei Sacile, wohin wir zunächst gelangen, sehen wir den Höhenzug, der uns bisher aus der Ferne begleitet, sich herabsenken und in der Ebene sacht verschwinden, während ein anderer dafür emportaucht, der nun in ähnlicher Weise wie der vorige immerfort am Rande des nördlichen Horizonts bis Venedig hinläuft. Wir denken an Pordenone zurück, aber siehe, da entrollt uns Conegliano plötzlich eines der lieblichsten Städtebilder, das mit jenem um

den Preis der Schönheit streiten darf. Äußerst anmutend stellt der Anblick namentlich an der Stelle sich dar, wo die zwei Türme der Stadt in der Niederung mit dem Kastell und den säulengetragenen Bauten auf der Höhe zu einem malerischen Gesamtbilde zusammentreten. Jedes friaulische Städtchen hat der Kunstgeschichte einen berühmten Malernamen gegeben. Wie Udine seinen Giovanni, Pordenone seinen Gian Antonio, so hat Conegliano seinen Cima.

Von jetzt an überrascht uns die Wahrnehmung, daß die Fruchtbarkeit und Üppigkeit der Gegend sich auffallend vermindert. Die Gewächse werden sparsam und niedrig, bald ist weit und breit kein hoher Baum mehr zu bemerken. Der Boden ist sandig und spröde. Die Maisfelder haben ein verkümmertes Aussehen und erscheinen auf ganz kleinen abgerissenen Strecken, zwischen ärmlichen Wiesengründen eingeschoben.

Der Fluß Piave, den man sofort übersetzt, ist ganz von der Art des Tagliamento. Nichts Wunderlicheres als diese friaulischen Flüsse. Ihre Bette sind unabsehbare, oft stundenbreite Sandgebiete, durch welche vereinzelte Gewässerchen fadenartig hinschleichen. Aber siehe da, es tritt Regenwetter ein, vom Gebirg her stürzen die Bäche, und unsere Piave, unser Tagliamento, unser Torrente, unser Isonzo, die wir vorgestern schier mit der Lupe suchen mußten, sie sind zu brausenden Seen angeschwollen, die ihre gelben Hochfluten unbarmherzig über die halbe Provinz wälzen. Meilenweit sind dann oft die Felder überschwemmt: zum mindesten säumen die Wasser, neue Bahnen suchend, Wiesen und Felder wie mit Kanälen ein, tanzen in breiten Kaskaden über gestuftes Terrain, und sammeln sich in den Niederungen zu Teichen und Sümpfen, aus welchen die Bäume nur mit halbem Stamme hervorragen.

Unser friaulischer Wanderflug geht seinem Ende zu. Wir eilen an Treviso vorüber, das mit seinem prächtigen Bahnhof, mit seinen Stadtmauern, mit seiner Kathedrale das Auge nicht übel anspricht; auch die Gegend zeigt sich von da an wieder fruchtbar. Landhäuser stehen zahlreich zwischen reichbebauten Gründen im Gebüsch.

Jetzt erscheinen allmählich kleine Wasserstrecken in der Ebene, und ehe wir uns dessen versehen, sind wir von den

erst kleineren, zerstreuten, dann meerbreit ergossenen Spiegelflächen der venezianischen Lagunen umgeben, und die Riesenbrücke trägt uns, wohl eine Viertelstunde lang, über die Gewässer den Türmen zu, mit welchen die vielberühmte Stadt herüberwinkt.

Schöne blühende Bezirke waren es zum größten Teil, die wir durchflogen; aber sollten wir noch länger im friaulischen Lande verweilen, so würde es uns nicht länger dulden in der Ebene; wir würden uns hinaufflüchten zu den Bergen, deren Gipfel und Hänge Tag für Tag so schön aus dem sich zerteilenden Morgennebel hervortreten. Nichts übersättigt das Auge so bald als eine weite Ebene, sei sie noch so üppig, besonders wenn sie durchwegs nur mit einer Fruchtgattung, wie hier mit Mais, bepflanzt ist. Trägt der Reisende ein deutsches Gemüt im Busen, so wird er müde der grasgrünen, hoch ins Kraut geschossenen Natur, der langgestreckten Alleen, der sprudelnden Wasser und der quakenden Frösche; er sehnt sich nach Bergen und Wäldern, nach Felsen und Schluchten, nach Moos und Heidekraut. Auf diesen Gründen mag eine heitere, freie Behaglichkeit des Daseins sich entwickeln, und wer hier geboren, verlangt es vielleicht niemals anders; um dessen Wiege aber Fichtenwälder gerauscht haben, der würde hier, wie sehr auch angezogen, doch kaum gefesselt werden für immer, und er sänge zuletzt vielleicht selbst im reizenden Pordenone, wie einst Pyrker in Venedig, „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen."

Erinnerung an Venedig.

I.

Unter den Redensarten, die sich von einem Bädeker auf den anderen fortvererben, findet sich nun lange genug auch die von der „trauernden, um ihre einstige Herrlichkeit trauernden, Königin der Lagunen". Wehe dir, Fremdling, der du diese „trauernde Königin" besuchst, wenn dich das Ungefähr auf einem Platze oder in einer Gasse einquartiert, in welchen sich ein Café oder eine Schenke befindet. Bis zwei Uhr morgens wirst du dein, von angestrengter Tagesumschau in den Reizen der

Dogenstadt ermüdetes Auge nicht schließen können, solltest du auch sämtliche Elegien, die von Venedigs Trauer und melancholischer Stille singen, unter die Kissen deines Hauptes legen. Wenn in anderen, nur um ein geringes nördlicher gelegenen Städten nach Mitternacht noch etwas Weniges in den Straßen gesungen und gelärmt wird, so macht Tags darauf ein scharfes „Eingesendet“ im Lokalblatte eine Klage wegen Störung des öffentlichen Schlafes anhängig und intimiert den Behörden ein feierliches „Videant consules“ usw. In Venedig singt der letzte Nachtschwärmer auf der Straße seine Romanze um drei Uhr morgens, und alle Welt findet das in der Ordnung, denn alle Welt weiß, daß der Venezianer, wie der Italiener überhaupt, schreien muß, wenn er nicht platzen soll.

Venedig ist zu allen Zeiten eine lebenslustige Stadt gewesen; wenn es die Geschichte verschwiege, so würden die farbenhellen Bilder seiner alten Meister dafür zeugen. Ich wage zu behaupten, daß sich dieser Charakter wenigstens in der Sphäre des Volkes, das von politischer Gedankenblässe weniger angekränkelt ist als die gebildeten Kreise, noch heute nicht verleugnet. Dieselbe altvenezianische Heiterkeit und Lebenslust, für welche der sinnenfreudige Farben- und Formenprunk auf Pauls, des Veronesers, Bildern Zeugnis gibt, sie lebt noch fort, wenn auch zum Teil, dem Charakter moderner Zeit entsprechend, in weniger poetischer und anmutiger Gestalt. Sie lebt noch fort in dem Zucca-barucca-Verkäufer, der so selbstzufrieden und selbstbewußt sich dort an die Ecke des Gäßchens hinpflanzt, offenbar nicht bloß um seine, in appetitliche Schnitte zerlegte Kürbisfrucht, die ihm wenige Soldi einträgt, los zu werden, sondern vor allem, um den inneren Fond seines Lebensdranges und seines unerschöpflichen Stimmetalls den ganzen Tag über in einladenden Rufen auszumünzen, die ebenso Selbstzweck sind, wie das Tongeschmetter der Amsel oder der Nachtigall. Sie lebt fort, die altvenezianische Lebenslust, im mitternächtlichen Gassenhauer, der so stimmgewaltig durch die Gassen hallt; sie lebt fort im Gitarrengeklimper und Geigengeschwirre wandernder Minstrels, das des Abends aus allen Winkeln hervor- und hinausklingt bis an die einsam rauschende Meerflut; sie lebt fort in jenem fröhlichen Menschengewimmel, das Tag für Tag, wenn der Abend einbricht und die Lichter angezündet werden, durch

das Prachttor des Torre dell' orologio hervorströmt aus den Gassen und Gäßchen der Merceria, um sich lustwandelnd zu zerstreuen über das salonmäßig glatte, schimmernde Marmorpflaster von San Marco, insonderheit an Tagen, wo Frau Musika mit einer braven Militärbande ihr Throngerüst inmitten des herrlichen Platzes aufschlägt. Eine Zeitlang schien es, als ob die Venezianer, vom politischen Groll der finstern lombardischen Nachbarn angesteckt, die k. k. österreichische Militärmusik dem ausschließlichen Genusse der Fremden überlassen wollten. Bald aber sind sie davon wieder zurückgekommen; der musikalische Instinkt siegte über die politische Dressur, und der Markusplatz vereint wieder an Musikabenden das einheimische Volk und die Fremden zu einem so einträchtigen Schwarm von Müßiggängern als nur je.

„Aber die Stadt selbst," ruft man aus, „das architektonische Venedig mit seinen verfallenen Prachtgebäuden, die Plätze und Gassen und Kanäle, wo Stein um Stein sich löst, und „melancholisch langsam" in die düstere Flut hinuntergleitet, und die moderduftigen alten Kirchen mit ihren steinernen Dogenbildern auf Marmor-Sarkophagen — drücken nicht wenigstens diese der Lagunenstadt den Stempel der Schwermut und Trauer auf?" Ich leugne den Ernst des Eindrucks nicht, den heute das monumentale Venedig machen kann; aber, warum übersieht man, daß die ganze Kunst Venedigs doch ursprünglich auf das Heitere angelegt ist? Warum übersieht man die lustigen Lebensfunken, die noch immer in dieser alten Asche glimmen? Warum spricht man nicht auch von den grünen Arabesken modernen Lebens, die diese grauen Trümmer überwuchern? — Wenn man von einem Spaziergang auf der Riva bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrt und auf den Markusplatz einbiegt, auf welchem soeben die abendlichen Lichter angezündet werden, was flimmert und flittert und flirrt uns da unter den Arkaden der alten Prokurazien so eitel weltlich, so modern und lebenslustig entgegen? Was dehnt sich da für ein geheimnisvoll strahlender Lichtgürtel, wie mit tausend und abertausend schimmernden Brillanten besetzt? Es sind die prachtvollen Läden der venezianischen Juweliere und Goldwarenhändler, die hier in fast ununterbrochener Reihe den Glanz und Reichtum ihrer weltberühmten Auslagen entfalten. — Niemals habe ich dieses

in seiner Art einzigen Anblicks genossen, ohne daß es mir geschienen hätte, als lodere in diesem Glanzgefunkel die märchenhafte Herrlichkeit des alten Venedigs wieder auf. Aus der Ferne wollte mich dies zitternde Geflimmer, durch die nächtliche Dunkelheit weithin leuchtend, immer bedünken wie das geheime, lebensselige Augenblinzeln der wunderschönen Göttin Venezia, wie sie Paolo Veronese im Dogenpalaste gemalt hat. Nein, gesteht es nur: Lebenslustig wogt in Venedig nicht nur das Menschengewimmel, lebenslustig rauschen nicht bloß die Karnevalsweisen Venedigs; lebenslustig schimmern, wenn ihr genauer zuseht, auch diese schönen griechisch-romanischen Bogen und Säulen und Kapitäler, die ringsum ragen. Und diesen ist es nicht zu verargen, denn sie sind doch eitel Heidentum; aber auch die schönen weißen Pflastersteine von San Marco glänzen und glühen nachts wie von geheimer Lebensfreude. Und selbst die ehrwürdigen Zinnen und Kuppeln und Portale der goldenen Basilica überglühen mit dem Goldglanz ihrer maurischen Zieraten den byzantinischen Ernst, scheinen aufzuglimmen und aufzublitzen wie Glutfunken mystischer Lebens- und Liebestrunkenheit des Orients.

Aber vielleicht steht diese glänzende Titelvignette von San Marco doch vor einem Buche von elegischem Inhalt und es hat die Melancholie weiter im Innern der Lagunenstadt ihren Thronsitz aufgeschlagen. Folgen wir den Hauptadern des Verkehrs nach allen Seiten; betreten wir die Merceria, die Frezzeria, den Rialto usf. — überall Menschengewimmel, überall reiche Warenauslagen, höchst geschmackvoll geordnet, abends in heller Beleuchtung strahlend. Was das Promenieren und Flanieren im Innern Venedigs, besonders abends so eigentümlich angenehm macht, ist die trauliche Enge der Gassen, die doch mit jedem Schritte neue malerische Ausblicke eröffnet; ferner das glatte, schöne Pflaster, die Windstille, der Mangel alles Staubes und die verhältnismäßig große Reinlichkeit, die auch in den engsten Winkelgäßchen herrscht. Wer andere Städte gesehen, in welchen trotz beständiger Tätigkeit der Straßenfeger doch immerwährend Schmutz und ekle Gerüche herrschend sind, der wird durch die Reinlichkeit Venedigs überrascht werden, noch mehr aber dadurch, daß selbst dort, wo man einmal auf eine Ausnahme von der Regel stößt, das Geruchsorgan nur in geringem

Maße beleidigt wird. Woher mag dies kommen? Ohne Zweifel daher, daß in den Gassen kein Staub vorhanden ist, durch welchen der Schmutz amalgamiert und festgehalten würde; ferner daher, daß die Zugtiere fehlen, welche die starkbefahrenen Straßen der Städte allstündlich von neuem zur offenen Kloake machen, und daß der Hauptherd aller bösen Geruchsaffektion in unseren Straßen, die Öffnungen der Abzugskanäle, in Venedig gar nicht bemerklich sind. Eine eigentümlich weiche und milde Luft, ein lokaler Sirocco, fächelt in den Gassen Venedigs, und während vielleicht auf der Riva oder dem Markusplatze ein heftiger Wind weht, kann man die Merceria oder die Frezzeria in angenehmer Windstille durchwandeln. Aus diesem Grunde möchte ich auch die ausschließliche Schwärmerei der Fremden für die Riva, den offenen Meerstrand, nicht teilen. Zwar hat diese Strandpromenade im Winter die warme Sonnenseite, aber desto ärger ist sie auch den winterlichen Stürmen und dem Regen ausgesetzt, während die Plätze und Gassen im Innern der Stadt ein von jedem rauhen Anhauch verschontes, gleichmäßig temperiertes Asyl bieten.

* * *

Daß San Marco bei Mondschein gesehen sein will, ist eine bekannte Sache. Im Tageslichte sieht dies altehrwürdige, zieratreiche Bauwerk ein wenig wie eine fahle, welke, schlafende Blume aus; im Mondesglanz aber ergeht es ihr wie der Lotosblume bei Heine. Der Mond

„erweckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr Blumenangesicht.“

Wie bedeutsam sind die großen Bogenwölbungen, die säulengetragenen romanischen Rundbogen, in zweiter Linie von Spitzbogen überragt. Gotisches und maurisches Arabeskenwerk rankt und gipfelt sich dazwischen und darüber empor, und hinterwärts übertürmen die byzantinischen Kuppeln wuchtig und imposant das Ganze. Den spitzbogigen Architraven der Rundbogen analog, ist auch bei den Kuppeln die runde Wölbungslinie von einer spitzbogigen zweiten überragt. Und so hat die Fassade mehr Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Komposition, als es im ersten Augenblick den Anschein hat. Es ist maurische Gotik.

Was wäre indessen die Markuskirche ohne den Markusplatz und ohne die beiden langgedehnten Prachtfronten der Libreria und der neuen Prokurazien, welche von dieser architektonischen Krone der stolzen Venezia wie Kronbänder auslaufen?

Die Libreria und die neuen Prokurazien — sie scheinen sich im ersten Augenblick zum Verwechseln ähnlich. Und doch ist die künstlerische Wirkung beider eine durchaus verschiedene. Wenn ein paar Zwillingsschwestern von gleicher Größe, gleicher Schönheit, gleichen Zügen verschiedene Hüte tragen, so sind die gleichen Gesichter unter den verschiedenen Hüten nicht mehr dieselben. Die Libreria krönt ein reicher und doch einfach großartiger, energisch hervortretender Fries, die Prokurazien ein prosaisches drittes Stockwerk.

Ich widerstehe der Versuchung, von Kunstsachen Venedigs zu reden. Nur noch ein Wort: Ich war einer der fleißigsten Kirchengänger Venedigs, habe vor allen geschnitzten und gemalten Heiligen Venedigs meine Andacht verrichtet, habe geschwelgt in allen Herrlichkeiten der Akademie, des Palazzo Pisani, des Palazzo Giovanelli usf. und mußte mir sagen: Das alles ist unendlich schön und heiter und menschlich edel. Aber eben nur menschlich und irdisch. Mir fehlte zuletzt etwas: die Großartigkeit, die Tiefe. Und so lieb und traut mir die Venezianer geworden, ich fühlte doch zuweilen eine geheime, recht lebhafte Sehnsucht erwachen nach den Römern, den Florentinern ...

* *
*

Überhaupt kann weder die Herrlichkeit des marmornen Venedigs, noch die Lagunenwelle, die dazwischen flutet, das Gemüt desjenigen, der hier seinen Wohnsitz aufschlägt, für immer befriedigen; jene erscheint zuletzt allzu starr, diese zu weich und haltlos trügerisch. Die Sehnsucht erwacht nach der festen und doch nicht starren, pflanzen- und baumbewachsenen Scholle, nach dem Festland, wäre es auch nur ein Stück davon, ein Rasenstück, ein Garten. Venedig besitzt nun allerdings einen öffentlichen „Garten“. Es ist eine kleine, baumbepflanzte Landzunge, reizvoll bespült von der blauen Meereswelle, in Näh und Ferne umlagert von den schönen, stillen, grünbebüschten Laguneninseln, zur Linken der langgestreckte Streif des Lido, zur Rechten die Kuppeln und Zinnen der Stadt,

über welchen die Sonne leuchtend untergeht — mit einem Wort: der lieblichste Punkt Venedigs. Die Natur hat unsäglich viel dafür getan. Aber die Menschenhand? Es ist wahr, daß die schöne Natur auch nackt gefällt; daraus folgt aber nicht, daß man sie durchaus als Aschenbrödel in Lumpen gehen lassen muß. Was ließe sich aus diesem reizenden Fleck Erde machen! Was hätte man im Norden längst daraus gemacht! — An Feiertagen, zu welchen für den Venezianer zum Teil auch die Montage gehören, belebt sich diese grüne Oase Venedigs. Manch leichter Nachen stößt vom Meere her an den Strand und über die steinernen Stufen der Landungsstelle herauf hüpft zierlichen Schrittes manche blond- oder schwarzgelockte venezianische Schöne. An gewöhnlichen Nachmittagen aber muß dem Besucher meist die Gesellschaft der schönen grünen Bäume und der blauen Wellen genügen. Nur dann und wann unterbricht die idyllische Stille ein eleganter Reiter oder eine elegante Reiterin, die den Baumgang auf und nieder galoppieren (der „Garten" umschließt auch eine Reitschule und Pferdeverleihanstalt) oder ein nettes, kleines Eselsgespann, das auf zierlichem Wägelchen ein paar Kinder aus guter Familie spazieren fährt. Verlassen steht der hungerblasse „Ringelspielmann" in seiner Rennbahn, und sein Geselle wendet mit defekten Drehorgeltönen sich vergebens an Ohr und Herz der wenigen Kinderfrauen, die den Garten durchwandern. Nicht viel besser ergeht es dem Restaurateur dort oben auf der kleinen, lieblichen Anhöhe. Wie reich wäre dieser Mann schon längst geworden, wenn dies paradiesische Plätzchen in einer nordischen Hauptstadt läge! Was würde z. B. die Spazierlust und der gute Appetit des Wieners oder auch nur des Grazers aus diesem Lustorte gemacht haben! Welche Legionen von Hühnern wäre hier bereits unter eifrigen Kiefern verschwunden; wie viele Schinken, welche Massen von warmem und kaltem Braten, von Emmentaler und Schweizerkäse! Aber diese Venezianer strecken sich lieber nebenan ins grüne Gras und sättigen sich, wie Bettler an Bratenduft, an den Klängen der Musikbande, welche der Restaurateur für seine wenigen Gäste spielen läßt.

Venedig besitzt auch einen botanischen Garten, der sich eines gewissen Ruhmes erfreut, dessen starke Eisengitter sich aber nur gegen ein gutes Trinkgeld langsam öffnen, und den

man nur unter der Eskorte des Gärtners durchwandeln darf. Was ihn von anderen botanischen Gärten unterscheidet, ist dies, daß er auf das Verdienst einer übersichtlichen Vertretung der Arten und einer eigentlich systematischen Anordnung überhaupt keinen Anspruch macht. Die einheimische Flora, die europäische Feld- und Waldflora fehlt so gut wie ganz; nur auf ein paar winzigen Beetchen sind einige derartige Kräutlein zu bestimmten Schulzwecken angepflanzt. Der Wert des Gartens liegt im Reichtum und in der Schönheit exotischer Pflanzenexemplare; insbesondere genießt die Sammlung von Kakteen verdiente Berühmtheit. Das Warmhaus umschließt unter anderem auch merkwürdige Tillandsien, rätselhafte Pflanzengeschöpfe, die durch keinen saugenden Wurzelmund mit dem Mutterbusen der Erde zusammenhängen, sondern sich mit dem Äther als Nährvater begnügen. Eine der schönsten Seltenheiten des Gartens ist eine wahrhaft riesige Yucca aloëfolia, welche, baumartig, sich mit den sehr weit verbreiteten Ästen an einer hohen Mauer emporgerankt hat. Auch ein Drachenbaum ist zu sehen, desgleichen ein schönes Exemplar des Upasbaumes, der so überaus giftig sein soll, daß schon bei der Berührung seiner Blätter der Arm anschwillt. Man hat ihn aus diesem Grunde hier so dicht umhegt und abseits gestellt, daß kein Unvorsichtiger zu Schaden kommen kann. Ganze Haine von Lorbeerbäumen schmücken überdies den Garten, ein erfreulicher, die Phantasie gefällig anregender Anblick. Das Schätzbare, das hier vorhanden ist, weist zumeist durch Alter und reifen Wuchs auf lange vergangene Zeit zurück.

II.

Der Karneval von Venedig! — Dabei denkt jeder zunächst an eine gewisse weltbekannte, heitere, wie Champagner moussierende und prickelnde Melodie, welche freilich von Virtuosen der Geige und des Pianos beinahe totgehetzt worden ist! — Um diese berühmte Tonweise aber ganz zu verstehen, muß man den tatsächlichen Karneval Venedigs an Ort und Stelle gesehen haben. Ich werde nicht versuchen, ihn zu schildern; aber ein paar flüchtige Tagebuchblätter will ich mitteilen, die aus den Tagen des venezianischen Karnevals von 1856 bis 1857 stammen, und die zwar vergilbt, aber schwerlich auch veraltet sind. Sie lauten:

1. Februar.

Lebhafter als je ging heute der Karnevalsspektakel los. Besonders Aufsehen machte nachmittags eine Eselskavalkade. Etwa 15 Personen ritten in türkischen Kostümen auf Eseln, welche auch ihrerseits in Masken, in grotesken Futteralen steckten, die ihre Eselsleiber unkenntlich machten. Der Aufzug machte Halt auf dem Markusplatz, und führte da unter großem Zulauf der Menge eine Art von Wettrennen aus, bei welchem die Esel durch beherzte und taktfeste Stellung überraschten. Unter den Berittenen war auch ein Frauenzimmer. Alle Welt hatte ihre Freude an der Sache mit Ausnahme eines Pomeranzen- und Zitronenverkäufers, welcher mit lebhaften Gebärden und großem Pathos der sich drängenden Menge klarzumachen suchte, daß sie seine offene Verkaufsbude, die mitten auf dem Platze im ärgsten Gedränge aufgerichtet war, unzweifelhaft mit sich fortreißen werde.

Ein noch besseres Ansehen hatte dieselbe Kavalkade abends bei heller Beleuchtung, als sie, wieder auftauchend, durch die Arkaden der Prokurazien sprengte. Nie hätte ich die Esel für so wackere Reittiere gehalten.

Außer unzähligen einzelnen Masken der verschiedensten Art durchzogen den ganzen Abend hindurch auch mehrere schön kostümierte, improvisierte Musikbanden die Stadt, welche ihre Karnevalsweisen lustig erklingen ließen und dazu tanzten und sprangen. Jeder im Zuge hatte eine brennende Laterne; voran schritten Fakelträger. Ich bemerkte drei verschieden kostümierte Banden dieser Art, jede etwa 15 bis 20 Mann stark. —

Unter den nachts umherstreifenden Maskenzügen war auch einer von 30 bis 40 Personen in weißen Hemden und weißen Schlafmützen, welche eine hinter der anderen marschierten und dazu mit Zinellen, Pfeifen, kleinen Trompeten und einer Trommel einen korybantischen Lärm vollführten.

Solche Karnevals-Genossenschaften gibt es mehrere, welche bestimmte Namen haben und während des ganzen Karnevals in den ihnen eigentümlichen Kostümen mit und ohne Instrumentalmusik ihr Wesen treiben.

Daß bei vorbeiziehender Musik mitunter ein Tänzchen auf offener Straße improvisiert wird, versteht sich von selbst.

Man sieht auch sehr schöne und elegante Frauenmasken,

natürlich nicht unbekleidet, promenieren; auch viele Kinder gehen in Begleitung ihrer Eltern oder anderen Personen maskiert umher.

6. Februar.

Nichts geheimnisvoll Reizenderes gibt es, als wenn in später Mondnacht Maskenzüge oder verlarvte Frauen in zierlichen Ballgewändern am Arme ihrer Tänzer durch einsame, schlummernde Gassen rauschen. Das Phantastische des Karnevals kommt erst zu seinem vollen Recht, das Groteske und Karikierte wird im Märchenlicht des Mondes zur Natur, das Schöne und Liebliche gewinnt einen feenhaften Zauber.

7. Februar.

Wieder recht lebhaft. Der Markusplatz abends taghell beleuchtet, überdies heller Mondschein. Der ganze Platz mit Menschen vollgepfropft, und doch fand jede Maskengruppe willigen Durchlaß, und alles ging im fröhlichen Volksgetriebe ohne Unhöflichkeit, ohne eine Spur von Roheit und Gewaltsamkeit vor sich.

Etwas sehr Phantastisches geben den Dominos die riesigen Hörner und Geweihe, die sie häufig auf dem Kopfe tragen, und die oft auch beweglich sind, so daß sie umgelegt und aufgerichtet werden können, was sich grotesk genug ansieht.

Eine Gruppe von Marinesoldaten stellte sich heute auf dem Markusplatze auf und sang vierstimmige Lieder ab. Regelrechte Vokalmusik dieser Art steht für gewöhnlich nicht auf dem Programm des italienischen Karnevals. Sie ist etwas allzu Methodisches, Vernünftiges, Nüchternes, um mit der echten Karnevalslaune im Einklang zu stehen. Der Deutsche liebt es schon eher, in entzügelter Laune sich erst die Kehle tüchtig anzufeuchten und sie sich dann, mit Notenblättern in der Hand, wieder trocken zu singen, und umgekehrt. Aber auf dem Markusplatze klang der vierstimmige Gesang der Marinesoldaten ein wenig zopfig; er war offenbar ein eingeführtes, fremdes, österreichisch-deutsches Element.

Die Eselskavalkade galoppierte auch heute wieder munter umher.

14. Februar.

Nachmittags begegnete ich in der Merceria einer Maske in negerhaftem Aufputz, die auf der Vorder- und Rückseite

des Leibes mit großen Ankündigungstafeln für einen Maskenball behängt war und gravitätisch die Straßen durchschritt.

Ich besuchte abends diesen Maskenball. Das Theater San Benedetto, in welchem derselbe stattfand, gewährte in reicher Beleuchtung einen schönen Anblick; die Parterre- und Bühnenräume waren mit Masken gefüllt, die Logen mit Frauen der höheren Stände.

In einen Domino gekleidet, die Larve vor dem Gesicht, ging ich als passer solitarius und stiller Beobachter umher. Eine männliche, recht elegante Maske forderte mich zum Tanze auf, welche schmeichelhafte Einladung ich, als Rekonvaleszent und der landesüblichen Tänze unkundig, leider ausschlagen mußte. Im Karneval nimmt man es beim Tanze mit dem Geschlechte der Partner nicht so genau. Eine zweite Maske gab im Verlaufe des Abends sich die Mühe, mit einem „Aspetta un po!“ mich anzuhalten, um mir die Haare, die von der Stirn ein wenig über die Larve herunterfielen, zurückzustreichen, und mir auch den Domino, der im Gedränge etwas in Unordnung geraten war, zurechtzuzupfen. Das alles geschah mit vieler Gemütlichkeit und Artigkeit.

Eine Zeitlang hatte die Szene das Ansehen eines gewöhnlichen Maskenballes, bis plötzlich aus einer Loge des Parterres ein Dutzend lärmender Kobolde in weißen Masken sprang, die durch den Saal hintollten, einander auf die Schultern stiegen, in die oberen Logen hinauf- und hineinkletterten und zu allgemeiner Zufriedenheit allen möglichen Unfug trieben.

15. Februar.

Montag. Sehr reges Maskengewühl. Besonders viele Musikbanden in ihren verschiedenen Kostümen: „Chiozzoten“, „Neapolitaner“ und wie sie heißen.

16. Februar.

Heute zog unter anderm eine kleine Maskentruppe meine Aufmerksamkeit auf sich, von sechs Männern in weißfarbigen Gewändern, welche einen siebenten, die Karikatur eines Dickwanstes, der zwei Krücken in der Hand hielt, auf einem hohen, zierlichen Thronsitz über ihren Schultern durch die Straßen trugen. Eine Schar von Gassenjungen machte Chorus mit angemessenem Hallo.

Im Teatro Camploy, das ich abends besuchte, erschien

während der Vorstellung plötzlich in einer Loge eine weibliche Maske mit einem Riesenkopf und einer Riesenhaube darüber, welche die Aufmerksamkeit des Publikums mitten im Stück dermaßen auf sich lenkte, daß eine Art von Tumult entstand. In den Zwischenakten zeigte sich die Maske im Parterre und am Schlusse der Vorstellung sogar auf der Bühne. Das gutgelaunte Karnevalspublikum nahm das alles sehr wohlgefällig auf und rief zu guter Letzt noch das Ungetüm mit großem Gepolter heraus.

17. Februar.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das südländische Karnevalstreiben, wie lebhaft es sei, doch selten ins Wüste, Unmanierliche, Ungezogene oder gar Rohe ausartet. Eher würde ein etwas angetrunkener deutscher Universitäts-Dozent sich unter Umständen unartig benehmen, als ein italienischer Proletarier mitten im Karnevalsvergnügen.

Aschermittwoch.

In demselben Hause, in welchem ich eine Fremdenwohnung innehabe, hat auch ein junges Ehepaar aus einem Städtchen der Provinz Quartier genommen, das vor vierzehn Tagen eigens hierher gekommen, um den Karneval mitzumachen. Die beiden jungen Leutchen verbrachten ihre Flitterwochen sehr lustig und angenehm, gingen auf alle Maskenbälle, und wenn sie, des Morgens früh 5 Uhr heimkehrend, wegen mangelhafter Einrichtung der Klingel eine Stunde im Regen oder in frischer Winterkälte warten mußten, bis ihnen geöffnet wurde, so machten sie sich nichts daraus, sondern lachten herzlich und blieben kerngesund dabei. — Heute morgens, als ich über den Markusplatz ging, erstaunte ich nicht wenig, den jungen Ehemann mit einem Korbe unter den Arkaden umhergehen und „Caramelli“ (kandierte Früchte) verkaufen zu sehen. Ich fragte unseren gemeinschaftlichen Mietsherrn, was das zu bedeuten habe. „Das junge Paar“, sagte mir dieser, „hat ein bißchen zu sehr in den Tag hineingelebt, und es ist ihm nicht Geld genug geblieben, den Rest der Miete und die Kosten der Heimreise zu bestreiten. Da hat denn der junge Mann mit den letzten Überbleibseln seiner Barschaft Früchte und Zucker eingekauft, sein Weibchen hat ihm beim Kandieren geholfen, und nun hofft er, wenn das Geschäft auf dem Markusplatze sich gut anläßt, mit dem Er-

trage binnen einigen Tagen bei mir flott zu werden, sowie die Kosten der Heimkehr zu erübrigen." —

III.

Ich habe zwischen 1856 und 1864 Venedig wiederholt besucht und einmal auch, durch Erkrankung zurückgehalten, einen Herbst, Winter und Frühling dort verlebt; eben jenen Winter, aus welchem die obigen Blätter stammen, und von welchem ich gewissermaßen eine neue Lebenswendung datiere, denn ich schrieb da mein erstes größeres poetisches Werkchen.

Ein sehr schmales, kurzes Gäßchen führt auf der Seite des Uhrturmes von der Markuskirche in die Calle larga a San Marco hinaus, und über die Straße zu einem Eckhause rechter Hand, in welchem Gevatter Francesco Zimmer an Fremde vermietete — jener Gevatter Francesco, an welchen die Leser der Geschichte meines Eichhörnchens sich erinnern dürften, und den ich so nenne, weil ich während meines Aufenthaltes bei ihm in die Lage kam, ihm ein Büblein in San Marco zur Taufe zu halten. Hier also hatte ich im ersten Stockwerk eine kleine Behausung inne, deren eine Wand mit Basreliefs geschmückt ist, einer Jugendarbeit des vorzeiten rühmlichst bekannten venezianischen Künstlers Selva. Hier ereignete sich, was von dem Eichhörnchen in „Sinnen und Minnen" weitläufig erzählt ist, und hier brachte ich die Zeit der Krankheit und der Wiedergenesung mit dem Studium meines damaligen Lieblingsdichters Dschelaleddin Rumi — ich verstand damals noch Persisch — und mit der Ausführung der oben erwähnten Dichtung hin: der „Venus im Exil".

Auf letzteres Gedicht setzte ich große Hoffnungen, wie jeder Poet auf sein Erstlingswerk. Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, bot ich es von da aus den deutschen Verlegern an; diese waren aber sämtlich zu ihrem Bedauern just so sehr mit Verlagsgeschäften überhäuft, daß mein Manuskript liegen blieb; und als ich im nächsten Jahre neuerdings die Lagunenstadt aufsuchte, brachte ich nicht, wie ich gehofft, die gedruckte „Venus im Exil", sondern nur ein ganz kleines Heftchen von vier Bogen in Sedez, einen „Sangesgruß von der Adria" mit mir dahin, den ich auf eigene Kosten hatte drucken und bei F. H. Schimpff in Triest verlegen lassen. Der Tätigkeit meines Verlegers mißtrauend — derselbe hat

in der Tat im Jahre des Erscheinens nur 40 Exemplare von dem Büchlein abgesetzt — suchte ich dem Vertrieb dadurch nachzuhelfen, daß ich einige Exemplare bei meinen guten Freunden, den venezianischen Büchertrödlern, die ich alle Tage besuchte, heimlich unter die alte Ware gleiten ließ. Auch „verlor" ich einzelne Exemplare in der Merceria und am Rialto, in der Hoffnung, daß gebildete Fremde sie finden und lesen würden. So kindisch ehrgeizig ist ein junger Autor in der ersten Vaterfreude, auch wenn er schon siebenundzwanzig Jahre zählt wie damals ich. Denn ich hatte zwar meine ersten Verse mit sieben Jahren geschrieben und mit siebzehn ein Gedicht von mir gedruckt gesehen, aber erst im siebenundzwanzigsten wagte ich mich mit einem gedruckten Buche in die Öffentlichkeit; ein Beispiel, das die poetischen Jünglinge von heute beherzigen sollten, die nicht früh genug sich den Lorbeer erstürmen zu können glauben.

Zu den unvergeßlichsten meiner venezianischen Erinnerungen gehören die großen, märchenhaften Festlichkeiten, zu welchen der Besuch des Kaisers in Venedig Anlaß gab, und die nur in Venedig, nur auf dem Markusplatz, nur auf dem Canal grande, nur mit Hilfe der unvergleichlichen Armada venezianischer Prachtgondeln, nur unter einem Volke möglich waren, dem selbst eine berechtigte politische und nationale Trauer den angeborenen Charakter harmloser, versöhnlicher Heiterkeit nicht trüben konnte.

Auch eine erste Opernaufführung in der „Fenice" aus dem Jahre 1857, die des „Simone Boccanegra" von Verdi, ist mir deshalb denkwürdig, weil ich an jenem Abende im Theater die beiden berühmtesten Komponisten der Epoche persönlich kennen lernte: den Komponisten des „Boccanegra" selbst, der herausgerufen wurde, und Richard Wagner, welcher, auf der Durchreise begriffen, der Vorstellung in einer Loge beiwohnte. Die Oper fiel übrigens bei dieser ersten Aufführung schließlich unter Zischen und Pfeifen durch, trotz der persönlichen Anwesenheit des gefeierten Meisters. Sie war den Venezianern damals zu „französisch": „No ghe xé gnente che mova!" hieß es neben mir im Parterre, und: „A Parigi i gavaria fatto gran chiasso di quela storia." Man verargte damals dem Maestro überhaupt seine französischen Sympathien, und ich war Zeuge, wie im Teatro Apollo ein

Schauspieler, der im Stücke den Namen Verdi zu nennen hatte, demselben ein spöttisch betontes: „Cavaliere della legion d'onore" vorsetzte.

Und nun will ich nur noch erzählen, daß auch ich einmal auf einem Theater Venedigs lebhaft ausgepocht und dann ebenso lebhaft applaudiert worden bin.

Ich besuchte eines Abends ein Volkstheater: es hieß, wenn ich nicht irre, Teatro Malibran. Eine Loge dieses Theaters im letzten Range kostete einen Zwanziger. Ich gönnte mir also diesen Luxus. Als ich die Loge kurz vor Beginn der Vorstellung betrat, sah ich, daß ich für diesmal der einzige Logeninhaber im ganzen Theater und das Parterre nur von einigen Proletariern besetzt sei. Es war kalt und zugig in dem leeren Hause, und ich kam auf den Gedanken, meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten und mich so weit in den Hintergrund der Loge zurückzuschmiegen, daß ich vom Parterre aus nicht gesehen werden konnte. Da die Strolche im Parterre selbst nach Landessitte ihre Mützen und Kappen auf den Köpfen behielten, schien es mir umso weniger billig, daß ich allein im ganzen Hause mit entblößtem Haupte frieren sollte. Still sah ich in meiner dämmerigen Logenecke dem Emporsteigen des Vorhanges entgegen — da begann plötzlich im Parterre ein heftiges Pochen und Strampfen, begleitet von einem mir unverständlichen Gejohle. Ich beugte mich unwillkürlich vor, vergessend, daß ich den Hut auf dem Kopfe hatte — das vermehrte den Spektakel, und nun erst verstand ich deutlich den wilden Ruf: „Capello! Capello!" der mir aus der Tiefe entgegenschallte. Ich merkte, daß ich trotz meiner Vorsicht entdeckt worden, und daß der souveräne Janhagel des Parterres auf seinem Rechte bestehe, die Häupter der Logeninsassen entblößt zu sehen. Natürlich zögerte ich nicht, den Hut — zum Unglück war's obendrein ein Zylinder gewesen — herabzuziehen; und nun verwandelten sich die Zeichen des Mißfallens in eine ebenso stürmische Kundgebung der Zufriedenheit mit Bravorufen und Händeklatschen.

Was man sich in Venedig erzählt.

Nach italienischen Quellen.

I. Die Riva de Biasio.

Die sogenannte Riva de Biasio ist eine der langen schmalen Uferstrecken, die mit venezianischem Ausdruck auch Fondamenta genannt werden. Sie liegt im Pfarrbezirk von San Simeone, gegenüber der Kirche San Geremia, von welcher die Breite des Canal grande sie trennt.

Der Name dieser Riva schreibt sich von einer düsteren Begebenheit her, deren Schauplatz vor langer Zeit sie war. Es geht nämlich im Munde des venezianischen Volks die Sage, ein gewisser Biasio habe auf jener Riva eine Schenke gehalten, und mit dem Geschäfte des Wirtes habe er zugleich das eines Auskochers verbunden. Gondoliere, Matrosen, Handwerksleute u. dgl. sprachen zahlreich bei ihm ein. Er verstand sich insbesondere darauf, ein gewisses Ragout zu bereiten und so zu würzen, daß man nicht unterscheiden konnte, welche Art von Fleisch dazu verwendet worden sei. Der Geschmack desselben war ausgezeichnet; der Preis mäßig, und die Schüssel dampfte immer frisch: so hatte er denn eine große Kundschaft und verdiente vieles Geld.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher Freund Biasio zu allgemeiner Zufriedenheit sein leckeres Ragout auszukochen fortfuhr, verlautete bald in diesem, bald in jenem Stadtteile Venedigs die Kunde von einem verlornen Knäblein oder Mädchen, von welchem, des fleißigsten Suchens ungeachtet, keine Spur mehr aufgefunden werden konnte. Die Fälle mehrten sich, und man durchsuchte auf Anordnung der Behörden die Kanäle, ob die Kinder nicht etwa im Wasser umgekommen seien. Aber alles war vergebens. Das Gerede unter den Leuten und der Schrecken der Familien wuchs mit jedem Tage; die einen wollten die Sache auf einen geheimen Frevel zurückführen, andere meinten, es sei wohl gar eine ruchlose Zauberkunst im Spiele; für eine bestimmtere Vermutung aber, die einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte, wollte sich nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben.

Unter solchen Umständen kam eines Tages ein Gondolier in die Taverne Biasios, um dort, wie er es seit längerer Zeit

gewohnt war, sein Frühmahl einzunehmen. Der Mann forderte einen Teller des mehrerwähnten Ragout und machte sich, nachdem er es erhalten, mit vielem Appetit darüber her. Während er nun so sich's wohl behagen ließ, da kam ihm plötzlich etwas Hartes und Scharfes zwischen die Zähne, wovon er sich nicht gleich zu deuten wußte, was es sein möchte. Demnach nahm er besagten Gegenstand mit dem Finger aus dem Mund, und als er ihn vors Auge gebracht — was findet er? Einen Fingernagel, einen ganz kleinen Fingernagel, der augenscheinlich nur vom Finger eines Kindes stammen konnte. Wiewohl entsetzt, schweigt der Mann und durchsucht unbemerkt den Teller genauer; siehe da! ein zweiter, ein dritter Fund von gleicher Art — kein Zweifel, es sind menschliche Fingernägel.

Mehr vor Entsetzen als aus Überlegung schweigend, bezahlt der Gondolier den Wirt und entfernt sich. An seinem Standort angekommen, erzählt er den Vertrautesten seiner Genossen, was ihm begegnet, und weist ihnen das Gefundene zur Bekräftigung seiner Aussage vor.

Es treffen sofort vier von den Männern eine geheime Verabredung. Zur gewohnten Stunde begeben sie sich, scheinbar in ganz harmloser Absicht, in die Taverne Biasios.

„Guten Morgen, Freund Biasio!"

„Guten Morgen!"

„Was gibt es Neues?"

„Steigt euch nicht schon der Duft in die Nase? Das ist heut ein Stück, wie ihr noch keins gekostet habt. Ein wahres Manna des Himmels!"

„So gib uns nur gleich für acht Personen; es sind unser nur vier, aber wir wollen uns heute einmal gütlich tun. Laß in der oberen Kammer anrichten; wir möchten gerne für uns sein und volle Freiheit haben."

„Sogleich sollt ihr bedient sein," rief der geschäftige Wirt, und eilte, den Auftrag auszurichten. Als nun nach kurzer Frist die Gondoliere das dampfende Gericht vor sich auf dem Tische hatten und sich allein sahen, schlossen sie die Tür von innen ab, und nachdem sie solchergestalt sich gesichert vor Überraschung oder Beobachtung, gingen sie daran, den Inhalt der ihnen vorgesetzten Schüssel aufs sorgfältigste zu durchsuchen. Nicht bloß Fingernägel fanden sich diesmal,

sondern auch kleine Knochen- und Gliederstücke von Fingern, ja sogar ein Kinderzahn wurde herausgefischt.

Der Entschluß der Gondoliere war bald gefaßt. Sie riefen den Wirt zu sich hinauf, und kaum war er eingetreten, so verriegelten sie hinter seinem Rücken die Tür, und einer von ihnen redete ihn mit anscheinender Kaltblütigkeit folgendermaßen an:

„Biasio, dein Gericht ist heute so ausgezeichnet, daß wir dir deswegen wohl einige Ehre antun müssen. Du sollst bei unserm fröhlichen Mahle den Vorsitz führen! Wohlan! tu' nicht so spröde; hier ist der leere Platz für dich. Laß dich nieder und greif' als der erste zu. Es lebe die Gesellschaft!"

Biasio war betroffen; er wollte sich losmachen, aber es half nichts; seine Gäste nötigten ihn auf die Bank nieder und forderten ihn von neuem auf, sich's wohlschmecken zu lassen. Zuletzt ergriff er, dem Zwange weichend, eine Gabel, und spießte einen Bissen damit auf; aber er betrachtete ihn erst noch von allen Seiten, drehte ihn rechts und drehte ihn links und schien nicht recht zu wissen, wie er ihn in den Mund stecken sollte.

„Nun", rief einer von den Männern, „hast du keine Lust zu essen?"

„Sollen wir glauben", fiel ein anderer ein, „daß du das Ragout vergiftet hast?"

„Oder daß du es mit Menschenfleisch gewürzt hast?" fuhr ein dritter heraus.

Bei diesen Worten fiel dem Wirte die Gabel aus der Hand. Vor den Blicken der Gondoliere, die durchdringend auf ihn gerichtet waren, schlug er die Augen nieder, erbleichte und fing am ganzen Körper an zu zittern.

Zur Wut entflammt durch diese deutlichen Zeichen seines Schuldbewußtseins, sprangen einige von den Männern auf und wollten den Verruchten sogleich zu Boden schlagen.

„Barmherzigkeit!" ächzte dieser, während ihm die Augen vor Todesangst aus ihren Höhlen traten; „Barmherzigkeit! ermordet mich nicht! Laßt mich nicht mit einer Todsünde auf dem Gewissen sterben! Laßt mich nur erst beichten . . ."

„Bekenne zuerst uns," rief man ihm entgegen; „ist dieses Fleisch nicht Menschenfleisch? Sind das nicht die Glieder

unschuldiger Kinder, wie du sie seit Monaten in den Kessel zu werfen und deinen Gästen vorzusetzen pflegtest?"

„Ach," winselte der Verbrecher (bei welchem, wie das immer der Fall ist, die Feigheit mit der Verruchtheit gleichen Schritt hielt), ach, die Not trieb mich anfangs dazu ... aber heute, eben heute hatte ich bei mir selbst geschworen, daß ich es nie wieder tun würde ..."

„Eben heute?" rief ein Gondolier. „O du elender Heuchler und Lügner!" — „Steh' auf, du Hund," fuhr er fort, indem er ihn am Halse faßte und vom Boden emporriß. „Nun wirst du uns ohne Verzug an den Ort führen, wo du dein greuliches Schlächterhandwerk getrieben hast; wir wollen ihn sehen!"

Damit schleppten die Männer den Zitternden die Stiege hinab, und als sie unten angelangt waren, wo eine Menge von Neugierigen, durch den Lärm herbeigelockt, offenen Mundes das ihnen unerklärliche Schauspiel anstarrte, da rief ein Gondolier mit lauter Stimme:

„Kommt, kommt mit uns! Ihr sollt sehen, womit der wackere Biasio uns seit Monaten bewirtet hat!"

Von allen Seiten durch fürchterliche Drohungen gedrängt, wies Biasio zuletzt seinen Begleitern eine Falltür, die sich in einem Winkel der Küche befand, verdeckt durch einen Haufen Holzes und durch anderes Gerät. Man öffnete diese Tür, und es wurde im Dunkel eine nach abwärts führende Stiege sichtbar. Neugierig drängten alle Anwesenden sich dahin, stiegen die Treppe hinab und gelangten in ein finsteres, unterirdisches Gemach ...

Hier aber sträubt sich die Feder, das Gräßliche zu schildern, das den Blicken sich darbot ...

In der Mitte des Raumes stand eine breite Tafel, über welcher von der Wölbung eine eiserne Lampe niederhing, die unter dichten, stinkenden Rauchwirbeln ein düsteres Licht verbreitete. Die Tafel war von Schmutz bedeckt, von den Seiten tröpfelte Blut auf den Boden nieder, und mitten auf derselben lag der Leichnam eines zwei- bis dreijährigen Kindes, an welchem bereits Kopf und Arme fehlten. Ein blutbesudeltes Messer lag in der Nähe; neben dem Tische, auf dem Boden, stand ein Gefäß, bestimmt, das Blut aufzufangen: in der Tat enthielt es davon eine schwarze, geronnene Masse.

Unter dem Tische lag ein häßlicher Hund, der an den vom Tische gefallenen Knochen nagte. Die eingeschlossene Luft dieses unterirdischen Ortes verbreitete einen fast unerträglichen Totengeruch. In einiger Entfernung vom Tische sah man eine Vertiefung, die in einen Kanal auslief: dorthin pflegte der Unmensch die unbrauchbaren Überreste seiner Schlachtopfer zu werfen.

Nach wenig Augenblicken machte der Schauder vor diesem Anblick sich in einem Schrei des grimmigsten Unwillens Luft. Unter Flüchen und Mißhandlungen wurde der Verbrecher aus dem Hause hinaus und durch die Gassen geschleppt, die in einem Augenblick von der fürchterlichen Neuigkeit erfüllt waren. Zuletzt den Händen der Gerechtigkeit überliefert, gestand Biasio alles: mehr als zwanzig Kinder hatte er in wenig Monaten geschlachtet, und einige hundert Personen hatten von der gräßlichen Speise genossen. Als seine Helferin bezeichnete der Auskocher ein verworfenes altes Weib, das im Rufe von Giftmischerei und Zauberei stand. Diese war es, von welcher der teuflische Rat und die Anleitung, ein Ragout mit beigemischtem Menschenfleisch zuzubereiten und zu würzen, herstammte. Man ging nach ihr aus, um sie in den Kerker zu werfen, aber sie war der öffentlichen Gerechtigkeit zuvorgekommen. Sie wurde erhängt am Türpfosten ihres Wohngemachs gefunden.

Dem Brauche jener Zeiten gemäß, wurde Biasio zuerst auf unterschiedliche Weise gemartert und zuletzt zwischen den Säulen der Piazzetta an den Galgen gehängt. Sein Leichnam wurde den Flammen überliefert und seine Asche in die Winde gestreut. Sogar das Haus, das er zum Schauplatze seiner Frevel gemacht hatte, wurde von Grund aus niedergerissen.

Diese Geschichte gilt als eine beglaubigte Tatsache. Es gibt Personen, die noch das Todesurteil Biasios in einem Verzeichnisse von Hingerichteten aus alter Zeit gelesen haben wollen. So viel ist gewiß, daß der Name der Riva de Biasio fort und fort besteht, und daß jedermann im venezianischen Volke die Geschichte von dem Auskocher Biasio zu erzählen weiß, der an jener Riva kleine Kinder schlachtete und aus ihren Gliedern den Gästen ein köstlich gewürztes Ragout vorsetzte.

II. Der Raub der Venezianerinnen.

Es war der 31. Jänner des Jahres 943 oder 936, wie andere wollen, unter der Regierung des Dogen Pietro Candiano II., als eine Schar anmutiger Jungfrauen mit Körbchen in den Händen, in welchen sich goldene Schmucksachen und andere Gegenstände hochzeitlicher Ausstattung befanden, versammelt und nebeneinander gereiht in der Kirche San Pietro standen, angetan mit Feierkleidern, auf den Wangen züchtiges Rot und das Herz bewegt durch die Vorstellung des herannahenden Augenblickes, der ihr harmloses Mädchenleben in den halbersehnten, halb gefürchteten Frauenstand verwandeln sollte.

In einem anderen Teile der Kirche waren Jünglinge versammelt, die Blicke voll Zuneigung und Hoffnung nach ihren Auserwählten hinübersandten, während zitternde Mütter und betagte Väter, auf ihren Knien liegend, aus der Tiefe des Herzens heiße Gebete und Wünsche für das Glück ihrer geliebten Kinder zum Himmel emporschickten. Auf dem Altar und an den breiten Wänden der Kirche brannten helleuchtende Wachskerzen, und der Bischof schickte sich an, umgeben von seinen Domherren, die Stufen des Altars hinanzusteigen und die allgemeine Hochzeitmesse zu lesen. . . .

Mit den Persern und den Babyloniern, von welchen Herodot und Strabo berichten, hatten die ältesten Venezianer die Art und Weise gemein, die Heiraten zu schließen. Sie betrachteten nämlich die Mädchen als Töchter des Gemeinwesens, und zu einer gewissen, festbestimmten Zeit pflegte man alle Heiratsfähigen in einer Kirche oder an einem andern, hierzu erwählten Orte zu vereinigen. Dorthin kamen dann auch die heiratslustigen jungen Männer, hielten sozusagen Musterung über die Bräute und wählten jeder für sich diejenige aus, die nach seinem Herzen war.

Im 9. und 10. Jahrhundert fand dieser öffentliche Vorgang jedesmal in der Kathedrale von San Pietro d'Oliveto statt, wie der Chronist Laurentius de Monacis und andere bezeugen.

Der geneigte Leser begreift nunmehr die Szene, mit deren Schilderung wir diese Erzählung eröffnet haben.

Ein heiliges Schweigen herrschte im Gotteshause, alles atmete feierliche Sammlung und Andacht . . .

Plötzlich wurden mit ungeheurem Getöse von außen die Türflügel weit aufgerissen, und ein Schwarm von Männern mit trotzigen Gesichtern, nach Seemannsart gekleidet, Dolche zwischen den Zähnen und verschiedene Waffen in der Hand, drang mit wildem Ungestüm herein und stürzte sich auf die knienden Mädchen nicht anders als ein Schwarm räuberischer Adler auf einen Zug weißer Tauben. Diese, bestürzt, erbleichend, stoßen flehende Rufe aus; aber die Räuber fassen sie mit den kräftigen Armen an und schleppen sie mitsamt den Körbchen, die ihre Schätze enthalten, schonungslos und eilig zur Kirche hinaus.

Die jungen Männer und das gesamte, in der Kirche vereinigte Volk fielen, nachdem sie von der ersten Bestürzung sich erholt, über die Räuber her. Es entspann sich ein wildes Handgemeng, von allen Seiten aber erliegen die Wehrlosen dem schlagfertigen Gegner, und es gelang diesem, mit seinem Raube die bereitstehenden Fahrzeuge zu erreichen. Die weißen Schleier vom Blute der Ihrigen bespritzt, strecken die Jungfrauen mit herzzerschneidendem Geschrei die Arme zum Himmel aus. Die Räuber aber, der Ohnmacht des unbewaffneten Haufens spottend, setzen die Schiffe in Bewegung und fahren zum Hafen hinaus, den Schauplatz ihrer Unternehmung in eiliger Fahrt verlassend.

Es war dies eine Horde istrianischer Piraten, welche, seit langer Zeit geschworene Feinde des venezianischen Namens, diese Gelegenheit benützen wollten, die Jungfrauen samt den Wertsachen, die sie in den Körbchen trugen, in ihre Gewalt zu bringen.

Zu diesem Zwecke waren sie mit einer Galeere und einer Brigantine gegen Venedig gesegelt, und nachdem sie diese Fahrzeuge zu Tre-porti, einem Ort am Meer in der Nähe der Stadt, vor Anker gelegt, waren sie nach Venedig gekommen, und hatten sich, während der Nacht, die diesem verhängnisvollen Tage voranging, in einem Versteck gehalten. Aus diesem brachen sie nun im bestimmten Augenblick hervor, und erreichten durch Verwegenheit und Schlauheit ihren Zweck vollständig.

Wiewohl im ersten Augenblicke bestürzt und ratlos, waren die Venezianer doch alsbald entschlossen, den Piraten nachzueilen. Von allen Seiten erschallt der Ruf zu den Waffen,

man setzt Fahrzeuge in Bereitschaft; die Männer fluchen, die Frauen jammern; der letzte Tag der Republik schien angebrochen.

Der Doge selbst bestieg ein Schiff, und ihn umgab eine tüchtige Schar Soldaten, verstärkt durch eine Anzahl Männer aus der Zunft der Kesselmacher, die eine Gasse des Bezirks von Santa Maria Formosa bewohnten. Unter den Leuten aus dem Volke nämlich, welche auf den Alarmruf herbeieilten, hatten sich die Kesselmacher als die ersten und eifrigsten gezeigt; sei es, daß ein besonderes Interesse die angesehensten unter ihnen mit einigen der geraubten Mädchen verband, oder daß sie zufällig in größerer Anzahl bei dem Ereignis anwesend waren. Diese Männer also zerschlugen die Kessel, welche sie eben verfertigten oder schon vorrätig hatten, und machten sich in aller Eile Schilde daraus. Sie bewaffneten sich mit den Zangen, den Hämmern und allen Werkzeugen ihres Gewerbes, welche zum Angriff oder zur Verteidigung tauglich waren, und schlossen mit dem Rufe „Tod den Narentinern!“ sich dem Dogen an.

So machte sich denn dies Häuflein von Tapferen, nachdem es den Segen des Bischofs empfangen, zur Verfolgung der Räuber auf, während ein jeder von ihnen fortwährend den Hilferuf der Unschuldigen zu hören glaubte, die gegen die rohen Barbaren sich vergebens zur Wehre setzten.

Nach ihrer eiligen Flucht sich vollständig sicher glaubend, waren die Narentiner nach Tre-porti zurückgekehrt. Sie teilten dort sowohl die Mädchen als die Beute unter sich, und überließen sich sorglos ihren Vergnügungen.

Man denke sich den Zustand, in welchem die armen Geraubten sich befanden, entrissen ihren Lieben, in der Gewalt roher, verworfener Menschen, auf fremdem Boden — schüchterne, sittsame Jungfrauen, auferzogen im Frieden und in der Unschuld des väterlichen Hauses!

Berauscht vom Weine, machen die Narentiner sich auf, ihre Fahrzeuge wieder zu besteigen, als man in weiter Entfernung auf dem Meere, von der Seite Venedigs, ein weißes Segel glänzen sah, dann ein zweites und ein drittes — „Die Venezianer! Die Venezianer!“ erscholl es in den Reihen der Piraten, „wir sind verfolgt!“ So sehr als möglich beschleunigen sie ihre Flucht, aber die Venezianer bleiben fort-

während auf ihrer Spur, verfolgen sie einen ganzen Tag lang und erreichen sie zuletzt in den Gewässern von Caorle. Mit Löwenmut greifen sie den Gegner an, ein heftiger Kampf entspinnt sich, aber die Venezianer hatten die Übermacht, und nach erbitterter Gegenwehr, aufgerieben bis auf wenige, mußten die Piraten den Siegern sowohl ihre Fahrzeuge als ihre Beute überlassen.

Am 2. Februar, dem Tage vor Mariä Reinigung, während die Abendsonne bereits ihre Strahlen auf die blaue Adria warf, sahen die in dichten Scharen herbeigeeilten Venezianer am fernen Horizont die Flaggen ihrer heimkehrenden Fahrzeuge flattern. Von welchen Freuden- und Segensrufen erscholl in diesem Augenblicke das sonst einsame Ufer! In der raschen Heimkehr der Ihrigen erblickten alle ein sicheres Zeichen des errungenen Sieges, und schon tönten zur Bestätigung vom Meere her die Begrüßungen und Jubelrufe der Kommenden.

Wir verzichten darauf, die Freudenbezeigungen der Menge zu schildern, die da stattfanden, als der Doge von seinem Schiffe herabstieg, begleitet von den zwölf wiedereroberten Mädchen und den tapfern Kesselmachern, die am Verdienste des Sieges den größten Anteil hatten.

Nun dachte man aber auch daran, diese Braven für ihre geleisteten Dienste zu belohnen. Der Doge berief die Vertreter ihrer Zunft zu sich und verkündete ihnen, er sei bereit, jede Gnade, die sie von ihm erbitten würden, zu gewähren. Die wackeren Männer verlangten nichts anderes, als daß der Doge, zum ewigen Andenken an jene Unternehmung, sich jährlich in Begleitung aller Würdenträger der Republik in die Kirche ihres Pfarrbezirkes, S. Maria Formosa, begebe, und zwar gegen Abend — denn zu dieser Zeit war der Sieg erkämpft worden —, um dort dem Herrn ein Dankgebet für den verliehenen Sieg über die Piraten darzubringen.

Mit Freuden sagte der Doge zu, und der venezianische Kalender war um einen Festtag reicher.

III. Der ponte della donna onesta.

In jener Zeit, als die Venezianer noch nicht die gutmütigen, wohlgesitteten Leute waren, die sie heutzutage sind,

sondern ein rauhes, in blutigen Fehden fast verwildertes Volk, wie die Bewohner von ganz Italien in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters, in jener Zeit geschah es, daß in einem jetzt verschwundenen Hause, welches gegen den später sogenannten ponte della donna onesta gewendet war, ein ehrlicher Schwertfeger seine Werkstatt aufgeschlagen hatte. Meister Giovanni — dies war sein Name — besaß ein schönes und sehr tugendsames Weib, namens Ginevra, das er erst vor kurzem sich angetraut hatte.

Ein junger Edelmann von alter, einflußreicher Familie, dessen Namen die Überlieferung verschweigt, erblickte bei Gelegenheit eines öffentlichen Schauspiels in der Volksmenge die schöne Ginevra und wurde von heftiger Leidenschaft für sie ergriffen. Übermütig, wie er war, und nicht gewohnt, seinen Neigungen einen Zügel anzulegen, verfolgte er von jenem Augenblick das sittsame Weib auf allen Wegen und Stegen, so frech, daß seine Begegnung ihr die Schamröte ins Gesicht trieb. Und dennoch konnte sie sich nicht entschließen, ihren Gatten davon zu benachrichtigen, denn sie fürchtete mit Recht, daß Giovanni bei dieser Nachricht sich zu einem unbedachten Schritte gegen den mächtigen Patrizier hinreißen lassen und ein verderbliches Unheil heraufbeschwören könnte.

Meister Giovanni war im übrigen, wiewohl auf Wahrung seiner Ehre mit Eifer bedacht, nicht eben eifersüchtig; im Gegenteil, er hatte ein beinahe blindes Vertrauen auf die Tugend des Weibes, in welchem er, und nicht mit Unrecht, einen Engel an Tugend und Züchtigkeit erblickte.

Der Edelmann fing an, seinen Bedarf an Waffen von Meister Giovanni zu nehmen, und unter anderen Bestellungen, die ihm einen Vorwand boten, die Werkstatt des Schwertfegers öfter zu besuchen, trug er diesem eines Tages die Anfertigung eines kurzen Dolches auf, der von feinstem Stahl und mit ziseliertem Griff versehen sein sollte. Dies Waffenstück kostete dem Meister eine lange und angestrengte Arbeit, und er setzte seinen Stolz darein, bei dieser Gelegenheit ein Meisterstück zu liefern, geeignet, den guten Ruf seines Namens weithin zu verbreiten.

Ginevra leistete oft in Mußestunden ihrem Manne bei seinen Arbeiten Gesellschaft. Als sie ihn nun so eifrig und lange mit der Vollendung jenes Dolches beschäftigt sah, so

fragte sie arglos um den Namen des Bestellers. Als nun der Meister ihr den Namen des Edelmannes nannte, da erbleichte Ginevra und sie wußte selbst sich nicht Rechenschaft zu geben, welche Unglücksahnung, wie ein mörderischer Stich, in jenem Augenblick ihr Inneres durchdrang.

„Die Waffe ist vortrefflich,“ sagte Meister Giovanni, „und so fein, als nur ein Fürst sie verlangen kann. Ich bin stolz darauf. Nur die Spitze will mich noch nicht ganz befriedigen; ich möchte sie schärfer haben . . .“ Damit ergriff er ein Werkzeug, um seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben.

Ginevra betrachtete inzwischen den Mordstahl mit einem eigentümlichen Schauder.

„Ich wette,“ sagte sie zu ihrem Gatten mit erzwungenem Scherz, „ich wette, daß man sich mit diesem Dolche den Tod geben kann, ohne Schmerz zu empfinden, so blank ist er und so scharf!“

„Ganz richtig“, versetzte der Meister. „Wenn man diese Spitze an die Brust ansetzt, so dringt sie von selbst ein; besonders“ — fügte er mit schalkhafter Galanterie hinzu — „wenn es eine so zarte Brust ist wie die deinige.“

Dabei drückte er einen Kuß auf die Stirn seines Weibes und bemerkte nicht, daß sie denselben mit einem Seufzer erwiderte.

Wenige Augenblicke nach diesem Zwiegespräch trat der Edelmann ein. Ginevra erhob sich und wollte das Gemach verlassen.

„Bleibt doch, bleibt, schönes Weibchen,“ rief der galante Kavalier, indem er einen flammenden Blick auf Ginevra warf. „Ich bin ja kein Türke, daß Ihr mich fürchten solltet . . . Da seht nur einmal,“ fuhr er zu Meister Giovanni gewendet fort, „Eure Ehefrau fürchtet sich vor mir!“

„Ei, Ginevra,“ sagte dieser, „sei doch nicht prüde; der gnädige Herr erlaubt, daß du hier bleibst.“ — „Verzeiht,“ setzte er hinzu, „sie ist ein wenig schüchtern, ein wenig verwirrt; sie hat noch etwas von einem Mädchen an sich, aber es ist eine Perle von einem Weibe!“

Das Gespräch wendete sich sodann auf den Dolch, den der Edelmann vortrefflich gelungen fand und über die Maßen lobte. Auch bezahlte er denselben sehr großmütig. Er be-

13*

festigte ihn hierauf an einem samtenen, mit Gold verzierten Gürtel, den er unter dem Oberkleide um den Leib trug, und während er selbstgefällig die schöne Wirkung bemerkte, die der glänzende Stahlgriff auf dem blauen Samt des Wamses machte, rief er aus:

„Schade, daß die Waffe nicht hier auf der linken Seite frei herabhängt; es würde einen schönen Anblick geben, wenn er beim Gehen baumelte und in der Sonne schimmerte. Zwei Kettchen würden ihn wohl leicht am Gürtel festhalten? Was meint Ihr?"

„Ich denke wohl."

Darauf nahm der junge Kavalier eine goldene Kette, die ihm über die Brust hing, zerbrach sie in zwei Hälften und reichte sie dem Meister mit den Worten:

„Da nehmt! befestigt sie an der Scheide des Dolches; ich lasse Euch auch den Gürtel hier, damit Ihr die Sache in Ordnung bringt. Gegen Abend komme ich wieder, um alles abzuholen!"

„Gegen Abend werde ich nicht zu Hause sein," versetzte Meister Giovanni; „ich muß eines Geschäftes wegen ausgehen; aber ich kann ja meinem Weibe alles übergeben, damit Ihr es aus ihren Händen empfanget."

Ginevra warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten, aber sie wagte keinen Widerspruch. So blieb es bei der getroffenen Übereinkunft, und der Edelmann entfernte sich.

Als der Abend herannahte und Meister Giovanni das Haus zu verlassen sich anschickte, bat ihn seine Gattin, er möge sie mit sich nehmen.

„Warum nicht gar?" erwiderte dieser. „Hast du denn vergessen, daß der Edelmann sich einfinden wird, um seinen Dolch und seinen Gürtel abzuholen? Er ist ein freigebiger und großmütiger Herr: Kundschaften wie diese muß man rücksichtsvoll behandeln."

„Aber wann gedenkt Ihr heimzukommen?"

„So rasch als möglich."

„Macht Ihr einen weiten Weg?"

„Was kümmert dich das?"

„Ich möchte nur erfahren, ob Ihr bald wieder zurückkehren werdet."

„Höre, wenn ich mich zufällig ein wenig verspätete

und du nicht gerne allein bleiben wolltest, so würde wohl die Nachbarin Marinetta bereit sein, dir ein wenig Gesellschaft zu leisten."

„Auch ich habe schon daran gedacht."

„Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen!"

Damit entfernte sich der Meister in vollster Gemütsruhe. Ginevra dagegen, in mühsam verhehlter innerer Aufregung, ging, ihre Nachbarin einzuladen. Unglücklicherweise traf sie dieselbe nicht zu Hause. Dieser Umstand steigerte ihre Verlegenheit auf einen peinlichen Grad.

Der Weiberjäger hatte inzwischen im Verborgenen auf den Augenblick gelauert, wann der Schwertfeger sein Haus verlassen würde. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, seit er diesen aus der Türe des Hauses hatte treten sehen, so stand er selbst bereits vor dieser und verlangte pochend Einlaß. Ginevra mag nicht wenig erschrocken sein und noch eine Zeitlang in äußerster Verlegenheit geschwankt haben — endlich aber mochte sie erkannt haben, daß ihr keine Wahl bliebe: die Tür öffnete sich, und der Edelmann trat ein. —

Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, als der junge Mann das Haus Giovannis scheu um sich blickend und in überstürzter Eile wieder verließ.

Erst viel später, als es schon tiefe Nacht geworden, kehrte der Meister heim, in bester Stimmung, denn die Angelegenheit, um derentwillen er ausgegangen war, hatte die erwünschte Erledigung für ihn gefunden. Er freute sich darauf, seiner Ginevra davon zu erzählen und ihr die volle Geldbörse zu zeigen, die er mit nach Hause brachte. Er pochte — niemand öffnete; schon vorher war es ihm aufgefallen, daß das Fenster des Wohngemaches unbeleuchtet war, und daß ihm Ginevra nicht wie sonst, nachdem sie seine Rückkunft am Fenster erspäht, schon an der Tür entgegenkam. Er klopfte stärker ein zweites, drittes Mal, immer ohne Erfolg.

Da kam ihm ein Gedanke. Sie mag wohl, so sprach er zu sich selbst, zu Marinetta hinübergegangen sein, da diese vielleicht nicht zu ihr kommen konnte. Eiligst begab er sich ins Haus der Nachbarin und war nicht wenig betroffen, seine Gattin auch hier nicht zu finden. Auf seine Einladung folgte ihm Marinetta; beide pochten wiederholt und riefen

den Namen Ginevras, aber im Innern des Hauses regte sich nichts.

Es blieb nun kein anderes Mittel übrig, als die Türe zu sprengen. Als Meister Giovanni in das gewaltsam geöffnete Haus eintrat, traf er in seiner Werkstatt keine lebende Seele. Zur oberen Kammer hinaufsteigend, fand er auf der Treppe zu seiner nicht geringen Verwunderung den Gürtel des Edelmannes. Mit beschleunigten Schritten erreicht er die Tür der Kammer. Er öffnet sie rasch, und beim Scheine des Lichtes, das Marinetta hinter ihm hertrug, sieht er sein Weib in der Nähe des Bettes auf dem Boden ausgestreckt, das Haupt an die Pfosten desselben gelehnt, rings um sie her verbreitete sich eine Blutlache. Einen furchtbaren Schrei ausstoßend, stürzte Meister Giovanni sich zur Entseelten nieder. Sie war kalt und starr, und in ihrer Brust steckte derselbe Dolch, von dem sie vermutet hatte, daß er in die Brust eindringen würde, ohne Schmerz zu verursachen. —

Als die Kunde von diesem Ereignis sich im Volke verbreitete, da wurde es allgemein als unzweifelhaft angenommen, daß das edle, züchtige Weib Giovannis kein anderes Mittel gefunden, ihre Tugend und Ehre zu retten, als daß sie ihrem Bedränger den Dolch entriß und sich denselben in die Brust stieß. Den ehrlosen Versucher schützten sein adeliges Blut und der Einfluß seiner Familie, aber nach Jahren bekräftigte sein reumütiges Bekenntnis den Glauben des Volkes, für dessen warmen Anteil an der heroischen Tat Ginevras der fortwährend sich erhaltende Name des „ponte della donna onesta" ein schönes Denkmal ist.

IV. Der ponte delle maraviglie.

In der Contrada de' Santi Gervasio e Protasio befindet sich eine kleine Brücke, die den Namen der „Wunderbrücke", ponte delle maraviglie führt. Wollt ihr wissen, woher dieser Name sich schreibt? Der Venezianer gibt in einer äußerst sinnigen Erzählung darüber Aufschluß.

Am Ausgange des gedachten Brückchens stand vorzeiten ein Haus, in welchem eine Familie wohnte mit sieben Töchtern, eine schöner als die andere, nur eine einzige darunter, Rosina genannt, war häßlich. Ein braver junger Gondolier kam oft

in dieses Haus, und ohne in eine der sechs hübschen Schwestern verliebt zu sein, machte er doch allen ein wenig den Hof. Vielleicht tat er unrecht, aber die Strafe ereilte ihn auch bald.

Während er nämlich früher als der gesündeste und kräftigste Bursche in der Nachbarschaft gegolten, fing er jetzt allmählich an zu kränkeln. Von Tag zu Tag vermehrte sich seine Magerkeit, er verlor die Farbe, seine Augen zogen sich immer tiefer in ihre Höhlungen zurück, er fühlte eine Schwere im Kopfe, in den Beinen, und bald war er auch nicht mehr stark genug, das Ruder zu handhaben, was ihn am meisten betrübte, denn er war im Rufe gestanden, auf sein Handwerk sich meisterlich zu verstehen, und sein glühendstes Verlangen war, bei der in einiger Zeit bevorstehenden Regatta — so nennt man eine öffentliche Wettfahrt der venezianischen Gondoliere — sich einen ehrenvollen Preis zu erringen.

Der Kranke fragte bald diesen, bald jenen Arzt um Rat, versuchte bald dies, bald jenes Heilmittel, aber sein Übel wurde nur immer ärger. Da brachte ihn zuletzt eine alte Frau, die er ebenfalls um Rat gefragt hatte, auf den Gedanken, es sei ihm irgendwo ein böser Zauber angetan worden. Da er nun fast mit niemand, als mit der erwähnten Familie in Verkehr stand, so konnte sein Verdacht nur auf diese fallen, und nach langem Grübeln wurde in ihm die Vermutung rege, die häßliche unter den sieben Schwestern, Rosina, mit welcher er, eben ihrer Häßlichkeit wegen, sich niemals abgegeben, habe dieser Zurücksetzung wegen sich an ihm rächen wollen, indem sie ihn behexte. Es fiel ihm nun erst auf, was er früher kaum bemerkt hatte, daß Rosina seit längerer Zeit sich immer zurückzog, wenn er kam, und seine Gesellschaft ängstlich mied. Der Gedanke, daß Rosina eine Hexe und das Siechtum seines Leibes ihr Werk sei, bemächtigte sich allmählich seines kranken Gemütes und wurde für ihn zur fixen Idee, in deren Gewißheit er nicht mehr den geringsten Zweifel setzte.

Inzwischen kam der Tag der Regatta immer näher und der junge Gondolier fühlte sich immer siecher und kraftloser. Ausgeschlossen von dem Wettkampfe, in welchem er sich einen gewissen Triumph versprochen hatte, verfiel er immer mehr in düstere Schwermut und gab sich ganz den bitteren Empfindungen hin, die sein Herz beherrschten. Insbesondere aber

wuchs sein heimlicher Ingrimm gegen das weibliche Wesen, das er für die feindselige Urheberin seines Elends hielt. Ein schwarzer Rachegedanke erwachte in ihm und reifte zum Entschlusse. Zur Stunde, wo er Rosina allein im Hause wußte, wollte er sie überfallen und blutige Rache an ihr nehmen. Eine böse Zauberin aus dem Wege zu schaffen, schien ihm fast eine verdienstliche Tat.

Es war Karfreitagabend und jene, dem Gondolier befreundete Familie war mit Ausnahme Rosinas ausgegangen, die heiligen Gräber in den zahlreichen Kirchen ihrer Nachbarschaft zu besuchen. Diese Zeit wählte der junge Mensch zur Ausführung seines Vorhabens. Das Wohnhaus der Familie lag, wie gesagt, am Ausgang einer kleinen Brücke. Als nun der Gondolier über letztere hinschritt, stand er auf der Höhe derselben — diese Brückchen schwingen sich nämlich über die schmalen Kanäle meist in einem hohen Bogen und sind treppenartig abgestuft — eine Weile still und lehnte sich an das Geländer derselben, denn er fühlte sich schwach und seine Knie zitterten.

Von dem Standpunkte aus, auf welchem er stand, fiel sein Blick auf die Fenster des Häuschens, welches das Ziel seines Ganges war. Eines dieser Fenster war zufällig offen, und der junge Gondolier konnte einen Blick in das Innere der Wohnstube werfen. Da bot sich ihm ein Anblick dar, den er nicht vermutet hatte. Rosina lag betend auf den Knien vor einem Bilde des Gekreuzigten.

Eine Zauberin und beten? Diese Wahrnehmung machte auf sein Gemüt einen eigentümlichen Eindruck. Es war inzwischen Abend geworden, und einzelne Sterne tauchten aus der Tiefe des Abendhimmels hervor. Als nun der Gondolier, von seltsamen Empfindungen ergriffen, seine Blicke wie zufällig nach oben richtete, da zeigte sich ihm ein neues Wunder. An einer Stelle des Himmels, so berichtet die Überlieferung, sah er sechs leuchtende Sterne zu einer Gruppe vereinigt, und daneben einen siebenten Stern, der klein und ohne Glanz war. Allmählich aber erblaßten die sechs hellen Sterne, der siebente aber dagegen fing an, mit wunderbarem Scheine zu leuchten, und sein Glanz wuchs dergestalt, daß er alle übrigen Sterne verdunkelte und zuletzt allein, groß und schimmernd wie eine Sonne, am Himmel stand.

Diese Wundererscheinung, die seinem aufgeregten Gemüt sich zeigte, tilgte alle Rachegedanken aus seiner Seele hinweg. Doch ergriff ihn ein unwiderstehlicher Drang, in das Haus einzutreten. Er klopfte an und es wurde ihm geöffnet.

Als Rosina seiner ansichtig wurde, färbten sich ihre blassen Wangen und ein leises Zittern durchlief ihre Glieder.

Der junge Gondolier faßte sie an der Hand, zog sie mit sich fort und führte sie geradeswegs vor das Kruzifix, das, von brennenden Kerzen feierlich umgeben, auf dem Tische stand, und vor welchem er Rosina knien gesehen hatte.

„Rosina“, sagte er ohne Umschweife, „blick' auf dieses Kruzifix, angesichts dessen kein sterblicher Mensch eine Lüge auszusprechen wagt! Man hat mir gesagt, daß du eine Hexe bist, daß du mir einen bösen Zauber angetan hast, und daß ich deinetwegan sterben muß. Gib Antwort und sage, ob es so ist.“

Das Mädchen wurde bleich vor Schrecken und Unwillen über diese Worte; ihre Augen füllten sich mit Tränen. Mit einem Blick zum Himmel rief sie aus:

„Ich eine Hexe? Ich hätte Euch den Tod gewünscht? — „O Herr im Himmel“, fuhr sie fort, „du weißt, daß ich noch vor wenig Augenblicken dich auf den Knien um nichts anderes bat, als — mich für ihn sterben zu lassen!“

Nach diesen Worten bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wie, Rosina,“ rief der Gondolier aus, „du hast für mich gebetet? Du hast an meiner Statt sterben wollen? Du bist also nicht übelgesinnt gegen mich?“

„Ich übelgesinnt gegen Euch?“

„Warum aber entferntest du dich immer, wenn ich zum Besuch kam?“

„Warum? warum? Weil ich häßlich bin, und ... weil Ihr ja doch nicht meinetwegen kamt ...“

„Rosina,“ rief der junge Mann nach einer kleinen Pause, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt — „Rosina, liebst du mich vielleicht?“

Das arme Kind verdoppelte sein Schluchzen und sprach kein Wort.

„Wenn ich aber keine von deinen Schwestern liebte,“ fuhr der Gondolier fort, dem die in ihrer Demut rührende

Gestalt des Mädchens wie verklärt erschien, „wie, wenn ich von jetzt an nur deinetwillen, deinetwillen allein käme, würdest du noch immer vor mir fliehen?“

Die Züge Rosinas überflog ein Freudenstrahl.

„Wie wäre das möglich?“ sagte sie. — „Ach,“ fuhr sie fort, „Ihr haltet mich also nicht mehr für eine böse Zauberin?“

„Verzaubert hast du mich, Rosina,“ versetzte der junge Gondolier, „aber erst am heutigen Tage, und mit einem Zauber, der nicht aus der Hölle stammt.“

Ein neues, ganz verändertes Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten, die sich früher gemieden, entwickelte sich seit diesem Zwiegespräch. Das Mitleid mit dem verkannten, stillen und edelmütigen Mädchen verwandelte sich in der Brust des jungen Mannes in eine herzliche Zuneigung, und diese Wendung hatte auf seinen Gemütszustand, ja auf sein ganzes Wesen den wohltätigsten Einfluß. Er fühlte bald seine Jugendstärke zurückgekehrt, die Spannkraft seiner Glieder neu belebt.

Und als nun der Tag der feierlichen Regatta herankam, da war unser junger Gondolier unter den Wettkämpfern und trug unter allgemeinem beifälligen Zuruf den ersten Preis davon.

Das flatternde Fähnchen, sein Siegeszeichen, in der Hand schwingend, hielt er vor Rosinens Haus, brachte den errungenen Preis der Liebsten dar und begehrte sie von den freudig erstaunten Eltern zum Eheweibe. —

Dies die Geschichte von der Wunderbrücke, auf welcher der Jüngling die sieben Sterne sah, von denen einer erst mit unscheinbarem Glanze leuchtete, dann aber alle anderen überstrahlte und wie eine Sonne groß am Himmel stand.

V. Der Montag des Lido.

In Venedig lebte vorzeiten ein durch seine Häßlichkeit berühmtes Frauenzimmer; sie war schielend, krumm und bucklig.

Wie nun aber die Schönheit unserer Welt eben in ihrer Mannigfaltigkeit besteht und im übrigen die häßlichen Mädchen ebensowohl als die wohlgebildeten geheiratet zu werden wünschen, so verlangte denn auch besagtes Frauenzimmer, den Weg des Lebens nicht allein zu gehen, und machte wirklich

einen Verzweifelten ausfindig, der, voll Hunger und voll Schulden, in die Alternative versetzt, sich in einen Kanal zu stürzen oder jenes Weib zu heiraten, das letztere wählte.

Als das Gerücht von diesem bevorstehenden Ehebunde sich in der Stadt verbreitete, da gab es vielen Spaß, und die Gassenjungen sannen auf einen lustigen Schabernack, um dem liebenswürdigen Paare die Hochzeitsfeier zu verleiden.

Aber die Verlobten ahnten etwas dergleichen und beschlossen, die Vermählung in aller Stille auf dem Lido, wo sich auch eine Kirche befindet, zu feiern. So dachten sie sich der hämischen Volkslaune zu entziehen; sie machten aber damit das Übel nur noch ärger.

Eines frühen Morgens — ein Montag war es — bestiegen Braut und Bräutigam, Eltern, Verwandte und Zeugen eine Barke und ließen sich zum Lido rudern. Auf dem Wege dahin blickten sie hinter sich mit der Genugtuung von Leuten, die von einem feindlichen Strande sich glücklich weggeflüchtet haben. Sie freuten sich, daß jeder Ruderschlag sie weiter von Venedig hinwegführte, und wie sie am frühen Morgen unbemerkt sich aus der Stadt hinweggestohlen, so hofften sie auch am späten Abend unbemerkt und unangefochten wieder heimzukehren.

Am Lido gelandet, betraten sie die Kirche, wo der Geistliche den Segen über das Paar sprach; dann verfügten sie sich in eine benachbarte Osterie und setzten sich in bester Laune zu einem kleinen Festmahl nieder, das dort für sie bereit war.

Ein paar Stunden hatten sie sich's bereits recht wohl sein lassen, als plötzlich vor den Fenstern der Osterie sich ein erschreckliches Gejohle und Gepfeife, ein wahrer Teufelslärm vernehmen ließ.

Brautpaar und Gäste erbleichten, und gar manchem blieb der Bissen im Munde stecken. Bestürzt eilen sie ans Fenster und sehen draußen eine bunte, tolle lärmende Menge versammelt . . .

Leider war das Geheimnis der Vermählung am Lido durch einen Verräter ausgeplaudert worden. Die Kriegslist der Verlobten diente nur dazu, den Übermut der Spötter noch mehr aufzustacheln. So kam es, daß bald nach vollzogener Trauung einige eigens gemietete Barken einen Schwarm von jungen Leuten ans Ufer brachten, die in einiger Entfernung

von jener Osterie ausstiegen, dann sich in aller Stille derselben näherten und endlich unversehens das greulichste Konzert anstimmten, das jemals eine Hochzeitsfeier verherrlicht hat.

Die Bestürzung der Vermählten und ihrer Gäste erreichte den höchsten Grad. Was war zu tun? Sich unwillig zeigen, das hieß den Feind noch herausfordern. Es galt also, zu bösem Spiel gute Miene zu machen.

Ungesäumt erhielt der Wirt den Auftrag, Wein, Brot und anderes Eßbare den Strolchen auszuteilen, die bei diesem Beginnen in noch größeren Jubel mit stürmischen Evvivas ausbrachen. Sie tranken, aßen und berauschten sich aufs Wohl der Vermählten und ruhten nicht früher, bis das Brautpaar zu ihnen hinauskam und ihre ausgelassene Freude teilte.

Es war eben die schöne Jahreszeit. Die lustige Menge zerstreute sich auf nahen Grasplätzen, etliche Pfeifer, Gitarrespieler und Geiger mischten sich darein, und nun ging es an ein Singen und Springen und Tanzen, was das Zeug halten wollte.

Lange nach Einbruch der Nacht erst bestieg man die Barken wieder, und die Neuvermählten wurden wie im Triumphe nach Venedig zurückgeleitet, und zwar bis zur Türe ihres Hauses, unter Saitenschall und lauten Evvivas.

Das lustige Ereignis gab der Sitte den Ursprung, die Montage des Monats September mit kleinen Volksfesten auf dem Lido zu feiern. Noch bis auf den heutigen Tag sieht man an den Montagen des genannten Herbstmonats den Strom der Spaziergänger nach der Gegend des Lido hin seine Richtung nehmen.

VI. Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Vor einigen Jahrhunderten lebte der Ritter Guiscard, aus der uralten Familie der Grafen von Collalto, einer Familie, die später unter die Patriziergeschlechter Venedigs aufgenommen wurde und ihren bleibenden Wohnsitz in Venedig aufschlug. In sehr jugendlichem Alter war Graf Guiscard Erbe vieler Dörfer geworden, über welche er die feudale Gerichtsbarkeit ausübte. Zum Manne herangereift, besuchte er die vornehmsten Städte und Höfe Deutschlands, um dort den Glanz seines Reichtums und seiner ritterlichen Tapferkeit in

den öffentlichen Turnieren zu zeigen. Dort begegnete es ihm auch, und zwar am Hofe zu Dresden, daß er für die schöne Hildegunde entbrannte, die einem der edelsten sächsischen Geschlechter entstammt war. Die Wechselseitigkeit der Neigung führte bald zu einer Vermählung, und Hildegunde folgte ihrem Gemahl, um fortan mit ihm das geräumige Schloß von Collalto, in der Nähe von Treviso, zu bewohnen. Die Neuvermählte war auf ihre hohe Abkunft und ihre großen Besitztümer nicht wenig stolz und dabei von wilder, leidenschaftlicher Sinnesart. Ihrem Gatten aber war sie mit warmer Neigung zugetan.

Der Graf von Collalto hatte, dem Brauch jener Zeiten gemäß, Feste und Spiele in seiner reizend gelegenen Burg angeordnet, zu Ehren derjenigen, die an seiner Seite mit den Rechten der Gemahlin und als Teilhaberin seiner Macht einzog. Die Bewaffneten der Burg, in Reihen aufgestellt, prunkten im Glanze ihrer Rüstungen und stählernen Waffen mit reicher Gold- und Silberverzierung. Die gesamte Dienerschaft des Hauses harrte, nicht minder festlich gekleidet, am Ausgang der Zugbrücke ehrfurchtsvoll der nahenden Herrin. Die Straße, die zur Burg emporführte, war von Landleuten besetzt, die als erste Huldigungsspende Blumenkränze und weiße Körbchen mit ausgewählten Früchten in Händen trugen.

Herangezogen kam die lange Reihe der Gefährte, in deren prächtigstem, von sechs glänzenden Rappen gezogen, das Brautpaar sich befand. Als dasselbe an der Brücke angelangt war, brachte der Schloßvogt seinem Herrn und seiner Herrin eine kurze Huldigung dar, und der Kaplan, mit den heiligen Gewanden angetan, besprengte sie mit geweihtem Wasser.

Als der Zug den ersten Hof des Schlosses erreicht hatte, stieg man von den Wagen. Man begab sich die Treppen hinauf, die mit kostbaren Teppichen belegt waren, und trat in einen großen Saal ein, an dessen gotisch verzierten Wänden und hohen Säulen Standarten, Wappen und alte Trophäen aufgehängt waren, und die nun überdies mit Samt, Damast und goldenen Fransen, mit Lorbeer- und Blumenkränzen ausgeschmückt, dem Blicke in schönster Anordnung sich darstellten. Hier saßen auf hohen Thronsesseln die Neuvermählten, die Grafenkrone auf dem Haupte und von zahl-

reichen Verwandten und Angehörigen umgeben, die feierlichen Huldigungen ihrer Untergebenen entgegennehmend.

Die stolze Hildegunde fand großes Wohlgefallen an dieser Zeremonie. Sie ließ ihre großen und lebhaften Augen bald im Kreise mit ernstem Selbstgefühl schweifen, bald auf den Personen ruhen, die sich demütig vor ihr neigten.

Unter den letzten der huldigenden Personen befand sich, in einfacher Kleidung, eine Frau von vorgerücktem Alter, die an ihrer Seite, nicht minder einfach gekleidet, ein junges Mädchen hatte. Beide machten eine sehr tiefe Verbeugung und drückten sodann in schüchterner Weise den Wunsch aus, ihrer jungen Herrin die Hand küssen zu dürfen. Hildegunde gewährte ihnen dies Verlangen und musterte mit einem scharfen Blicke das Mädchen, das ihr sehr anmutig schien. Als die beiden Frauen sich zurückgezogen, wendete Hildegunde sich an ihren Gemahl mit der Frage, wer sie wären.

Der Graf bezeichnete die alte Frau als die Schaffnerin des Schlosses, und als diejenige, die nach dem Verluste seiner Mutter, der ihn schon als Kind getroffen, ihn mit großer Aufopferung und Liebe gepflegt hatte.

„Und das junge Mädchen? ...“ fragte Hildegunde.

„Das junge Mädchen?“ wiederholte der Graf, wie in Gedanken versunken.

„Wer ist es? Warum zögert Ihr, mir's zu sagen?“

„Ihr sollt es sogleich vernehmen,“ erwiderte Guiscard. „Es ist die einzige Tochter Annas, der alten Schaffnerin, und nennt sich Blanka. Sie ist mit mir fast im gleichen Alter. Wir wurden zusammen erzogen, und ich liebe sie wie eine Schwester. Schwerlich würde man einen Charakter finden können, so engelgut und rein wie der ihrige. Ihre Schönheit ist ihr geringster Vorzug.“

„Sie ist Euch also sehr teuer?“

„Sie ist mir teuer — ich habe Euch gesagt, in welchem Sinne. Blanka ist die Besonnenheit selbst. Wollt Ihr selbst sie unter Eurer Aufsicht, unter Eurer Obsorge behalten, wollt Ihr sie in Eure Dienste nehmen, so könnt Ihr ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit versichert sein.“

Ein großartiges Gelage folgte diesen Festlichkeiten, und darauf hatte noch auf dem großen Schloßplatze ein förmliches Turnier statt. Die stolze Hildegunde beschaute vom hohen

Altan das ritterliche Kampfspiel und spendete dann mit eigener Hand den reichen Dank, den die Freigebigkeit des Grafen von Collalto den Siegern bestimmt hatte.

Abends erklang das von Fackeln und tausend Lichtern erhellte Schloß von Saitenspiel und Gesang, und ein fröhlicher Reigentanz währte bis tief in die Nacht.

Hildegunde hatte sich in ein Gemach zurückgezogen, um ihre Prunkgewänder abzulegen. Sie fand dort Blanka, die mit anderen Dienerinnen sie erwartete. Nochmals faßte die Gräfin das Mädchen scharf ins Auge, während diese ihren Blick zu Boden senkte und in ehrfurchtsvoller Haltung dastand.

Die Neuvermählte nahm jetzt auf einem prächtigen, mit Gold verzierten Sessel Platz, vor welchem ein breiter kristallheller Spiegel sich erhob. Blanka nahm Hildegunden die die mit Edelsteinen besetzten Nadeln und das Diadem vom Haupte und löste ihr vom Halse den schweren goldenen Schmuck. Inzwischen betrachtete die schweigende und ernste junge Frau im Spiegel ihr eigenes Bild und zugleich das der bescheidenen Blanka, beide hell beleuchtet vom Strahl der Silberleuchter zu beiden Seiten des Spiegels. Obgleich nun Hildegunde von ihren körperlichen Vorzügen die günstigste Meinung hegte, schien es ihr doch, als würden dieselben von denen Blankas einigermaßen verdunkelt, und dieser Gedanke war für das Gemüt des stolzen Weibes kein geringer Stachel.

Noch denselben Abend fragte der Graf seine Gemahlin, als er mit ihr im ehelichen Gemach allein war, wie sie mit ihrer neuen Zofe zufrieden sei. Sie bejahte die Frage, doch beunruhigte sie dieser Eifer des Grafen und schürte die Flamme einer entbrennenden Eifersucht.

Ein Gefühl von ganz verschiedener Art hatte Blankas Anblick in einer anderen Person wachgerufen. Guiscard brachte aus Deutschland einige tapfere Kämpen mit, die er unter seine Knappen einreihte. Unter diesen zeichnete sich durch kolossalen Gliederbau, außerordentliche Stärke und verwegenste Tapferkeit ein gewisser Sinibald aus. Er war im Dienste von Hildegundens Familie gestanden und hatte sich von letzterer, als sie mit dem Grafen von Collalto sich vermählte, die Gnade erbeten, in die Dienste ihres Gemahls treten und sie nach Italien begleiten zu dürfen. Guiscard

nahm das Anerbieten des wackeren Kriegsmannes mit Freuden auf und gab ihm unter seinen Knappen den ersten Platz.

Bei dem Einzuge der Neuvermählten ritt Sinibald zur Rechten des Galawagens, und beim Eintritte derselben in den großen Saal nahm er stehend seinen Platz, als erster Knappe, in der Nähe des gräflichen Thronsessels ein. Über alle Umstehenden erhob Sinibald sein Haupt in stolzer Haltung. Das erhobene Visier seines Helmes ließ einen Mann von etwa vier Jahrzehnten in ihm erkennen, und zeigte eine Miene, derb und ungeschlacht, aber doch nicht ohne einen Anflug von Biederkeit und Gemütlichkeit.

Nur vertraut mit Streit und Blutvergießen, schien dieser Mann nicht eben geschaffen für zartere Gefühle. Und doch war jetzt die Stunde gekommen, wo sein Gemüt einer weichen Regung sich öffnen sollte. Der Anblick der sanften und schönen Blanka machte auf das Herz des rauhen Kriegers einen ungewöhnlichen Eindruck. Er wendete kein Auge von ihr ab, solange sie im Saale weilte, und suchte später mit Eifer eine Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen.

Aber Blanka war zu sehr um die Gräfin beschäftigt, und wenn dies nicht der Fall, so kam sie nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eines Abends jedoch, als Blanka in Begleitung ihrer Mutter sich zur Erholung in den Garten begab, folgte ihr der Knappe heimlich, und während die beiden Frauen plaudernd durch einen Baumgang schritten, stand plötzlich die herkulische Gestalt Sinibalds mit freundlichem Grinsen vor ihnen. Die Frauen waren fast erschrocken, aber Sinibald suchte sie zu beruhigen, indem er in möglichst zutraulicher und, soweit ihm dies möglich war, galanter Weise mit ihnen eine Unterredung anknüpfte. Er beschränkte sich jedoch für diesmal auf ein ganz allgemein gehaltenes, gewöhnliches Gespräch.

Indessen versäumte er nicht, Blanka jedesmal getreulich im Garten aufzusuchen, so oft sie sich nach Sonnenuntergang dahin begab. Er hatte es ernstlich darauf abgesehen, im Herzen des jungen Mädchens eine Liebesneigung für sich zu erwecken. Freilich war er in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, nicht eben glücklich. Der gutmütige, aber ungeschlachte Recke erzählte seiner Herzensgebieterin fortwährend von den tapfern Taten seines Armes, von seinen

Zweikämpfen und von den tausendfachen Gefahren, die er mit Glück uud Ruhm bestanden hatte. Überdies erbot er sich wiederholt, sie an jedem zu rächen, der ihr nur das mindeste Leid verursachte, und verlangte beharrlich, sie solle ihm eine Person anzeigen, die ihr nicht gefiele; binnen kürzester Frist versprach er ihr den Kopf dieser Person zu Füßen zu legen.

Diese Anerbietungen machten auf das zarte Gemüt des Mädchens einen ganz anderen Eindruck, als der tapfere Sinibald sich einbildete. Von geheimem Schauder vor der blutgierigen Wildheit des Mannes ergriffen, wies sie seine Dienstfertigkeit mit kühler Zurückhaltuug ab, was ihn nicht wenig kränkte, doch hoffte er durch weitere Großtaten sie wohl noch günstiger für sich zu stimmen.

Ohnehin ließ sich Sinibald durch seine Leidenschaft für Blanka seinen ursprünglichen Neigungen und Gewöhnungen nicht entfremden. Er machte sich durch Zweikämpfe und Schlägereien nicht bloß in Collalto, sondern auch in der ganzen Umgebung gefürchtet. Alles zitterte vor ihm, nur der Graf und die Gräfin hatten Wohlgefallen an ihm und freuten sich, einen tüchtigen Krieger seines Schlages zu besitzen. Blankas Abneigung vor ihm wuchs indessen von Tag zu Tag, besonders seit er es einige Male für passend gehalten hatte, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, mit dem Blute seiner Feinde bespritzt vor ihr zu erscheinen und das noch blutige Schwert vor ihren Augen zu schwenken und blitzen zu lassen.

Häufig begleitete dieser mutige Kriegsmann die Gräfin auf ihren Gängen oder Fahrten in den Umgebungen des Schlosses. Eines Tages kehrte sie unter seiner Begleitung von der Messe zurück, die sie in einem dem Schlosse nahe gelegenen Flecken gehört hatte. Es war ein schöner Herbsttag. Hildegunde stieg vom Wagen und beschloß, einen Teil des Heimweges zu Fuße zurückzulegen. Sinibald stieg von seinem Pferde und begleitete seine Herrin zu Fuße, während der leere Wagen und einige Bewaffnete zu Pferde in einiger Entfernung folgten.

Da stürzte plötzlich aus einer am Wege gelegenen Hütte ein gewaltiger Hund hervor, der aus Leibeskräften bellend auf die Gräfin zueilte und sie anzufallen sich anschickte. Hildegunde ließ einen Schreckensruf vernehmen, aber rasch

beruhigte sie das Schwert Sinibalds, dem Tiere kräftig in den Leib gestoßen. Dieser Zwischenfall setzte den Knappen in noch größere Gunst bei seiner Herrin. Er durfte sich ihr mit größerer Freiheit nähern, und benützte diesen Umstand, um ihr das heimliche Leid zu klagen, das ihn seit einiger Zeit bedrückte.

Er gestand ihr seine bisher unerwiderte Neigung für Blanka und bat sie um ihre Fürsprache. Die Gräfin sagte ihm sehr bereitwillig ihre Verwendung zu und fragte in der Tat Blanka bei sich bietender Gelegenheit, ob sie geneigt wäre, Sinibalds Gattin zu werden. Blanka verhüllte sich das Gesicht mit den Händen, wie vom Schauder ergriffen, und drückte unverhohlen ihren Abscheu vor einem Manne aus, der nichts kenne als Roheit und wildes Blutvergießen.

„Hast du vielleicht im Herzen eine andere Neigung?“ fragte die Gräfin mit durchbohrendem Blicke das junge Mädchen.

„Herrin,“ versetzte Blanka, „ich schwöre, daß ich weder Sinibald noch einen anderen heiraten will, daß es mein Wunsch ist, immer frei und unvermählt zu bleiben.“

„Frei und unvermählt?“ rief die Gräfin mit fast höhnischem Ausdruck und versank darauf in düsteres Schweigen. Die Weigerung Blankas gab ihrer geheimen Eifersucht neue Nahrung.

Sinibald vernahm den ihm gewordenen Bescheid aus dem Munde der Gräfin mit nicht geringem Herzeleid; er schrieb seine Zurückweisung dem Vorhandensein eines glücklichen Nebenbuhlers zu, an dem er sich blutig zu rächen schwur, wenn er ihn nur erst entdeckt hätte.

Bald darauf ereignete es sich, daß Anna, Blankas Mutter, starb. Auf ihrem Sterbelager hatte sie sich die Gnade erbeten, mit ihrem teuren Herrn und einstigen Pflegling noch einige Worte sprechen zu dürfen. Der Graf, der Annen fast wie eine Mutter liebte, begab sich eilig und mit aufrichtiger Betrübnis an das Lager der Sterbenden, um ihren letzten Willen zu vernehmen. Anna streckte ihm ihre matte Rechte entgegen und empfahl ihm mit ersterbender Stimme ihre Tochter. Der Graf beruhigte sie durch das feierliche Versprechen, daß er sich Blankas wie einer Schwester annehmen und ihr niemals ein Leid widerfahren lassen werde.

Blanka war lange Zeit untröstlich über den Verlust ihrer geliebten Mutter. Leider vermochte der tiefe Schmerz des Mädchens nicht, ihre Gebieterin zum Mitgefühl zu bewegen. Sie gönnte der Armen, die sie keinen Augenblick aus den Augen lassen wollte, nach dem Tode ihrer Mutter nicht einen einzigen Ruhetag, und wenn nun Blanka die Verrichtungen ihres Dienstes mit den Kundgebungen ihres noch frischen Jammers unterbrach, so schien das alles Hildegundens Ungeduld und geheimen Groll nur noch zu vermehren. Schon von Natur aufbrausend und launenhaft, quälte sie Blanka doppelt, die ihr niemals etwas zu Danke machen konnte. Wenn Blanka das Haar der Gräfin ordnete und den grillenhaften Wünschen und Einbildungen derselben nicht immer gleich zu entsprechen imstande war, so wurden sie mit Scheltworten überhäuft. Blanka schwieg, verdoppelte ihren Eifer und bat oft den Himmel mit Tränen, er möge ihr die Gabe gewähren, den Ansprüchen ihrer Herrin ganz zu genügen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß nicht ihre Unfähigkeit es war, was ihr den Groll der Dame zuzog, sondern ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Herzensgüte, die ihr die lebhaftesten Sympathien aller Bewohner des Schlosses gewann, während die Gräfin selbst ob ihres hochfahrenden Wesens von allen gehaßt war.

Eines Tages erhielt der Graf ein prächtiges ausländisches Pferd zum Geschenke. Während er den Renner in einem der Höfe des Schlosses zur Probe tummelte, wurde derselbe plötzlich wild, bäumte sich ungestüm, und selbst die jugendliche Kraft Guiscards vermochte nicht, ihn zu bändigen. Der Graf wurde vom Rücken des Tieres herabgeschleudert, verletzte sich im Sturze das Haupt und blieb besinnungslos auf dem Boden ausgestreckt.

Hildegunde und Blanka, die ihm vom Altane zugesehen hatten, erhoben beide ein durchdringendes Geschrei. Blanka aber eilte im Fluge die Stiege hinab auf den ohnmächtig Daliegenden zu, und da sie sah, daß das Blut in großer Menge aus der Wunde strömte, riß sie ihren Schleier herab, tauchte ihn in frisches Wasser und umwand damit das Haupt des Verwundeten. Indessen war auch Hildegunde mit den übrigen Hausgenossen herbeigeeilt. Man trug den Grafen hinauf und legte ihn auf sein Bett, wo er langsam seine Be-

sinnung wiedererlangte. Blanka vergoß Freudentränen, als sie dies neue Lebenszeichen an ihm bemerkte. Hildegunden war Blankas Aufregung trotz der eigenen Erschütterung nicht entgangen, und wie ein Dolchstoß durchfuhr sie die Wahrnehmung einer leidenschaftlichen Teilnahme, zu welcher sie sich allein berechtigt glaubte.

In kurzer Zeit war der Graf wieder hergestellt. Stumm hatte Hildegunde die Qual der Eifersucht noch einige Zeit in sich gewahrt, als aber der Graf erfuhr, daß Blanka es gewesen, die ihm die erste Hilfe geleistet, und ihr deshalb mit freundlichen Worten und Geschenken einige Beweise seines Dankes gab, konnte jene ihre Empfindungen nicht länger bemeistern, und beschloß, sich der verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen, oder wenigstens vorerst über die Gesinnungen ihres Gemahls sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich bin unzufrieden mit Blanka," sagte sie dem Grafen mit kurzen Worten, „und verlange, daß sie aus dem Schlosse entfernt wird."

Der Graf war anfangs bestürzt über diese Anrede, während Hildegunde ihn mit ihren großen Augen scharf anblickte, begierig, seine geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erspähen. „Unzufrieden mit Blanka?" erwiderte zuletzt der Graf. „Wer vermag unzufrieden zu sein mit dieser treuen, geduldigen Seele, diesem engelguten Geschöpfe? ... Wenn Ihr sie übrigens nicht mehr um Euch sehen wollt, so kann Euer Begehren erfüllt werden. Aber bedenkt, daß mir Blanka fast wie eine Schwester teuer ist, daß ihre Mutter, eine Frau, der ich soviel verdanke, sie sterbend meiner Obsorge, meinem Schutz empfahl. Möge Blanka das Schloß verlassen, aber wo immer hin sie sich begibt, nirgends werde ich es an der Sorge für sie fehlen lassen, die ich ihr schuldig bin. Erwägt also, ob es nicht besser sei, den Ungestüm Eures Wesens einigermaßen zu dämpfen und Eure Anforderungen an das gute Mädchen ihren Kräften entsprechend einzurichten."

Hildegunde schwieg; ein Strahl des Zornes blitzte in ihren Augen, aber sie kannte den festen Sinn des Grafen und zügelte ihre Aufwallung. Sie hielt sich im übrigen von der Schuld ihres Gatten zur Genüge überzeugt und brütete nun insgeheim über Racheplänen.

Fürs erste verdoppelte sie gegen Blanka die Strenge

und Grausamkeit ihres Benehmens. Sie trug ihr lange und sehr beschwerliche Arbeiten auf und zwang sie, dieselben in unverhältnismäßig kurzer Zeit zu vollenden. Sie ging sogar so weit, Blanka ihren Groll durch Mißhandlungen der schimpflichsten Art empfinden zu lassen. Blanka duldete alles und brachte ganze Nächte an ihrem Arbeitstische zu. Ihre Gesundheit litt unter den beständigen Nachtwachen sowohl als unter den übermäßigen Anstrengungen. Niemals fand sie Gelegenheit, den Grafen zu sprechen und ihm ihre unerträgliche Lage zu schildern.

Eines Tages verlangte sie selbst in ihrer Verzweiflung, von ihrer Gebieterin entlassen zu werden. Es lag aber nicht mehr im Plane des rachebrütenden Weibes, ihr Opfer aus den Händen zu lassen, besonders da sie befürchtete, daß Blanka, einmal aus ihrem Dienst entlassen, Gelegenheit finden würde, das von ihr vorausgesetzte Liebesverhältnis mit dem Grafen im geheimen noch ungehinderter fortzusetzen.

Blanka wußte nun nicht mehr, was sie beginnen sollte. Endlich entschloß sie sich, folgende Zeilen an den Grafen zu Papier zu bringen:

„Herr Graf! Nur wenige Augenblicke wünscht sehnlichst mit Euch insgeheim sprechen zu dürfen die unglückliche Blanka."

Wie aber sollte sie diese Zeilen in seine Hände bringen? Nach langer Überlegung vertraute sie sich einem alten, ihr sehr gewogenen Diener des Hauses an, der die Besorgung des Briefes an den Grafen auf sich nahm.

Guiscard war, nachdem er die Zuschrift Blankas gelesen, keinen Augenblick über den Gegenstand im Zweifel, über den sie eine Unterredung wünschte. Einige Tage lang überlegte er, wie er es anstellen solle, mit Blanka ohne Zeugen zu sprechen, denn Hildegunde ließ das Mädchen den ganzen Tag über nicht aus den Augen. Zuletzt wandte sich der Graf an den schon von Blanka ins Vertrauen gezogenen Diener, der ihm den Brief übergeben hatte, und teilte diesem mit, wie schwer es ihm falle, eine günstige Stunde für die Zusammenkunft mit Blanka zu finden. Der alte Diener sagte ihm, daß Blanka jede Nacht, oft bis zu Tagesanbruch, an ihrem Arbeitstische in ihrer Kammer wache.

In der nächsten Nacht, als der Graf Hildegunde in tiefen Schlaf versunken sah, erhob er sich leise von seinem Lager,

warf ein leichtes Gewand um und stieg in Begleitung jenes Dieners zum Gemache Blankas empor.

Blanka saß eben traurig über ihre Arbeit gebeugt, auf die im stillen manche Träne fiel. Plötzlich hört sie Schritte sich ihrer Kammer nähern. Sie erhebt sich, während der Graf eintritt. Erschreckt und zitternd ruft ihm Blanka entgegen: „Herr Graf, warum zu dieser Stunde? . . .“

„Weil mir keine andere Wahl blieb,“ versetzte der Graf. „Beruhige dich. Ich weiß, was dich veranlaßt hat, meinen Beistand anzurufen. Die bösen Launen, die du von meiner Gemahlin zu ertragen hast, sind mir nicht unbekannt. Ich komme dir zu sagen, daß ich auf einen Ausweg bedacht bin, dich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Für den Augenblick könnte ich dir nichts anbieten, als Zurückziehung in ein Kloster; besser aber wäre es vielleicht, wenn du dich entschließen wolltest, dich mit einem meiner Untergebenen zu vermählen, der dich anderswohin führen würde.“

„Ihr seid mein Gebieter,“ versetzte Blanka, „und ich bin gewohnt zu gehorchen; aber wenn Ihr beschlossen habt, mich zu vermählen, so gebt mir, dies einzige erflehe ich von Euch, nicht Sinibald zum Manne. Und wisset, daß, wenn Eure Hilfe zu lange zögert, ich verloren bin.“ Mit diesen Worten warf sich das Mädchen flehend zu den Füßen ihres Gebieters.

In diesem Augenblick vernahm man ein kurzes Geräusch, die Tür flog auf, und an der Schwelle stand Hildegunde mit fliegendem Haare, mit rollenden Augen, die, als sie Blanka in flehender Stellung vor dem Grafen erblickte, einen Ausdruck unbeschreiblicher Wut annahmen. In der Rechten Hildegundens blitzte ein Dolch, den sie hoch emporhob, bereit, sich auf ihr Opfer zu stürzen.

Hildegunde war zufällig erwacht, hatte die Abwesenheit ihres Gatten bemerkt, und augenblicklich durchzuckte sie die Ahnung, er habe sich zu einem Stelldichein mit Blanka begeben. Sie verließ das Lager, ergriff einen Dolch und flog mehr als sie ging zum Gemache Blankas.

Wie gelähmt vor Wut stand sie einen Augenblick an der Schwelle, das gezückte Mordwerkzeug in Händen; jetzt aber stürzte sie vorwärts, auf Blanka zu, und über der Schuldlosen, die, vor Schreck erstarrt, in ihrer Stellung verharrte,

funkelte der Dolch, um im nächsten Augenblicke sich in ihre Brust zu tauchen . . .

In demselben Moment aber ergriff die nervige Hand des Grafen den gehobenen Arm der Rasenden so kräftig, daß die Waffe ihrer Faust entfiel. Den ernsten und festen Blick auf sie gerichtet, sagte er in einem Tone, dessen Ruhe und Nachdruck ihr alle Kraft des Widerstandes raubte: „Was tut Ihr, Hildegunde? . . . In so verabscheuungswürdiger, entsetzlicher Weise zeigt Ihr Euren ungegründeten Haß, Eure sinnlose Verblendung? In meiner Gegenwart sogar wagt Ihr diese Unschuldige mit gezückter Waffe anzufallen wegen eines törichten Argwohns? Kein Gefühl hat mich hierhergeführt, das nicht mit der Ehre vereinbar wäre, die mir nicht weniger als Euch zu allen Zeiten heilig gewesen ist. Ihr selbst seid schuld und Eure blinde Eifersucht, daß ich, um Euch zu schonen und durch offenes Einschreiten Euren Rachedurst nicht noch mehr zu entflammen, diese Stunde wählte, um Blanka zu sagen, daß ich nicht länger sie Euren Mißhandlungen — denn sie sind mir nicht verborgen geblieben — ausgesetzt wissen wolle, und daß ich sie mit einem meiner Lehensleute zu vermählen gedenke, der sie von hier hinwegführt, dem Bereich Eures Grolles entrückt, sicher und glücklich lebe, wie sie es verdient. Dies, bei meinem Ritterwort, ist der ganze Hergang meiner Zusammenkunft mit Blanka, die rein ist und schuldlos wie wenige. Ihr aber seid der böse Engel des Hauses, Ihr habt nicht bloß dies edle Geschöpf bis zur Verzweiflung gequält, Ihr seid von allen Bewohnern meines Schlosses gefürchtet und gehaßt. Aber Ihr sollt, nachdem Ihr mich bisher nur als liebenden, schonenden Gemahl gekannt, fortan erfahren, daß ich auch Euer Herr bin."

Mit diesen Worten ließ der Graf den noch immer festgehaltenen Arm seiner Gemahlin los, Hildegunde biß sich in die Lippen vor Scham und Wut. Ihr Antlitz flammte bald purpurfarbig, bald bedeckte es sich mit tödlicher Blässe. Aber grausame Gemüter sind in der Regel auch feig und lassen sich leicht einschüchtern. Der ungewohnte Ton, in welchem der Graf zu ihr sprach, lehrte sie bald, daß Verstellung für den Augenblick ihre einzige Waffe sei.

Sie schwieg eine Zeitlang und sagte dann mit dem Ausdruck der Zerknirschung: „Vergebt mir, lieber Gemahl; ich

sehe mein Unrecht ein. Meine Liebe zu Euch, meine Eifersucht hat mich zu weit geführt. Ich glaube Eurer Versicherung, daß nur die Absicht, die Ihr mir angegeben, Euch zu Blanka geführt hat. Vergebt mir also und laßt Blanka, wo sie ist. Ich will sie fortan nicht mehr als eine Dienerin, ich will sie wie eine Freundin behandeln."

Der Graf blickte schweigend auf Blanka. Diese stand einige Augenblicke wie schwankend, dann aber überließ sie sich der edeln Regung ihres Herzens, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit dessen, was die Gräfin eben gelobt hatte, aufkommen ließ; sie ergriff die Hand der Gebieterin, dieselbe Hand, die eben noch ihr Leben bedroht hatte, und bedeckte sie mit Küssen. „Ich bitte Euch," sagte sie, „verzeiht mir, was ich unwissentlich Euch Unangenehmes bereitet habe. Hier in diesem Schlosse erblickte ich das Licht der Welt; an dieses Schloß knüpft sich all mein Glück und jede Erinnerung, die mir teuer ist. Wie gerne werde ich daher auch fortan hier weilen, wenn Ihr mir nur Eure Gewogenheit und Eure Nachsicht schenken wollt!"

Hildegunde küßte Blanka; die Gemüter schienen beruhigt, aller Zwiespalt geschlichtet. Der Graf und die Gräfin zogen sich zurück.

In den nächstfolgenden Tagen behandelte die Gräfin Blanka in der Tat mit vielem Wohlwollen. Kein Mensch, am wenigsten Blanka selbst, ahnte, welche Pläne Hildegunde in ihrem unversöhnlichen Herzen bewegte. Es war seit jener verhängnisvollen Nacht, in welcher das stolze Weib vor Blankas Augen eine so tiefe Demütigung erfahren hatte, bei ihr eine festbeschlossene Sache, Blanka aus dem Wege zu schaffen.

Während sie die schlauesten Mittel erwog, die sich ihr zur Ausführung ihres Racheplanes darboten, trat ein Ereignis ein, das ihre und Blankas Lage mit einem Male veränderte und ihr zur Ausführung ihrer Absichten die freieste Hand ließ.

Beständige Fehden und kriegerische Bewegungen beunruhigten zu jener Zeit das italische Land. Eben drohte ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Der Graf von Collalto, als Vasall des römisch-deutschen Reiches, mußte sich mit dem deutschen Heere vereinigen, das wieder in die lombardischen Ebenen herabgestiegen war. Sinibald begleitete seinen Herrn, dürstend nach neuen Abenteuern und hoffend, Blanka würde,

wenn er mit frischen Lorbeern heimkehrte, doch endlich Wohlgefallen an ihm finden und ihm ihre Neigung nicht länger vorenthalten.

Der Graf verließ das Schloß, beruhigt über Blankas Schicksal durch die geheuchelte Schonung, mit welcher die Gräfin sie in letzter Zeit behandelt hatte. Als er seine Gemahlin scheidend an der Zugbrücke noch einmal umarmte, sprach er zu ihr die Worte: „Ich lasse in Euren Händen die Macht über alle meine Untergebenen, die hier im Schlosse zurückbleiben. Seid gerecht, aber handelt so, daß man Euch nicht bloß fürchtet, sondern auch liebt. Vor allen aber empfehle ich Euch Blanka."

Die Gräfin, in deren Gemüt jeder Funke, der hineinfiel, sogleich zu heller Flamme entbrannte, fühlte den Haß und Rachedurst, von welchem sie durchglüht war, bei diesen Worten des Grafen, mit welchen er wieder seine wohlwollende Gesinnung für Blanka kundgab, mit verstärkter Gewalt in ihrem Herzen emporlodern.

Kaum hatte der Graf dem Schlosse den Rücken gekehrt, als Hildegunde allen Zwang, den sie bisher sich angetan, abwarf und den Antrieben ihres wilden und rachsüchtigen Charakters ohne Rückhalt folgte. Die geringsten Vergehen ihrer Untergebenen strafte sie aufs grausamste, viele, die ihr nicht wohlgefällig waren, ließ sie in die unterirdischen Kerker des Schlosses werfen.

Gegen Blanka beobachtete die Gräfin ein düsteres, verhängnisvolles Schweigen, noch ungewiß, welches von den Mitteln, die sich ihr darboten, um an der Verhaßten qualvolle Rache zu nehmen, sie wählen sollte.

Eines Morgens saß Hildegunde in ihrem Gemache auf dem goldverzierten Sessel, dem großen Spiegel gegenüber. Blanka ordnete ihren Haarputz. Wie gewöhnlich, zeigte sich die Gräfin ungeduldig und launisch; sie stampfte mit dem Fuße und ergoß sich in einer Flut von Scheltworten. Blanka wurde zuletzt ratlos und erhob in ihrer Herzensangst die Arme zum Himmel mit einem flehenden Seufzer, Gott möge ihr seinen Beistand leihen, ihre Gebieterin zu befriedigen. Eben diese fromme Regung Blankas aber sollte seltsamerweise, wie die Sage will, die Veranlassung ihres Unterganges werden. Die Überlieferung im Volksmunde berichtet nämlich,

die Gräfin habe jene Handbewegung Blankas hinter ihrem Spiegel bemerkt und derselben eine Deutung gegeben, die sie zu einem groben Insult gegen sie selbst stempelte. Sie glaubte nämlich, Blanka habe die spottende Geste gemacht, die man in Italien mit dem Ausdrucke far le corna, Hörner aufsetzen, bezeichnet.

Unmöglich wäre es, die Wut zu beschreiben, von welcher Hildegunde in diesem Augenblicke ergriffen wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Rechtfertigungen, alle Schwüre Blankas vergeblich waren.

Noch am selben Tage ließ die Gräfin in einem abgelegenen Gemache des Schlosses heimlich eine Mauer in sehr geringer Entfernung von der Wand aufführen, so daß diese neu aufgeführte Mauer mit der alten Wand des Gemaches einen engen verschlossenen Raum bildete. Sie ließ vorderhand noch einen kleinen Eingang offen. Während der Nacht schleppte sie selbst ihr unschuldiges Opfer mit der Wut einer Tigerin an diesen Ort, zwang sie, in den abgeschlossenen Raum einzutreten, und ließ dann den Eingang bis auf eine sehr kleine Öffnung zumauern. Durch diese Öffnung wollte sie der lebendig Begrabenen, um ihre Qual zu verlängern, eine Zeitlang kärgliche Speise reichen. Alles dies wurde ganz im stillen ausgeführt, nur ein einziger Diener der Gräfin war von ihr ins Vertrauen gezogen und mit dem Tode bedroht, wenn er jemals das Geringste von dieser Sache verlauten ließe. Vergebens flehte die unglückliche Blanka, wenn Hildegunde sich ihrem Kerker näherte, um sich an den Wehklagen ihres Opfers zu weiden, diese um Mitleid und Erbarmen an. Bitterer Hohn und maßlose Beschimpfungen waren die einzige Antwort, die ihr zuteil wurden, und so schleppte sie ihr elendes Leben hin, jeden Tag den Tod als den Befreier von ihren Leiden herbeiwünschend.

Früher, als die Gräfin erwartet hatte, erhielt sie die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten. Sofort ließ sie die kleine Öffnung in Blankas Kerker vollends zumauern, und das schuldlose Opfer weiblicher Rachsucht starb nach wenigen Tagen den Tod Ugolinos. Die Mauer wurde derart hergestellt, daß niemand die im Gemache vorgenommene Veränderung bemerkte.

Guiscard war in sein Schloß zurückgekehrt. Einer der

ersten Fragen, die er an Hildegunde richtete, war die nach Blanka.

„Blanka ist entflohen," versetzte die Gräfin, „und ich habe keine weitere Kunde von ihr erhalten."

Zornig rief Guiscard: „Ich werde sie zu finden wissen." Aber vergebens waren auch seine Nachfragen bei den Hausgenossen. Alle bestätigen, daß Blanka plötzlich verschwunden, und wissen nichts Weiteres anzugeben. Ein schrecklicher Verdacht stieg im Gemüte des Grafen auf, aber vergebens sann er auf Mittel, sich über die Wahrheit seiner Mutmaßungen Gewißheit zu verschaffen.

Einen noch größeren Eindruck als auf den Grafen machte das Verschwinden Blankas auf Sinibald. Stolz auf seine neuen tapferen Taten war er heimgekehrt, voll der Hoffnung, Blanka werde ihm ihre Liebe nun nicht länger versagen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Kunde, Blanka sei spurlos aus dem Schlosse verschwunden. Schweigend und in unheilbaren Trübsinn versunken, durchschweifte er Tag und Nacht das Schloß, als wollte er eine Spur der Vermißten aufsuchen. Er blickte zuweilen mit ernsten, forschenden Augen die Gräfin an, und es schien ihm, als lese er in ihrem Blicke eine unheimliche entsetzliche Kunde. Eines Tages fand er Gelegenheit, sich ihr ohne Zeugen zu nähern. „Herrin," fragte er, „soll ich niemals erfahren, was aus Blanka geworden ist?"

„Wir sind beide gerächt — ich und du" — versetzte die Gräfin hastig, mit dumpfer Stimme und einem Blicke, in welchem ein düsteres Feuer sprühte.

Sinibald schauderte. Er versank von diesem Tage an noch tiefer in nachdenkliches Schweigen, in schwermütiges Brüten.

Aber auch an der Gräfin selbst ging inzwischen eine merkwürdige Veränderung vor. Auch sie war schweigsam, ihre Miene war düster, verstört, Fieberglut brannte in ihren Augen.

In einer Nacht, zu vorgerückter Stunde, während das ganze Schloß in tiefem Schlafe lag, erscholl plötzlich ein entsetzlicher, lauter Schreckensruf. Die Hausgenossen rafften sich auf, durchsuchten die Hallen und Gänge des Schlosses und fanden in einem der letzteren die Gräfin ohnmächtig am Boden

liegend. Auch der Graf war inzwischen herbeigeeilt und fragte Hildegunde, nachdem man sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, was ihr begegnet sei. Bleich und zitternd läßt sie den angstvollen Blick in der Runde schweifen, seufzt aus tiefer Brust und verlangt, statt aller Antwort, allein gelassen zu werden.

Immer mehr wurde die Ahnung, ein schreckliches Verbrechen sei im Schlosse begangen worden, dem Gemüte des Grafen zur Gewißheit. In der nächsten Nacht lag er schlaflos, in seine Gedanken versunken. Da sieht er plötzlich schaudernd, wie seine Gemahlin sich vom Lager langsam erhebt, geisterbleich und mit geschlossenen Augen das Gemach durchschreitet und sich anschickt, dasselbe zu verlassen. Entsetzt verläßt auch der Graf sein Lager und folgt der Schlafwandelnden, die vor ihm her durch die langen Gänge des Schlosses schreitet und zuletzt in jenes Gemach eintritt, in welchem Blanka den Hungertod gefunden. Hier stand die Gräfin stille, die fast gespenstigen Züge grell vom einfallenden Lichte des Mondes beleuchtet. Dann näherte sie sich der Mauer, hinter welcher Blanka eingeschlossen war und welche, wie schon erwähnt, jetzt ganz das Ansehen einer natürlichen Wand hatte, so daß niemand hinter derselben eine Fortsetzung des Zimmers vermutete. Dieser Mauer also nähert sich die Gräfin und legt horchend ihr Ohr an dieselbe. „Blanka, Blanka, hungerst du?“ rief sie mit einer Stimme, die dem Grafen das Mark in den Gebeinen vor Schaudern gerinnen machte. Wie einer Antwort harrend, blieb sie noch eine Weile in ihrer vorigen Stellung, dann aber sank sie mit demselben Jammerrufe, den sie in der vorigen Nacht hatte vernehmen lassen, plötzlich wie leblos nieder. Da jedoch das Gemach sehr abgelegen war, so hörte diesmal niemand diesen Schrei. Der Graf begab sich in aller Stille zur Kammer Sinibalds, weckte ihn und befahl ihm, er solle ihm folgen.

Sinibald erreichte mit dem Grafen das bewußte Gemach und fand, nicht wenig erschreckt, als er eintrat, die Gräfin ohnmächtig auf dem Boden. Der Graf befahl ihm, er möge ihm behilflich sein, die Gräfin in ihr Gemach zurückzubringen. Die beiden Männer trugen die Bewußtlose fort und legten sie auf ihr Lager. Dann befahl der Graf dem Knappen, er solle, ohne irgend jemand zu wecken, Werkzeuge herbeiholen,

die geeignet wären, eine Mauer zu durchbrechen. Sinibald gehorchte und erschien bald mit einigen Eisenwerkzeugen, die er in einem unbewachten Winkel des Schlosses gefunden. Nun hieß ihn der Graf die Wand, an welche Hildegunde ihr Ohr gelegt hatte, durchbrechen. Die Mauer war sehr dünn und das Gefüge wich bald den kräftigen Schlägen Sinibalds. Das rollende Gestein ließ in kurzer Zeit ein Öffnung sehen, aus welcher sofort ein Verwesungsgeruch hervordrang; als die Öffnung breiter wurde, zeigte sich der abgeschlossene enge Raum, und darin lagen die halbverwesten Reste Blankas.

Unmöglich wäre es, das Entsetzen der beiden Männer bei diesem Anblicke zu beschreiben, aber nur wenige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt. Als sie sich entfernten, verschloß der Graf das Gemach und empfahl Sinibald das tiefste Stillschweigen. Am nächsten Morgen ließ er einen Sarg anfertigen, in welchen der halbverweste Leichnam Blankas von einigen vertrauten Dienern des Grafen gelegt, dann in der nächsten Nacht vom Kaplan des Schlosses eingesegnet und in der Stille zur Erde bestattet wurde. Nur die wenigen Teilnehmer an diesem Hergange wußten davon, allen übrigen Bewohnern des Schlosses sollte es ein Geheimnis sein. Dennoch blieb einiges von diesen geheimnisvollen Vorkommnissen im Schlosse nicht ganz unbemerkt und fand seine entsprechende Deutung. Die dunklen Gerüchte und Mutmaßungen, die im Schlosse die Runde machten, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe. Die nächtliche Bestattung, der offenbare Trübsinn des Grafen und Sinibalds, endlich die noch immer fortgesetzten Wanderungen der Gräfin während der Nacht, ihre Traumgespräche von Blanka und ihr Zurückschaudern vor eingebildeten Gespenstern selbst am Tage konnten nicht unbemerkt bleiben und ließen bald über den wahren Sachverhalt niemand mehr in Zweifel. Von da an verbreitete sich dumpfes Grausen in Collalto, und die erschreckten Bewohner erblickten, nicht weniger als die Gräfin selbst, nächtlicherweile bald hier, bald dort Blankas gespenstige Gestalt in den Hallen des Schlosses wandelnd.

Ohne Zweifel würde der Graf von seiner Gattin strenge Rechenschaft für ihre frevelhafte Tat gefordert haben, wenn nicht der qualvolle Seelenzustand, in welchem sie sich befand, seinen Zorn fast in Mitleid verwandelt hätte, obgleich in den

Stunden, wo sie nicht den Schreckbildern ihres Gewissens preisgegeben war, sie sich stolz und übermütig zeigte, wie vorher, und von dem, was sie in jenen Paroxismen getan oder gesprochen hatte, nichts wissen wollte. Zufällig riefen den Grafen wenige Tage nach diesen Ereignissen gewisse Umstände von Collalto ab, und er unternahm eine kurze Reise nach Verona.

Sinibald, dessen Gemüt in der letzten Zeit, wie schon erwähnt, der tiefsten Verdüsterung anheimgefallen war, hatte sich von seinem Herrn die Gnade erbeten, im Schlosse zurückbleiben zu dürfen. Der Graf gewährte seine Bitte und empfahl ihm, über die Gräfin zu wachen und namentlich des Nachts bei ihren Wanderungen sie nicht aus den Augen zu lassen.

Die Nacht, die der Abreise des Grafen folgte, war voll düsterer und schauerlicher Vorbedeutung. Der Sturm tobte und heulte um die Mauerzinnen und Türme des Schlosses, und der Regen stürzte in Strömen nieder, heftige Donner rollten und wilde Blitze durchzuckten die pechschwarze Nacht und zerrissen auf Augenblicke die finstere Wolkenhülle des Himmels.

Sinibald stand unbeweglich an einem Fenster des Schlosses und betrachtete das grause Toben der Elemente. „Mir kommt das eben zur gelegenen Zeit!“ sprach er halblaut vor sich hin.

Die Mitternacht war herangekommen, und Sinibald stand, während alles im Schlosse längst zur Ruhe gegangen war, harrend in dem Korridor, der zu dem Schlafgemache der Gräfin führte. Plötzlich öffnete sich die Türe und die Gräfin trat heraus, mit geschlossenen Augen, mit fliegendem Haar, wie sie es fast in jeder Nacht zu tun pflegte, langsam die langen Gänge des Schlosses bis zur ehemaligen Kerkergruft Blankas durchschreitend. Leise folgte ihr Sinibald und betrat mit ihr das erwähnte Gemach. Wieder stand die Gräfin still, legte ihr Ohr lauschend an die Wand und rief Blankas Namen.

In demselben Augenblicke ergriff Sinibalds nervige Rechte den Arm der Gräfin mit krampfhafter Gewalt. Mit einem dumpfen Schreckensruf tat die Traumwandelnde die Augen auf, sah das von wilder Glut flammende Auge des Kriegers auf sich gerichtet und sank mit dem neuen Ausrufe: „Gnade Gnade!“ auf ihre Knie nieder.

„Verworfene,“ rief Sinibald, „zitterst du nun?“

„Gnade, Gnade!“ wiederholte die Gräfin, tief entsetzt, mit gefalteten Händen.

Sinibald aber erfaßte mitleidslos in wildem Grimme mit den Händen das Haupt der Gräfin und schleppte sie bei den Haaren an die Stelle, wo Blankas Leichnam gelegen hatte. „Stirb, Ungeheuer!“ rief Sinibald, „stirb desselben Todes, den du jenes engelreine Geschöpf sterben ließest!“

Hildegunde schrie mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe, aber ihr Ruf verhallte ungehört im Geheule des Sturmes, im Toben des Ungewitters, das in diesem Augenblicke seine Wut zu verdoppeln schien. Eilig verschloß Sinibald die Öffnung des engen Kerkerraums, für welche Verrichtung er schon die nötigen Gerätschaften in dem Gemache bereit gehalten hatte.

Als das Werk beendet war, verschloß Sinibald das Gemach aufs beste und nahm den Schlüssel mit sich fort. Dann stieg er die Treppe hinab und begab sich an die Stelle, wo Blanka in die Erde gesenkt worden war. Dort kniete er längere Zeit im frommen Gebete. Dann begab er sich ans Tor und erklärte der Wache, daß er das Schloß verlassen wolle.

„Zu dieser Stunde?“ versetzte der Torwächter; bei diesem entsetzlichen Unwetter?“

„Auf Befehl der Gräfin“, sagte Sinibald.

Die Zugbrücke wurde niedergelassen und Sinibald entfernte sich.

Am folgenden Morgen wurde die Gräfin in ihren Gemächern von den Dienerinnen vermißt, und zu gleicher Zeit verlautete, daß Sinibald während der Nacht das Schloß verlassen. Man stellte einige Nachforschungen an, und als diese erfolglos blieben, sandte man rasch einen Boten nach Verona, dem Grafen das Verschwinden seiner Gemahlin zu melden. Einige von den Hausgenossen, die zufällig in den nächsten Tagen oder Nächten in die Nähe jenes abgelegenen und verrufenen Gemaches kamen, in welchem Blankas Leiche gefunden worden war, wollten ein dumpfes Gewimmer vernommen haben, nahmen aber dies für ein neues gespenstiges Phänomen und wagten sich nicht weiter dem schreckenvollen Orte zu nahen.

Zwei Wochen verflossen, bevor der Graf in das Schloß zurückkam. Der Bote hatte ihn zu Verona nicht getroffen, und es gelang ihm erst nach vielen Tagen mit Mühe, an einem anderen Orte ihn aufzufinden, wohin er sich begeben hatte, durch zufällige Umstände veranlaßt.

Als der Graf heimgekehrt war und noch einmal eine sorgfältige Durchforschung des Schlosses anstellen ließ, da wurde zuletzt auch jenes von Sinibald fest verschlossene Gemach gewaltsam geöffnet, die von ebendemselben zugemauerte Wand auf Befehl des Grafen neuerdings durchbrochen und hinter derselben der Leichnam der Gräfin aufgefunden.

Über Sinibald verlautete, daß er zu Venedig gesehen worden und dort sich nach dem heiligen Lande eingeschifft habe; weiter erhielt man keine Kunde von ihm.

Blankas Name aber blieb verflochten mit den Geschicken des gräflichen Hauses von Collalto. Sie war wie der gute, schützende Engel des Hauses. Standen fröhliche oder traurige Ereignisse bevor, so wurde Blankas Gestalt nächtlicherweile im Schlosse gesehen, im ersteren Falle weiß, im letzteren schwarz angetan. Die Sage von ihrem Erscheinen lebte fort bis spät hinein in die Zeiten des Verfalls der venezianischen Herrschaft.

VII. Ein Frauenschicksal.

Leonardo Battrico aus Pavia war im Alter von ungefähr 15 Jahren von seinem Vater nach Venedig gesendet worden, um dort das Handwerk eines Seidenwebers zu erlernen. Nachdem er die von den venezianischen Gesetzen vorgeschriebene fünfjährige Lehrzeit zurückgelegt hatte, und seine Eltern inzwischen gestorben waren, ohne ihm ein Vermögen zu hinterlassen, so beschloß er, in Venedig, das er als zweite Vaterstadt liebgewonnen hatte, sich dauernd niederzulassen. Da ihm aber zur Gründung einer eigenen Fabrik die nötigen Geldmittel fehlten und er überdies nicht imstande war, den Nachweis zu liefern, daß seine Eltern mindestens zehn Jahre lang in Venedig ansässig gewesen, ohne welchen Nachweis es in Venedig nicht erlaubt war, ein Handwerk auszuüben oder einen Verkaufsladen zu eröffnen, so blieb ihm nichts übrig, als in der Eigenschaft eines einfachen Arbeiters dem Meister zu dienen, bei welchem er seine Lehrzeit zurückgelegt hatte.

Als Leonardo sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, machte er sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, eine Lebensgefährtin zu suchen und einen häuslichen Herd zu gründen. Marcella, die Tochter seines Meisters, ein gutes, verständiges Mädchen, war ihm nicht abgeneigt, und als er bei ihrem Vater um sie anhielt, so wurde die Gewährung seines Verlangens nur an die Bedingung geknüpft, daß er sich verpflichte, als Gehilfe seines Schwiegervaters, der ihn als sehr geschickten Arbeiter schätzte, fortwährend im Hause desselben zu verbleiben.

Nicht lange Zeit darauf aber trat im Hause des alten Prospero, so nannte sich der Schwiegervater, ein folgenschweres Ereignis ein.

Prospero empfing von einem Geschäftsfreunde in Konstantinopel ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, bestimmte, sehr große Vorräte von Samt innerhalb einer gegebenen Frist nach der Hauptstadt des türkischen Reiches abzuliefern. Er habe, so schrieb der Geschäftsfreund, die Lieferung der Bekleidungsstoffe für die Angestellten des Serails und für das Janitscharenkorps übernommen und brauche unter anderem auch Samt in großen Mengen. Der Brief schloß mit der Hindeutung auf den außerordentlichen Gewinn, dessen Prospero bei dieser Geschäftsunternehmung sich versichert halten könnte. Große Freude erregte der Antrag im Hause Prosperos, der sich beeilte, das, was er von Samtvorräten auf dem eigenen Lager hatte, vereinigt mit dem, was er von andern Samtwebern größtenteils gegen Wechsel an sich gebracht hatte, zur Versendung in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem nächsten Schiffe, das zur Fahrt nach Konstantinopel die Anker lichtete, ging die ganze wertvolle Samtlieferung Prosperos von Venedig ab. Als das Fahrzeug die Höhe von Navarin erreicht hatte, brach ein gewaltiger Sturm los. Bald waren die Schiffsleute genötigt, zur Rettung ihres Lebens einen großen Teil der Fracht über Bord zu werfen. Nichtsdestoweniger scheiterte das Schiff im Angesichte des Hafens und versank mitsamt der Mannschaft, von welcher nur einige durch Schwimmen mühselig das Ufer erreichten.

Die Nachricht von diesem Unfalle brachte Jammer und Verzweiflung in die Familie Prosperos. Der Termin zur Einlösung der Wechsel nahte heran, und der Unglückliche sah

sich genötigt, alle seine Habe zu verkaufen. Um nur zu leben, mußte er als Arbeiter bei einem anderen Fabrikherrn eintreten. Auch Leonardo war infolgedessen genötigt, bei einem anderen Meister Arbeit zu suchen.

Diese unerwartete, traurige Schicksalswendung brachte den alten Prospero nach wenigen Monaten ins Grab. Zur selben Zeit fühlte Marcella die Zeichen einer herannahenden und zwar verfrühten Entbindung. Unter großen Schmerzen brachte sie ein Mädchen von äußerst schwächlichem Ansehen zur Welt, dem niemand ein langes Leben prophezeite. Fünf Tage nach ihrer Niederkunft erlag die Mutter einem Kindbettfieber. Ihr letzter Seufzer war: „Armes Kind, was wird aus dir werden?"

Als abhängiger Arbeiter, der schon am frühen Morgen sich in seiner Werkstatt einfinden und dort den ganzen Tag verweilen mußte, sah sich Leonardo in die Unmöglichkeit versetzt, sein Töchterchen selbst zu pflegen und aufzuziehen. Er mußte die kleine Natalina — so war das Kind getauft — den Händen fremder Leute übergeben.

Das Mädchen wuchs heran, aber es kränkelte fortwährend. Die halbe Zeit brachte es auf dem Schmerzenslager zu. Von Geburt an schien es zum Unglücke bestimmt. Kindliche Spiele, an denen Natalinens Altersgenossen sich ergötzten, wurden ihr, wenn sie daran teilnehmen wollte, jedesmal in irgendeiner Weise verhängnisvoll, schlugen zu ihrem körperlichen Schaden oder zu ihrer Kränkung aus. Kein anderes Kind stürzte und verletzte sich häufiger; keinem wurde häufiger von anderen, wenn auch unbedachterweise, ein Leid zugefügt. Keine Frucht, keine seltenere Speise konnte sie genießen, ohne das kurze Vergnügen mit körperlichen Schmerzen und Beschwerden zu bezahlen. Sanft von Natur und durch ihre Schwäche wehrlos, diente sie übermütigen Gespielinnen zur Zielscheibe des Spottes und behielt immer unrecht von seiten ihrer Erzieher und Lehrer, wenn sie bei ihnen Schutz gegen solche Verfolgungen suchte.

Die Züge ihres Gesichtes waren regelmäßig, aber Blässe bedeckte sie, und nur Überraschungen oder Schmerzenstränen zauberten auf dieselben ein flüchtiges Rot. Ihr schwarzes, glänzendes und dabei doch sanftes Auge zeugte von Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, doch machte die kümmer-

liche, schüchterne Erscheinung des Mädchens im allgemeinen keinen gewinnenden Eindruck.

Jene Sympathie und Antipathie, die nun einmal, bewußt und unbewußt, im Verkehre der Menschen sich geltend macht, und für welche man sich meist vergebens bemühen würde, bestimmte Gründe aufzufinden, spielte auch im Leben Natalinens eine sehr bedeutende Rolle. Die Lehrerinnen der Erziehungsanstalt, welcher man sie übergeben hatte, gaben ihr niemals einen Beweis von Zuneigung. Sie hatten Schmeicheleien, Liebkosungen für andere junge Mädchen, niemals für Natalina. Nur einen Kuß hatte sie in ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit erhalten: denjenigen, den ihre sterbende Mutter ihr auf die Lippen gedrückt hatte.

Und doch zeigte Natalina ein anspruchsloses, gefälliges Benehmen gegen jedermann, auch fehlte es ihr nicht an Geist noch an Gemüt. Sie war voll des Mitgefühls für Leidende. Schmerzlich empfand sie den Mangel freundlichen Entgegenkommens, und während sie an geistigen und körperlichen Leiden krankte, mußte sie von ihren Erzieherinnen Vorwürfe wegen allzu großer Empfindlichkeit hinnehmen, und ihre Beschwerden wurden als eingebildet oder als übertrieben betrachtet. Wollte Natalina von einer Speise nicht essen, weil sie dieselbe nicht gut vertragen konnte, so bestanden ihre Erzieherinnen darauf, daß sie davon esse, um sich, wie sie sagten, an dieselbe zu gewöhnen.

Natalina hatte das zwölfte Jahr erreicht. Leonardo wünschte sehr, seine Tochter um sich zu haben, da ihm die Ausgaben für ihren Unterhalt immer beschwerlicher fielen. „Wie glücklich,“ sagte er zu sich selbst, „wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein verständiges, nicht allzu junges Mädchen oder eine Witwe mit einem kleinen Vermögen fände, die sich meiner und meines Kindes annehmen wollte!“

Leonardo hatte die Hälfte der dreißiger Jahre kaum überschritten; er war ein Mann von gefälligem Äußeren und besaß die Gabe, sich angenehm zu machen. Aber die venezianischen Mädchen werden in großer Zurückgezogenheit gehalten, und die strengen Eltern gestatten jungen Männern, Verwandte etwa ausgenommen, den Zutritt in ihrem Hause nicht leicht. So bleibt denjenigen, die auf eine Brautwahl ausgehen, fast keine andere Gelegenheit, junge Mädchen zu

15*

sehen und sich ihnen zu nähern, als wenn diese die Kirche besuchen. Leonardo sah sich genötigt, den Landesbrauch mitzumachen, und bemerkte, indem er an Sonntagen sein Augenmerk auf die aus der Kirche kommenden Mädchen richtete, zu wiederholten Malen ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, dessen Gestalt ihm gefiel und dessen sittsame Haltung ihm Vertrauen einflößte. An einem Finger ihrer Linken bemerkte er, als sie an der Kirchentüre nach dem Weihwasser griff, das goldene Ringlein, welches die Verheirateten kennzeichnet; aus dem Umstande aber, daß sie sich immer allein zeigte, schloß er, daß sie wohl Witwe sein möge, und diese Vermutung wurde ihm bestätigt, als er ihr heimlich bis zu ihrer Wohnung folgte und sich dann bei den Nachbarsleuten nach ihr erkundigte. Ihr Gatte war Kapitän eines Kauffahrers gewesen und hatte vor zwei Jahren auf einer Fahrt nach Alexandrien seinen Tod gefunden. Er hatte ihr so viel hinterlassen, daß sie, kinderlos wie sie war, notdürftig leben konnte.

Leonardo war mit den Resultaten dieser Erkundigungen zufrieden und entschloß sich zu weiteren Schritten. Seine einzige Besorgnis war, Natalina möchte ein Hindernis in dieser Sache für ihn werden. Er faßte daher den Plan, der Witwe seine näheren Verhältnisse vorderhand zu verbergen und ihr von seiner Tochter erst dann zu sprechen, wenn er sich ihrer Neigung versichert habe.

Die Witwe fand in der Tat Gefallen an Leonardo und schien einer Verbindung mit ihm nicht abgeneigt. Es währte jedoch nicht lange, so erfuhr sie zufällig durch einen Verwandten, was ihr Leonardo verschwiegen hatte. Eleonore, so nannte sich die Witwe, war über Leonardos Mangel an Offenheit sehr ungehalten und gab ihm den ersten Beweis ihres ziemlich heftigen Naturells, indem sie ihm unter vielen Vorwürfen erklärte, daß sie von seinen Anträgen weiter nichts wissen wolle. Leonardo war nicht wenig bestürzt, ermannte sich aber doch zuletzt und gestand die volle Wahrheit, indem er hinzufügte: „Schreibet es nur der großen Liebe zu, die ich für Euch hege, wenn ich Euch jene Umstände verschwieg. Ich fürchtete, meine arme Natalina werde für mich das einzige Hindernis Eures Besitzes sein, nach welchem ich so großes Verlangen trage." Diese Erklärung beschwichtigte Eleonoren

insoweit, daß sie ihre bestimmte Entscheidung noch verschob, bis sie Natalinen persönlich gesehen hätte.

Am folgenden Tage begab sie sich in die Anstalt, in welcher das Mädchen erzogen wurde, und gab sich für eine Verwandte derselben aus. Natalina wurde herbeigerufen. Eleonore betrachtete sie vom Kopfe bis zu den Füßen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen und ohne das schüchterne Mädchen auch nur durch eine freundliche Miene aufzuheitern. Zuletzt fragte sie die Erzieherinnen, wie sie mit Natalina zufrieden seien. Diese erwiderten, sie hätten keinen besonderen Grund zur Klage, nur sei das Mädchen von äußerst zarter Natur und meist kränklich. Mit einem Winke gaben sie Eleonoren hinter dem Rücken Natalinens zu verstehen, das schwächliche Geschöpf habe sicher nicht auf ein langes Leben zu rechnen.

Eleonore ging. Natalina hatte sich Hoffnung gemacht, sie würde von ihrer Verwandten, denn dafür hielt sie Eleonoren, zum Abschied einen freundlichen Kuß erhalten, wie sie es bei anderen Gespielinnen sah, die von ihren Verwandten besucht wurden. Aber die Witwe fühlte durch das kränklich blasse Gesicht des jungen Mädchens gewissermaßen sich abgestoßen und reichte Natalinen zum Abschiede bloß die Hand, auf welche diese einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Bald darauf tat Eleonore ihrem Freier zu wissen, sie sei geneigt, ihm ihre Hand zu reichen, unter der Bedingung, daß Natalina in der Erziehungsanstalt bleibe. Aber Leonardo machte mit allem Nachdruck geltend, daß die Kosten für den Unterhalt des heranwachsenden Mädchens in jener Anstalt ihm immer beschwerlicher fielen, daß sie dagegen am häuslichen Herde ihr in der Führung des Hauswesens, sowie in den Arbeiten mit der Nadel behilflich sein könne; endlich erinnerte er an den Spruch, daß an dem Tische, an welchem drei Personen essen, auch die vierte essen könne.

Eleonore gab zuletzt ihre Einwilligung, weniger aus Rücksicht auf diese Gründe, als in der geheimen Voraussetzung, das kränkelnde Mädchen werde ihr nicht lange zur Last fallen. Leonardo suchte eine passende Wohnung für seine neugebildete Familie, und nachdem er sie gefunden, auch sonst die notwendigen Vorkehrungen getroffen, wurde zur Vermählung geschritten.

Bei der Trauungsfestlichkeit war Natalina nicht anwesend, da der alte venezianische Brauch sowohl kleine als erwachsene Mädchen von der Teilnahme an Hochzeitsgelagen ausschließt. Am Tage nach der Vermählung aber holte Leonardo seine Tochter zu nicht geringer Freude derselben aus der Anstalt ab und führte sie in seine Wohnung.

Zwei Jahre verflossen der kleinen Familie in leidlichem Frieden — ich sage leidlichem, denn teils die öfteren Erkrankungen Natalinens, teils das leicht erregbare Naturell Eleonorens verursachten doch zuweilen eine vorübergehende Störung. Das junge Mädchen ertrug die Ausbrüche des lebhaften Temperaments seiner Stiefmutter mit größter Gelassenheit, obgleich sie jede Kränkung innerlich sehr schwer empfand, jedes flüchtige Wort sich zu Herzen nahm und den Schmerz darüber die längste Zeit nicht verwinden konnte. So war sie denn auch im väterlichen Hause weit entfernt, sich glücklich zu fühlen.

Nun aber sollte ein neues, für sie höchst schmerzliches Ereignis eintreten.

Leonardo pflegte am frühen Morgen, bevor er sich in seine Werkstatt begab, eine Tasse Kaffee in der Straße S. Pantaleone zu trinken. Eines Tages, als er dort eben wieder sein Frühstück zu sich nahm, hörte er nebst den übrigen Anwesenden plötzlich von der Gasse her Tumult und verwirrtes Geschrei. Er eilt in Begleitung einiger anderen zur Türe, um zu sehen, was es gebe. Kaum ist er dort angekommen, so empfängt er, ehe er sich dessen versieht, einen tödlichen Messerstich in die Brust.

Ein Mensch aus der untersten Volksklasse war am Morgen jenes Tages wahnsinnig geworden und durchrannte mit einem großen, scharfgeschliffenen Messer die Straßen. Er verwundete alle, die ihm unvorsichtigerweise nahe kamen, oder ihm nicht ausweichen konnten. Nicht wenige Opfer fielen unter dem Mordwerkzeuge des Tobenden, ohne daß man gewagt hätte, sich ihm in den Weg zu werfen und ihn zu entwaffnen. Erst nachdem er auch Leonardo niedergestoßen, dann in seinem verwirrten Laufe den ponte della donna onesta hinabeilend, gegen einen zufällig dort stehenden Karren angerannt und zu Boden gestürzt war, konnte die Menge sich über ihn hermachen, ihm Hände und Füße binden und ihn in sichern Gewahrsam bringen.

Leonardo hatte indessen, wenige Augenblicke nachdem er den Todesstoß empfangen, seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Groß war bei diesem Unglück der Jammer Eleonorens; Natalinen warf der Schmerz aufs Krankenlager, an welches sie fast einen Monat lang gefesselt blieb.

Traurig war die Lage, in welche der plötzliche Todesfall die Familie Leonardos versetzte. Eleonoren blieb zum Unterhalte nichts, als was sie von ihrem früheren Manne besaß, kaum hinreichend für sie selbst. Und nun sollte sie auch Natalinen ernähren, die ohne das geringste Vermögen, ohne alle Stütze, verlassen in der Welt stand. So konnte es denn nicht fehlen, daß Eleonorens Unmut, geschürt durch ihre dürftige Lage, sich häufig in bitteren Worten und Verwünschungen gegen ihren zweiten Ehebund Luft machte. Natalina begriff den Sinn dieser Worte und weinte im stillen.

Nach einiger Zeit erhielt Eleonore von einer Freundin die Mitteilung, daß sich eine Gelegenheit darbiete, Natalinen vorteilhaft im Hause einer bejahrten Dame unterzubringen. „Natalina“, sagte die Freundin, „wird dort nur sehr leichte Verpflichtungen zu übernehmen haben. Die Dame ist allein; es wohnen mit ihr im Palaste nur zwei alte Kammerfrauen und einige andere Hausbedienten. Natalina wird mehr die Stelle einer Gesellschafterin, als einer Zofe bei der alten hinfälligen Frau vertreten.“

Eleonore begab sich persönlich zu der Dame und empfahl ihr Natalina angelegentlich. Die Dame fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, als es ihr vorgestellt wurde, und nahm es ohne Bedenken in ihren Dienst. Sehr leicht würden Natalinen die Verrichtungen dieses Dienstes gefallen sein, wenn sie nicht mehr von den beiden alten Kammerfrauen, als von ihrer Herrin selbst abhängig gewesen wäre. Diese beiden Frauen hatten seit vielen Jahren in dem Hause gedient und es zuletzt dahin gebracht, daß sie fast unumschränkt in demselben herrschten. Sie kümmerten sich wenig mehr um die Anordnungen der alten Dame und führten den Haushalt, wie es ihnen beliebte.

Die sanfte, fügsame, ihrer Gebieterin mit größter Verehrung begegnende Natalina gewann die volle Sympathie der letzteren. Da sie zugleich einen aufgeweckten Geist besaß, so unterhielt sich die Dame sehr gern mit ihr und ließ sie zu-

letzt kaum mehr von ihrer Seite. Dieser Umstand verursachte, wie man sich denken kann, den beiden alten Kammerfrauen ein entschiedenes Mißbehagen, welches aufs höchste stieg, als die Dame eines Tages in ihrer Gegenwart die Hand auf Natalinens Schulter legte und freundlich zu ihr sagte: „Fahre nur so fort, mein Kind, sei brav und redlich, und ich werde bei meinem Tode deiner nicht vergessen."

Es muß hier erwähnt werden, daß diese sehr reiche alte Frau keine Kinder und nur entfernte Verwandte besaß. Ihre gesamte Dienerschaft schmeichelte sich also mit der Hoffnung auf beträchtliche Vermächtnisse. Sie selbst nährte diese Hoffnungen durch öftere Hindeutung auf ihr großes Vermögen, über welches sie ohne irgendwelche Rücksichten verfügen könne. Insbesondere hatten die beiden Kammerfrauen schon angefangen, sich als die mutmaßlichen Universalerben der Dame zu betrachten. Darum konnten ihnen Worte, wie sie ihre Herrin an Natalina gerichtet hatte, nicht gefallen. Als sie nun die Neigung der Dame für Natalinen von Tag zu Tage wachsen sahen, so taten sie alles mögliche, um diese bei ihr in Mißkredit zu bringen. Sie gaben dem Mädchen schuld, daß sie ihr Morgen- und Abendgebet versäume, daß sie in den Tag hinein schlafe, und endlich, daß sie, übermütig gemacht durch die Liebe und Nachsicht ihrer Herrin, nichts mehr auf Befehl oder Ermahnung gebe, sondern ihren eigenen Launen folge. Aber diese Beschuldigungen machten auf die Dame keinen besonderen Eindruck. Eines Tages fertigte sie sogar die Klägerinnen mit den Worten ab: „Ihr habt doch alle nicht die Liebe und Aufopferung für mich wie Natalina!"

Vorsichtig und schlau, wie sie waren, verbargen die beiden Angeberinnen für den Augenblick ihren Unmut, aber Natalinens Verderben war von da an eine beschlossene Sache ...

Sechs Monate waren verflossen, seit das Mädchen in die Dienste der alten Dame getreten war. Da kam eines Morgens Natalina in großer Bestürzung ins Gemach ihrer Herrin. Sie erzählte, daß sie bei der Besorgung eines häuslichen Geschäftes unter dem Silberzeuge, das vor kurzem ihrer Aufsicht übertragen worden war, ein Besteck vermisse, und daß dasselbe, wiewohl von ihr und anderen im ganzen Hause gesucht, nicht wieder aufgefunden werden konnte.

„Ist denn etwa eine fremde Person im Hause gewesen?" fragte die Dame.

„Ich wüßte nicht", erwiderte Natalina. „Das Besteck fehlt erst seit gestern abend. In die oberen Gemächer pflegt außer mir und den beiden Kammerfrauen niemand zu kommen . . ."

Die beiden Letztgenannten waren eben anwesend. „Wie?" rief eine derselben, „will das Mädchen vielleicht uns beide in Verdacht bringen? Dreißig Jahre haben wir in diesem Hause gedient, und nicht eine Stecknadel ist während dieser Zeit abhanden gekommen!"

„Aber, ich setze kein Mißtrauen in euch," sagte die Dame, und die erschrockene Natalina wollte die gehässige Auslegung ihrer Worte abwehren; aber die beiden Kammerfrauen eiferten weiter:

„Nur wir beiden oder Natalina können die Schuldigen sein. Wir bestehen darauf, daß unsere Zimmer und Schränke durchsucht werden. Wir verlangen eine strenge Untersuchung, welche allein uns von dem Verdachte reinigen kann, den dieses übermütige Geschöpf auf uns zu werfen wagte."

Die Dame zeigte wenig Lust zu einer solchen Durchsuchung, verstand sich aber endlich doch dazu, nur um dem dringenden Begehren ihrer Dienerinnen zu entsprechen. Fast ungehalten erhob sie sich von ihrem Armstuhle und stieg in Begleitung der letzteren ins obere Stockwerk empor. Nachdem man das Gemach der Kammerfrauen betreten, fingen diese sogleich an, ihre Schränke zu öffnen und ihre Habseligkeiten vor den Augen der Gebieterin auszubreiten. „Ach, laßt es doch," sagte diese nach einem flüchtigen Blicke auf das vor sie Hingelegte; „es ist nichts weiter nötig — gehen wir." Damit wollte sie sich entfernen.

„Wie?" fuhr eine der beiden Kammerfrauen auf. „Sind wir vielleicht schlechter als Natalina? Wir haben uns einer Untersuchung unterworfen, und sie soll frei ausgehen?"

Nur aus Rücksicht auf Natalina, damit kein Verdacht auf ihr haften bliebe, verstand sich die Dame zuletzt dazu, auch Natalinens Gemach zu betreten. Mit freundlichem Lächeln sagte sie zu dem jungen Mädchen: „Gib uns den Schlüssel zu deinem Schranke, Natalina!"

„Mein Schrank ist nie verschlossen", sagte diese, öffnete

die Türe desselben und forderte die Kammerfrauen auf, ihre Kleider zu durchsuchen. Diese schickten sich hastig an, die dort aufbewahrten Kleidungsstücke herauszunehmen, und siehe da! im Hintergrunde des Schrankes, eingehüllt in ein altes Unterkleid, fand sich das vermißte Besteck.

Natalina erbleichte, die Dame stand in Erstaunen versunken da, und die beiden Kammerfrauen hielten ihr das Vorgefundene mit triumphierenden Blicken vor die Augen.

„Was soll das heißen?“ fragte die Dame zuletzt, zu Natalina gewendet.

„Ich weiß von nichts,“ erwiderte diese in tiefster Bestürzung über das Vorhandensein des Silberbestecks in ihrem Schranke, das sie auf keine Weise sich zu erklären wußte.

„Schäme dich,“ rief die Dame; „ich hatte dich wie eine Tochter behandelt ...“

Nun ergriff eine der Kammerfrauen das Wort und fiel mit wütenden Schmähungen über Natalina her; sie schalt sie eine Diebin, eine Nichtswürdige, und fügte hinzu: „Wenn du nicht augenblicklich das Haus verlässest, so bleiben wir keine Stunde länger ...“

„Ich kenne meine Pflicht,“ sagte die Dame; „sogleich schnüre dein Bündel, Natalina. Den Diebstahl würde ich dir vielleicht verziehen haben, aber daß du diese Unschuldigen verdächtig machen wolltest, während du selbst die Schuldige warst, das beweist, daß ich meine Gunst einer durchaus Unwürdigen geschenkt hatte.“

Natalina wollte sich rechtfertigen, aber die Dame schnitt ihr das Wort ab. „Schweig,“ rief sie, „die Tatsache spricht unwiderleglich. Mein Gondolier wird dich augenblicklich zu deiner Stiefmutter zurückführen.“

Das unglückliche Mädchen brach in heiße Tränen aus und wollte die Hand ihrer Herrin küssen. Diese aber wies sie strenge zurück. Die beiden Kammerfrauen führten Natalinen zum Gondolier, dem sie den Vorfall mit vielem Aufwande von Worten erzählten, indem sie ihm zugleich den Auftrag der Dame kundmachten.

Der Mann faßte schweigend bald Natalinen, bald die beiden Frauen ins Auge. Dann führte er das junge Mädchen fort, welchem die Kammerfrauen noch Spott- und Schmähreden nachsandten.

Auf dem Wege stürmten häufige Tränen über die Wangen Natalinens. Der Gondolier blickte sie von Zeit zu Zeit an und sagte zuletzt: „Du hast nicht recht getan, Mädchen!“

„Ich bin unschuldig!“ rief diese aus.

„Ei,“ versetzte der Gondolier, „das sagen alle Diebe. Deine Herrin hat dich doch lieb gehabt, soviel ich weiß?“

„Mehr als ich verdiente.“

„Dann hast du eine große Torheit begangen. Lange kann die alte Frau nicht mehr leben, und sie hätte dir ohne Zweifel etwas hinterlassen.“

„Sie hatte es mir sogar versprochen.“

„Wußten das die Kammerfrauen?“

„Sie sprach davon in ihrer Gegenwart.“

„Wisse, Kind, das sind ein paar Harpyien, ein paar neidische Klätscherinnen, und du bist nicht die erste Dienerin, die ihretwegen den Dienst verlassen mußte.“

Während dieses Gesprächs waren sie vor dem Hause Eleonorens angelangt. Diese zeigte sich nicht wenig betroffen über die unerwartete Erscheinung Natalinens, und als nun der Gondolier ihr notgedrungen die Ursache dieser Heimkehr andeutete, da geriet sie, wie man sich wohl denken mag, in nicht geringen Zorn und war nahe daran, das unglückliche Mädchen von ihrer Türe zu jagen. Aber der Gondolier sagte ihr einige beruhigende Worte und entfernte sich nicht früher, als bis ihre Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte.

Zum Abschied flüsterte der Gondolier Natalinen noch die Worte zu: „Mein liebes Kind, du hast deinen Schrank offen gelassen und jene beiden Betteln haben vielleicht ... doch genug, ich darf nicht reden, wie ich wollte; man könnte mich alten Mann ebenfalls aus dem Hause jagen. Faßt Euch und bedenkt, daß Ihr nicht das erste verfolgte und unschuldig verleumdete Geschöpf seid.“

Eleonore, welcher es trotz ihres aufbrausenden und heftigen Temperaments doch weder an menschlichem Gefühl noch an gesundem Verstande fehlte, kam nach einiger Überlegung bald zu der inneren Überzeugung, daß Natalina, deren Charakter sie kannte, eines Vergehens, wie das ihr zur Last gelegte, nicht fähig sei. Sie verfügte sich einige Male in das Haus der alten Dame, erhielt aber immer den Bescheid, daß diese sie nicht empfangen wolle. Hierdurch wurde der Ver-

dacht, den Eleonore gegen die beiden Kammerfrauen hatte, noch gesteigert, und sie zweifelte nicht, daß ihr diese Abweisung ohne Vorwissen der Dame widerfahren.

So blieb denn Natalina für jetzt wieder im Hause ihrer Stiefmutter, mit weiblichen Arbeiten sich den kärglichen Unterhalt verdienend.

Nur selten ging sie aus, um sich zu erholen, doch besuchte sie täglich zur bestimmten Stunde die Messe. Ernst und sittsam legte sie den Weg zur Kirche San Barnaba zurück, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war. So verfloß eine geraume Zeit.

Eines Tages, als sie eben wieder von der Messe zurückkehrte, bemerkte Eleonore auf den Wangen des Mädchens eine ungewohnte Röte. Verwundert fragte sie dieselbe, was ihr begegnet sei.

Noch tiefer errötend gestand Natalina, daß ihr ein junger Mann gefolgt sei, als sie die Kirche verließ, und einige freundliche Worte an sie gerichtet habe.

„Wie?" rief Eleonore, „du gibst jungen Männern Gehör?"

„Durchaus nicht," versetzte Natalina, „aber wenn der liebe Gott Euch von der Last befreien wollte, die ich Euch verursache, könnte er es nicht vielleicht dadurch, daß er mich eine Gelegenheit zur Verheiratung finden ließe?"

„Zur Verheiratung? Albernes Mädchen! Die Männer sehen heutzutage nur auf die Mitgift. Ich weiß, was mir mit deinem Vater begegnet ist. Du bist eine Elende und hast kein Glück dein Leben lang."

„Ach ja, Ihr habt nicht unrecht. Ich bin nur zum Unglück geboren. Verzeiht mir, ich will jede eitle Einbildung dieser Art fahren lassen."

Den nächsten Tag ging Natalina in Begleitung ihrer Stiefmutter zur Messe. Sie bemerkte denselben jungen Mann an der Türe der Kirche. Als sie in diese eingetreten war, so wendete sie sich verstohlenerweise um, begierig zu wissen, ob der Jüngling ihr gefolgt sei. Aber er hatte die Schwelle der Kirche nicht überschritten. Bei der Rückkehr nach Hause aber bemerkte sie ihn wieder auf der Straße hinter sich.

Viele Tage lang wiederholte sich das nämliche.

Eines Tages aber faßte der Unbekannte Mut und übergab Natalinen einen Brief mit der bescheidenen Bitte, ihn

nicht ungelesen zu lassen, worauf er sich eilig wieder entfernte. Der Brief enthielt in wenigen und einfachen Worten eine Liebeserklärung. Es war jedoch kein Name unterzeichnet.

Natalina war außer sich vor Freude und zeigte den Brief Eleonoren. Am nächsten Morgen ging sie allein zur Kirche. Der junge Mann näherte sich ihr, grüßte sie höflich und erbat sich eine Antwort auf sein Schreiben.

Natalina fragte ihn um seinen Stand und seine Herkunft.

„Ich bin aus Pesaro gebürtig," erwiderte er. „Meine Eltern haben mich nach Venedig gesandt, um hier den Handel zu erlernen."

„Wisset Ihr aber auch", fragte Natalina, „daß ich ein ganz armes Mädchen bin?"

„Ich weiß alles; auch ich bin nicht reich."

„Ich möchte nicht gerne getäuscht werden."

„Ihr habt ganz recht."

„Darf ich Euch bitten, mir Euren Namen mitzuteilen?"

„Erlaubt mir, daß ich ihn für jetzt noch verschweige."

„Aber ich begreife nicht ..."

„Zu seiner Zeit, wenn Ihr den Grund meines Schweigens erfahret, werdet Ihr mich entschuldigen." —

Von da an sah Natalina ihren Geliebten jeden Tag; zuweilen kam er auch, nach venezianischer Sitte, des Abends unter ihr Fenster, um mit ihr zu sprechen. Er zeigte sich von so herzlicher, ja leidenschaftlicher Liebe für sie ergriffen, daß das Mädchen im Gefühle ihres Glückes, an welches sie kaum glauben konnte, zuweilen ausrief: „Ach, ich war immer unglücklich — gewiß ist auch dieses Glück nur ein scheinbares; wer weiß, was für ein neues Unheil für mich daraus hervorgehen wird!"

Der junge Mann begleitete Natalinen regelmäßig zur Messe, aber er trat nie in die Kirche mit ihr ein. Natalina fragte ihn einmal um die Ursache.

„Ich will es dir sagen," versetzte er; „ich habe ein Vorurteil, das dem hiesigen Brauche entgegen ist. Dieses Liebeln am heiligen Orte gefällt mir nicht. Wenn ich mit dir in die Kirche einträte, so würde ich dich vielleicht in deiner Andacht stören."

Natalina ehrte diese fromme Rücksicht.

Ein anderes Mal drang sie in ihn, er möge ihr doch

seinen Namen nicht länger verschweigen. Nach einigem Zögern sagte er ihr, daß er sich Gabriel Alfierini nenne. Natalina fragte ihn nach seiner Familie, seiner Wohnung.

„Ich wohne," versetzte er, „zu San Marziale. Ich erlerne den Handel bei einer israelitischen Familie."

„Wie? Bei einer jüdischen Familie?"

„Jawohl, die aus durchaus braven und ehrwürdigen Leuten besteht."

Natalina war durch das Gehörte nicht ganz beruhigt. Sie teilte es erst Eleonoren und dann auch ihrem Beichtvater mit, der auch Eleonoren persönlich kannte und beiden Frauen schon oft ein Tröster und Berater in Drangsalen gewesen war. Der würdige Priester versprach ihr, über den jungen Mann genauere Erkundigungen einzuziehen.

Inzwischen verdoppelte der unbekannte Liebhaber die Beweise seiner Zärtlichkeit für Natalina. Er machte ihr auch einige kleine Geschenke, die Natalina mit einer zierlichen Handarbeit erwiderte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit der Zuneigung, welche der junge Mann für Natalina kundgab, machte auch auf Eleonoren einen so guten Eindruck, daß sie ihm zuletzt den Eintritt in ihr Haus gestattete. Er machte getreulich Gebrauch von dieser Erlaubnis, doch immer erst in später Abendstunde, wenn er seine Berufsgeschäfte verrichtet hatte.

Eines Tages besuchte der oben erwähnte Geistliche das Haus Eleonorens und erzählte den beiden Frauen, daß er Nachforschungen über den jungen Mann angestellt habe, daß dieselben jedoch vollkommen erfolglos geblieben seien. Der Name, den der junge Mann als den seinigen bezeichnet habe, sei in der Contrado S. Marziale gänzlich unbekannt.

„Vielleicht weil er ein Fremder ist und noch nicht lange dort wohnt," versetzte Natalina mit schlecht verhehlter Unruhe.

„Hast du mir nicht gesagt", fuhr der Geistliche fort, „daß er dich zuweilen bis zur Kirche begleitet?"

„Allerdings, auch morgen versprach er es zu tun."

„Gut, ich werde eine Person dort aufstellen, die ihn im Auge behalten und ihm unbemerkt bis in seine Wohnung folgen soll."

Am nächsten Tage erschien der Unbekannte zur bestimmten Stunde und begleitete Natalina zur Kirche, wo der Geistliche schon eine verläßliche Person aufgestellt hatte.

Zwei Tage später kommt der Geistliche zu Eleonoren in heftiger Aufregung. Die beiden Frauen erschrecken vor seiner unglückverheißenden Miene.

„Nun weiß ich“, ruft der Priester, „nun weiß ich, wer der junge Mann ist! O der Unwürdige! Arme Natalina! Armes, immer unglückliches Mädchen!“

„O Himmel, was ist geschehen?“ fragten die Frauen.

„Wisse,“ sagte der Geistliche, zu Natalina gewendet, „der Mann, den du liebst, der dir so schöne Versprechungen machte, von dem du meintest, daß er dich zum Altare führen würde — er ist ein Jude!“

„Gerechter Himmel! rief Eleonore,“ wer hätte das geglaubt? Nun begreife ich, warum er niemals die Kirche betreten wollte!“

Natalina brach in einen Strom von Tränen aus.

„Er wird diesen Abend wie gewöhnlich hierherkommen,“ fuhr Eleonore fort; „wir wollen ihm für sein verräterisches Benehmen den Text lesen und uns seiner für immer entledigen!“

„Arme Natalina,“ sagte der Priester, „möge Gott dir Kraft geben, diesen Menschen aus deinem Andenken zu verbannen.“

Schluchzend und wortlos vor Schmerz stand das junge Mädchen da, während der Priester, bevor er sich entfernte, nicht ohne Rührung seine Hand auf ihr Haupt legte und mit einem Blicke zum Himmel um den Beistand des Höchsten für sie zu flehen schien.

Mit Einbruch der Nacht klopfte, wie man erwartet hatte, der Liebhaber Natalinens an die Türe. Eleonore hatte sich kaum überzeugt, daß er es sei, als sie die Geschenke, die er Natalinen gemacht hatte, zusammenraffte, die Stiege damit hinabeilte und sie dem jungen Manne, nachdem sie die Türe geöffnet, in ihrer gewohnten leidenschaftlichen Weise vor die Füße warf. Sie begleitete dieses Tun mit einigen Erklärungen von sehr unsanfter Art und schloß dem Verblüfften zuletzt die Türe vor der Nase zu. Natalina hatte sich indessen weinend auf ihr Lager geworfen.

Am nächsten Tage erhielt Eleonore folgendes Schreiben: „Ich gestehe meine Schuld; ich habe die Wahrheit verschwiegen, aber ich tat es nur aus inniger Liebe, die ich für Natalinen

hege und immer hegen werde. Aber glauben Sie nicht, daß ich ganz ein Unwürdiger bin . . . meine Seele ist von tausend widerstreitenden Empfindungen zerrissen . . . Seien sie versichert, daß ich seit langer Zeit, schon bevor ich Natalinen kannte, mich mit dem Gedanken trug, ein Bekenner des Evangeliums zu werden."

Diese letzten Worte überraschten Eleonoren, und sie teilte den Brief ihrem und Natalinens geistlichen Freunde mit. Dieser las ihn aufmerksam und sagte: „Wenn es sich wirklich so verhält . . . wenn er in Wahrheit die Absicht hätte . . . ich will ihn persönlich sprechen." Eleonore teilte ihm mit, daß der junge Mann noch jeden Abend sich unter ihren Fenstern zeige.

„So will ich um diese Zeit zu euch kommen," versetzte der Geistliche, „und sobald er erscheint, gehe ich zu ihm hinab und lasse mich mit ihm in eine Unterredung ein."

Gesagt, getan. Traurig und langsam ging Jakob (dies der wahre Name des Jünglings) zur gewöhnlichen Stunde am Hause Eleonorens vorüber. Der Priester trat aus der Türe und sprach ihn an. Mit großer Ehrerbietung stand ihm der junge Mann Rede und wiederholte im Laufe des Gesprächs seine Erklärung, daß er seit zwei Jahren damit umgehe, den katholischen Glauben anzunehmen. Aber ich habe die feste Überzeugung," fügte er hinzu, „daß, sobald ich dies tue, mein strenggläubiger Vater mir seinen Fluch gibt, und daß ihm meine Religionsänderung eine tödliche Kränkung verursacht."

„Was gedenkt Ihr also zu tun?"

„Mein Vater ist hochbetagt . . . nach seinem Tode werde ich nicht zögern, ein Anhänger des Kreuzes zu werden. Dann wird Natalina mir angehören. O ehrwürdiger Herr! ich liebe dieses Mädchen, wie man nur ein menschliches Geschöpf auf Erden lieben kann. Ihr entsagen müssen, das wäre mein Tod."

„Könnt Ihr mich aber auch als Ehrenmann versichern, daß Ihr nicht bloß, um Natalinen zu besitzen, sondern aus Überzeugung dem Glauben Eurer Väter abzuschwören und Christ zu werden bereit seid?"

„Ich beschwöre es vor Gott, daß ich schon, bevor ich Natalina kannte, diesen Entschluß faßte. Die Liebe zu ihr ist mir nur ein neuer Antrieb, diesen Entschluß auszuführen."

„Ich will es glauben. Für jetzt aber muß alle Gemeinschaft zwischen Euch und Natalina aufhören.“

„Warum, ehrwürdiger Herr?“

„Es darf nicht sein . . . Sobald Ihr ein Bekenner des Evangeliums geworden, dann wird sich alles finden.“

Jakob empfahl sich mit dem Ausdruck der tiefsten Betrübnis. „Hier weilen und Natalina nicht sehen, nicht sprechen,“ rief er aus, „wie kann ich das ertragen?“

Die beiden Frauen waren sehr begierig, zu erfahren, was der Priester mit Jakob gesprochen hatte. Bald hatte der erstere sie davon unterrichtet. Natalina überließ sich einem tiefen, stummen Schmerze. Ungefähr einen Monat später erhielt Eleonore ein neues Schreiben von Jakob, welches folgendermaßen lautete:

„In diesem Augenblicke ruft ein Brief mich in meine Heimat, wo mein Vater auf dem Sterbebette liegt. Der Himmel weiß, ob ich ihn noch lebend finde. Sagen Sie Natalinen, daß ich niemals mein gegebenes Wort brechen werde. Ihre oder Natalinens Briefe finden mich sicher in Pesaro.“

Das junge Mädchen wollte diesen Brief sogleich erwidern. „Laß es gut sein,“ mahnte Eleonore; „wenn er dich wahrhaft liebt und dich nicht betrügen will, so wird er bald von neuem schreiben.“

Diese Mutmaßung verwirklichte sich bald. Jakob bestätigte in einem zweiten Briefe, daß sein Vater dem Tode nahe sei und wiederholte die Versicherung seiner unveränderlichen Liebe zu Natalinen. Diese antwortete ihm auf Eleonorens Rat mit wenigen und zurückhaltenden Worten.

Ein ganzer Monat verfloß ohne weitere Kunde von Jakob. Endlich kam ein neues Schreiben von ihm, in welchem er folgende Nachricht gab:

„Das Befinden meines Vaters hat sich ganz unerwarteterweise um vieles gebessert. Ich kann nicht anders als dem Himmel dafür danken . . . Geduld, teure Natalina! Mein Vater hat Verdacht geschöpft, daß ich meine Religion abschwören wolle. Welche Vorwürfe mußte ich hören! Ach, ich bin der unglückseligste aller Menschen!“

Natalina las diese Zeilen mit anscheinender Ruhe. Einige Tage später aber wurde sie von einem Fieber befallen, das sich als sehr hartnäckig erwies. Jakob ließ von Zeit zu Zeit

Briefe ähnlichen Inhalts folgen, die aber allmählich seltener wurden. Zuletzt verfloß ein halbes Jahr, ohne daß von ihm eine Nachricht kam. Das Siechtum und der Trübsinn Natalinens nahm inzwischen fortwährend zu. Der Name Jakobs kam jedoch niemals über ihre Lippen.

Endlich traf von dem schwer Vermißten folgende Botschaft ein: „Mein Vater ist nicht mehr. Strafe mich der Himmel, wenn ich diesen Augenblick herbeigewünscht habe. Du aber, Natalina, magst nun den Schmerz und die Ungeduld Deines langen Harrens vergessen. Noch sind nicht zwei Stunden verflossen, seit mein Haupt mit dem Wasser begossen wurde, das die Erbsünde hinwegwäscht. Ich bin nicht mehr Jakob, ich bin Giovanni. Wiedergeboren bin ich, o Natalina, für mich und Dich! Niemand hat mehr über mich zu gebieten, und ich besitze soviel als hinreichend ist, für uns beide ein bescheidenes Lebensglück zu gründen. Heute zählen wir den vierzehnten, am einundzwanzigsten bin ich in Deinen Armen, und wir gehören einander für immer an!"

Welche Überraschung bereitete Eleonoren dieser Brief! Aber sie sagte zu sich selbst: „Soll ich ihn Natalinen übergeben? Sie ist in einem solchen Zustande von Schwäche ... ich möchte nicht, daß das unerwartete Glück ihr eine zu heftige Erschütterung verursache ... Vielleicht aber könnte sie diese Freudenbotschaft vom Rande des Grabes zurückreißen, an welchen sie schon gelangt ist. Ich will mich mit unserem geistlichen Freunde besprechen."

Der würdige Priester teilte die Freude Eleonorens über den Brief und nahm es auf sich, Natalinen mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen.

„Liebe Tochter," sagte er, indem er sich dem Bette der Kranken näherte und seine Hand auf ihre Stirn legte, „hoffst du noch auf Gottes Beistand?"

„Ich hoffe und vertraue auf ihn," versetzte sie mit matter Stimme.

„Und worin bestehen deine Hoffnungen?"

„Daß er mich bald in seinen Schoß aufnehme."

„Hoffst und wünschest du nichts mehr auf dieser Erde?"

„Die Güter der Erde sind trügerisch. Ihr selbst habt es mir oft gesagt, ehrwürdiger Vater! Jakob hat mir einst geschworen, daß er mich liebt; auch er hat mich betrogen."

„Betrogen? Wer weiß? Natalina, gib nicht alle Hoffnung auf!“

„Ich hoffe nichts mehr.“

„Bist du stark genug, eine gute Nachricht zu vernehmen?“

„Ich glaube an keine freudige Botschaft. Der Unglücksstern, der über meiner Wiege stand, wird mich bis zu meinem Grabe begleiten!“

„Sage das nicht; Gott ist allmächtig; mit seinem Willen kann sich alles ändern. Doch zur Sache. Wisse, Jakob hat wieder von sich hören lassen.“

„Ach, ich werde nie die Seinige werden.“

„Fasse Mut, Natalina. Lies diesen Brief und überzeuge dich von den Wirkungen der göttlichen Gnade.“

Natalina erhob sich mühsam im Bette, unterstützt von Eleonoren. Ihre Augen waren starr auf das Blatt geheftet, das der Priester ihr darreichte. Sie las die Zeilen langsam vor sich hin und fing dann wieder von vorn zu lesen an, als hätte sie den Sinn noch nicht verstanden. Als sie den Brief das zweite Mal durchgelesen, lächelte sie bitter und fragte: „Ihr hintergeht mich vielleicht? Ihr wollt mich trösten?“

„Siehst du denn nicht,“ fragte Eleonore, „es ist Jakobs eigene Schrift . . . oder vielmehr Giovannis . . .“

„Giovannis? Ach ja, Giovannis! Gesegnet sei mir der Name! Giovanni also . . .“

„Wird in kurzem bei dir sein!“

„Bei mir?“ — Hier sank Natalina, von einer Ohnmacht überwältigt, zurück. Aber fast augenblicklich erholte sie sich wieder, lächelte und rief: „Der Brief, der Brief! Laßt ihn mir, ich will ihn noch einmal lesen!“

„Da, da,“ sagte Eleonore.

„Welches Datum trägt er?“

„Er ist vom 14. d. Mts.“

„Und heute haben wir?“

„Den 18.“

„Noch zwei Tage und er wird hier sein!“

Natalina verbrachte die Nacht in seltsamen und lebhaften Träumereien. Sie sprach mehrmals laut und ihre Reden waren verwirrt. Am folgenden Morgen versuchte sie aufzustehen und brachte es auch mit einiger Anstrengung zustande.

„Es sind viele Monate,“ sagte sie, „daß ich nicht nach

meinen Kleidern gesehen habe. Was wird Giovanni sagen, wenn er mich so vernachlässigt findet? Ich will doch den Schrank durchmustern und alles Schadhafte in guten Stand setzen. O Eleonore! Meine gute Mutter! Bald will ich Euch von der Last befreien, die Ihr so lange getragen habt. Aber ich werde nicht undankbar sein. Vielleicht können wir auch zusammen wohnen. Übermorgen wird Giovanni hier sein, und dann halten wir Hochzeit ... ich will, daß es so bald als möglich geschehe."

„Das freut mich sehr," erwiderte Eleonore, doch war in dem Blicke, mit welchem sie Natalinen musterte, nichts weniger als volle Beruhigung und ungetrübte Hoffnung zu lesen.

„Man muß doch auch die Stube scheuern und das ganze Haus", fuhr Natalina fort. So brachte sie den ganzen Tag in aufgeregter Geschäftigkeit zu und erhielt sich zur Überraschung aller bei ungeschwächten Kräften. Auch schlief sie in der darauffolgenden Nacht leidlich.

So kam der 20. heran. Schon am frühen Morgen wollte Natalina aufstehen, aber es fiel ihr schwerer als den Tag zuvor. Bald mußte sie in großer Ermattung sich wieder auf einen Stuhl niederlassen. Dennoch sagte sie: „Ich befinde mich wohl." Ein paarmal fragte sie: „Wer klopft? Vielleicht er? Doch nein, erst morgen hat er versprochen zu kommen."

Der befreundete Geistliche kam. „Ah, seid mir willkommen!" rief Natalina. „Ihr seid es ja, der mir die große Freudenbotschaft gebracht hat. Daß Euch der Himmel dafür segne! Morgen wird sich also alles entscheiden! Ich werde endlich glücklich sein. Und vielleicht ... Gott verzeihe mir diesen Hochmut ... vielleicht verdiene ich nach so vielen Leiden es zu sein ... aber, ehrwürdiger Vater, wie kommt es doch, daß es so dunkel wird? Beginnt es vielleicht zu regnen?"

„Nein, liebes Kind, die Sonne scheint in ihrer vollen Reinheit."

„Dann weiß ich nicht ... mir ist ganz dunkel vor den Augen ... ich sehe Euch nicht mehr ..."

„Fühlst du dich leidend?"

„Ich weiß nicht ... eine gewisse Beängstigung, die immer mehr zunimmt ... o Gott, o Gott ... Euren Segen, ehrwürdiger Vater ..."

Natalina sank zurück. Sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Priester besprengte sie mit geweihtem Wasser und sprach die Sterbegebete über sie. Eleonore ließ in größter Eile den Arzt rufen. Dieser kommt, untersucht den Körper Natalinens und erklärt: „Sie ist tot."

Unter Tränen rief Eleonore aus: „Was wird Giovanni sagen, wenn er morgen kommt und sie tot findet?"

„Ich mache mich auf Schlimmes gefaßt," versetzte der Pfarrer. Dieser junge Mann, der Natalinen so leidenschaftlich liebte, der vielleicht nur ihretwegen seinen Glauben abschwur, er wird sich gewiß der Verzweiflung hingeben, wenn er sie tot findet."

„Was ließe sich tun," fragte Eleonore, „um ihn nicht gleich im ersten Augenblick durch die traurige Wahrheit zu erschrecken?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Priester; „doch ist es vielleicht am besten, da er morgen kommt, noch diesen Abend den Leichnam Natalinens in die Kirche zu bringen und morgen frühzeitig zu bestatten."

Eleonore war damit einverstanden. Alle Anstalten wurden sogleich getroffen, den Vorschlag des Pfarrers auszuführen. Natalina wurde in weißes Linnen gekleidet und ein Kranz von Rosen um ihr Haupt geschlungen. Dann wurde sie mitten in einer Kammer auf einen grünen Teppich gelegt. Viele Frauen der Nachbarschaft kamen, teils aus Frömmigkeit, teils aus Neugierde, um dem Leichnam eine Sprenge geweihten Wassers zu geben und Gebete darüber zu sprechen.

Die Nacht kam heran. Wenige Fackeln und das murmelnde Gebet zweier Priester begleiteten das junge Mädchen zur letzten Ruhestätte. In der Kirche S. Barnaba wurde sie ausgestellt und bei ihrem Leichnam die übliche Nachtwache gehalten. Bei Sonnenaufgang, noch vor Beginn der ersten Messe wurde ein Grab eröffnet. Natalina wurde in dasselbe hinabgelassen, und der Gruftstein schloß sich über ihr. Denselben Morgen kam Giovanni an.

Die Verzweiflung, mit welcher er die Trauerkunde vernahm, ist nicht zu beschreiben. Das Haus Eleonorens widerhallte von seinen Klagen. „Warum," rief er aus, „warum habt Ihr sie fortgetragen? Meine Gegenwart, meine Liebe, meine Küsse hätten sie ins Leben zurückgerufen!"

Dank der Vermittlung des mitleidvollen Priesters, erwirkte Giovanni zuletzt die Erlaubnis, das Grab Natalinens öffnen zu lassen, damit er die Geliebte noch einmal sehen könne. Man eröffnete also das Grab, und fand — — o Schauder! — — man fand das unglückliche Mädchen jetzt erst wahrhaft tot — auf den Knien liegend, die Augen aus ihren Höhlen getreten, das Gesicht verzerrt vom Ausdrucke der entsetzlichsten Verzweiflung . . . Sie war lebendig begraben worden.

Damit endet unsere einfache Erzählung. Niemals in ihrem Leben konnten Eleonore und der Priester sich's vergeben, daß sie, wenn auch in der besten Absicht, die Veranlassung zur übereilten Beerdigung der Scheintoten gewesen waren. Man suchte die schauerliche Tatsache geheimzuhalten, aber Giovannis Leid kannte keine Grenzen, und die Ausbrüche seiner Verzweiflung machten die Wahrheit bald überall offenkundig.

Der treffliche Priester aber ermangelte nicht, solange er lebte, in seinem täglichen Gebete unter Seufzern und Tränen auch für die Ruhe der Seele Natalinens den Himmel anzuflehen. Oft rief er dabei aus: „Ich bete für sie, und doch bedürfte vielmehr ihres Gebetes ich armer Sünder, der ich ihren Tod veranlaßte. Möge sie im Himmel für mich Fürbitte leisten. Ihr Platz kann nur im Schoße des ewigen Friedens sein. Denn einmal und irgendwo muß doch das irdische Schicksal sich ausgleichen, und nur zeitlich verdüstert, aber nicht ewig ausgelöscht werden kann der Gnadenstrahl der ewigen Liebe.

Aphorismen und ästhetische Notizen.

Jedes kleinste Sandkorn, jede kleinste Flocke des ewigen Schnees, jeder kleinste Splitter des Gletschereises hat seinen Teil am Verdienste der Erhabenheit, welche den Montblanc zum himmelan starrenden Koloß und seinen Eindruck für die Menschen überwältigend macht.

* * *

Die Notwendigkeit von Gesetzen würde nicht so allgemein anerkannt sein, wenn dieselben bloß zum Schutze der Gerechten

und nicht auch dazu dienten, daß die Ungerechten die Früchte ihrer Ungerechtigkeit in Ruhe genießen können.

* *
*

Worte lassen sich bestreiten, das Stillschweigen ist unwiderleglich.

* *
*

Die Liebe ist, wie der Falter, ohne Flügel nur ein Wurm.

* *
*

Der Schwan im Weiher, — ein Vogel bei den Fischen zu Gaste! Ein Parasit des feuchten Elements und ein Überläufer aus dem Luftreich. Wozu hat er die Flügel? Vielleicht ist er eines Vergehens halber aus dem heimischen Luft- und Lichtreich ausgestoßen worden und hat als Verbannter ein Asyl im nassen Element gesucht. Aber die höhere Macht, die ihn aus seiner Heimat stieß, hat ihm die Gnade gewährt, doch wenigstens im letzten Moment seines Lebens wieder Vogel zu werden: er singt im Sterben.

* *
*

Unser Denken und Überlegen ist ein Selbstgespräch, bei welchem wir uns selbst vieles, was wir wissen, verschweigen, und bei welchem wir gerade so sophistisch, so heimtückisch und unehrlich verfahren, wie im Wortgefechte mit andern.

* *
*

Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernichten.

* *
*

Alle Wege führen — nach Hause.

* *
*

Es ist nicht eine gerade Linie, sondern eine Spirale, in welcher wir uns einem Wesen nähern, das wir zu lieben anfangen, und es ist eine Spirale, in welcher wir uns erkaltend wieder von ihm entfernen.

* *
*

Die Milbe und der Phönix — beide suchen die Flamme und verbrennen darin. Aber jene bleibt vernichtet, dieser geht wiedergeboren daraus hervor.

* *
*

Eine schöne, wohlerhaltene Frau von fünfzig Jahren kann vielleicht noch einen Mann glücklich machen; unglücklich aber keinen mehr.

* * *

Man sollte als Knabe in Deutschland, als Jüngling in Italien, als Mann in England, als Greis im Orient leben.

* * *

Eine Tragödie muß man von Italienern, ein Lustspiel von Franzosen, eine Posse mit Gesang und Tanz von Deutschen dargestellt sehen.

* * *

Von jedem tiefen Gedanken, den wir selbst gefunden, der in uns wahrhaft lebendig ist, mag derselbe nun der Ästhetik, der Politik, der Moral oder welcher Sphäre immer angehören, führt ein Weg ins innerste Zentrum der Erkenntnis. Jede lebendige Idee kann Keim und Prinzip eines ganzen Systems werden, wie Atome, Moleküle, Zellen eines pflanzlichen oder tierischen Organismus Keime eines organisierten Ganzen werden können.

* * *

Wenn der Mensch zu seinem Leide von heute nicht immer auch sein Leid von gestern und sein Leid von morgen hinzurechnete, so wäre jedes Schicksal erträglich.

* * *

Schön hat Gott die Welt gemacht, der Mensch soll sie gut machen.

* * *

Wie die Wellenlinie die der Schönheit ist, so ist die gerade die der Sittlichkeit. Auch die Umrißlinie eckiger, aber regelmäßiger, kristallographischer Figuren könnte man als Sittlichkeitslinie gelten lassen, da sie mit ihren abspringenden Winkeln gleichsam den aus seiner Bahn gebrachten, gebrochenen Trieb bezeichnet, während die Schlangenlinie, weder in einem geraden Geleise festgebannt, noch durch ein plötzliches Hemmnis zu scharfem Absprunge genötigt, in schöner, freier Willkür sich bewegt.

* * *

Sonderbar, daß der Affe das häßlichste und zugleich das menschenähnlichste Tier ist!

* *
*

Die Widerstandskraft der Weichen bringt den Stärksten zur Verzweiflung. Man kann Eisen hämmern, aber nicht Kautschuk.

* *
*

Einen großen Mann übertreffen ist leichter, als ihm gleichen.

* *
*

Merkwürdig, daß die Zeit des erwachenden Lebens, das Frühjahr, die ungesundeste, und die des ersterbenden, der Herbst, die gesundeste Zeit des Jahres ist!

* *
*

Üppigkeit reizt, Schönheit entzückt, Anmut fesselt.

* *
*

Wenn jemand für einen noch größeren Herrn gehalten werden will, als er ist, so reist er inkognito.

* *
*

In den Lehrgebäuden der Philosophen kommen immer blinde Fenster vor.

* *
*

Wäre es nicht endlich an der Zeit, auch eine „Kritik der reinen Unvernunft“ zu schreiben?

* *
*

Um die Weisheit (Pallas Athene) zu gebären, mußte sich sogar Jupiter den Kopf zerbrechen.

* *
*

Gedankenschwere Lyrik ist nicht die echte; die echte trägt nur Blüten, nicht Früchte.

* *
*

Tränen sind ein Feuer, das zu Wasser geworden.

* *
*

In den meisten Dingen erscheint mir die Natur so ziemlich respektabel. Aber daß sie die Maus durch die Katze nicht bloß auffressen, sondern auch quälen läßt, daß sie die In=

stinkte einer höchst überflüssigen Grausamkeit in Katzen, Tiger, Weiber und viele andere Naturwesen pflanzt, das hat mir noch keine „Theodicee" begreiflich zu machen gewußt.

* *
*

Wenn ein Selbstmörder, der einen abgelegenen Ort aufsucht, um sich zu erschießen oder zu erhängen, auf dem Wege dahin ins Wasser fiele, so würde er, falls er schwimmen kann, mit aller Anstrengung seiner Kräfte das Ufer zu erreichen und sein Leben zu retten suchen.

* *
*

Das Höllenfeuer unterscheidet sich von jedem andern Feuer dadurch, daß es nicht leuchtet. Es ist ein dunkles Feuer — ewige Glut, vereinigt mit ewiger Finsternis.

* *
*

Dem Lyriker muß es erlaubt sein, heute Optimist und morgen Pessimist zu sein. Der Lyriker spricht nur Stimmungen aus, nicht Überzeugungen.

* *
*

Goethe ist ein olympischer Zeus mit griechischen Locken vorne um die Stirn — und einem kleinen deutschen Zöpfchen hinten im Nacken.

* *
*

Albern und philisterhaft ist die Vorstellung, die in vielen Köpfen gespukt hat und noch in vielen spukt, daß der Apfel, zu dessen Genuß Adam durch Eva verleitet ward, ein Symbol des Verkehrs der Geschlechter sei. Leider hat selbst Milton mit dieser Vorstellung zu kokettieren nicht ganz unterlassen, indem er dem genossenen Apfel eine berauschende Wirkung auf Adam zuschreibt, infolge welcher er Eva zum ersten Male mit lüsternen Augen betrachtet. Wenn Gott die Eva für den Adam erschuf, so geschah es offenbar, um ihm ein Weib zu geben, und die Vereinigung, für welche der Schöpfer den Mann und das Weib organisiert hat, als etwas ursprünglich Sündhaftes aufzufassen, ist, wie gesagt, absurd, und geradezu lächerlich wirkt die Idee, daß es dieser Frevel gewesen sein soll, zu dessen Sühnung später ein Gottessohn vom Himmel herabsteigen mußte! Nein! einen so trivialen Sinn hatte der „Baum der Erkenntnis" nicht!

* *
*

Als Knabe hat der Mensch ein Steckenpferd, als Jüngling ein Ideal, als Mann ein Idol.

* * *

Der Tod macht das Leben zu einer ernsten Sache.

* * *

Die Heftigkeit, mit welcher wir etwas Verlorenes betrauern, hängt von Stimmungen und zufälligen Umständen ab; die Dauer unseres Schmerzes aber entspricht dem wahren Wert des Verlustes.

* * *

Es gibt kleine Geister mit großem spezifischem Talent.

* * *

Einzelhaft in der Hölle mit ausgesuchten Höllenqualen ist denkbar; eine himmlische Zelle aber für eine einzelne Person mit ausgesuchten Himmelsfreuden ist ein Unding.

* * *

Bilde dir nur nicht ein, den wahren Charakter eines Weibes kennen zu lernen, so lange es dich liebt!

* * *

Die Liebe blind? Jawohl; aber nur weil sie keine Augen braucht, um alles zu sehen, zu fühlen und zu wissen.

* * *

Wenn es sich darum handelt, ob irgendein verdienstvoller Dichter oder Künstler einen Orden erhalten soll, so ist nicht maßgebend, ob er denselben verdient, sondern ob er einen passenden Frack besitzt, einen Orden daran zu heften.

* * *

Jeder Grundsatz der Lebensweisheit ist ein zweischneidiges Werkzeug, das nur der Weise geschickt handhabt, und an welchem sich der Schwachkopf und der Pedant in die Finger schneiden.

* * *

Nicht die Leiden sind das wahrhaft Schreckliche und Unerträgliche im Menschenleben, sondern die Stimmungen.

* * *

Es gibt ein Gedächtnis des Kopfes und ein Gedächtnis des Herzens.

* *
*

Laß dich durch das Schicksal des Ödipus warnen, keine Frau zu heiraten, welche — deine Mutter sein könnte!

* *
*

Das Schwein ist ein auf vier Beinen laufender Speckranzen, ein lebender Sack, der die Bestimmung, zu fressen und gefressen zu werden, mit einem überwältigend drolligen Ausdrucke zur Schau trägt. Ein Meisterstück des Komischen auf dem Gebiete der Naturplastik!

* *
*

Trennung droht keinem Liebesbunde, so lange nur Gründe, und nichts anderes, demselben entgegenstehen. Ein Herzensbund kann ernstlich nur ohne einen Grund, den man in Worte fassen könnte, gelöst werden, wie er im natürlichen Lauf der Dinge auch nur ohne einen Grund, der sich in Worten angeben ließe, geknüpft werden kann.

* *
*

Wenn ein Mann sich ein weibliches Ideal bildet, so sieht dasselbe seiner Frau, oder seiner Geliebten, selbst wenn er sie wirklich liebt, in der Regel nicht ähnlich.

* *
*

Es gibt Weiber, die man liebt bis ans Grab — aber nicht darüber hinaus.

* *
*

Treu sein heißt: die Gelegenheiten zur Untreue meiden.

* *
*

Das Weib ist für keine andere Logik empfänglich als für die der Tatsachen. Bist du in der Lage, sie diese Logik empfinden zu lassen, so verdirb dir die Wirkung nicht dadurch, daß du dich bemühst, ihr dieselbe Logik auch in Worten klarzumachen und sie zu einer formellen Anerkennung derselben zu zwingen. Das hieße, den kaum errungenen Sieg preisgeben und sich aufs neue einem schwankenden Boden anvertrauen.

* *
*

Langeweile ist die beste Krankenwärterin.

* * *

Natürlicher Tod auf der Bühne ist immer ein künstlerischer Fehler.

* * *

Vergessen zu sein von der Nachwelt — das ist zu ertragen. Aber ausgelöscht zu sein aus einem Herzen, von dem man geliebt worden, das ist ein Gedanke, den kein fühlender Mensch erträgt.

* * *

Wirf das falsche Glück von dir, damit Platz ist für das echte, wenn es kommt.

* * *

Die Natur schafft und erhält das Individuum zunächst und hauptsächlich nur als ein *fortpflanzendes*.

* * *

Was die Philosophen gelehrt, von Pythagoras bis auf Schopenhauer, ist alles die Wahrheit, nur bringt es uns dem Weltgeheimnis nicht näher. In unseren Systemen ist das Problem nicht *gelöst*, sondern nur in eine *Formel* gebracht. Um es zu lösen, müßte jenes urälteste und wichtigste Postulat: „δός μοι ποῦ στῷ" erfüllt werden.

* * *

Poesie ist die verzauberte Jungfrau, die der Poet und der Künstler aus dem Bann der Materie zu erlösen hat. Aus allem Geschaffenen seufzt sie ihm wehmütig entgegen.

* * *

Die Zeit ist ein schleichendes Gift.

* * *

Ich liebe das Gute, Schöne und Wahre nicht bloß wie andere Menschen — ich bin *verliebt* darein. Die allen Menschen natürliche Liebe für dasselbe ist in mir zu einer krankhaften Passion ausgeartet.

* * *

Das poetische oder Kunstwerk wird mit Lust empfangen und mit Schmerzen geboren wie jedes andere Kind.

* * *

Schmerzunfähig zu sein ist der Gipfel der Unseligkeit.

* *
*

Eitelkeit ist am Menschen immer die Handhabe des Teufels.

* *
*

So lange ein Weib sagt: „Ich habe geliebt!“ so lange liebt sie noch. Von dem Augenblicke an, wo sie nicht mehr liebt, stellt sie in Abrede, daß sie geliebt hat.

* *
*

Jeder Mensch hat eine Atmosphäre um sich, die nicht zu verwechseln mit dem Geruch, den er etwa verbreitet, und nur sensitiven Naturen bemerkbar ist. Diese Atmosphäre kann feurig, luftig, wäßrig, erdig sein — sie kann pikant und würzig oder fade sein, sie kann süß oder sauer sein, vor allem ist sie sympathisch oder antipathisch. Sehr spezifisch ist das Atom der Jugendfrische, von schlafenden Kindern und von jungen Mädchen am reinsten ausgeströmt. Auch der Unterschied des feingeistigen und des grobsinnlichen Wesens ist sehr scharf markiert.

* *
*

Es gibt eine Energie des Wollens und eine Energie der Kraft. Beide sind leider nicht immer vereinigt.

* *
*

Man bleibt so lange jung, als man einsam und unglücklich ist. Ewige Sehnsucht ist ewige Jugend.

* *
*

Dichter haben ewig alte Geschichten auf ewig jugendlichen Leibern.

* *
*

Es gibt nur zwei Todsünden: die Bosheit und den Egoismus.

* *
*

Die Themis muß blind sein. Sie darf nur hören, nicht sehen.

* *
*

Das Leben ist eine böse Kokette, welche sich an denjenigen rächt, die sie verschmähen, und diejenigen zugrunde richtet, die sich ihr hingeben.

* *
*

Alle irdischen Dinge haben ein Janusgesicht.

*   *
*

Der Dichter hat das letzte Wort.

*   *
*

Dem Dichter strömen so viele Quellen des Vergnügens zu, daß er ein Narr wäre, wenn er Geld für Vergnügen ausgeben wollte.

*   *
*

Wenn du an jemandem dich rächen willst, gib acht, daß du dir selbst nicht weher tust als ihm.

*   *
*

Das Höchste menschlicher Weisheit ist, einzusehen, daß alle Behauptungen nur bedingt und relativ, nur gewissermaßen, nur im allgemeinen, oder nur unter Umständen wahr sind.

*   *
*

Das Nichtsein ist süß, aber der Tod ist bitter.

*   *
*

Es gibt auch auf geistigem Gebiete künstliche Springbrunnen und natürliche Quellen. Ehre sei diesen und jenen!

*   *
*

Nie ist mir der Formenzauber weiblicher Schönheit anziehender erschienen, als wenn ich mich eine Zeitlang eifrig mit mineralogischen Studien und der Betrachtung von Mineralien beschäftigt hatte. Nach dem Verkehr mit dem reizvollen, aber harten, spröden, kalten, gleißenden, eckigen, scharfkantigen Gestein tat die Weiche und Rundung, beseelte Fülle, Wärme und Schmiegsamkeit der organischen Form meinen Sinnen wohl. Nichtsdestoweniger bin ich doch auch wieder gern zu den rätselhaft schönen, wundersamen Gesteinen zurückgekehrt.

*   *
*

Wer das Schöne mit Begeisterung liebt, kann nicht Pessimist sein. Denn man sage was man will zuungunsten der Welt, des Schönen ist und bleibt sie nun einmal voll.

*   *
*

Jeder Mensch hat ein physisches und moralisches Doppelgesicht.

*   *
*

Von jemand entfernt sein und an ihn denken, heißt ihm näher sein, als ihm nahe sein und nicht an ihn denken.

* *
*

Man beugt sich oft gern vor kleinen Seelen: nämlich zu ihnen hinunter; und man bäumt sich auf vor großen — um zu ihnen emporzureichen.

* *
*

Manchmal glauben wir, Fortuna lächle uns, während sie uns bloß auslacht.

* *
*

In Gesellschaft entwickeln Geist und Charakter sich mehr in die Breite, in der Einsamkeit mehr in die Tiefe.

* *
*

Süße Liebesträume stellen sich am häufigsten im Morgenschlafe ein, wenn der Frühwind sich erhebt. Zephyrus entführt also noch immer gern die schlummernde Psyche in Amors Zaubergärten.

* *
*

Die Macht des Weibes in der Welt ist ein phaenomenon bene fundatum. Es offenbart sich darin die erste und universellste aller Naturmächte: der geschlechtliche Trieb, der Zeugungswille, auf welchem die Existenz und der Bestand der Welt beruht.

* *
*

Es wäre ganz vergebens, Mütter, welche nun einmal auf Liebe und Milde allein angelegt sind, zu wohltätiger Strenge gegen ihre Kinder anhalten zu wollen. Die erzwungene, nicht natürliche Strenge ist so wenig wert und so unwirksam, als erzwungene, nicht natürliche Liebe und Milde. Auch Schläge müssen von Herzen kommen, um zu Herzen zu gehen.

* *
*

Das Licht ist ein großer Lügner. Es macht alle Dinge schön, es verklärt sie mit seinem Glanz, es schminkt sie mit seinen Farben.

Unter allen Werken Goethes gibt es nur ein einziges, das man einigermaßen veraltet nennen könnte. Und dies ist merkwürdigerweise gerade dasjenige, welches einst als des Dichters berühmtestes, verbreitetstes und gelesenstes galt: der „Werther“. Die psychologisch wertvollen, aber weit ausgreifenden, schier endlosen Tagebuchblätter des Eingangs würden heutzutage keinen Sensationsroman erwarten lassen, keinen Roman, den die Leihbibliotheksleser verschlingen. Erst in der zweiten Hälfte tritt die Darstellungskunst eines genialen Meisters für jedermann und wohl auch für alle Zeit packend zutage. Von Werthers äußeren Lebensverhältnissen und den Nebensachen überhaupt ist in dem Buche fast ermüdend viel die Rede; die Hauptsache, Werthers Verkehr mit Lotte, wird eigentlich nur auf wenigen Seiten unmittelbar vorgeführt. Die Sprache Goethes ist im „Werther“ erst in ihrer Bildung begriffen. Es finden sich Stellen von großer stilistischer Schönheit; daneben aber altmodische, ungefügige, sprachlich unrichtige Wendungen. Sonderbarerweise läßt der Dichter im „Werther“ einmal zur Mittagsstunde einen „Abendwind“ wehen. Ich weiß nicht, ob diese Bemerkung schon jemand gemacht hat. Die Stelle findet sich unterm 30. November und lautet: „Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde. Ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge her, und die grauen Regenwolken zogen in das Tal ein.“ Es gehört einiger Scharfsinn dazu, zu erraten, daß mit diesem „Abendwind“ vielleicht ein Westwind gemeint ist.

Mit der Jugendlichkeit in Form und Stil des „Werther“ ist es interessant, die männliche Reife der „Wahlverwandtschaften“ zu vergleichen, einen Roman, mit welchem Goethe den rücksichtslosen Realismus und die psychologische Sezierkunst der Schule Balzacs lange vor Balzac künstlerisch eingeleitet. Aber auch dies Meisterwerk hält sich nicht in all seinen Teilen auf gleicher Höhe und bezahlt namentlich in seinen mittleren Partien den Tribut alles Menschlichen an das Schicksal, das nichts Vollkommenes duldet. Den vollen Zauber der Meisterschaft, mit welchem das Werk anfangs den Leser gefangennimmt, schwächt späterhin einigermaßen die Breite der Kleinmalerei, welche der Autor von der Haupthandlung auch auf das Nebensächliche, das Episodische, überträgt. Aber da man

doch immer begreift, was der Dichter will, und sich fortwährend im Bannkreise eines bedeutenden Geistes fühlt, so folgt man ihm willig und läßt sich, was er bietet, gefallen — Einzelheiten etwa ausgenommen, wie die Szene gegen den Schluß hin, wo Charlotte unmittelbar nach dem gewaltsamen und plötzlichen Tode ihres Kindes mit dem Hauptmann ihre Ehe- und Scheidungsangelegenheiten ruhig, kalt, diplomatisch-gemessen erörtert. Ich finde diese Szene in ihrer gekünstelten, gespreizten Ruhe unerträglich. Überhaupt verfällt der Stil Goethes in den letzten Kapiteln der „Wahlverwandtschaften“ in einen absonderlich geschraubten Ton, vielletcht weil der Dichter dort ein sentimentales Pathos anstrebie, das nicht mehr in seinem Wesen und in der Natur seines Stils lag.

Das Problem, welches die „Wahlverwandtschaften“ mit ihrem Titel andeuten, scheint mir geistreich aufgegriffen, aber ich glaube nicht, daß es dem Dichter mit einer völligen und konsequenten Durchführung des geistreichen Gedankens Ernst gewesen. Die Übertragung des Begriffs der Wahlverwandtschaft vom chemischen auf das seelisch-ethische Gebiet erscheint bei näherer Betrachtung nicht als real durchführbar; die Gegenüberstellung — wage ich zu behaupten — ist eine bloße Analogie, ein Gleichnis, und hinkt wie alle Gleichnisse.

Der Begriff der Wahlverwandtschaft ist überhaupt ein etwas mißlicher, auf chemischem Gebiete so gut wie auf dem seelischen. Denn auf jenem wie auf diesem darf man eher behaupten, daß nicht sowohl das Gleiche, Ähnliche, Verwandte, als das mehr oder weniger Entgegengesetzte sich anzieht, sich sucht und findet. Will mau trotzdem die Anziehung, welche ein Element, ein Wesen auf das andere naturgemäß ausübt, Wahlverwandtschaft nennen, so gilt diese doch nur auf chemischem Gebiete mit Naturnotwendigkeit. Auf ethischem Gebiete überlasse man es den Verliebten, von Seelenverwandtschaft zu schwärmen; tatsächlich sind es, wenn wir auf den Naturgrund hinuntergehen, ganz andere Instinkte und Umstände, welche leidenschaftliche Bündnisse der Neigung knüpfen und lösen. Maßgebend ist da viel öfter der Reiz, den das nicht Besessene vor dem Besessenen (also z. B. auch der Freund vor dem Gatten) voraus hat. Der Mensch verlangt ewig nach dem, was er nicht hat; jede Ergänzung

dessen, was er in dem von ihm Besessenen vermißt — und er vermißt immer etwas — erscheint ihm verlockend. Ein Reiz der Verwandtschaft besteht allerdings auch, und er ist manches Mal ein gewaltiger; aber er wirkt meist nur bis zur Vereinigung: nach derselben stoßen sich die Wahlverwandten häufig wieder ab. Gar oft gilt so der Satz: A trennt sich von B und vereinigt sich mit C, gerade nur weil es bisher mit B verbunden gewesen; wäre es mit C verbunden gewesen, so würde es sich lebhafter von B angezogen gefühlt haben. Das klingt sehr trivial, ist aber die ungeschminkte Wahrheit, und wenn wir uns auf das Feld der Goetheschen Romane begeben, stehen wir auf dem Boden des Realismus, fühlen uns herausgefordert, psychologisch rücksichtslos zu verfahren . . .

Ich finde aber auch nicht, daß Goethe in seinem Roman tatsächlich versucht hätte, die Wahlverwandtschaft zum bindenden und lösenden Prinzip zu machen. Es tritt nicht zutage, daß Eduard für Ottilien entbrennt, weil sie im Rapport einer geheimen Verwandtschaft mit ihm steht; er liebt das schöne junge Mädchen, nachdem ihm die einst heißgeliebte Frau durch den ungestörten Besitz gleichgültiger geworden. Ebenso ist kein Nachweis beigebracht, daß der Hauptmann Charlotten von Natur sympathischer, verwandter sein mußte als Eduard.

* *
*

Gibt es ein absolut vollendetes und mangelloses Dichterwerk? Vielleicht; aber unter den Werken, welche die Gipfel der Weltliteratur bezeichnen, könnte höchstens die „Ilias" als ein solches gelten; die höchsten Kundgebungen des poetischen Genius im Mittelalter und in der neueren Zeit stehen durchaus nicht mangellos da, sondern haben nebst unübertrefflichen Schönheiten auch unzweifelhafte Gebrechen an sich. Shakespeares Dramen können als der reinste Spiegel der Menschennatur gelten, aber unzähligemal finden wir uns bei ihm auch durch Unnatur, durch Künstelei, durch Schwulst, durch Formlosigkeit abgestoßen. Dante ist der gewaltigste Poet, den die romanische Literatur aufweist; aber sein unsterbliches Hauptwerk wimmelt von scholastischen, pedantischen, unpoetischen Elementen. Und ist das berühmteste Dichterwerk der modernen Welt, Goethes „Faust", vollendet?

* *
*

In seiner Ganzheit ist „Faust“, was die Form betrifft, der getreueste Ausdruck jener Rastlosigkeit, mit welcher die deutsche Literatur, vor allen ihr Haupt und Führer Goethe, sich zeitlebens in den nachgeahmten und angeeigneten Formen aller Zeiten und Völker herumwarf, ohne eine eigene zu finden, die man als eine dichterisch-individuelle, oder wenigstens als eine nationale hätte bezeichnen können. Unserer Literatur fehlt ein reiner, nationaler Stil, ein festes Formprinzip. Wie hat eben dieser Goethe in seinen beiden größeren Romanen, den „Lehr-“ und den „Wanderjahren“, das geniale Erzählertalent, das ihm verliehen war, die wunderbare Anschaulichkeit seiner Darstellung verdorben und entstellt durch das pedantisch-lehrhafte Element, das er einführt! Welch ein herrliches, frisches, lebensvolles Gemälde bietet der erste Band des „Wilhelm Meister“! Das Beste, was die Engländer des vorigen Jahrhunderts in trefflichen Romanen geliefert, ist übertroffen. Der ganze „Wilhelm Meister“, in dieser Weise durchgeführt, hätte der deutschen Nation einen Meister- und Musterroman für alle Zeit beschert. Aber wie fallen die weiteren Bände gegen den ersten ab durch den hölzernen Gedanken- und Tendenzapparat, den der Dichter hinter der lebendigen Handlung als geheimes Triebwerk aufrichtet! — Im zweiten Teile des „Faust“ hat mich das Lehrhafte und Allegorische nie gestört: es ist da bedingt durch den Plan und die Idee des Ganzen. Aber daß in Romanen, welche bestimmt scheinen, Muster naiv-lebendiger Darstellungskunst zu werden, ein so frostig-didaktisches Element sich eindrängen und breit machen konnte, wie im „Wilhelm Meister“ und den „Wanderjahren“, das war leider vielleicht nur in Deutschland möglich.

* *
*

Der gedruckt vorliegende Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller ist ein Unikum der Weltliteratur und war in dieser Gestalt nur in Deutschland möglich. Nur als Deutsche konnten ein paar schöpferische Geister ersten Ranges ihr Kunstbestreben in so grüblerischer, so abstrakter Weise mitsammen erwägen, erörtern, kritisieren, wie hier Goethe und Schiller. Aber auch in einer anderen Beziehung ist dieser Briefwechsel einzig: der Ton desselben hat bei aller Vertraulichkeit doch

immer einen Anhauch von der Noblesse fürstlicher Häupter. Die Feinheit und das Zartgefühl dieser beiden Männer gegeneinander ist bewunderungswürdig. Aber das Interessanteste an diesen Briefen bleibt doch immer, zu sehen, wie viel bewußte Theorie die beiden Hochmeister der Poesie mit ihrer genialen Praxis verbunden haben. Ein hervorragend kritischer Geist war namentlich Schiller; seine Zergliederungen Goethescher Werke, z. B. des „Wilhelm Meister", sind wunderbar. Für jeden, der in den Geist der beiden Männer tiefer eindringen will, ist dieser Briefwechsel kaum zu entbehren. Auch der persönliche Charakter beider tritt anschaulich daraus hervor. Schillers scharfe, schneidige Natur, die mit der sprudelnden Gefühlswärme seiner Lyrik in so schroffem Widerspruche zu stehen scheint, Goethes ruhig-klares, maßvolles, und dabei humanes Wesen, das von der Kälte und Sprödigkeit des Gemütes, die manche in ihm finden wollten, so weit entfernt ist, und das höchstens für den Verdacht des Mangels völliger Offenheit manchmal einigen Raum läßt — sie zeigen sich nirgends sonst in so interessantem Gegensatz und verleihen dem Ganzen das charaktervollste Gepräge. Einen wohltuenden Eindruck macht die im allgemeinen von schöner Achtung und edler Sympathie zeugende Haltung der beiden gegen wirklich bedeutende Zeitgenossen (wie Herder, Wieland u. a.); scharf und ablehnend ist sie nur gegen das Schlechte oder Bedenkliche, oder einer erklärten Gegnerschaft gegenüber. Auch der Xenienkampf, bei welchem in unseren Augen diese beiden Größten ihrer Zeit im Gefechte mit den Kleinen ein wenig einschrumpfen, war doch überwiegend defensiver Natur. Auch ist er im allgemeinen ziemlich harmlos, nur einigen Gegnern, wie Nikolai, Reichardt, die bei unseren Olympiern wirklich viel auf dem Kerbholz hatten, wird schärfer zu Leibe gegangen. Widerspruch vertrugen sie nicht, diese beiden Olympier, und Kritik ließen sie sich höchstens einer vom anderen gefallen. Beachtenswert ist es jedoch dabei, wie Schiller sich Goethen entschieden unterordnet, die Überlegenheit des größeren, genialeren Meisters begeistert anerkennt. Einen Ersatz für das, was die Natur ihm Goethen gegenüber in Beziehung auf höchsten künstlerischen Vollgehalt versagte, konnte Schiller indessen darin erblicken, daß es ihm, dem kranken Manne, gegönnt war, eines seiner epochemachenden

Dramen nach dem anderen gleichsam aus dem Ärmel zu schütteln, während der gesunde, kräftige Goethe sich vielfach in seinen Bestrebungen zersplitterte, Bedeutendes und Unbedeutendes langsam, zögernd, schwankend, stockend zutage förderte.

* * *

Grillparzer, auch ein Verkannter wie Schopenhauer, war weniger boshaft als dieser; aber was er von Verbissenheit in sich hatte, und was in unzähligen Epigrammen sich entlud, wurde durch keinerlei Naivität wie bei jenem aufgewogen. Einen Menschen, der sich gibt so wie er ist, den nimmt man auch, wie er sich gibt. Dies war der Fall bei Schopenhauer. Grillparzer dagegen ist weit entfernt von kindlicher Offenheit in der Kundgebung seines Wesens und Charakters. Eine gewisse Zurückhaltung wirkt anfröstelnd, wo Grillparzer von sich, seinem inneren oder äußeren Leben berichtet. Es gibt wenige Dichter, Schriftsteller, Künstler und sonstige berühmte Menschen, die durch ihre Selbstbekenntnisse, Briefe u. dgl. uns nicht menschlich näher gerückt, nicht sympathischer würden. Eine der wenigen Ausnahmen ist die nachgelassene Selbstbiographie Grillparzers. Sie spricht so wenig das Gemüt an, daß einem der Dichter daraus nicht bloß nicht lieber, sondern auch nicht anschaulicher, nicht lebendiger wird. Der Grund davon ist: Sie eröffnet keinen Blick ins Innerste — in die Tiefe des Herzens. Sie ist sehr karg in allem, was sich auf Gemütsleben, Liebe, Leidenschaft bezieht. Hier und da ist ein Selbstvorwurf eingefügt, wie im Reisetagebuch — S. 306 und 307 — aber ohne Zusammenhang, ohne Begründung, daher unverständlich. Grillparzer beschuldigt sich eines Mangels an „Gesinnung", klagt, daß er „Greis und Kind zugleich, statt ein Mann sei"; aber alles Tatsächliche, worauf ein solcher Selbstvorwurf sich stützen könnte, bleibt in Dunkel gehüllt. Auch Widersprüche tragen dazu bei, daß der Leser aus dieser Selbstbiographie sich über den Charakter, die Denk- und Empfindungsweise Grillparzers nicht völlig klar werden kann. Der Eindruck, den die „Zugeknöpftheit" des Erzählers macht, ist ein beklemmender, verstärkt durch das an und für sich Unerfreuliche im Lebenslaufe des mit Recht verbitterten Dichters. Nicht einmal die Schilderung

der Kindheit und ersten Jugend — die Oase fast eines jeden Menschenlebens — macht bei Grillparzer einen wohltuenden Eindruck. Wie absonderlich und unklar ist dann vieles in der Erzählung des Dichters von seiner amtlichen Laufbahn! Wie seltsam klingen manche von den Eingaben, die er an vorgesetzte Behörden richtet! — Dazu der abgeschmackte Zeithintergrund! Die läppische Zensur, die des Dichters loyalstes Stück: „König Ottokars Glück und Ende" zwei Jahre lang zurückbehält! Wie unverständlich ist uns die Scherzlaune des Monarchen, der ein Stück Grillparzers der Öffentlichkeit vorenthält, weil es ihm „so gut gefällt" und er es „für sich allein haben will!"

So erblicken wir in Grillparzers Selbstbiographie ein „Stück Alt-Wien", aber von seiner unerquicklichsten, weil „ungemütlichen" Seite.

* *
*

Die Grillparzersche „Ahnfrau" leidet, um einen medizinischen Ausdruck zu gebrauchen, an einer Hypertrophie der Handlung und der Sprache. Zwei spannende Motive sind in eins geflochten, von welchen jedes allein schon hinreichend wäre, die Kosten der vollen Aufmerksamkeit eines Theaterpublikums zu bestreiten: Die Geschichte der gespenstigen Ahnfrau, und die des Räubers Jaromir. Man könnte ganz gut aus dieser „Ahnfrau" die Titelheldin selbst weglassen, und die Geschichte des Räubers Jaromir würde ohne den Gespensterspuk noch immer einer großen Wirkung sicher sein. Mit diesem vollblütigen, überquellenden Leben der dramatischen Handlung, zu welcher sich noch die wirksam-wortreiche Lyrik und Rhetorik des Dialogs gesellt, steht die Einfachheit des Plans, die festgehaltene Einheit des Ortes und der Zeit in einem raffinierten Gegensatz. Wie Schillers „Räuber", verdankt das Erstlingswerk Grillparzers die Kraft und Nachhaltigkeit seiner Wirkung einer glücklich ergriffenen und mit vollem Jugendfeuer in Szene gesetzten volkstümlich wirksamen Handlung.

* *
*

Grillparzer äußert in seiner Selbstbiographie, daß er sich „trotz allem Abstande denn doch für den Besten halte, der nach Goethe und Schiller gekommen". In diesem Punkt war Grillparzer das Opfer einer Selbsttäuschung. Auf Goethe

und Schiller folgt in der Rangordnung des deutschen Parnasses zunächst — niemand. Der dritte Platz ist eben leer. Dann folgen, in weiterem Abstande, Jean Paul und Heine, die beiden genialsten Romantiker jenen beiden Klassikern gegenüber, bei welchen aber das Romantische — und dies steigert ihre Bedeutung, statt sie zu verringern — auch schon den Keim der Selbstauflösung in sich trägt: Jenen Humor, jene Ironie, jenen kaustischen Witz, der diese beiden Männer vielleicht zu den beiden geistreichsten Menschen stempelt, die je gelebt. Nach diesen genialen Geistern von gewaltig packender Eigentümlichkeit folgt eine Gruppe von sehr interessanten und bedeutenden Dramatikern, die es aber weder zu einer Geltung in der Weltliteratur gebracht, noch auf die nationale Schaubühne ihres eigenen Volkes einen erheblichen Einfluß geübt: und hier erst ist neben H. v. Kleist, Grabbe, Hebbel und anderen Grillparzer zu nennen.

* *
*

Wie kommt es, daß ein Dichter, wenn man persönlich mit ihm verkehrt, an seinem Nimbus leicht einiges einbüßt, dagegen an Interesse unendlich gewinnt, ja erst in seiner vollen Eigentümlichkeit, Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit erscheint, wenn man seine ausführliche Lebensgeschichte, insbesondere aber seine gesammelten Briefe liest? —

Im Augenblick erinnere ich mich nur eines bedeutenden Poeten, der bei Lesung seiner ausführlichen Lebensgeschichte meinem Gemüte nicht näher gebracht wurde: ich meine Grillparzer.

* *
*

E. T. A. Hoffmanns Märchen und einige seiner Novellen werden immer zu den merkwürdigsten und originellsten Leistungen der deutschen Literatur gehören. Freilich nicht für Leser, welche in den ersteren nur form- und sinnlose Gebilde eines verbrannten Gehirns, Visionen einer aberwitzigen Phantasie erblicken! Wohl aber für solche, welchen der Sinn und Zusammenhang dieser Schöpfungen klar wird, welche ein Verständnis dafür haben, wie schön und wahr, wie phantastisch und realistisch z. B. im „Meister Floh“ durch Pepusch und Dörtje (Fackeldistel und Tulpe) die Blüte des vegetativen,

durch Peregrinus die des Gemütslebens sich erschließt! Wie sinnvoll vermittelt ist diese höchste Blüte durch das göttliche Prinzip der Natur, den Karfunkel! Wie tiefsinnig und wie drollig zugleich spiegelt sich in dem Egelprinzen das gemeinsinnliche, jenem feindselige Prinzip, in dem schwebenden Genius Thetel aber das unentschiedene Hin- und Herschwanken, das ohnmächtige Sichaufschwingen und Wiederzurücksinken der oberflächlichen, seichten und dabei anmaßenden Naturen! Mit welchem schlagenden Humor stellt in den beiden Mikroskopikern, Leuvenhoek und Swammerdamm, die gemütlose Handhabung der Naturmächte sich dar, welche diesen zwar manches von ihren Geheimnissen abringt und sie bis zu einem gewissen Grade sich dienstbar macht, mit ihren gelehrten Künsten aber gegen die wahre innere Magie des mit der Natur in wunderbarem Rapport stehenden Gemütes nicht aufkommen kann! Das sind Märchensymbole, „Allegorien“, wenn man will — nun ja; aber wo bleibt der „Aberwitz“?

Wenn der ehrsame Frankfurter Bürger Peregrinus Tyß zugleich der mächtige Geisterkönig Sekakis ist — wie sich ja bei Hoffmann z. B. auch Archivdirektoren finden, welche zugleich indische Geisterfürsten sind —, so ist das nicht eine bizarre Laune der dichterischen Phantasie, sondern es ist eben nur die sinnige Andeutung der bizarren Kontraste, die sich in der Natur und Wirklichkeit selber zusammenfinden. Auch in der Wirklichkeit ist das derb Realistische und das poetisch Ideale, das Philisterhafte und das Romantische, Märchenhafte oft dicht beisammen, ja ineinander verwoben und verfilzt. Kann ein Archivdirektor Poet sein, wie Grillparzer, warum nicht auch Geisterfürst und Naturbeherrscher, wenn er die göttliche Magie des Gemütes in sich entwickelt?

Es liegt eine Art Selbstironie der Natur in diesen Gegensätzen, und diese der Natur selbst nachgeahmte Ironie war ein hervorstechender Charakterzug Hoffmanns. Wie verschieden aber ist diese Ironie noch immer von der eines Heine! In Heines Ironie hat der verneinende Witz schon das entschiedene Übergewicht über die romantische Bejahung des Ideals, wenn auch die Nachklänge der Romantik in Heine vielleicht das Genialste und das Bleibendste sind, was die deutsche romantische Literaturepoche geschaffen. Aber in der Form, im Ton erinnert die Heinesche Ironie an die

Hoffmannsche oft in frappanter Weise, und es ist nicht zu verkennen, daß Hoffmann stark auf Heine gewirkt hat.

* * *

Die *sublimste* Lektüre, die ich kenne, sind die Schriften Novalis', Hölderlins und Emersons. Auch Schleiermachers „Monologe“ und vieles aus den mit großem Unrecht vernachlässigten Oden Klopstocks rechne ich dazu. Es gibt ohne Zweifel glänzendere Namen in der Weltliteratur; aber schwerlich welche, die mit größerer Feinheit, größerem Adel menschliches Denken und Empfinden vertreten.

* * *

Jean Paul ist der witzreichste, geistvollste Mensch, der je gelebt. Sein „Titan“ zwar, seine „Unsichtbare Loge“, seine sentimentalen, ernsten Werke und Kapitel sind uns nur mehr halb genießbar. Aber „Siebenkäs“, das „Leben Fibels“, der „Feldprediger Schmelzle“, „Katzenbergers Badereise“, der „Komet“, auch „Quintus Fixlein“ sind köstliche Gaben, einzig in der Literatur. Nur einem so überaus originellen Kopfe wie Jean Paul war es vorbehalten, Satire und Idyll in so wunderbarer Durchdringung zu verschmelzen, wie es im „Leben Fibels“ der Fall ist. Es ist ein *sublimer* Humor in diesem Buche, eine göttliche, zu reinster Milde geläuterte Ironie, zumal in den Schlußkapiteln.

* * *

Man spricht von Gedichten, von Liedern, die „voll warmer Empfindung sind“, die „vom Herzen kommen und darum zu Herzen gehen“ und wieder von anderen, die „*gemacht*“ sind, weil „*nicht empfunden*“, und daher auch keinen unmittelbaren, tiefen Eindruck hervorbringen. Diese Auffassung ist, wiewohl eine allgemein verbreitete, doch von sehr zweifelhafter Richtigkeit. Ob ein Gedicht den Eindruck des Empfundenen mache, ob es „zu Herzen gehe“, ist nicht Sache der persönlichen Empfindung des Dichters selbst, sondern seines lyrischen Talents, seiner angeborenen Gabe zu singen und zu sagen. Es gibt Dichter, welche bei der tiefsten und lebhaftesten Erregung des Gemüts doch nichts unmittelbar Ergreifendes zustande bringen und welchen die Wärme der Empfindung gleichsam auf den Lippen erkaltet; es gibt andere, von der

Natur begnadete, welche, ohne viel dabei zu denken und zu empfinden, Verse von so frischer Unmittelbarkeit und Eigentümlichkeit hinzuwerfen imstande sind, daß sie alle Herzen rühren und bezaubern. Jeder Poet fühlt es oft selbst recht gut, daß ihm einmal ein höchst wirksames Gedicht gleichsam spielend gelingt, während er ein anderes Mal vergebens nach Worten ringt, um sein tiefstes Empfinden auszusprechen und seine Stimmung dem Hörer mitzuteilen. Mir sind Menschen vorgekommen, welche von nüchterner und geradezu poesieloser Natur, und doch imstande waren, recht gemütliche Verse zu schreiben.

* * *

Gogols „Zauberer!" Welche Phantasie! Traumhaft-ungeheuerliche Gebilde, Szenen und Gestalten von originellster Seltsamkeit, die sich mit einer gewissen Schwerfälligkeit aus der russischen Phantasie loszuringen scheinen, mit einer Art naiver Unbeholfenheit — dann aber titanisch und überwältigend dastehen! Welche tiefe, stimmungsvolle Naturanschauung! Diese märchenhaft wundersamen Bilder der nächtlichen Szenerie am Dnieperstrom! Und wie dann erst das Gebirg, die Karpathen, in der Phantasie des Steppenbewohners zum Märchen wird! Alles wunderbar, wildfremd, traumhaft — und doch im Innersten lebendig — empfunden — angeschaut! — Dieser riesenhafte gespenstige Ritter auf dem Roß, der mit geschlossenen Augen im Mondlicht über die einsamen, himmelanragenden Gipfel der Karpathen reitet — nur bei Nacht sichtbar, während er im Tageslichte bloß als riesiger Schatten über die Berge gleitet — welch ein unvergleichliches, unvergeßliches Phantasiegebild!

Gogol ist die russische Volksseele in ihrer merkwürdigsten, poesiereichsten Verdichtung und Verkörperung! Man vergleiche als Seitenstück zum „Zauberer" das grotesk-humoristische, grandios-phantastische, dabei originell-realistische „Weihnachtsmärchen"! Reklams Universalbibliothek würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie den bisher erschienenen Bändchen der Gogolschen Skizzen noch viele weitere folgen ließe!

* * *

Bei den Russen und Polen sind die Männer bekanntlich das schwache, die Weiber das starke Geschlecht. Die Schwäche

der männlichen Naturen und den dämonischen Willenseinfluß der Frauen auf sie hat niemand so maßvoll, so ohne Übertreibung und Karikatur, in glaubhafter Naturwahrheit dargestellt wie Turgenjew. Am weitesten aber — bis zur Versenkung in tiefe Naturmysterien — geht in dieser Beziehung Turgenjew in der Novelle „Klara Militsch“, in welcher eine schwache Jünglingsnatur unwissentlich durch den Blick eines Mädchens von starker Willenskraft derart magnetisiert wird, daß der junge Mann von da an, obgleich er das Mädchen nicht liebt, ja von ihrem Wesen sich eher abgestoßen glaubt, unter dem Banne einer ihm unbegreiflichen dämonischen Macht steht, und daß das Mädchen, nachdem es sich aus Lebensüberdruß den Tod gegeben, ihn keine Ruhe finden läßt, bis er ihr ins Grab gefolgt. In der Art, wie Turgenjew die bis zur Katastrophe sich steigernde Nachwirkung jenes geheimnisvollen Einflusses psychologisch zu motivieren, überhaupt den seltsamen Stoff plausibel zu machen gewußt — eine besondere Tiefe der Anschauung verrät sich von S. 81 bis 87 der Henckelschen Übersetzung (München 1884) — liegt das Geniale dieser Erzählung, welche aus den letzten Lebensjahren des Dichters stammt.

* *
*

Zwei Dinge machen die Lesung der Komödien des Terenz in der Ursprache zu einer höchst interessanten: die Kenntnisnahme von altrömischer Umgangssprache, die man nur aus den Komödien gewinnt, und der Einblick in das Familienleben der Alten, der Griechen sowohl wie der Römer, denn da diese Stücke nach dem Griechischen bearbeitet sind und auf griechischem Boden spielen, so darf man wohl annehmen, daß die gemeinsamen Züge griechischen und römischen Lebens darin verschmelzen. Da sind es nun vor allem einige Wahrnehmungen, die man nicht ohne Verwunderung macht. Zunächst die des Verhältnisses der Sklaven zu ihren Herren, welches die ersteren keineswegs in einer so unterwürfigen Stellung zeigt, als man erwartet. Der Ton des Verkehrs zwischen Herren und Sklaven ist ein äußerst freier und ungezwungener. Ein Bedienter von heute würde sich schwerlich so mit seinem Herrn zu reden erlauben dürfen, wie es die Sklaven in diesen Stücken tun. Ferner zeigt das Band der

kindlichen und elterlichen Liebe sich nicht selten als ein besonders inniges; auch die Geschlechtsliebe entwickelt sich oft schwärmerischer, und sozusagen romantischer, als wir es uns bei der Meinung, die wir vom Gemüte der Alten haben, vorzustellen gewohnt sind. Wir besitzen noch keine nach diesen und ähnlichen Quellen berichtigte Darstellung griechischen und römischen Lebens, weder nach der guten, noch nach der schlimmen Seite — insbesondere nicht nach der letzteren hin. Eine wirklich getreue „realistische" Schilderung altgriechischen Lebens, wie sie zu schöpfen wäre aus den Komödien des Aristophanes und den gerichtlichen (nicht politischen) Reden des Demosthenes, sowie der übrigen griechischen Redner, würde ein neues, überraschendes, zum Teil verblüffendes Bild davon geben. Man könnte fragen, ob denn ein solches getreues Bild dem Publikum nicht in einem historischen Roman zu bieten wäre. Darauf habe ich zu erwidern, daß dies nur möglich wäre in einem Roman, dessen Stoff und Anlage dem Dichter nicht verwehrt, aus der poetischen und idealen Sphäre in die eines derben Realismus herabzusteigen.

* * *

Das Geistreichste, was die Römer hinterlassen haben, sind die Liebeselegien des Ovid. Leider sind diese Liebesgedichte ebenso arm an Gemüt wie reich an Geist. Unvergleichlich sind sie als Sittenbilder, und der Dichter selbst scheint sich dabei häufiger satirisch als lyrisch gestimmt gefühlt zu haben.

* * *

Die durch Wagner von der Bühne, aus dem Munde der Sänger verbannte Melodie hat sich hinunter in das Orchester geflüchtet, und es hört sich reizend an, wie das holde, muntere Kind da koboldartig spukend sein Wesen treibt, bald aus diesem, bald aus jenem Instrument hervorkichernd, plötzlich auftauchend, plötzlich wieder verschwindend. Sie ist, könnte man auch sagen, totgeschlagen, aber ihr Geist „geht um", kann nicht zur Ruhe kommen. Menschenstimme und Orchester haben die Rollen getauscht; das Orchester singt, und die Stimme des Sängers ergeht sich, rein musikalisch betrachtet, in Begleitungsfiguren.

* * *

Betrachtet man eine Madonna Raffaels, so wird es einem fast unmöglich erscheinen, sich diese ideale Huldgestalt in einer irdisch-erotischen Situation zu denken. Und doch würde das Kind auf ihrem Schoße zunächst eine solche voraussetzen lassen, solange man sich nicht besinnt, daß in dieser Situation kein Widerspruch, kein Fehler, sondern vielmehr die glücklichste Lösung der gestellten künstlerischen Aufgabe vorliegt. Ist doch das Madonnenideal eben die Vereinigung von Mutter- und Jungfrauschaft; und diesem Ideal entsprechen die Bilder Raffaels insbesondere darin am schönsten, daß sie die beiden Gegensätze von Jungfrauschaft und Mutterschaft nicht unvermittelt nebeneinander, sondern in einer wunderbaren idealen Durchdringung und Verschmelzung, und gleichsam nur das Göttliche von beiden, mit Abstreifung des Irdischen, zeigen.

* * *

Raffaels sixtinische Madonna braucht niemand in seine Stube zu hängen, denn wer sie einmal gesehen, im Original oder Nachbild, dem schwebt sie zeitlebens in ihrer Größe, Milde, in ihrer himmlischen Heiterkeit und Herrlichkeit unvergeßlich vor Augen. Bei keinem anderen Bilde wird es uns so leicht, die Umrisse sowohl als den Ausdruck immer gegenwärtig zu haben, so oft wir wollen.

* * *

Heute sah ich in den Schaufenstern einer hiesigen Kunsthandlung zum erstenmal Kaulbachs berühmte Berliner Wandgemälde in Photographien. Ich will es versuchen, den ersten Eindruck, den sie auf mich machten, zu beschreiben. Ich muß gestehen, daß derselbe kein durchaus günstiger war. Was ich hier (wie in den meisten modernen Bildwerken) vermisse, ist der echte ideale Form- und Schönheitssinn. Zwar wird nach idealem Ausdruck hier und da unverkennbar gestrebt, auch wird derselbe in Einzelheiten annähernd erreicht, aber im ganzen fehlt jener echte ideale Hauch, der über die Gebilde besserer Zeiten verbreitet ist. Am meisten in den Gesichtsbildungen. Aber auch in den Bewegungen fehlt der klassische Rhythmus. Einzelnes verletzt das feinere Formgefühl: auf der „Zerstörung Jerusalems“ krümmt sich im Vordergrunde eine Gestalt am Boden in der Art, daß sie mit dem Rücken

einen regelrechten Bogen beschreibt, ein völliges Halbrund, das, wie alles geometrisch Abgezirkelte, unangenehm wirkt. Vieles ist in der Formgebung mehr zierlich und auf den Effekt gearbeitet, als wahrhaft schön. Hat man aber einmal den ersten Eindruck dieser Schwächen überwunden (durch welche ja die gesamte Kunst der Gegenwart charakterisiert wird), so muß man der geistvollen Erfindung, der unvergleichlichen Gruppierung, der frappanten Ausdrucksweise dieser Bilder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Immer neu wird das Auge durch sie angezogen und festgehalten.

* *
*

Es bleibt für immer staunenswert, welchen lebendigen Schönheitssinn die alten Niederländer mit dem derbsten Realismus verbanden. Da stößt nichts ab durch Gemeinheit, vielmehr ist eine unsägliche Zierlichkeit über alles ausgegossen. Das Architektonische und Landschaftliche ist mit einem Geist, einem Reichtum der Phantasie, einem Reiz, ja zuweilen mit einem Pomp behandelt, der geradezu bezaubert, und mit welchem nur die idealsten Malerschulen rivalisieren können.

* *
*

Correggio ist geradezu ruchlos in seinen Bildern. Er tanzt Cancan mit dem Pinsel. Es ist eine merkwürdige Unruhe in seinen Kompositionen, es fehlt alle Würde und alles schöne Pathos der Form, alles erscheint in langen Strichen wirr durcheinander fahrend. Man findet wenige Bilder von ihm, auf welchen nicht sämtliche Personen lachen. Nur das meisterhafte Kolorit deckt das Zerfahrene der Linienführung.

Aus der ‚Atomistik des Willens‘: „Schönheit“.

„In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form.“

— Wenn behauptet wird, daß neben der Tendenz zum Nützlichen und Zweckmäßigen in der Natur auch eine Tendenz zur Schönheit walte — daß es neben der Teleologie des Verstandesmäßigen und Vernünftigen im Kosmos auch eine Teleologie des Schönen gebe, so ist man ohne Zweifel geneigt, diese Behauptung als eine poetische Schwärmerei zu belächeln.

Der treue Bienenfleiß und die scharfe, vorurteilslose Naturbeobachtung eines Darwin hätte indes über diesen Gegenstand ein Buch liefern können voll anregender Daten, wie es dieser große Gelehrte über andere, kaum weniger neue und erstaunliche Gegenstände der Naturwissenschaft geliefert hat.

Die Sache hängt zusammen mit der ganz wunderbaren Rolle, welche das Schöne anerkanntermaßen in der Natur und im Gemüte des Menschen spielt, und welche bisher noch keine Ästhetik völlig enträtselt hat.

In dem praktischen, zu Schwärmereien wenig geneigten Frankreich gibt es eine Philosophenschule, welche den ästhetischen Zweckbegriff in der Natur als Lehrsatz aufstellt. Ein Artikel der „Revue des deux mondes" von 1881 berichtet von dieser Schule und bekämpft den Lehrsatz — einzig und allein, weil er Unerklärliches behauptet. Aber was können wir denn eigentlich „erklären"? Können wir die Schwere erklären? die Anziehung und Abstoßung? den Magnetismus? die Elektrizität? —

Aus dem Munde Karl v. Scherzers hörte ich die Äußerung, daß die Baum- und Blumengruppen im amerikanischen Urwalde das Auge so entzückend ansprechen, als ob eine künstlerische Meisterhand sie nach den strengsten Schönheitsgesetzen geordnet hätte. Wenigstens ein Beweis, wie sehr die Natur das an sich ist, was wir schön nennen, und wie zwanglos sie unserem Schönheitsgefühl überall entgegenkommt.

Lassen doch unschwer durch alle Wesensreihen und Bereiche hindurch sich die Spuren eines Doppelzwecks der Natur, eines praktischen und eines ästhetischen, verfolgen! So genügt die Pflanze durch die Frucht dem Nützlichkeitszweck, durch die Blüte dem Schönheitszweck.

Der Blütenkelch der Pflanze ist ein von der Natur mit verschwenderischer Schönheitspracht ausgestattetes Zeugungsorgan. Worüber sie in der Tierwelt den Schleier der Scham breitet, das stellt sie mit göttlicher Naivität, aber durch den bezauberndsten Reiz der Schönheit geadelt, prunkvoll zur Schau in der Blumenwelt. In der Blume plaudert die Natur ungescheut ihr Geheimnis aus, daß ihr jedes zunächst und vor allem ein Zeugendes, daß ihr Fortpflanzung der Gattung die Hauptsache ist.

Sehen wir uns erst einmal nach weiteren Tatsachen um; es wird sich ja zeigen, ob und wie sie sich etwa erklären lassen.

Auch E. v. Hartmann bringt in seinem Hauptwerk (3. Aufl. S. 255—261) einiges bei, um die in der Natur waltende Schönheitstendenz zu erweisen. Er verweist z. B. auf die Augen des Pfauenrades, deren Entstehung ohne eine solche Tendenz sich kaum genügend erklären lasse.

Andere weisen auf die Tatsache hin, daß natürlicher Schönheitsschmuck bei Tieren immer an sichtbaren, gut ins Auge fallenden Teilen angebracht sind, an Stellen, wo auch eine mit Absicht schmückende Hand ihn anbringen würde.

Auch darin, daß es gerade die Männchen gewisser Tiere sind, welche hauptsächlich zur Paarungszeit in dem Schmucke prunken, der ihnen im Wettstreit um die Weibchen zustatten kommt, scheint sich eine Naturtendenz zu verraten. Will und kann man das alles nach darwinistischen Prinzipien erklären, so bleibt immer noch eines unerklärt: Wie kommt es, daß die tierischen Weibchen Sinn haben für einen Reiz, der mit den reellen Bedürfnissen und Zwecken des tierischen Lebens in keiner Beziehung steht? —

Wie die Natur das Problem der Verbindung des Schönen mit dem Zweckmäßigen zu lösen gewußt, das hat sie in der Menschengestalt z. B. am besten dort gezeigt, wo es am schwersten war. Wäre der Fuß ein bloßes Steh- und Gehwerkzeug und hätte sich die Natur dabei mit der bloßen Zweckmäßigkeit begnügt, welch ein häßliches, die ganze Menschengestalt verunzierendes Gebilde hätte er werden müssen! Und was hat sie aus ihm zu machen gewußt! Beim Frauenfuße erscheint die überwundene Schwierigkeit noch immer bemerkbar in dem Reizend-Drolligen, welches derselbe offenbar an sich hat.

Otto Busch behandelt in seiner „Naturgeschichte der Kunst" (Heidelberg 1878) auch den Kunstsinn der Tiere, ihre unbewußte Ästhetik, ihre Schönheitstendenz beim Baue von Nestern, Wohnungen usw.

Spuren ästhetischer Anlage und Genußfähigkeit bei Tieren werden von allen Naturforschern zugegeben. Durch Musik werden viele Tiere angezogen, fast bezaubert, wie Schlangen, und wer möchte behaupten, daß dem Vogel selbst sein Gesang nicht Freude macht? Auch glänzende Gegenstände haben Reiz

für manche Tiere. Elstern entwenden, wie man sagt, Geschmeide, und man erzählt von einem australischen Vogel, der Muscheln, bunte Federn, Stücke von Glas, farbigem Tuch, farbiger Töpferware u. dgl. sammelt. Manchen Insekten wird die Anziehungskraft, welche das Licht für sie hat, verderblich, und selbst Fische und Vögel, z. B. Lerchen in Frankreich, werden durch das Lockungsmittel des Lichts gefangen.

Das Wohlgefallen an Tönen, Farben, Licht ist nun freilich noch kein ästhetisches in höherem Sinne, aber es ist der Anfang, das tierische Rudiment eines solchen. Auch der Wilde ist noch keines anderen fähig.

Aber die Tiere kennen und schätzen gar wohl auch das Schöne, das sie selbst an sich haben. Sie prunken damit, sie machen einen bewußten Gebrauch von den Lockmitteln ihrer Farben, ihrer Töne in den Bewerbungen um die Liebe der Weibchen. Die Tatsachen sind allgemein bekannt, auch Darwin hat vieles Anziehende darüber beigebracht.

Daß wir etwas schön nennen, was weder mit dem Nützlichen, noch dem Angenehmen, noch dem verstandesmäßig Zweckmäßigen identisch ist, und daß dasselbe einen eigentümlich wohlgefälligen Eindruck auf unser Gemüt macht, ist Tatsache, aber vorderhand ein Rätsel. Daß schon das unmündige Kind sehr wohl den ästhetisch-wohlgefälligen Eindruck von dem des Häßlichen unterscheidet, wenn auch in letzterem nichts unmittelbar Bedrohliches liegt, ist ebenfalls Tatsache und ebenfalls vorderhand ein Rätsel. Es ist möglich, daß die vereinten Bemühungen der Naturwissenschaft und der Psychologie noch ermitteln, worin das sogenannte Schöne *besteht*: aber warum es mit einem eigentümlichen Reize auf unser Gemüt *wirkt*, das werden sie uns eben so schwer sagen können, als warum gewisse Nervenreize mit einem hohen Lustgefühl für uns verbunden sind. Wir sind in der Tat noch lange nicht so weit, das *sinnliche* Lustgefühl „erklärt“ zu haben; brauchen uns also nicht zu schämen, auch die *ästhetische* Lustempfindung noch nicht erklären zu können. Und wir haben keinen Grund, über die uns *angeborene Empfänglichkeit* für das Schöne vornehm hinwegzusehen, da wir ja doch auch die angeborene Empfänglichkeit für *sinnliche* Lustempfindung zugeben, obgleich wir sie nicht begreifen.

Der Grieche nannte das Weltganze ein *Schönes* (κόσμος).

Der Lateiner hat für „schön“ den Ausdruck „formosus“ von „forma“: ein Beweis, daß ihm der Begriff der Form selbst schon zusammenfiel mit dem des Schönen, jede reine Naturform also als ein Schönes galt. Unser deutsches Wort „schön“ steht in etymologischem Zusammenhang mit „scheinen“, Erscheinung, läßt also ebenso das Schöne als Formprinzip alles natürlichen Erscheinens gelten. Drei hochbedeutsame Zeugnisse, aus der in der Sprache sich verkörpernden Naturanschauung der Völker geschöpft, für den Begriff der Schönheit, den ich vertrete!

„Gott hat nicht einige schöne Dinge gemacht,“ sagt Emerson, „sondern die Schönheit selber schuf das All.“ —

Schön ist alles rein Entwickelte.

Vom Glanze, vom Farbenzauber, von den unendlich mannigfaltigen Kristallgebilden der Gesteine und Mineralien wird jeder nicht völlig Stumpfsinnige — besonders wenn er vieles weit Zerstreute zu einer bequemen Überschau vereinigt sieht — sich angesprochen, gefesselt, bezaubert fühlen.

Betreten wir einen großen, wohlgepflegten Gartenraum! Ein anderes Reich berückender, farbig-bunter, reizvoll gestalteter Wunderdinge umgibt uns — wie so ganz verschiedener Art von dem der Gesteine! Eine Welt des Zarten und Lieblichen! Ausgestattet überdies mit einer besonderen, berauschenden Gabe — der Gabe des Wohlduftes! — Was besagt er, dieser Wohlduft? Was der den Vögeln verliehene süße Gesang besagt: Die Welt ist nicht bloß eine Welt des Nützlichen, sondern auch eine Welt der Freude und der heiteren Zier — eine Welt des Schönen und Erquicklichen.

Man sage nicht, die Schönheit der Gesteinswelt bezaubert im Mineraliensaal, die Schönheit der Blumenwelt im Gartenraum, weil da das Schöne, Seltene, weit Entlegene vereinigt ist. Der blumengestickte Wiesengrund im Lenz ergötzt das Auge nicht minder als ein Blumenbeet im Garten. Und schön ist auch das einfachste, das bescheidenste Gestein in seiner Art, in seinem körnig-derben, oder glattfesten Gefüge, wie die bescheidenste Waldblume schön ist in ihrer besonderen, sinnig-zarten Art.

Man könnte sich versucht fühlen zu sagen, die Natur habe im Mineralien- und Blumenreiche sich deshalb so verschwenderisch an Schönheitsprunk gezeigt, weil sie hier durch

die Rücksicht auf das Nützliche und Zweckmäßige weniger gebunden war. Ist doch in diesem Sinne auch der Unterschied in der äußeren Bildung der Nutzpflanzen und der Zierpflanzen bedeutsam. Bei den letzteren ist der einzige Zweck die Schönheit. Überhaupt drängt die höchst beachtenswerte Tatsache sich der Betrachtung auf, daß, je weniger in einem Naturdinge ein Nützlichkeitszweck hervortritt, um so mehr von der Natur für seinen Schmuck aufgewendet ist, um so reizender in der Regel seine Formen, um so lebhafter seine Farben sind.

Was aber jenes anscheinend größere Sichgehenlassen der schönheitsfrohen Natur im Gesteins- und Pflanzenreiche betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß ja auch im animalischen Reiche die Natur, nicht zufrieden damit, auch hier die Rücksicht auf Schönheit niemals ganz einem Nützlichkeitszwecke zu opfern, und nunmehr sogar edlere, in höherem Sinne schöne Kunstgedanken zu verwirklichen, in eben diesem Reiche sich einige Domänen ausgesucht, in welchen sie wieder ganz ihrer üppigen Gestaltungslust, ihrer Prunksucht, möchte ich sagen, freien Lauf lassen konnte. Gedenken wir zunächst des Reichs der bunten Flatterer — der Schmetterlinge, die so ganz mit den Blumen zusammenleben und zusammengehören. Was sind sie selber anders als geflügelte Blumen? Gedenken wir ferner der gleißenden Schatzkammer Neptuns, des großen Muschelreiches, wo die Natur für den scheinbar armseligsten Zweck sich in Wundern des Formenspieles und des Farbenzaubers erschöpft hat!

Wie mit den zarten Faltern ins Blumenreich, greift die spielende Laune der Natur gleichsam ins Gesteinsreich zurück mit den bunten, harten, knöchernen Konchylien! Gedenken wir schließlich des Insektenreichs, insonderheit der Tropenzone, wo Zierlichkeit der Gestaltungen und üppiger Farbenprunk nicht minder ihre Orgien feiern! —

Lebhaft erhöht werden die Reizwirkungen der drei Naturreiche durch die originellen Gegensätze, in welchen sie zueinander stehen. Wie großartig ist diese Kontrastwirkung namentlich zwischen dem mineralischen und dem animalischen Reiche! Hier der funkelnde, harte, kalte, kantige Kristall, dort das zarte, weich abgerundete, farbengedämpfte Gebilde des Menschenleibes in der Form, in welcher die Natur

ihr Höchstes als Künstlerin geleistet: in der Gestalt des rein entwickelten, blühenden Frauenleibes! —

Ich erinnere mich, daß, wenn ich in früheren Jahren mich oft viel mit Mineralogie beschäftigte, und wochenlang nur Steine unter den Händen hatte, in meinem Vorstellungskreise zuletzt immer das Bild des zarten, weichen, warmen, duftigen Menschenleibes mit einem ganz eigentümlichen, lebhaften Reize emporstieg!

Wer möchte nach alledem leugnen, daß ein heiterer, schönheitsseliger, lebensfreudiger Zug sich bemerklich macht im Schaffen und Bilden der Natur — daß eine Botschaft des Lebens, der Freude, der Liebe aus ihm spricht, das den ewig verneinenden Stimmen der Tiefe ein ewig lächelndes „Und doch —“ entgegensetzt.

Häßlich ist in der Natur nur das Mißgeborene, das Kranke und Verkommende, das Hinwelkende und Verwesende.

Ich habe der elementaren Reize der Natur noch nicht gedacht: der weichen, wallenden, farbenwechselnden Flut mit ihrem Register der hundert Stimmen vom zartesten Geriesel bis zum Donnergebrause — des prächtig rollenden Gewitters im Gebirg — des Anblicks der endlosen, windgepeitschten See — und dann wieder der Natur in ihrer Sanftheit, ihrer wundersamen Stille: der ruhig-erhabenen Herrlichkeit des Sternenhimmels, des romantischen Zauberscheins des Mondes in der Nacht, vor allem aber des hellen, herzerfreuenden Sonnenscheines, der ein Meer von Lebensglanz und Lebensluft über die Welt ausgießt.

Alle die lieblichen und erhabenen Szenerien der elementaren Natur aber mit Wald und Gebirg und Meer und Strom und Flur samt aller Fülle der Gebilde selbst — was wären sie am Ende doch anders, als endlose Reihen schöngemalter Kulissen, verbliebe alles immer gleich und starr, und läge nicht etwas Flüssiges, ewig Bewegliches und Wechselndes in ihrem Reiz?

Das Spiel der Lichter und Schatten und Farben schafft jeden Augenblick eine neue Schönheitswelt aus der alten.

Mit- und nebeneinander ins Element des Lebens und des Lichts getaucht, sind alle Dinge schön. Jenes reizende Seetiergebilde, das farbig in der grün wallenden Meerflut leuchtet, schrumpft in der plump anfassenden Menschenhand

zum armseligen Gallertklümpchen zusammen, entreißest du es dem weichen, zarten Glanzelement, in dem es schwimmt.

Das Licht ist die magische Schminke der Welt. Sein Zauber durchwaltet das All, vom Glanzmeer der Milchstraße bis zum Demantfünkchen, das es auf das verlorenste Sandkorn der Talschlucht streut.

Die Naturgelehrten behaupten, alles Schöne in der Welt sei, wie alles Zweckmäßige, nur das Werk eines glücklichen Zufalls. Nun, so preisen und segnen wir ihn, den merkwürdigen, glücklichen Zufall, daß, um auf Emersons Wort zurückzukommen, Gott „nicht bloß einzelne schöne Dinge gemacht“, sondern das meiste in der Welt — ja, sagen wir nur geradezu alles in der Welt so schön geworden.

Wenn zunächst die Welt selbst das Schöne (κόσμος) ist, so ist das Prinzip des ästhetischen Wohlgefallens zunächst das Schauen selbst — das Sehen und Hören überhaupt. Daher die Kunst ursprünglich Naturnachahmung! Dem Menschen gefällt das, was ihn umgibt, so gut, ist ihm so interessant, daß er es doppelt haben will, es nachbildet, zu seinem Vergnügen.

So hängt also der ästhetische Trieb in seiner tiefsten Wurzel zusammen mit dem Lebenswillen und der Lebensfreude — der Freude an dem, was ist.

Sehr natürlich wird die einfache Lust am Schauen und Hören sich steigern beim Wahrnehmen der Dinge in einfachen, leicht und bequem aufzufassenden Verhältnissen: des Symmetrischen im Raume, des Rhythmischen in der Zeit, gegenüber dem Ungleichmäßigen, Verwirrten, Regellosen, das anstrengend und ermüdend auf die Sinne wirkt.

Das Wohlgefällige in der Architektur und in der Musik beruht ja anerkanntermaßen auf einfachen Zahlenverhältnissen, und die angenehme Wirkung ist um so größer, je größer die Vielheit und Mannigfaltigkeit, welche durch diese einfachen und geraden Zahlenverhältnisse zu einer geordneten Einheit und Übersichtlichkeit zusammengefaßt wird. Die Lust, welche harmonische Töne in uns erwecken, während Mißtöne uns unangenehm aufregen, beruht vielleicht darauf, daß die Schallschwingungen unser eigenes Wesen in Mitschwingungen verflechten, und daß die mitgeteilten regelmäßigen, rhythmischen Erschütterungen unserer Nerven und Atome an-

genehmer empfunden werden, als unregelmäßige, wüste und wirre Erregungen. —

Und das Schöne auf seinen höchsten Stufen — das der Menschengestalt z. B. und des Gesichtsausdrucks — beruht vielleicht auch nur auf einer geheimen Harmonie, einer höheren Einheit, die wir eben nur empfinden, nicht mit dem Verstande zergliedern können — abgesehen von seelischen Reizwirkungen, die dabei mit hineinspielen, die aber außerhalb der Sphäre des eigentlichen (sinnlichen) Schönen liegen. —

Festzuhalten ist an der Einsicht, daß die Lust am Schönen, wie rätselhaft dies auch im einzelnen, im großen und ganzen zunächst und hauptsächlich eine Ausdrucksform der Lust am Seienden, am Dasein ist, um so größer, je reiner, je ungefälschter und unverstümmelter dies Dasein, dies Seiende erscheint — eine eigentümliche Ausdrucksform also auch für die Bejahung des ewigen Lebenswillens, der in uns und im gesamten uns umgebenden All zum Ausdruck kommt.

Nur zum Teil ist unser ästhetisches Urteil über Naturwahrheit und Schönheit der Formen in der Kunst aus der Erfahrung abstrahiert. Wir besitzen in diesem Punkte einen weit feineren und tieferen Sinn, als er aus der bloßen Betrachtung und Vergleichung der Naturdinge je sich ergeben könnte. Woher rührt er nun, dieser wesentlichere, angeborene Teil unseres Formensinns? Ohne Zweifel daher, daß die Vernunft, welche ästhetisch in uns urteilt, eins ist mit der Vernunft, welche unbewußt wirksam in den Gestaltungen der Natur sich betätigt.

Gesamt-Inhaltsübersicht.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke
in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

Gesamt-Inhaltsübersicht.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke
in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht: